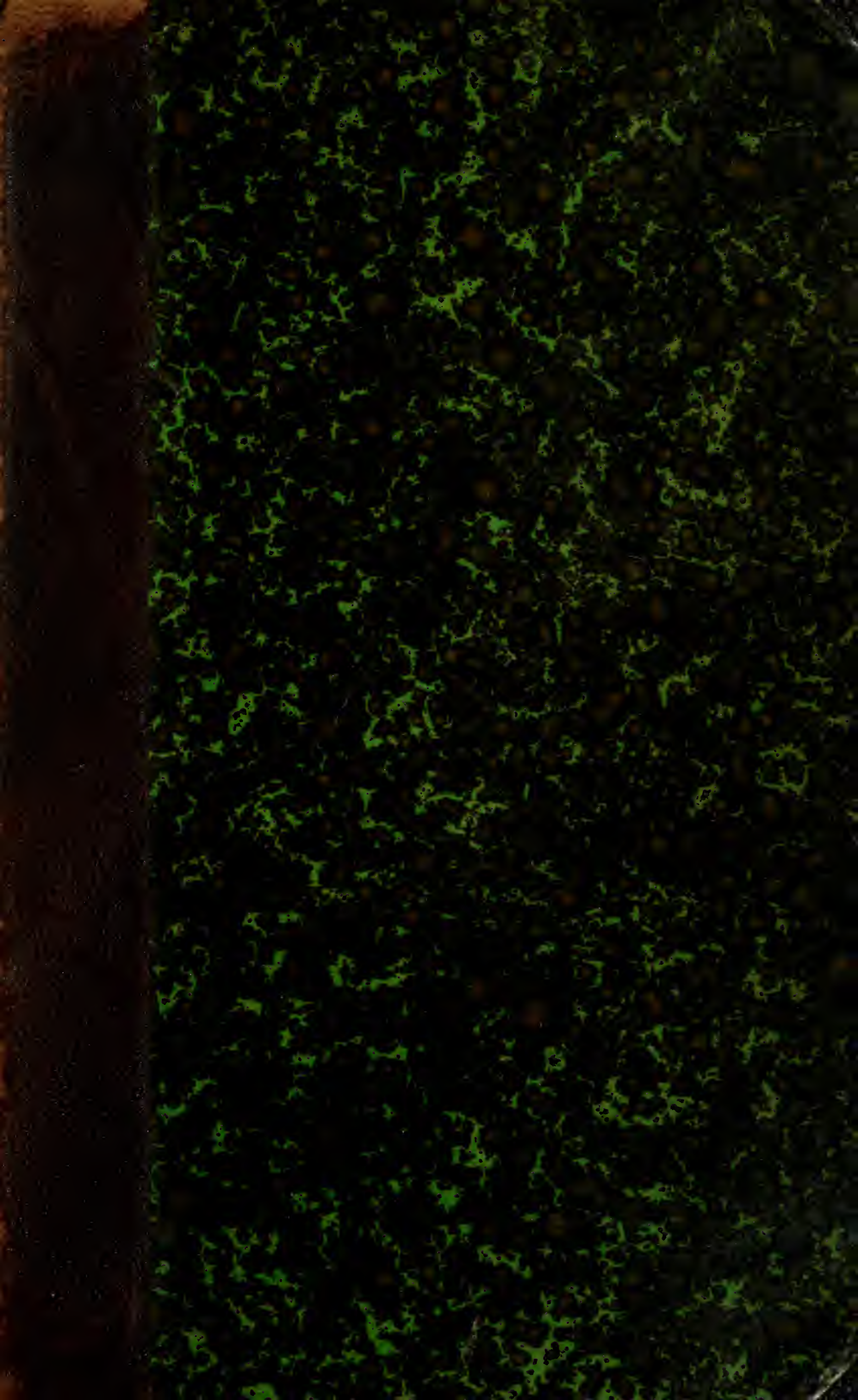








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXV. JAHRGANG, 66. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1881.

Inhalts-Verzeichniss des LXVI. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Ferdinand Freiligrath

als Vermittler englischer und französischer Dichtung und seine Bedeutung für die Weltlitteratur.

Das Bestreben unserer Nation nach Kenntnis der Weltlitteratur, das liebevolle Sichversenken in die reichen dichterischen Schätze anderer Völker des Erdballs hat in der Gegenwart die erfreulichsten Fortschritte und Erfolge aufzuweisen.

„Den Deutschen ward vor allen anderen Nationen die universelle Empfänglichkeit verliehen, die Weltsprache der Poesie zu hören und zu verstehen, d. h. alle die verschiedenen Klänge heimischer und fremder, urältester und jüngster Gemüts- und Geistesoffenbarung zu beachten, zu werten und zu geniessen. Der weltbürgerliche Zug im deutschen Wesen ist für uns ein höchst wirksames Bildungselement gewesen. Weil wir durch das befreiende Medium des Kosmopolitismus hindurchgegangen sind, ist unser Nationalbewusstsein kein borniertes und kann es nicht sein. Weil wir das Dichten und Trachten der anderen Völker kennen und zu verstehen wissen, vermögen wir auch zu ermessen, was uns selber noch fehlt und zu erringen übrig bleibt. Alle Einseitigkeit, individuelle wie nationale, vermag vor der modernen Civilisation nicht mehr zu bestehen und darum sind Völker, welche in solche Einseitigkeit sich einmauern, unrettbar dem Untergange verfallen.“

Wenn aber irgend jemand, so ist es der deutsche Geist, der den Beruf überkommen, die verschiedenen Volksgeister in sich wiederzuspiegeln, denn Deutschland als das Herz von Europa ist es, welches alle politischen, alle socialen Strömungen unseres Erdballs zusammenfasst und kraft der

centralen Stellung seiner Kultur die Lichtstrahlen und die Weckrufe aller gebildeten Völker sammelt, vereinigt, sie auf sich wirken lässt und ihr Licht wieder zurücksendet, verklärt und gehoben, sowohl in den Kern seines eigenen Wesens hinein, als nach auswärts zu allen Völkern und Geistern, von denen es empfangen hat.

Die Weltlitteratur führt zur Humanität; es wäre ein Unrecht, wollte man einem solchen idealen Ziele Schwäche und Sentimentalität beimessen. Die Weltlitteratur bringt das allgemein Menschliche zum Ausdruck, aber sie lässt immerhin die national und geschichtlich bedingte Erscheinungsform bestehen, wie an dem Werke die Signatur seiner örtlichen und zeitlichen Entstehung. Sie eröffnet dem lebendig quillenden heimatlichen Born neue Quellen der Nahrung; sie erweitert den Gesichts- und Ideenkreis der einzelnen Nation ohne bei einer gesunden Richtung ihrem Streben den Lebensnerv, den nationalen Boden zu entziehen.

Lessing, Hamann und vor allem Herder waren es, welche der Weltlitteratur die Bahnen eröffneten, Göthe war von Begeisterung für dieses Ziel erfüllt; den Romantikern bleibt bei aller Schwäche eigener poetischer Produktion und bei allem Mangel an gesundem Geschmack das grossartige Verdienst, in umfassender Weise zum Studium der fremden Litteraturen angeregt, ihre Erzeugnisse dem deutschen Volke durch musterhafte Uebersetzungen zugänglich gemacht zu haben. „Durch ihr Festhalten an der Herderschen Ansicht, dass die Poesie ein allgemeines Gut aller Völker und aller Zeiten sei, wurden sie veranlasst, sich bei anderen Kulturvölkern umzusehen, studierten und übersetzten die Klassiker der Engländer, Italiener, Spanier, Portugiesen u. s. w., und brachten uns dadurch eine grosse Fülle von Gedanken in unsere Literatur.“ Ja sie gingen zurück in das alte Indien, in den Orient mit seiner phantasiereichen Märchenwelt und seiner blütenreichen Dichtung und lenkten namentlich die Blicke auf das deutsche Mittelalter.

Es ist freilich wahr, dass die Romantik, indem sie zeitlich ins Mittelalter, räumlich über die Erde schweifte, den nationalen Boden verlor, das nationale Bewusstsein untergraben half und damit nur eine Poesie der exclusiven Stände geblieben ist. Die Schuld an diesem Uebelstand liegt in der Einseitigkeit

ihres Geschmackes. Aber auf ihrem Boden wuchs auch wieder schnell die deutsche Sprachforschung der Brüder Grimm und von ihr gingen die ersten Versuche einer Geschichte der Nationallitteratur aus.* Die Abfassung einer methodischen Geschichte der deutschen Litteratur bedingte geradezu ein Hinausgehen über die nationale Schranke als vorausgehend. Seit man sich im Geiste anderer Völker umgesehen, war man reifer im Urteil über die einheimische Poesie heimgekehrt; an dem Masse der fremden Kunst lernte man um so objectiver die eigene messen.

Seit der Zeit der Romantiker ist an der Verwirklichung des Zieles einer Weltlitteratur unablässig weiter gearbeitet; die Neuzeit, welche überhaupt in der wissenschaftlichen Forschung der Litteraturgeschichte in Deutschland so Treffliches geleistet,** hat eine neue Fülle Uebersetzungen von allen zur dichterischen Aeusserung gelangten Nationen geschaffen und wird in dieser segensreichen Arbeit nicht erlahmen. Wir Deutschen haben in der Uebersetzungskunst selbst so Erstaunliches geleistet, die deutsche Sprache überdies ist so wie keine andere zu Uebersetzungen geeignet — denn sie macht uns ausser dem Geist und Inhalt auch die sprachliche Form bis in die feinsten Wendungen hinein empfindbar — dass wir uns dem schönen Ziele immer mehr nähern, neben den eigenen Schätzen diejenigen der übrigen Völker in der Muttersprache zu besitzen, ein Ziel, welches dem deutschen Volke, seinen Idealen und geistigen Interessen zum höchsten und unbestrittenen Ruhme gereicht.*** Von den

* Die Vorlesungen der Gebrüder Schlegel über Litteratur.

** Es ist noch keinem anderen Volke gelungen, die Darstellung seiner Litteratur mit Methode zu behandeln, sie also zum Range der Wissenschaft zu erheben. Was hierin bei den Franzosen und Engländern gethan worden ist, beruht einerseits auf den Resultaten der deutschen Philologie, andererseits auf der durch Gervinus begründeten Methode des litterarischen Objects.

*** Auch die Darstellung der Geschichte der Weltlitteratur hat in Deutschland — und zwar in Deutschland allein — ansehnliche Arbeiten aufzuweisen, so Johannes Scherrs „Allgemeine Geschichte der Litteratur“, 6. Aufl. 1881, und von Leixners „Illustrierte Geschichte der Litteraturen aller Völker“, Leipzig 1880. Von spezifisch katholischem Standpunkte (!) brachte der Büchermarkt vor Kurzem ein opus. Demnächst erscheint in demselben Verlage, in welchem das Organ für die Weltlitteratur erscheint — das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes (Leipzig, Wilhelm Friedrich) — eine „Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen“, zu welchem Werke sich Schriftsteller des In- und Auslandes vereinigt haben. Gestattet möge es dem Verfasser sein hier auch auf sein in Kürze erscheinendes Werk hinzuweisen: „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die Litteraturen der europäischen Kulturvölker der Neuzeit.“ Dass übrigens die Kenntnis der Allgemeinen Litteraturgeschichte, der Litte-

Dichtern der Blüteperiode unserer Litteratur im 14. Jahrhundert bis herunter zu den bedeutendsten litterarischen Namen der Gegenwart haben wir neben ihren Originalschöpfungen die wertvollsten Uebertragungen dichterischer Erzeugnisse anderer Nationen aufzuweisen.*

Unter den Uebersetzern der Neuzeit ragt als einer der ersteren Ferdinand Freiligrath hervor. Er hat die Uebersetzungskunst auf eine neue Stufe gehoben. Seine in sechs Bänden im Jahre 1871 erschienenen „Gesammelten Dichtungen“** enthalten nur zur kleineren Hälfte Originalerzeugnisse, die grössere Hälfte besteht aus Uebersetzungen.

Wie bekannt trat Freiligrath mit dem 15. Lebensjahre in Soest bei einem Kaufmann in die Lehre. Seine freie Zeit benutzte er neben Versuchen in der Poesie zur Erlernung der neueren Sprachen und zwar des Englischen und Französischen. Sein Aufenthalt in Amsterdam, nach bestandener Lehrzeit — eine Stadt mit einem Conflux von Vertretern der verschiedensten Nationalitäten — entwickelte seine Fertigkeit in der Handhabung derselben; sein wiederholter Aufenthalt in England, das dem politischen Flüchtling zur zweiten Heimat wurde, machte den Dichter vollkommen mit der englischen Sprache und Litteratur vertraut.

Die grösste Fülle von Uebersetzungen lieferte Freiligrath demgemäss aus der englischen Dichtung, aber auch die Uebertragungen aus der französischen sind zahlreich. Aus dem Italienischen übersetzte er nur den Chor aus der Tragödie „Der Graf von Carmagnola“ von Alessandro Manzoni ins Deutsche.

Von den englischen Dichtern im engeren Sinne sind durch

---

raturgeschichte der germanischen, romanischen, slavischen etc. Völker in gleichem Masse wie die der politischen und der Kunstgeschichte ein unerlässliches Erfordernis der Gegenwart ist, das unterliegt kaum noch einem Zweifel. Wohl aber klingt es unglaublich, dass an den meisten unserer höchsten Bildungsstätten noch keine Lehrstühle für allgemeine Litteratur geschaffen sind. Niemand wird für sich in Anspruch nehmen können, bei der steten Einwirkung der Litteraturen der einzelnen Kulturvölker auf einander, die Geschichte der eigenen Nationallitteratur umfassend zu kennen, ohne eine gleichzeitige Kenntnis der Litteraturen der Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier etc. zu besitzen.

* Dass neben dem vielen Trefflichen auch recht viel Mittelmässiges von Unberufenen zur Welt gefördert wird und ist, ist betrübend und besonders im Hinblick auf den Inhalt selbst auch ein Uebelstand von sittlicher Tragweite (z. B. ein Teil der französischen Romanlitteratur). Vergl. Eduard Engel „Die Uebersetzungsseuche in Deutschland“; Leipzig 1880.

** Stuttgart, Göschen.

Uebersetzungen vertreten: Thomas Campbell, Samuel Taylor Coleridge, William Cowper, William Drummond of Hawthorden, Ebenezer Elliot, Felicia Hemans, Thomas Hood, Mary Howitt, John Keats, Charles Lamb, Elisabeth Laetitia Landon, Thomas Babington Macaulay, Richard Monckton Milnes, Sir Philipp Sidney, Robert Southey, Edmund Spenser, Henry Howard, Earl of Surrey, Alfred Tennyson, Walter Whitman, William Wordsworth; von den schottischen Dichtern: Robert Burns, Allan Cunningham, Walter Scott und John Wilson; ferner der irische Dichter Thomas Moore und die nordamerikanischen: William Cullen Bryant und Henry Wadsworth Longfellow. Die französische Litteratur ist durch Beiträge von Auguste Barbier, Marceline Desbordes-Valmore, Pierre Dupont, Victor Hugo, Alfons de Lamartine, Alfred de Musset, Jean Reboul und Pierre de Ronsart vertreten.

Neben den Erzeugnissen aus dem Gebiete der Kunstpoesie übertrug Freiligrath noch einige Volkslieder aus Schottland, von den Shettlandsinseln, aus Irland und Nordamerika; von grösseren epischen Dichtungen übersetzte er Felicia Hemans' „Das Waldheiligtum", Henry Wadsworth Longfellows „Der Sang von Hiawatha", William Shakespeares „Venus und Adonis" und endlich Bruchstücke von Robert Southeys „Thalaba der Zerstörer".

Betrachten wir nunmehr die grosse Reihe der einzelnen Uebersetzungen selbst. Die in den zweiten Band seiner „Gesammelten Dichtungen" aufgenommenen, im Jahre 1838 veröffentlichten Gedichte, enthalten den Chor aus der Tragödie „Der Graf von Carmagnola" von Alessandro Manzoni; ferner von Alfons de Lamartine „Der Genius in der Vergangenheit"; von Jean Reboul „Antwort auf Lamartines Gedicht: Der Genius der Vergangenheit", „Der Engel und das Kind", „Sie ist krank", „Erscheinung", „Der Kahn"; von Alfred de Musset: „Barcelona", „Das Lever", „Madrid", „Die Frau Markisin", „Fragment", „An die Jungfrau", „An Ulrich G.", „Venedig", „Stanzen", „Sonett", „Ballade an den Mond"; von Marceline Desbordes-Valmore: „Der Rufer an der Rhone", „Die Nachtwache des Negers"; von Auguste Barbier: „Nisa"; von Samuel Taylor Coleridge „Der alte Matrose" (ein Romanzencyclus); von Robert Southey „Der Inchcap-Felsen", „Die

Stechpalme“; von Charles Lamb „Die alten bekannten Gesichter“; von John Keats „Sonett“ (als er den Homer in Chapmans Uebersetzung kennen lernte); von Thomas Campbell „Der letzte Mensch“, „Roland der Held“; von Felicia Hemans „Das bessere Land“; von Walter Scott „Der Pilger“, „Jack von Hazeldean,“ „Pibroch of Donald Dhu“, „Noras Gelübde“, „Donald Caird ist wieder da“, „Wiegenlied für den Sohn eines schottischen Häuptlings“, „Das Mädchen von Isla“, „Der Einfall“ (The Forray), „Das Mädchen von Toro“, „Der Troubadour“; von Thomas Moore „This world is all a fleeting show“, „Fallen is Thy Throne“, „Who is the maid“ (St. Hieronymus Geliebte), „The bird, let loose“, „Sound the loud timbrel“ (Miriams Lied), „Now let the warrior“, „O! soon return“, „I saw the moon rise clear“, „There comes a time“, „Hark! the vesper hymn is stealing“, „Bei der Vorüberfahrt an der Toten-Insel (Deadman's Island) in der St. Lorenz-Bay“, „Bright be thy dreams“, „Row gently here“ „When first that smile“, „Place to the slumberers“, „See, the dawn from heaven“, „When through the Piazzetta“, „Take hence the bowl“, „Farewell, Theresa!“, „How oft, when watching stars“, „When the first summer bee“, „Light sounds the harp“, „The song of war“, „When 'midst the gay I meet“, „Will you come to the bower?“, „Auf eine schöne Ostindierin“; von Robert Burns endlich die elf Lieder „Nun holt mir eine Kanne Wein“, „Die süsse Dirne von Inverness“, „O säh' ich auf der Haide dort“, „Die finstre Nacht bricht schnell herein“, „Einen schlimmen Weg ging gestern ich“, „Wenn überm Berg der Abendstern“, „Nun kommt der Herbst, nun kommt die Jagd“, „Mein Lieb ist eine rote Ros'“, „Mein Herz ist schwer, Gott sei's geklagt“, „John Anderson, mein Lieb, John“, „Mein Herz ist im Hochland“.

Im Jahre 1849 veröffentlichte Freiligrath eine neue Sammlung Gedichte „Zwischen den Garben“, gleichfalls aufgenommen in den zweiten Band seiner „Gesammelten Dichtungen“. Auch dieser fügte er eine Anzahl Uebersetzungen bei. Von Alfons de Lamartine „Die Friedensmarseillaise: An Nicolaus Becker“; von Longfellow „An ein altes dänisches Liederbuch“; von William Wordsworth „Der Dänenknabe“; von Thomas Hood „Ode an meinen kleinen Sohn“; von Allan

Cunningham „Gordon von Brackley", „Der Geächtete," „Carlisle-Thor", „Das Mädchen von Inverness", „Im deutschen Niederland", „Ein Segel naht, 'ne frische See"; ferner die schottischen Balladen und Lieder „Barthrams Grablied", „O sag mir, wie dich frei'n", „Lord Randal," „Das Weib von Ushers Born", „Klage der Grenzerswitwe"; das irische Volkslied „Eileen-a-Roon"* und das nordamerikanische „Lied der alten Tschaktas". Der vierte Band der „Gesammelten Dichtungen" „Neueres und Neustes; 1852—1870" enthält zum grössten Teile „Uebersetzungen". Der dritte Band unter andern die Zeitgedichte „Ein Glaubensbekenntnis" (1844) und „Neue politische und sociale Gedichte" (1. Heft 1849, 2. Heft 1851) umfassend, weisen eine Anzahl politischer Gedichte auf, welche sich zu freien Uebertragungen von Erzeugnissen der Dichter William Cullen Bryant, Robert Burns, Thomas Campbell und Thomas Hood stempeln; sie gehören zu den wenig erfreulichen und erquickenden Früchten der Freiligrathschen Muse — sie sind, wie noch manches andere politische Lied, die leidenschaftlichen Ausbrüche eines wütenden, verblendeten Revolutionärs.

Der vierte Band der „Gesammelten Dichtungen Freiligraths" umfasst — wie oben schon bemerkt — zum grössten Teile Uebersetzungen. Wir finden daselbst von Walter Whitmann die Gedichte: „1861", „Die Erhebung", Bivouac am Berge", „Die Flagge", „Die Verwundeten", „Eine Lagerschau", „Ein Grab", „Kriegsträume", „Ueber das Blutbad", „Alt-Irland"; von Macaulay „Horatius, das erste der Lieder des alten Roms", und „Die Schlacht bei Naseby"; von Alfred Tennyson die Idylle „Der Bach" und aus „The Princess" das „Wiegenlied"; von Barry Cornwall „Im Alter"; von Thomas Moore „Aus den irischen Melodieen"; von Robert Burns „An einen Freund", „Elegie auf den Tod eines Freundes" und „An eine Maus, die er mit ihrem Neste aufgepflügt hatte"; von den Shettlandsinseln die Volksballade „Der grosse Seehund von Sule Skerrie"; von Henry Howard, Earl of Surrey „Die süsse Zeit, die Knosp' und Blume bringt" und „Ihr würdig Haus kam von Toskanas Auen"; von Sir Philipp Sidney „So gut heut führt' ich Renner, Hand und Speer", „Im Waffenspiel halt meines Muts ich

* Eine der liebkosenden Benennungen, deren es in der irischen Sprache so unendlich viele giebt. Eileen ist das englische Ellen (Helene).

Proben", „Ob ihren Neumond der Türkei Gewalten", „Niemalen trank ich Aganippes Quelle"; von Edmund Spenser „Lang sucht' ich, wenn ich diese mächt'gen Augen", „Penelope um ihren Herrn Ulyss", „Süss ist die Rose — süss, doch stachelicht", „So oft ich von ihr scheide, heimatwärts", „Die da den Lauf himmlischer Sphären kennen", „Nach langen Stürmen, wüst und grauenbar", „Gleichwie nach müder Jagd ein Weidgeselle", „Der alten Welt ruhmreiche Krieger pflegten", „Froh seh ich, wie, in deiner Schilderei", „Einst ihren Namen schrieb ich auf den Strand", „Nach meinem langen Zug durch Feenland", „Schön ist mein Lieb, wenn ihr schön golden Haar"; von William Drummond of Hawthorden „Ich weiss, dass alles unterm Mond vergeht", „Dreimal beglückt, wer fern der lauten Welt"; von Pierre de Ronsard „An einen Weissdorn".

Von Victor Hugo veröffentlichte Freiligrath im Jahre 1845 (siehe gleichfalls Band 4) eine grosse Anzahl Dichtungen. Er übersetzte aus den „Oden und vermischten Gedichten" des französischen Dichters „Der Dichter in den Revolutionen", „Die Geschichte" 1. 2, „Das freie Mahl" 1. 2, „Moses auf dem Nil", „An die Akademie der Jeux Floraux", „Das Mädchen von Otaheiti", „Das Lied der Arena", „Das Lied des Circus", „Das Lied des Turniers", „Ein Festlied Neros", „Die Fledermaus", „Der Alp", „Der Morgen", „Meine Kindheit" 1—3, „Landschaft", „Ihr Name", „An meine Freunde", „An die Ruinen von Montfort l'Amaury" 1. 2, „Die Reise" 1—4, „Spaziergang", „An Ramon, Herzog von Benay", „Das Bildnis eines Kindes" 1. 2, „An meinen Freund S. B.", „Sommerregen", „Träume" 1—6, „Der Geiz und der Neid", „Die Kanadierin"; ferner aus den „Orientalen und Balladen" „Navarin", „Kriegsruf des Mufti", „Der Scherz des Pascha," „Mondschein", „Der Schleier", „Der Derwisch", „Das feste Schloss", „Türkischer Marsch", „Die verlorene Schlacht", „Das Kind", „Lazzara", „Die eroberte Stadt", „Lebewohl der arabischen Wirtin", „Bounaberdi", „Die Fee und die Peri" 1—3; aus den „Herbstblättern" „Sobald das Kind sich zeigt" und aus den „Dämmerungsgesängen" „Napoleon der Zweite" 1—6, „Einsam am Fuss des Turmes", „Besiegt, in einem Augenblicke kam", „Mit den Herbstblättern" (An Madame *), 1. 2,

„Anakreon, Poet“, „Neues Lied zu einer alten Weise“, „Weil lechzend meine Lipp' an deinem Kelch gesogen“, „Die arme Blume“, „Weil voll von Thränen unsre Stunden“, „Hoffnung auf Gott“, „Weil blumig uns der Mai“, „An Louis B.“, „Auf das erste Blatt eines Petrarka“, „Du, sei gesegnet allezeit“! „Date Lilia“.

Der fünfte und sechste Band endlich der „Gesammelten Dichtungen“ Freiligraths enthält ausschliesslich Uebersetzungen und zwar sämtlich aus der englischen Litteratur. Der fünfte Band, betitelt „Englische Gedichte aus neuerer Zeit“, wurde im Jahre 1846 während Freiligraths Aufenthalt in Zürich veröffentlicht. Aus dem Vorwort zu dieser Sammlung, welche nach Freiligraths eigener Aufzeichnung einige kleine Uebersetzungen — zehn — seiner Frau, der geistvollen Tochter des Professors Melos in Weimar,* beigefügt sind, entnehmen wir die folgenden Worte. „Nur ein sehr kleiner Teil des Buches“ — so schrieb Freiligrath im Frühjahr 1846 — „gehört meiner jüngsten Vergangenheit an: alles Uebrige ist aus früher Zeit. Die abschliessende Zusammenstellung nach so langer Frist bedarf wohl nicht erst einer Erklärung. Alles will zuletzt geordnet, umgränzt und — abgeschüttelt sein. Sonst wüsst' ich kaum noch etwas hinzuzufügen, es wäre denn, um einem möglichen Verdachte übersetzerischer Willkür zu begegnen, die Bemerkung, dass ich die älteren Tennyson'schen Sachen nach den ersten Auflagen der Originale (London, 1830 und 1832) bearbeitet habe; ein Umstand, den ich vergleichende Besitzer späterer Editionen, in welchen der Dichter manches bis zur Unkenntlichkeit verändert hat (ich erinnere u. a. nur an ‚Marianne im Süden‘) nicht ausser Acht zu lassen bitte. Aus ähnlichem Grunde glaube ich nicht unerwähnt lassen zu dürfen, dass die Stanze des Hemans'schen ‚Waldheiligtums‘, bei sonst verwandtem Bau, sich auch im englischen Texte durch einen vierfachen Reim von der Spenserstanze unterscheidet.“

Der fünfte Band, die „Englischen Gedichte aus neuer Zeit“ umfassen Felicia Hemans' grösstes epische Gedicht „Das

---

* Bekannt ist, dass auch Freiligraths Tochter, Frau Kate Kroeker, als Uebersetzerin Treffliches leistete. Sie übertrug unter anderen Kriegsgedichte des Jahres 1870/71 ins Englische und veröffentlichte „Poems from the German of Ferdinand Freiligrath.“ Leipzig 1869, Bernhard Tauchnitz

Waldheiligtum“ und von ihren kleineren Gedichten „Des Cids Leichenzug“, „Des Cids Auferstehung“, „Die indische Stadt“, „Die Indianerin“ (von Freiligraths Frau), „Eine romantische Stunde“, „Die Zugvögel“, „Der Sonnenstrahl“, „Nachtlied zur See“, „Lied der Auswanderer“, „Kirchenmusik“, „Englands Tote“, „Troubadour-Lied“, „Die zerbrochene Kette“ (Freiligraths Frau), „Des Kindes erster Kummer“ (Freiligraths Frau), „Weit entfernt“, „Grablied zur See“, „O ihr Stimmen“, „Was da frei, das ist mein Traum“, „Fern überm Meer“, „Der Engel Ruf“, „Verwandte Herzen“, „An den Epheu“, „Man misst euch nicht, ihr schönen Blumen“, „Seit ich dich zuletzt gesehen“ (Freiligraths Frau), „Mutter, o sing mich zur Ruh“ (Freiligraths Frau), „O, lasst sie ziehn“ (Freiligraths Frau), „Die zerbrochene Blume“ (Freiligraths Frau), „Der letzte Wunsch“, „Grabgesang“ (Freiligraths Frau), „Lied“, „Die Träumende“, „Die Heimat an den Verlorenen“, „Die Zauber der Heimat“; ferner von L. E. Landon „Der spanische Paga“, „Erwartung“, „Der Hirtenknabe“, „Das unbekannte Grab“, „Die alte Zeit“, „Der Nordstern“; von Mary Howitt die „Blumenlieder für Kinder“ 1. „Der Ginster“, 2. „Die Glockenblume“; von William Cowper „An Marie“; von Robert Southey „Sankt Romuald“, „Der Krokodilkönig“, „Die Schlacht bei Blenheim“, „Die Klagen der Armen“; von William Wordsworth „Die einsame Schnitterin“, „Eibenbäume“; von John Wilson „Ein Begräbnisplatz“; von Barry Cornwall „Tippo Saibs letzter Tag“; von Thomas Moore „An Lord Byron“; von Richard Monckton Milnes „Venetianisches Ständchen“; von Ebenezer Elliot „Eine Proletarierfamilie“; von Alfred Tennyson „Marianna im Süden“, „Ein Grablied“, „Die Schwestern“, „Die Ballade von Oriana“, „Der sterbende Schwan“, „Lied“, Die Dame von Shalott“, „Lady Vere de Vere“, „Ulysses“, „Locksley Hall“, „Godiva“, „Amphion“, „Das Bettlermädchen“, „Der Dichter“; von Longfellow „Excelsior“, „Der Regentag“ (Freiligraths Frau), „Das Skelet in der Rüstung“, „Der Belfried von Brügge“, „Nürnberg“, „Warnung“; endlich von Robert Southey Bruchstücke aus dem grösseren epischen Gedichte „Thalaba der Zerstörer“. Ausschliesslich Uebersetzungen epischer Dichtungen enthält der sechste Band von Freiligraths Werken: nämlich des amerikanischen Dichters Henry Wadsworth Longfellow „Sang von Hiawatha“

und Shakespeares „Venus und Adonis“, bereits 1849 veröffentlicht. Den „Sang von Hiawatha“ veröffentlichte Freiligrath im Jahre 1857; das Vorwort zu demselben, dem wir nachstehende Worte entnehmen, schrieb er in London im October 1856. Es heisst in demselben: „Der Gedanke meines berühmten Freundes, den Sagenschatz der Ureinwohner seiner Heimat in einem Gedichte epischen Gepräges zusammenzufassen, hat sich in überraschender Weise glücklich und erfolgreich erwiesen: ‚Der Sang von Hiawatha‘ erschien zuerst im October 1855, und ein halbes Jahr später, im April 1856, hatte die Bostoner Originalausgabe bereits dreissig Auflagen, jede von 1000 Exemplaren erlebt, der in England veranstalteten, ebenfalls mehrmals aufgelegten Editionen nicht zu gedenken. . . . Ein gut Teil dieser mannigfachen Erfolge ist gewiss dem Umstande zuzuschreiben, dass das Gedicht neu war, neu dem Stoffe und (für Amerika und England wenigstens) auch so gut wie neu der Form nach. Der Urwald und die Steppe waren bisher tot und sellos gewesen; die vor dem Gange der Civilisation nach Westen flüchtende Rothaut, glaubte man, konnte sie nur mit den Rufen der Jagd oder des Krieges erfüllen; ein höheres Interesse schien sie den ursprünglicheren Zuständen dieser ‚Völkernatur‘ nicht abgewinnen zu lassen. Das Poetische darin, das bei uns schon vor 60 Jahren Schiller anwehte, und ihn zu seiner ‚Nadowessischen Totenklage‘ begeisterte, wurde von den nächsten Erben des roten Mannes nicht erkannt, oder gelangte wenigstens nicht zum künstlerischen Ausdruck bei ihnen. . . . . Da kam ein Dichter und bemächtigte sich des bereit liegenden rohen Stoffes, hauchte ihm eine Seele ein, machte ihn lebendig. Der Urwald war jetzt nicht mehr öde. Der Geist des Menschen, nicht auf Mord und Zerstörung bedacht, nein, still und sinnig schaffend und den Gang seiner Entwickelung, in Bild und Sage, wiederspiegelnd, trat uns aus ihm entgegen. So ist das Gedicht ein humanistisches und doch auch wieder ein specifisch amerikanisches. . . . Longfellow, indem er seine amerikanischen Sagen, mit geringen Modificationen, in das analoge Gewand der finnischen Runen kleidete, verfuhr mit einer Umsicht und einem Feingefühl, die wir bewundern müssen.“ Und weiter äussert Freiligrath daselbst in einer Anmerkung: „Meine Gründe für die Behauptung, dass die Form des ‚Hiawatha‘ den Trochäen

der finnischen Runen, und nicht etwa den trochäischen Dialog-assonanzen der Spanier nachgebildet sei, habe ich bereits an einem anderen Orte (Athenaeum No. 1470, 29. Dec. 1855) entwickelt. Ich trage dem dort Gesagten hier noch zweierlei nach; einmal: dass Longfellow, ohne die Allitteration der Runen durchzuführen, sich derselben dennoch gelegentlich mit Vorliebe bedient, worin ihm meine Uebersetzung möglichst zu folgen bemüht ist; — und dann: dass das zweite charakteristische Attribut der finnischen Volkspoesie, der von Longfellow consequent in Anwendung gebrachte Parallelismus, sich merkwürdigerweise auch in den indianischen Idiomen angedeutet findet. ... In dem Pantheon der Weltpoesie, an dem wir seit Herder fort und fort bauen in unsrer Litteratur, dürfte, meines Erachtens, der ‚Sang von Hiawatha' nicht fehlen. Ich entschloss mich darum gleich nach dem Erscheinen des Gedichts zu einer Uebersetzung desselben, und sandte bereits im Dec. 1855 einige Bruchstücke meiner Verdeutschung (ungefähr ein Drittel) an das Morgenblatt ein. Im darauf folgenden Mai war die Uebersetzung, wie sie jetzt vorliegt, druckfertig. Von den zahllosen Ausgaben des Originals ist ihr die erste, gleichzeitig mit dem Bostoner ersten Druck in England erschienene, zu Grunde gelegt, doch sind verschiedene kleinere Aenderungen und Verbesserungen des Dichters (sie betreffen zumeist nur die Quantität des einen oder anderen indianischen Wortes) gewissenhaft berücksichtigt worden." —

Nachdem wir auf die Uebersetzungsthätigkeit Freiligraths bis in ihre Einzelheiten hinein einen Blick geworfen, und jedes Erzeugnis namhaft gemacht haben, um ein umfassendes Bild zu gewinnen, liegt es uns nunmehr ob, die Uebersetzungen ästhetisch und philologisch zu würdigen.

Freiligrath — und hierin liegt ein bedeutsames Moment — hält sich in grösster Treue an das Original. Seine Worte decken fast immer die Gedanken, welche der Dichter selbst hat ausdrücken wollen. Viele unserer ersten Uebersetzungsmeister lassen es an diesem Erfordernis einer guten Uebersetzung häufig fehlen. Ihre Uebersetzungen lesen sich zwar fliessend, der Vers- und Strophenbau sind tadellos, allein bei einem Vergleiche mit dem Urtext finden wir, dass sie oft gar zu weit von diesem abweichen, dass sie nicht mehr Uebertragungen, sondern freie

Nachdichtungen sind. Die Gedanken des Originals sind hier und da durch eigene ersetzt, da den Uebersetzern der treffende Ausdruck, die congruente poetische Gestaltung nicht zur Verfügung standen. Es fehlt diesen Uebersetzungen also die philologisch treue Wiedergabe des Urtextes.

Eine andere Klasse unserer Uebersetzer liefert die getreuste Wiedergabe des Inhaltes, Zeile für Zeile, Wort für Wort ist sozusagen mit dem Wörterbuch in der Hand ins Deutsche übertragen, aber ihre Uebersetzungen ermangeln des Kunstvoll-Vollendeten, des Aesthetisch-Schönen, Erfordernisse, die naturgemäss an ein poetisches Erzeugnis zu stellen sind.

Beide Seiten — getreue Wiedergabe des Originals und künstlerische Vollendung — sind den Uebersetzungen Freiligraths eigen. Beide Eigenschaften verbindet er in ihnen zur schönen Harmonie — er besitzt gleicherweise die höchsten Fähigkeiten eines Sprachmeisters und die eines selbstschaffenden dichterischen Genius. Dazu kommen seine aussergewöhnliche Beherrschung des Reimes und des Metrums und die Kraft seiner Phantasie, welche sich ohne Mühe und in voller Tiefe in die Ideen des fremden Dichters zu versenken und seinen Gemütsstimmungen zu identificieren weiss, aus denen das Lied hervorgegangen ist. Nehmen wir zur Klarlegung dieser Thatsachen aus seinen Uebersetzungen ein beliebiges Gedicht heraus, z. B. das kleine Burns'sche Gedicht „John Anderson“, und vergleichen wir das beigefügte Original mit der Uebersetzung.

John Anderson, my jo John, When we were first acquent, Your locks were like the raven, Your bonnie brow was brent; But now your brow is beld, John, Your locks are like the snaw; But blessings on your frosty pow, John Anderson, my jo.	John Anderson, mein Lieb, John, Als ich zuerst dich sah, Wie dunkel war dein Haar, und Wie glatt dein Antlitz da! Doch jetzt ist kahl dein Haupt, John, Schneeweiss dein Haar, und trüb Dein Aug'; doch Heil und Segen dir, John Anderson, mein Lieb!
John Anderson, my jo John, We clamb the hill thegither, And mony a canty day, John, We've had wi' ane anither; Now we maun totter doun, John, But hand in hand we'll go, And sleep thegither at the foot, John Anderson, my jo.	John Anderson, mein Lieb, John, Bergauf stiegst du mit mir; Und manchen lust'gen Tag, John, Zusammen hatten wir. Nun geht's den Berg hinab, John, Doch Hand in Hand! komm, gieb Sie mir! in einem Grab ruhn wir John Anderson, mein Lieb!

Wir haben mit obigem Beispiel keineswegs eine der besseren Uebersetzungen Freiligraths herausgegriffen, wie man leicht an den

in einzelnen Versen vorhandenen Enjambements erkennen wird; allein neben einer getreuen Wiedergabe des Gedankenganges des Originals haben wir dennoch hier ein schönes dichterisches Erzeugnis.

Wir führen ein weiteres Beispiel eines gleichfalls schottischen Dichters an „A wet sheet and a flowing sea“ von Allan Cunningham.

A wet sheet and a flowing sea,
And wind that follows fast,
And fills the white and rusting sail,
And bends the gallant mast;
And bends the gallant mast, my boys,
While, like the eagle free,
Away the good ship flies, and leaves
Old England on the lee.

Ein Segel naht, 'ne frische See,
Ein Wind, der passt und fasst,
Der breit die weisse Leinwand füllt
Und beugt den tapfern Mast;
Und beugt den tapfern Mast, Hurrah!
Derweil mit freiem Flug
Das gute Schiff von dannen schiesst,
Alt-England hinterm Bug.

Oh for a soft and gentle wind!
I heard a fair one cry;
But give to me the snoring breeze,
And white waves heaving high;
And white waves heaving high, my boys,
The good ship tight and free —
The world of waters is our home,
And merry men are we.

Ein Dämchen sprach: „O nur ein Wehn!
Ein Lüftchen weich und mild!“
Mir aber hebt der Bö Geschnarch
Und Wellen hoch und wild;
Die Wellen hoch und wild, Hurrah!
Die Barke hecht und schier —
Die Wasserwelt ist unser Haus,
Und lust'ge Kerls sind wir.

There's tempest in yon horned moon,
And lightning in yon cloud;
And hark the music, mariners!
The wind is piping loud;
The wind is piping loud, my boys,
The lightning flashing free —
While the hollow oak our palace is,
Our heritage the sea.

Die Wolke dort hat Brand und Blitz,
Der Mond hat Sturm gebraut;
Und horcht, ihr Jungens, die Musik!
Der Wind erhebt sich laut;
Der Wind erhebt sich laut, Hurrah!
Der Blitz flammt durch die Bö —
Die hohle Eich' ist unser Schloss,
Und unser Erb' die See!

Ferner schliessen wir an Thomas Moores „Will you come to the bower?“

Will you come to the bower I have shaded for you?
Our bed shall be roses all spangled with dew.
Will you, will you, will you, will you
Come to the bower?

Willst kommen zur Laube, so schattig und kühl?
Da dienen uns Rosen voll Taues zum Pfühl.
Willst du, willst du, willst du, willst du
Kommen, mein Lieb?

There, under the bower, on roses you'll lie,
With a blush on your cheek, but a smile in your eye.
Will you, will you, will you, will you
Smile, my beloved?

Da ruhst du auf Rosen wohl unter dem Strauch,
Errötend die Wänglein, doch Lächeln im Aug'.
Willst du, willst du, willst du, willst du
Lächeln, mein Lieb?

But the roses we press shall not rival your lip,
Nor the dew be so sweet as the kisses we'll sip.

Doch röter als Rosen, mein Lieb, ist dein Mund,
Und süsser als Tau ist dein Küssen zur Stund'.

Will you, will you, will you, will you
Kiss me, my love?

And oh! for the joys that are sweeter
than dew
From languishing roses, as kisses from
you.
Will you, will you, will you, will you,
Won't you, my love?

Willst du, willst du, willst du, willst du
Küssen, mein Lieb?

Und, o, dann der Freuden, die süsser,
fürwahr,
Als Tau und als Rosen und Küsse
sogar!
Willst du, willst du, willst du, willst du,
Willst nicht, mein Lieb?

Wir greifen auch aus den von Freiligrath übersetzten f r a n z ö s i s c h e n Dichtungen ein Beispiel heraus und zwar den Anfang von „Puisque nos heures sont remplies“ aus Victor Hugos „Chants du Crépuscule“.

Puisque nos heures sont remplies
De trouble et de calamités;
Puisque les choses que tu lies
Se détachent de tous côtés;

Puisque nos pères et nos mères
Sont allés où nous irons tous,
Puisque des enfants, têtes chères,
Se sont endormis avant nous;

Puisque la terre où tu t'inclines
Et que tu mouilles de tes pleurs,
A déjà toutes nos racines
Et quelques-unes de nos fleurs;

Puisqu'à la voix de ceux qu'on aime
Ceux qu'on aima mêlent leur voix;
Puisque nos illusions même
Sont pleines d'ombres d'autrefois;

Puisqu'à l'heure où l'on boit l'extase
On sent la douleur déborder;
Puisque la vie est comme un vase
Qu'on ne peut emplir ni vider; etc.

Weil von Thränen unsre Stunden,
Und weil von Unruh voll sie sind;
Weil jeden Kranz, den du gewunden,
Entblättert schon ein rauher Wind;

Weil unsre Eltern schon gegangen
Den Weg sind, der uns alle ruft;
Weil Kinder schon mit roten Wangen
Sich vor uns legten in die Gruft;

Weil, die mit deiner Seufzer Schalle
Du füllest, diese Thränenstatt,
Schon längstens unsre Wurzeln alle
Und unsrer Blumen einz'ge hat;

Weil in der jetzt geliebten Stimme
Der einst geliebten Wort sich mengt;
Weil allwärts über uns der schlimme
Schlagschatten des Vergangnen hängt;

Weil, wenn die Brust uns Wonnen
heben, [Meer;
Uns jäh verschlingt des Schmerzes
Und weil wie ein Gefäss das Leben,
Das man nicht voll macht und nicht
leer; etc.

Und zum Schluss: Alfred de Mussets „Au Jungfrau“.

Jungfrau, le voyageur qui pourrait
sur ta tête
S'arrêter, et poser le pied sur sa
conquête,
Sentirait en son cœur un noble bat-
tement;
Quand son âme, au penchant de ta
neige éternelle,
Pareille au jeune aiglon qui passe
et lui tend l'aile,
Glisserait et fuirait sous le clair fir-
mament.

O Jungfrau, wenn ein Mann, der
deine steilsten Wände
Erklettert hätte, nun auf deinem
Gipfel stände:
Wohl schlüge stolz sein Herz, wohl
zitterte sein Geist,
Wenn er vom ew'gen Schnee sich
trunken nun erhübe,
Wenn mächt'ge Kreise nun im Aether
er beschriebe,
Dem jungen Adler gleich, der lang-
sam ihn umkreist.

Jungfrau, je sais un cœur qui, comme toi, se cache.	Jungfrau, ich weiss ein Herz, gleich dir zum Himmel ragend,
Revêtu, comme toi, d'une robe sans tache,	Gleich dir ein fleckenlos und schimmernd Festkleid tragend,
Il est plus près de Dieu que tu ne l'es du ciel.	Dem Ew'gen näher noch, als du dem Himmel; kühn
Ne t'étonne donc point, ô montagne sublime,	Und rein! — Drum staune nicht, erhabenste der Höhen,
Si la première fois que j'en ai vu la cime,	Dass, da zum ersten Mal ich seinen Firn gesehen,
J'ai cru le lieu trop haut pour être d'un mortel.	Für einen Sterblichen der Ort zu hoch mir schien.

Von vollendeter Schönheit sind die zahlreichen Uebersetzungen der Dichtungen Felicia Hemans' und Alfred Tennysons, wie auch von den bereits durch Beispiele vorgeführten Thomas Moores und Victor Hugos. Freiligraths Uebersetzung des Burns'schen Liedes „My heart is in the Highland" ist zum Gemeingut der deutschen Nation geworden. Auch die grösseren epischen Dichtungen „Venus und Adonis" von Shakespeare, „Das Waldheiligtum" von Felicia Hemans, „Der alte Matrose" von Samuel Taylor Coleridge und Longfellows „Sang von Hiawatha" sind meisterhaft in der deutschen Sprache wiedergegeben. Die Form, das Versmass und der Reim des Originals sind meist bis in die Details hinein gewahrt. Nirgends eine schwerfällige Construction, nirgends eine Geschraubtheit des Ausdrucks! Selbst die poetischen Bilder, die Epitheta sind — wenn nur eben möglich — beibehalten worden.

Freiligraths Uebersetzungen ist in unserer Litteratur dauernd ein Ehrenplatz zu teil geworden; er hat nicht allein tiefinnige, aus innerstem Gemüte entsprungene Lieder seinem Volke geschenkt, der Poesie ein neues Land, das „farbenreiche Tropengefilde" erschlossen und dem politischen Liede — obschon es hie und da die Muse durch revolutionäre und Parteizwecke in den Staub gezogen — einen höheren Gedankenflug, eine hinreissende Gewalt verliehen; er hat auch in umfassender Weise als geistiger Vermittler zwischen den Hauptnationen Europas gewirkt und der Weltlitteratur in seinen trefflichen Uebersetzungen neue Bausteine zugeführt.

Hamm in Westfalen. Dr. Otto Weddigen.

Addisons Cato und Gottscheds sterbender Cato.

Nicht nur auf politischem und socialem, auch auf poetischem Gebiet ist die Neuzeit eine Zeit der Kritik und der Reform, der Theorie und des Experiments. Im Alterthum, und vor Allem im klassischen Alterthum der Griechen, hatte man wirklich gesungen, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet". Genug, dass gedichtet wurde, und dass das Gedichtete gut oder schön war, d. h., dass es den Bedürfnissen des schaffenden Dichters und des geniessenden Lesers genügte; um das Wie und Warum des Schönen, um das, was wir heute Wesen und Gesetz der Dichtung nennen, kümmerte man sich wenig. Wie in jeder sich organisch entwickelnden Richtung des menschlichen Geistes ging die Praxis der Theorie voran. Erst als der volle Ton der Dichtung in Hellas zu verklingen begann, erst als die Praxis ihre schönsten, ihre vollkommensten Früchte bereits gezeitigt hatte, begann mit Aristoteles und später den Alexandrinern die Theorie und die Kritik; doch auch hier handelte es sich noch weit mehr darum, aus den vorhandenen Kunstwerken die Gesetze, nach denen sie entstanden waren, abzuleiten, als, von einer absoluten Theorie des dichterisch Schönen ausgehend, nach dem ihr entlehnten Maassstab das Vorhandene zu beurtheilen oder Neues zu schaffen.

Auch im Mittelalter konnte es zu einem solchen Streben nach theoretischer Erkenntniss des dichterisch Schönen nicht kommen. Fast das ganze geistige Interesse des Mittelalters ward von der Religion absorbirt. Auf sie concentrirt sich ein

grosser Theil aller Forschung; Kunst und Dichtung, Wissenschaft und Philosophie stehen in ihrem Dienste. Keine Ahnung noch von einer Selbständigkeit, von einem Selbstzweck der Poesie! Das ihr gewidmete Interesse war entweder ein religiöses* resp. politisches oder ein rein stoffliches. Daher ist das Mittelalter die Zeit der Epik und besonders der grossen religiösen Epen, die Zeit der Legenden und Novellen. Das Mittelalter verlangte von der Dichtung Erbauung und Unterhaltung, es liess sie gelten als Trabantin der Religion, hin und wieder auch der Politik; jedes Bestreben, sie um ihrer selbst willen zu schätzen und zu würdigen, lag ihm nothwendig fern.

Den entscheidenden Anstoss zu einem gründlichen Umschwung in diesen Dingen gab die Renaissance.

Brachte das Mittelalter schon den eigenen Dichtungen zum grossen Theil nur stoffliches Interesse entgegen, wie durfte man von ihm ein Verständniss für die vollendete Schönheit der klassischen Dichtwerke erwarten, zumal da die spärliche handschriftliche Ueberlieferung die Beschäftigung mit denselben bedeutend erschwerte? So hat das Mittelalter dem Alterthum in der That stets nur stoffliche Berücksichtigung geschenkt — ich erinnere an die Kaiserchronik und das Alexanderlied, an Heinrichs von Veldeke Eneit und Konrads von Würzburg trojanischen Krieg, ja auch die Dichtungen von Hans Sachs und Shakespeare gehören in dieser Beziehung hieher.

Die Renaissance lehrte das Alterthum, dessen Werke jetzt durch die Buchdruckerkunst schnell vervielfältigt wurden, auch formell kennen; sie führte vor den erstaunten und geblendeten Geist die Gebilde der hellenischen Dichtungswelt in ihrer makellosen Herrlichkeit. Vom Staunen über die Schöpfungen des griechischen Alterthums zur Vergleichung derselben mit den eigenen war nur ein Schritt, dieser Schritt aber führte zur Kritik. Aber die Renaissance that noch mehr; indem die verschiedenen Literaturen verschiedene Stellung zum wiedererstandenen Alterthum nahmen, löste sich naturnothwendig das Band,

---

* Ich glaube es ist Danzel, der einmal in seinem Buch über Gottsched es ausspricht, dass schon darin, dass die Neuzeit zunächst den Zweck der Poesie zu einem allgemein moralischen macht, ein Fortschritt über das Mittelalter liegt.

das sie früher zu einer Einheit im Dichten verbunden hatte, ebenso wie mit der Reformation die einheitliche Form des Christenthums in Europa aufhörte; die einzelnen Nationen traten alsbald mit dem vollen Bewusstsein ihrer Verschiedenheit, ihrer Nichtzusammengehörigkeit einander entgegen, sie sahen einander mit vergleichendem und richtendem Auge an, die Kritik liess sich trennend unter den früher Vereinten nieder, und das einzige Gemeinsame, was den Getrennten noch blieb, war, dass sie Alle, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspunkten, zum Alterthum als zum höchsten Richter aufschauten.

Wenn so die vollendete Kunst der Alten auch nicht dem leisesten Zweifel unterlag, so war es doch auch andrerseits natürlich, dass man sich nicht lange der unbedingten Bewunderung derselben hingeben konnte, ohne sich die Frage vorzulegen, worin denn der hohe Vorzug derselben bestünde, der die Schöpfungen der Epigonen so unendlich in Schatten stellte. Diese Frage aber fiel, da man die Dichtungen der Alten für absolut vollkommen hielt, mit der Frage nach dem Wesen und Zweck der Dichtung überhaupt nothwendig zusammen. Diese Frage praktisch und theoretisch zu lösen, ist die grosse Aufgabe, welche sich die Neuzeit auf dem Gebiet der Dichtung gestellt hat.

Seit dem 16. Jahrhundert, besonders aber im 17. und 18. — denn natürlich darf man nicht erwarten, dass die eben gekennzeichneten Wirkungen der Renaissance unmittelbar auf dieselbe folgen sollten — zeigt sich in den hervorragenden Litteraturen Europas ein zuweilen wahrhaft ängstliches und beängstigendes Streben und Ringen, die Frage nach dem Wesen der Dichtkunst so oder so zu lösen. Eine Theorie jagt die andere, ein Regelgebäude verdrängt das andere; es klingt widersinnig, aber es ist der Fall, oft wird gedichtet, nicht aus wirklichem inneren Bedürfniss, sondern nur um für die Theorie nun auch passende, entsprechende Beispiele zu liefern. Fast kein einziges grösseres Werk wird jetzt mehr in die Welt geschickt, ohne dass in Vorreden, Nachreden und Anmerkungen der Autor den Rivalen und Lesern gegenüber Stellung nimmt zu dieser grossen Dichtung bewegenden Frage. Jeder Dichter ist ein Gelehrter, denn jeder muss bereit und im Stande sein, mit den

dem Arsenal der Alten entlehnten wissenschaftlichen Waffen für seine Dichtungstheorie einzustehen. Wie Pilze schiessen die Poetiken hervor. Gödeke zählt, in der Einleitung zum zweiten Buch seiner elf Bücher deutscher Dichtung, mehr als ein Dutzend derselben auf, die sich an Opitz' Prosodia Germanica oder Buch von der teutschen Poeterey, 1624, mit dem für Deutschland diese Zeit beginnt, anschliessen.

Dass diese Bestrebungen, die, um es den missverstandenen Alten gleich zu thun, die Dichtung zu einem nach Regeln zu erlernenden und betreibenden Handwerk erniedrigten — so sagt Gottsched in der Vorrede zur dritten Auflage seiner kritischen Dichtkunst 1742 wörtlich: „Da ich in meiner Dichtkunst, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben habe, dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen“ u. s. w. Und er tadelt die Breitinger'sche Dichtkunst, in der alles dieses nicht steht. „Wer also dieselbe in der Absicht kaufen wollte, diese Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu spät bereuen“ ebd. — dass diese Bestrebungen, sage ich, abgesehen davon, dass sie als etwas geschichtlich Nothwendiges ihre unabweisbare Berechtigung in sich tragen, auch sonst nicht ohne erspriessliche Folgen geblieben sind, lässt sich nicht läugnen; so glaube ich, dass in ihnen zum Theil der Keim für die grossartige Entwicklung unserer Litteraturbetrachtung liegt. Herder steht in seinen Fragmenten zum Theil noch ganz auf diesem Boden.

Eine andere für die neuzeitliche im Gegensatz zum Mittelalter characteristische Erscheinung ist das Drama. Die Dichtung der Neuzeit ist das Drama. Die Zeit für das Epos war vorbei; die echte Lyrik ist etwas so durchaus Unfassbares, so wenig geeignet, sich dem Zwange beengender Formen zu fügen, dass man sich an ihr schliesslich mit dem schweren Geschütz der Regeln kaum versuchen konnte. Sie flüchtete sich in der Zeit des Theorienkampfes, und trieb nur hin und wieder, besonders im Gebiete des Kirchenliedes eine ihrer unvergänglichen Blüthen. Und dann darf man vor allen Dingen nicht vergessen,

Epos und Lyrik hatten schon ihre Pflege im Mittelalter erfahren, in diesen Gattungen gab es doch, wenn auch verhältnissmässig nur wenig bekannte, Muster aus der früheren Zeit, während sich das Drama als eine vollkommene terra nova darbot, auf die sich denn auch sogleich das ganze Heer der Regelmacher begierig stürzte. Hier hatte man für die so beliebten theoretischen Experimente den gewünschten handlichen Stoff, der, einer festen, organisch entwickelten, auf Jahrhunderte langer Ueberlieferung beruhenden Form noch entbehrend, als vortreffliches Material zur Bearbeitung nach den aus dem missverstandenen Aristoteles und Horaz gezogenen Regeln sich darbot. So tritt das Drama herrschend in den Mittelpunkt, und so stark und ausgesprochen war seine Herrschaft, dass, obgleich im Kampf der Zürcher und Leipziger Bodmer und Breitinger, die als Uebersetzer und kritische Ausleger Miltons doch wohl mehr dem Epos zuneigten, gegen Gottsched, den eifrigen Vertheidiger der an die französische sich anlehnenden Dramatik, dass, sage ich, obgleich in diesem Kampf Bodmer und Breitinger den Sieg davontrugen, dennoch das Drama nicht nur aus seiner Stellung nicht verdrängt wurde, sondern dass ihm sogar durch Lessing die Frucht des Sieges, die freiere Entwicklung, am meisten zu Gute kam.

Es ist interessant zu verfolgen, welchen Verlauf die Entwicklung des Dramas in den drei Hauptculturländern Europas in der hier besprochenen Zeit nahm.

Am schnellsten, und scheinbar auch am weitgreifendsten gelangte die Anlehnung an die Antike in Frankreich zur Geltung. Hier bildete sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in dem unter dem Namen siècle de Louis quatorze bekannten Zeitraum eine feste dramatische Form im Anschluss an das antike Drama aus. Aber dieser Anschluss war nur ein äusserlicher. Noch ehe man zu einem vollkommenen Verständniss der in der Poetik des Aristoteles niedergelegten Sätze über das Drama durchgedrungen war, formte man diese Sätze zu einem Regelgebäude, das in seiner ganzen Strenge kaum auf die antike Tragödie anwendbar war, und das für die neuere Dramatik anstatt zu einem leitenden und helfenden Führer zu einem drückenden Hemmniss ward, welches jede freiere Ent-

wicklung der dramatischen Kunst unmöglich machte. Die unselige Regel von den drei Einheiten, der Boileau durch Aufnahme in seinen Art Poétique auf Jahre hinaus, und nicht nur für seine Landsleute, eine unantastbare Herrschaft verlieh,

> Qu'en un lieu, qu'en un jour un seul fait accompli
> Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli (III, 45/46),

diese Regel, welche in den Verhältnissen der alten Bühne ihre Erklärung und Berechtigung fand, ward den Dichtern des 17. Jahrhunderts überall zu einem Stein des Anstosses, der sie zwang ihre Zuflucht oft zu den grössten Ungeheuerlichkeiten, ja Unmöglichkeiten zu nehmen. Und wenn nur noch diese dem Alterthum so ängstlich entlehnte Form mit dem Inhalt sich in Uebereinstimmung gefunden hätte, aber grösstentheils fand gerade das Gegentheil statt, Form und Inhalt standen im schreiendsten Gegensatz; die Helden und Frauen des Alterthums, wo sie im Drama auftraten, handelten und sprachen wie die modernsten Hofleute, denn derselbe Geist des Despotismus, der der Ausbildung und strengen Handhabung einer unverrückbar festen, wenn auch noch so einseitigen und verkehrten, Form in der Dramatik nur günstig sein konnte, verlangte andererseits, da er in der Kunst nur seine tributpflichtige Dienerin sah, dass der Inhalt nach Gedanken und Handlung ein treues Abbild des Hofes sei, wo einzig für den Dichter das höchste Muster von Vollkommenheit im Denken und Handeln zu finden war.

Und dieses Uebel blieb nicht auf Frankreich beschränkt. Gerade, weil hier vor allen andern Ländern zuerst eine feste Form zur Ausbildung gekommen war, richtete sich auch hierher zunächst der Blick der andern Völker, die selbst noch unentschieden schwankend, sich nur gar zu willig dem sie so fest und sicher dünkenden Leitstern des französischen classicistischen Dramas anvertrauten. Richten wir zunächst den Blick auf England.

Zu einem so entschiedenen Siege, wie äusserlich im 17. Jahrhundert in Frankreich und innerlich in den folgenden Jahrhunderten in Deutschland, ist die Renaissance hier eigentlich nie gelangt. Weder hat sie dort ein so fest stehendes Kunstgesetz zu schaffen gewusst wie in Frankreich, noch eine

so vollständige Durchdringung von griechischer Kunst mit deutschem Sinn bewirkt wie in Deutschland.*

Dagegen entwickelte sich in England neben der heimischen Dichtung in der Landessprache eine ansehnliche lateinische und Uebersetzungs-Dichtung. Fast jeder bedeutende Dichter von Milton bis herab auf Byron, besonders aber die Dichter des 17., des beginnenden 18. Jahrhunderts, hat entweder kleinere oder grössere lateinische Dichtungen geschrieben, oder, und dies ist noch häufiger der Fall, einen Dichter des griechischen oder römischen Alterthums übersetzt; nicht selten findet sich auch beides. Ich erinnere an Miltons Elegiae und sylvae, an die lateinischen Gedichte von Addison, an Drydens Vergil und Pope's Homer. Ein lateinisches Gedicht oder eine Uebersetzung war gewissermassen das Probestück, mit dem man sich in die Litteratur einführte.

Dennoch darf man keineswegs annehmen, dass die Renaissance von gar keinem Einfluss auf die englische Literatur gewesen wäre. Die in Shakespeare's Jugendzeit herrschende Lyrik steht durchaus unter italienischer Einwirkung, von der sich deutliche Spuren noch in Form und Behandlung seiner Jugenddichtungen und Sonette nachweisen lassen.

Auch im Drama hatte man eine engere Annäherung an die Antike versucht, freilich mehr in Anlehnung an Seneca, den man auch übersetzt hatte, als an die grossen griechischen Dramendichter.** Aber was den Ausschlag gab, Shakespeare selbst wandte sich, nachdem er in einzelnen seiner Jugenddramen, ganz besonders in Romeo and Juliet, den italienischen Einflüssen vorübergehend Tribut gezollt hatte, mit voller Entschiedenheit dem volksthümlichen Drama zu, in dem er das Alterthum weiter nur als Quelle für seine Stoffe oder für gelegentliche Ausschmückung seiner Dichterrede benutzte. Trotz

---

* „The rules a nation born to serve obeys
And Boileau still in right of Horace sways,
But we brave Britons foreign laws despised
And kept unconquered and uncivilized
Fierce for the liberties of wit and bold,
We still defied the Romans as of old."
Pope: Essay on Criticism v. 713—718.

** „Even in the old days Seneca not Sophocles had served as a model."
Ward: History of the English Drama II, 462.

dieser rückhaltlosen Bevorzugung des Volksthümlichen im Drama durch Shakespeare, die man als Ausschlag gebend für alle Zeit hätte ansehen sollen, wurden im 17. Jahrhundert wieder Versuche gemacht, zu den Alten, freilich nicht direct, sondern durch das trübe Medium der Franzosen, zurückzukehren. Nicht allzu lange nach Shakespeare's Tode fanden in England jene gewaltigen politischen Umwälzungen statt, die England den Ruhm eingetragen haben, zuerst die absolute Gewalt der Fürsten in die gebührenden Schranken zurückgewiesen und das unverbrüchliche Recht der Volkssouveränetät geltend gemacht zu haben. 1649 wurde Karl I. hingerichtet, aber schon seit dem Jahre 1642 hatten die Puritaner am Ruder des Staates gelenkt, und eine ihrer ersten Sorgen war es gewesen, in missverstandener Frömmigkeit die Theater zu schliessen, 2. Sept. 1642. Erst achtzehn Jahre später, als Karl II. aus seiner Verbannung nach England zurückkehrte, wurde die Bühne wieder frei gegeben. Der Zeitraum war gross genug gewesen, um das Andenken an das ältere Drama, wenn nicht zu vertilgen, so doch einigermaassen zu schwächen. Die Bühnentradition war unterbrochen, und dem Neuen so wenigstens der Eintritt erleichtert. Noch andere, einflussreiche Umstände traten hinzu, die Einführung dieses Neuen zu begünstigen. Wo hatte sich denn der vertriebene König vor seiner Rückkehr zumeist aufgehalten? In Frankreich. Dort hatte er natürlich vollauf Gelegenheit gehabt, die französische Bühne kennen zu lernen; dass dieselbe seinen vollen Beifall finden musste, kann uns nach den obigen Ausführungen billig nicht Wunder nehmen, ebensowenig, dass er den Wunsch hegen musste, die französische Dramatik auch nach England zu verpflanzen, und dass alle dahin gehenden Bemühungen seiner Aufmunterung und Begünstigung sicher sein durften.

Bald fand sich denn auch der Mann, der es unternahm, die englische Bühne nach französischem Muster umzugestalten. Dieser Mann ist John Dryden. 1631—1701. Es ist unmöglich Addisons Cato litterarhistorisch zu verstehen, ohne sich vorher mit Dryden bekannt gemacht zu haben. Dryden lässt sich in seinen Bestrebungen, und in der Art und Weise, wie er sie an- und auffasste, nicht unpassend mit Gottsched ver-

gleichen. Was Gottsched für Deutschland zu werden sich bemühte, ein Wiederhersteller und Neubegründer der dramatischen Dichtung, das ward Dryden zum Theil für England. Wie Gottsched dachte auch er, das, was seiner Ansicht nach dem Drama zur Vollkommenheit fehlte, durch äusserliche Regeln ihm geben zu können. Beide waren Männer, wie sie nur das 17. und 18. Jahrhundert erzeugen konnte, echte Repräsentanten der Dichtung ihrer Zeit, die in dem Streben nach Einsicht in sich selbst, da ihr die tiefere Erkenntniss noch versagt war, auf Aeusserlichkeiten, als auf letzte Hülfsmittel, verfiel. Aber Dryden war trotz alledem ein wirklicher Dichter, während Gottsched sicher einer der prosaischsten Menschen ist, die je invita Minerva Verse gemacht haben. Drydens Alexanderode gehört zu den besten lyrischen Gedichten der englischen Litteratur und zeichnet sich in der That durch einen wahrhaft bestrickenden Wohllaut der Sprache und durch unendlich melodischen Fall der Verse aus. Als Satiriker erfreut sich unser Dichter eines unbestrittenen Ruhmes, und er ist vor und neben Pope der erste Meister des gereimten Couplets (heroic verse).

Dryden ist eine proteusartige Natur. Man darf wirklich im Zweifel sein, ob er öfter seine politischen und religiösen, oder seine ästhetischen Ansichten änderte; aber während er in Politik und Religion dem von der regierenden Partei angegebenen Tone folgte, war er in der Dichtung und besonders in der dramatischen selbst eine tonangebende Macht. Dryden hat in den Jahren 1669—1694 nicht weniger als 27 Dramen geschrieben. Aber von grösserem Werth als die Dramen sind für den Litterarhistoriker die kritischen Beigaben, in denen er sich und dem Publikum von seinen Ansichten über die dramatische Kunst und seiner Stellung zu derselben Rechenschaft gab. Dryden war sich seiner litterarischen Stellung — als dramatischer Pfadfinder, wenn ich mich so ausdrücken darf — recht wohl bewusst. In diesem Bewusstsein schrieb er seine kleineren und grösseren Abhandlungen, die so nicht nur für unsere Erkenntniss und Beurtheilung seiner eigenen Dichtung, sondern auch für die seiner litterarischen Genossen und Gegner schätzbares Material bieten.

Die hauptsächlichsten dieser Abhandlungen sind:

Essay of dramatic poesy 1667—68.

Essay upon Heroic plays 1670 mit der Defence Grounds of Criticism in tragedy 1679.

Johnson, der als ein classical scholar ein Anhänger der französirenden Richtung war, steht in seinem Life of Dryden nicht an, Dryden auf Grund dieser Abhandlungen als Begründer der englischen Kritik zu bezeichnen. „Dryden may be properly considered as the father of English Criticism, as the writer who first taught us to determine upon principles the merit of composition."

Für einen Hauptunterschied zwischen volksthümlicher und französischer Dramatik galt der Reim. Dieser war in das englische Drama zuerst durch den Grafen von Orrery 1621—79 wieder eingeführt worden, denselben dem Dryden 1664 seine Rival-Ladies widmete. Doch war dies Versmaass nicht der gereimte Alexandriner der Franzosen, sondern die zehnfüssige sogenannte heroic line.* Ueber diesen Vers lässt Dryden selbst in dem seinem annus mirabilis 1667 voraufgeschickten letter to Sir Robert Howard sich des Weiteren aus. Er beginnt damit, denselben versuchsweise in einigen Scenen der schon erwähnten tragy-comedy the Rival-Ladies einzuführen.** In der folgenden Tragödie the Indian Queen aus demselben Jahre, die er gemeinschaftlich mit seinem Schwager Howard verfertigte, findet sich der Reim schon durchgehends, ebenso wie in dem ein Jahr später erscheinenden, Dryden allein angehörigen Indian Emperor, 1665. Einem so gewandten Verskünstler konnte das natürlich wenig Schwierigkeiten bereiten. In dem Essay on Dramatic Poesy vertheidigt er den Reim ausdrücklich mit den Worten: I deny not but Blank verse may be also used and content my self only to assert, that in serious plays where the subjects and characters are great and the plot unmixed with mirth, which might allay or divert the concernments which are produced, Rhyme is there as natural and more effec-

* Er kam hauptsächlich in dem ebenfalls von Orrery begründeten, von Dryden vornehmlich cultivirten heroic play zur Anwendung.

** „The scenes which in my opinion must commend it (i. e. the rhyme), are those of argumentation and discourse, on the result of which the doing or not doing some considerable action should depend." Aus der epistle dedicatory.

tual than Blank verse. Ebenso findet sich eine Vertheidigung des Reimes zu Eingang des essay on heroic plays. Doch um die Mitte der siebziger Jahre beginnt er schon sich vom Reim abzuwenden und später gab er ihn ganz auf.* Das Zugeständniss freilich, welches Dryden hiermit an die volksthümliche Bühne machte, war nur ein scheinbares. Selbst ein so vollendeter Verskünstler wie Dryden musste doch endlich fühlen, wie lästig die Herrschaft des Reimes im Drama ist. Schweigend hatte er dies schon früher zugestanden, indem er sich oft gestattete, einen Vers in der Mitte abzubrechen und dann natürlich reimlos zu lassen. Aber ein solcher Kunstgriff war am Ende nur eine schwache Hülfe gegen die Tyrannei des durchaus undramatischen Reims. Denn was Johnson in seinem Leben Drydens** zu seinen Gunsten sagt: It has this convenience, that sentences stand more independent on each other, and striking passages are therefore easily selected and retained, spricht doch wohl bei dem Einsichtigen mehr gegen als für ihn.

Aber wenn Dryden den Reim auch aufgab, so wandte er sich andererseits nur um so entschiedener den Franzosen zu.

Zuerst zwar suchte er noch eine Verbindung herzustellen zwischen diesen beiden streitenden Elementen, wie er dies uns in seinem essay on heroic plays 1670 mit grosser Naivetät mittheilt. Die Leerheit, der Mangel an Handlung in den französischen Tragödien konnte ihm nicht entgehen. Wie aber war dem abzuhelfen. Hören wir ihn selbst.

I observed what was wanting to the perfection of the Siege of Rhodus,*** which was design and variety of characters. And in the midst of this consideration, by mere accident, I opened the next book that lay by me, which was Ariosto in Italian, and the very first two lines of that poem gave me light to all I could desire.

---

* Zuletzt findet er sich in dem Drama Aureng-Zebe aus dem Jahre 1676, dem fünfzehnten in der Reihe seiner Stücke.

** II, 257 in den lives, wie sie in den sechs ersten Bänden der zweiten Ausgabe der English Poets enthalten sind.

*** von Davenant 1605—68. Mit ihm gemeinschaftlich arbeitete Dryden Shakespeare's Tempest um, 1669—70.

Le donne, i cavalier', l'arme, gl'amori,
Le cortesie, l'audace imprese io canto.

lauten diese wohlbekannten Worte, und da nach Drydens Ansicht an heroic play ought to be the imitation of an heroic poem, so borgt er den Plan einer heroischen Tragödie von den Italienern, die drums and trumpets von Shakespeare und die Form selbstverständlich von den Franzosen. So am Aeusserlichen haftend waren noch die Begriffe von der Tragödie selbst bei demjenigen, der sich und seinen Zeitgenossen für den ersten Dramatiker seiner Zeit galt. Ueber sein Verhältniss zu den Alten giebt uns der essay on dramatic poesy interessanten Aufschluss. I never judged the play of the Greek or Roman comparable to ours. Dann wird den Römern und Griechen ein Vorwurf daraus gemacht, dass sie ihre Stücke nicht in fünf Acte getheilt hätten, und dass ihre Gegenstände immer dieselben seien, womit sie einen Hauptzweck der Poesie, den zu ergötzen, verfehlt hätten. Ein zweiter Vorwurf ist, dass sie auch den anderen Zweck der Tragödie verfehlt haben durch Nichtwahrung der poetischen Gerechtigkeit.

Mehr Gerechtigkeit lässt unser Dichter seinen Vorgängern auf dramatischem Gebiet, wie Ben Jonson, Beaumont und Fletcher — Shakespeare ist in diesem Zusammenhang nicht genannt — widerfahren, who were only capable of bringing us to that degree of perfection which we have; doch darf uns dies um so weniger Wunder nehmen, als nach seinen eigenen Worten der Zweck seiner Abhandlung ist: to vindicate the honour of our English writers from the censure of those who unjustly prefer the French before them.

So sehen wir den Dichter in beständigem Schwanken begriffen; von den Franzosen entlehnt er Norm und Form des Dramas, und doch sollen die Schöpfungen der Franzosen auf dramatischem Gebiete denen der Engländer keineswegs ebenbürtig sein; in dem essay of dramatic poesy blickt er mit Stolz auf die alten englischen Dramatiker zurück, an denen er in dem essay on the poetry of the last age, welcher seine Conquest of Granada 1669—70 begleitete, wieder die kleinlichste Kritik übt, und die er ein Jahrzehnt später in einem seiner zahlreichen Prologe folgendermaassen kennzeichnet:

The plays that take on our corrupted stage
Methinks resemble the distracted age.
Noise, madness, all unreasonable things
That strike at sense as rebels do at kings.
The style of forty one our poets write
And you are grown to judge like forty eight.

Die Gründe für diese auf den ersten Blick so befremdliche Erscheinung sind nicht allzu schwer zu finden.

Zuerst muss man Praxis und Theorie im Drama bei Dryden streng sondern. Wenn man auch nicht gerade in Macaulay's Urtheil einzustimmen braucht, der ihm geradezu jede dramatische Befähigung abspricht,* so war doch sicher diese Befähigung keine übermässig grosse. War er nun ungeachtet dessen doch ein eifriger Dramendichter, so konnte es nicht ausbleiben, dass seine Praxis nachtheiligen Einfluss auf seine Theorie ausüben musste. Letztere musste sich oft genug dazu bequemen, die Mängel der ersteren zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Es fehlte Dryden sicher nicht an Verständniss für den Werth der älteren Dramatiker und besonders Shakespeare's, aber Anlage und äussere Umstände trieben ihn der französischen Dramatik in die Arme. Er, der lebenslang um Fürstengunst gebuhlt hatte, musste auch der am Hofe herrschenden Vorliebe für französische Sitte und Litteratur seinen Tribut entrichten.

So zeigt er sich in seinen späteren Abhandlungen, besonders in dem essay on the grounds of criticism der richtigen Würdigung Shakespeare's viel näher als irgend früher, aber in der Praxis folgte er dennoch den Franzosen, und hierin blieb er für die folgenden Dichter mehr oder minder maassgebend.

Zu denjenigen späteren Dramen, die am ausgesprochensten das Gepräge der französirenden Richtung tragen, gehört Addisons Cato.

Addison ist ohne Frage eine der bedeutendsten und einflussreichsten Erscheinungen in der englischen Litteratur. Er ist der Vater eines ganz neuen Litteraturzweiges, des Essays,

---

* Nature has denied him the dramatic faculty. History of England. Tauchnitz Ed. I, 397,

welcher Gegenstände aus den Gebieten der Litteratur und Kunst, der Wissenschaft und Politik, der Moral und Religion in leichter, aber doch gehaltvoller und würdiger Weise zur Sprache bringt und, gleichweit entfernt von dem strengen Ernst wissenschaftlicher Forschung und dem leichten, oberflächlichen Ton des Feuilletons, eine Nation für ihre geistigen Interessen empfänglich macht, und die Verbindung zwischen ihr und ihren grossen Männern herstellt und aufrecht erhält.* Das ist es, was recht eigentlich Addison für England durch seine Wochenschriften, und besonders durch die bedeutendste derselben, den Spectator 1711—1712, geleistet hat.

Zwischen Addison und Dryden existiren directe persönliche und litterarische Beziehungen.

Addison schrieb den einleitenden Essay zu Drydens Uebersetzung von Virgils Georgica, von denen er selbst den grösseren Theil des vierten Gesanges so vorzüglich in Verse brachte, dass Dryden in seinem Postscript zu der Uebersetzung Virgils von ihm, d. i. von Addison, sagte: after his bees my latter swarm is scarcely worth the hiving.

Addisons frühestes uns erhaltenes Gedicht in seiner Muttersprache — denn manche von seinen lateinischen Gedichten, später im zweiten Band der musae Anglicanae gesammelt, sind noch älter — ist eine kurze Anrede in Versen an Dryden aus dem Jahre 1693, also aus Addisons 22. Lebensjahre. Später fand sich noch einmal für ihn Gelegenheit sich speziell über Dryden als Dichter zu äussern, und zwar in seinem an Henry Sacheverell gerichteten account of the greatest English Poets aus dem April 1694. In beiden Gedichten wird Dryden als Uebersetzer und Meister in der Handhabung des Verses höchlich bewundert und gepriesen; von dem Dramatiker Dryden hören wir nichts; und ebenso wenig geschieht der dramatischen Thätigkeit Drydens im Spectator oder Guardian von Addisons Seite irgend welche Erwähnung. Die Ueberzeugung, die uns diese negative Thatsache gewährt, dass Addison, obgleich er im Grossen und Ganzen auf der von Dryden eingeschlagenen dramatischen Bahn weiterschritt, doch im Einzelnen von seinem

---

* Vgl. Spectator N. 10 u. 16.

Vorgänger vielfältig abwich, erhält ihre positive Bestätigung durch eine Zusammenstellung der hierher gehörigen Aeusserungen über das Drama aus dem Guardian und Spectator, soweit sie von Addison herstammen.

Eine solche Zusammenstellung ist um so anziehender, als sie uns zugleich einen unmittelbaren Einblick in die dramatischen Zustände der damaligen Zeit thun lässt.

Wenn Dryden den Spektakel, den er aus Shakespeare entlehnen wollte, früher geradezu als einen integrirenden Bestandtheil des heroic play angesehen haben wollte, so wandte sich Addison entschieden gegen die Anwendung äusserlicher Mittel zur Hervorbringung der gewünschten theatralischen Effecte. Among the several artifices which are put in practice by the poets to fill the mind of an audience with terror, the first place is due to thunder and lightning. There is nothing which delights and terrifies our English theatre so much as a ghost, especially when he appears in a bloody shirt. A spectre has very often saved a play, though he has done nothing but stalked across the stage or rose through a cleft of it and sunk again without speaking one word.*

Addison nimmt hier Gelegenheit, einen Vergleich zwischen den damals auf der Bühne herrschenden Gespenstern und dem Geist in Hamlet zu ziehen, wie Lessing dies im 11. Stück der Hamburgischen Dramaturgie zwischen diesem Geist und dem Gespenst in Voltaire's Semiramis thut. Ebenso trifft er mit seinem Tadel das damals herrschende lächerliche Bemühen, was dem Helden an proper sentiments abging, durch äussere Theaterflitter zu ersetzen.** The ordinary method of making a hero is to clap a huge plume of feathers upon his head which rises so very high, that there is often a greater length from his chin to the top of his head than to the sole of his

* Spect. No. 44 vgl. No. 592: „they have lately furnished the middle region of the play-house with a new set of meteors in order to give the sublime to many modern tragedies. I was there last winter at the first rehearsal of the new thunder which is much more deep and sonorous than any hitherto made use of ... not to mention a violent storm locked up in a great chest that is designed for the tempest." Vgl. S. 30 dieser Abhandlung.

** Addison nennt dies nach dem italienischen fourberia della Scena, the knavery or trickish-part of the drama.

feet. One would say that we thought a great man and a tall man the same thing. For my own part, when I see a man uttering his complaints under such a mountain of feathers I am apt to look upon him rather as an unfortunate lunatic than a distressed hero. . . . Can all the trappings or equipage of a king or hero give Brutus half that pomp and majesty which he receives from a few lines in Shakespeare.*

Aber Addison bleibt nicht bei diesen Aeusserlichkeiten stehen; nicht nur die Darstellung auf der Bühne, nicht nur die Einzelheiten der Ausführung will er reformiren, seinen Hauptangriff richtet er so recht eigentlich gegen die Entartung, die das Wesen der damaligen Dramatik bildete. Schlüpfrigkeit und Unsittlichkeit gehörten in den Dramen Drydens und seiner Nachfolger an die Tagesordnung. Dom Sebastian und love triumphant haben Incest zu ihrem Gegenstand, und eine verbrecherische Brautnacht bildet den Mittelpunkt einer der berühmtesten Tragödien Otway's: The Orphan.** Die beispiellose Verworfenheit, welche in den Lustspielen eines Wicherley und Congreve herrschte, gab 1696 J. Collier zu seiner berühmten Abhandlung A short view of the immorality and profaneness of the English stage Veranlassung.

Dazu kam noch die Sucht, so viel wie möglich auf der Bühne morden und sterben zu lassen, so dass dieselbe am Ende einer Tragödie einem Leichenfelde nicht unähnlich sah. To delight in seeing man stabbed, poisoned, racked or impaled is certainly the sign of a cruel temper. It's indeed very odd to see our stage strewn with carcasses in the last scene of a tragedy.***

Gegen diese Verkommenheit des Dramas wandte sich Addison mit vollster Entschiedenheit.

The modern tragedy, sagt er, excels that of Greece and

---

* Spect. No. 42.

** I have often wondered that our ordinary poets cannot frame to themselves the idea of a fine man who is not a whoremaster or of a fine woman that is not a jilt.

*** Spect. 44. Vgl. Voltaire in der Widmung zur Zaire.

Sur votre théâtre infecté
D'horreurs, de gibets, de carnages,
Mettez donc plus de vérité
Avez de plus nobles images.

Rome in the intricacy and disposition of the fable, but what a christian writer would be ashamed to own, falls infinitely short of it in the moral part of the performance"* und an einer andern Stelle: It's one of the most unaccountable things in our age that the lewdness of our theatre should be so much complained of, so well exposed and so little redressed. It is to be hoped that some time or other we may be at leisure to restrain the licentiousness of the theatre etc.**

Es kann keiner Frage unterliegen, dass diesen Bestrebungen auch Cato zum Theil seinen Ursprung verdankt, und dass dies einer der Gesichtspunkte ist, von dem eine historische Betrachtung dieses Dramas ausgehen muss.

Was die formell technische Seite angeht, so finden wir auch hier Addison durchaus nicht immer im Einklang mit Dryden.

Addison ist ein abgesagter Gegner des Reims im Drama, für welches er nur den Blankvers gelten lässt. The blank verse is such a due medium between rhyme and prose that it seems wonderfully adapted to tragedy. I am therefore very much offended when I see a play in rhyme; which is as absurd in English as a tragedy of hexameters would have been in Greek or Latin. I would not however debar the poet from concluding his tragedy, or if he pleases every act of it, with two or three couplets.*** Wir werden sehen, dass Addison von diesem letzteren Zugeständniss in seinem Cato Gebrauch macht. Ein weiterer Fortschritt über Dryden ist es, wenn Addison von jener eingebildeten poetischen Gerechtigkeit nichts wissen will, welche Dryden so hoch hält, und deren Mangel er den Griechen zum Vorwurf macht.† In diesem Sinne wendet er sich in No. 40 des Spectator unter Berufung auf die Natur, auf Aristoteles und das griechische Drama gegen die ridiculous doctrine in modern criticism, that they (i. e. the writers of tragedy) are obliged to an equal distribution of rewards and punishments, and an impartial execution of poetical justice.

---

* Spect. 39.
** Ebd. 446.
*** Spect. No. 39.
† Vgl. Seite 12 dieser Abhandlung.

Freilich darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, was Johnson über diesen Punkt im Rambler* und in seinem Leben Addisons sagt: Addison is suspected to have denied the expediency of poetical justice, because his own Cato was condemned to perish in a good cause.

Fragen wir uns nun, nachdem wir uns so nach Kräften mit Addisons Theorie vom Drama bekannt gemacht haben, entspricht seine Praxis, wie sie im Cato zum Ausdruck gebracht ist, dieser Theorie, so dürfen wir mit einem zuversichtlichen Ja antworten.

Der Cato sucht sich mit Erfolg von allen von Addison getadelten Fehlern frei zu halten, dieses negative Verdienst aber ist auch sein einziges, auf ein positives darf er keinen Anspruch machen.

Die Entstehungsgeschichte des Dramas liegt nicht ganz klar vor uns. Nach dem Bericht Thomas Tickells (1686—1740), des vertrauten Freundes von Addison und Herausgebers seiner Werke, war der Plan zum Cato und ein Theil der Ausführung schon während der Universitätsjahre (1687 ff.) des Dichters entstanden, „though not a line as it now stands."

Soviel jedenfalls steht fest, dass die vier ersten Acte schon vor seiner Reise nach Italien (1699—1701) entstanden, und dass ihnen der fünfte 1712 hinzugefügt wurde. Wie Johnson, in Uebereinstimmung mit Anderen, berichtet, war Addison zuerst nicht sehr geneigt, seinen Freunden, die auf Vollendung des Cato drängten, zu Willen zu sein. Wie erzählt wird, soll er einen unbedeutenden Dichter, John Hughes (1677—1719), aufgefordert haben, für ihn den fünften Act zu schreiben. Hughes war denn auch gleich bereit und brachte ihm nach wenigen Tagen einige Scenen zur Ansicht, aber unterdessen hatte sich Addison schon selbst ans Werk gemacht, und bald war der fünfte Act vollendet. Dass die vier ersten Acte schon vor der Aufführung Addisons näheren Freunden bekannt waren, kann keinem Zweifel unterliegen. Ebenso ist es bekannt, dass

---

* No. 93.

der letzte Vers auf Veranlassung und nach Angabe Pope's eine Aenderung erfuhr.*

Auch das Stück der Bühne zu übergeben, war Addison nicht sogleich willig. Cibber berichtet in seiner Apology for my life, von Steele gehört zu haben „he doubted that he would never have courage enough to let his Cato stand the censure of an English audience, that it (i. e. the play) was never intended for the stage.“ Auch Pope soll sich gegen die Aufführung geäussert haben im Einverständniss mit Addison. Wenn das Drama trotzdem auf die Bühne kam, so hatte dies seinen Hauptgrund in der Lage der politischen Verhältnisse.

In den letzten Tagen der Königin Anna, die sich ihrer schweren Aufgabe ungleich weniger gewachsen zeigte, als ihr grosser Vorgänger, war der alte Hader zwischen Whigs und Tories in erneuter Heftigkeit wieder entbrannt.

Die Königin selbst zeigte entschieden toryistische Neigungen. Die Früchte der Revolution von 1683 standen in Gefahr, für die Whigs verloren zu gehen; es galt alle Waffen aufzubieten, um diese drohende Gefahr abzuwenden und die Menge für sich zu gewinnen. Addisons Cato stellte sich die Aufgabe, dies durch Vermittlung der Bühne zu thun, wie es von Pope unverhohlen in seinem Prolog zu dem Stück ausgesprochen wird:

Here tears shall flow from a more generous cause,
Such tears as patriots shed for dying laws;
He bids your breasts with ancient ardour rise,
And calls forth Roman drops from British eyes
While Cato gives his little senate laws
What bosom beats not in his country's cause?

Den ungeahnten Erfolg, den das Stück auf der Bühne errang, verdankte es sicher zum grössten Theil dieser politischen Tendenz. Ich übergehe hier die Einzelheiten der Auf-

* Der Vers, der ursprünglich lautete:

And, oh, 'twas this that ended Cato's life,

steht jetzt in der Pope'schen Fassung:

And robs the guilty world of Cato's life.

führung,* die mehr politischen als literarischen Character tragen, um sogleich zur Betrachtung des Stückes selbst zu schreiten. Zunächst eine gedrängte Inhaltsübersicht.

In dem von Cäsar bedrohten Utica hält Cato sich an der Spitze eines kleinen Senates. Ihm hat sich der ihm enthusiastisch anhängende Juba, Fürst von Numidien, angeschlossen; durchaus nicht im Einverständniss mit seinem heuchlerischen Feldherrn Syphax, der insgeheim im Verein mit dem verrätherischen Senator Sempronius Cato's Sturz und Utica's Auslieferung an Cäsar plant. Doch ist es nicht Bewunderung für den grossen Character allein, was Juba zu Cato zieht, sondern auch die Liebe zu dessen Tochter, Marcia, deren beide Brüder Portius und Marcus andrerseits wieder Nebenbuhler in ihrer Zuneigung zu Lucia, der Tochter des Senators Lucius, sind. Handlung findet sich in dem Stück nun eigentlich nur sehr wenig.

Den beiden Verräthern ist es gelungen, das numidische Heer zum Abfall zu bewegen; aber Sempronius will Utica nicht verlassen, ohne Cato's Tochter Marcia mit sich entführt zu haben. Als Juba verkleidet sucht er sich ihrer zu bemächtigen, wird aber bei diesem Versuch von dem wirklichen Juba überrascht und im Zweikampf erschlagen. Im Gefecht mit den treulosen Numidiern stirbt der junge Sohn Cato's Marcus, nachdem er noch zuvor Syphax den Tod gegeben hat. Utica kann sich jetzt länger gegen Cäsar nicht halten. Um nicht lebend in die Hände des Siegers zu fallen, ersticht sich Cato nach einem langen Selbstgespräch; sterbend giebt er die Hände von Juba und Marcia, sowie die von Portius und Lucia zusammen.

Es ist, so viel ich weiss, Macaulay's Verdienst, in seinem Essay über Addison zuerst auf eine Stelle in dessen Remarks on several parts of Italy 1705 hingewiesen zu haben, die zu dem fünften Act unseres Cato in enger Beziehung steht.** Ich theile diese Stelle hier nach dem Wortlaut mit:

* Ueber die erste Aufführung giebt uns Pope in seinem vielcitirten Brief an Trumbull vom 30. April 1713 nähere Mittheilungen. Vgl. auch Hettner: Geschichte der engl. Literatur im 18. Jahrh., S. 254 ff. der ersten Auflage. Vgl. auch Macaulay, Essays. Tauchn. Ed. V, 132 f.

** In seinem Essay über Addison. Critical and historical Essays. Tauchnitz Ed. V, S. 90 f.

The opera that was most in vogue during my stay at Venice, was built on the following subject. Cæsar and Cato are rivals for Scipio's daughter (Cæsar's first words bid his soldiers fly. Si leva Cesare e dice ai Soldati A la fugga; A lo scampo). The daughter gives the preference to Cæsar which is made the occasion of Cato's death. Before he kills himself you see him withdrawn into his library where among his books I observed the titles of Plato and Tasso. After a short soliloquy he strikes himself with the dagger that he holds in his hands, but being interrupted by one of his friends he stabs him for his pains, and by the violence of the blow unluckily breaks the dagger on one of his ribs, so that he is forced to dispatch himself by tearing up the first wound.*

Ich möchte aus dieser Mittheilung Addisons den Schluss ziehen, dass er bei seinem Aufenthalt in Venedig die vier ersten Acte schon beendigt hatte, denn warum würde er sich sonst auf die Angabe nur dessen beschränkt haben, was den Inhalt seines fünften Actes bildet. Macaulay dagegen will hierin die Anregung finden, den Cato überhaupt auf die englische Bühne zu bringen, was mit den Angaben Tickells nicht stimmt.** Jedenfalls ist der Umstand des being interrupted von Addison aufgegriffen worden, der denselben von Portius herbeiführen lässt.

Johnson sagt in seiner Besprechung des Cato:*** „Of a work so much read it is difficult to say any thing new." Dieser Ausspruch gilt heute mit noch viel grösserem Recht, nur dass das feststehende Urtheil, zu dem sich nicht viel mehr hinzufügen lässt, ein ganz anderes geworden ist. Der Cato kann, wenn wir von seiner politischen Bedeutung für die damalige Zeit absehen, heutzutage nur noch Anspruch auf litterarhistorischen Werth machen.

Es ist hier der Ort, was ich oben über das negative Verdienst dieser Dichtung gesagt habe, des einzelnen weiter auszuführen.

---

* Addisons Works, ed. by G. W. Greene, London 1867, II, p. 187 bis 188 (Bohns edition).

** Vgl. S. 18 dieser Abhandlung. Macaulay l. c. S. 91.

*** Lives III, 165.

Die Sprache ist im Ganzen einfach und würdig, ohne sich jedoch auf der Höhe tragischer Darstellung zu bewegen. Was sie vorzugsweise auszeichnet, ist die Abwesenheit all jenes Schwulstes, den die Kritiker jener Zeit als rant zu bezeichnen pflegten und den Addison* als einen der blemishes der englischen Tragödie tadelt: Unnatural exclamations, curses, vows, blasphemies, a defiance of mankind, and an outraging of the gods frequently pass upon the audience for towering thoughts, and have accordingly met with infinite applause.

Als Probe möge eine Beschreibung der Liebe aus der ersten Scene des ersten Actes folgen, welche Marcus in den Mund gelegt wird:

Love is not to be reasoned down or lost
In high ambition and in thirst of greatness.
'Tis second life; it grows into the soul;
Warms every vein and beats in every pulse.

Liebe lässt sich nicht wegvernünfteln, geht
Nicht auf im Ehrgeiz und im Durst nach Grösse.
Sie ist zweites Leben, in die Seel' gewachsen;
Glüht durch die Adern, schlägt in jedem Puls.

Die Kahlheit und Nüchternheit der poetischen Rede bei Addison tritt am schärfsten zu Tage, wenn man Cato's Monolog vor seinem Selbstmord mit Hamlets to be or not to be, oder mit dem hochpathetischen Selbstgespräch von Marlowe's Faust vor seinem entsetzlichen Ende vergleicht. Nur einmal in der Anrede an seine Seele erhebt er sich zu einem etwas höheren Ton:

The stars shall fade away. The sun himself
Grow dim with age and nature sink in years,
But thou shalt flourish in immortal youth,
Unhurt amidst the war of elements,
The wreck of matter and the crush of worlds.

Die Sterne werden fahl, der Sonne Glanz
Trübt sich; Natur selbst sinkt vor Jahren.
Unsterblich jugendlich blühest nur Du
Im Krieg der Elemente unversehrt,
Im Trümmersturz der Dinge und der Welten.

---

* Spect. No. 40.

Ein Einfluss der französischen Dichterrede zeigt sich in der Vorliebe für epigrammatisch-antithetische Zuspitzung der Rede, wie:

It's not in mortals to command success
But we'll do more, Sempronius, we'll deserve it.

Und können wir nicht dem Erfolg gebieten,
Wir können mehr, Sempronius, ihn verdienen.

Der Vers ist der ungereimte fünffüssige Jambus, nur am Ende der einzelnen Acte findet, in Uebereinstimmung der oben* entwickelten Theorie Addisons, der Reim statt.

Der erste bis dritte Act schliessen mit einem Gleichniss ab.

Die Rede bewegt sich leicht und fliessend, und es ist nur die Frage, ob Addison nicht oft gar zu sehr ins Gegentheil von dem, was er vermeiden wollte, in die Prosa, verfällt.

Das Stück hält sich streng innerhalb der Grenzen der Einheit von Ort und Zeit, und zeigt sich auch in dem Punkte vollkommen regelrecht, dass es am Schlusse, um dem utile sein Recht widerfahren zu lassen, die unvermeidliche Moral bringt, und zwar in den denkbar nüchternsten Versen:

From hence let fierce contending nations know
What dire effects from civil discord flow:
'Tis this that shakes our country with alarms,
And gives up Rome a prey to Roman arms,
Produces fraud, and cruelty, and strife,
And robs the guilty world of Cato's life.

Die politische Beziehung auf die Gegenwart ist auch hier nicht zu verkennen.

Addison sagt einmal in seinem Spectator:** A virtuous man says Seneca struggling with misfortunes is such a spectacle as you might look upon with pleasure, and such a pleasure it is which one meets in the representation of a well written tragedy.

Keine Frage, dass Addison in seinem Cato eine solche well written tragedy geliefert zu haben glaubte, nur dass diese

---

* Vgl. S. 17 dieser Abhandlung.
** No. 39.

tragedy weder eine Tragödie noch ein Drama überhaupt ist. Addison wollte in seiner Dichtung den Sieg der Vaterlandsliebe über alles Andere verherrlichen. Aber jeder Sieg setzt einen Kampf voraus, und von diesem Kampf, der den Höhepunkt des Dramas ausmachen sollte, nehmen wir nichts wahr.

Wenn Antigone in dem Bewusstsein:

ἐπεὶ πλείων χρόνος
ὃν δεῖ μ' ἀρέσκειν τοῖς κάτω τῶν ἐνθάδε
Antigone 74. 75.

muthig den Kampf mit den irdischen Mächten aufnimmt und durch ihren Tod die Heiligkeit des von ihr vertretenen Princips zur Geltung und Anerkennung selbst bei ihrem schlimmsten Widersacher, Kreon, bringt; wenn die Jungfrau von Orleans die Liebe zu Vaterland und Freiheit, der sie um irdischer Liebe willen eine kurze Frist untreu geworden ist, durch das Sühnopfer ihres Todes verherrlicht, so sind das echt tragische Stoffe, aber wo findet sich dergleichen im Cato? Der eine Trieb, der des Patriotismus, ist in ihm so durchaus vorherrschend, dass neben demselben kein anderer zur Geltung gelangen kann. Dass er sich, um als freier Mann zu sterben, den Tod giebt, ist für ihn so natürlich, wie für den Soldaten, dass er in der Schlacht stirbt. Aber wann ist es je einem Dichter eingefallen, den Tod eines Soldaten in der Schlacht unter gewöhnlichen Umständen zum Gegenstand einer Tragödie zu machen?

Es hätte nahe gelegen, Cato den Abschied von der Welt schmerzlich empfinden, die Liebe zum Vaterland mit der Liebe zu seinen Kindern in ihm in Conflict gerathen zu lassen; nichts davon. Als man ihm den Tod seines Sohnes Marcus meldet, weiss er nur zu sagen

I'm satisfied.
Thank to the Gods my boy has done his duty.

Und bei dem Leichnam stellt er Betrachtungen an, als ob er eine Grabrede für einen ihm durchaus fremden gefallenen Helden halten wolle. Geradezu ins Lächerliche fallen Worte wie:

What pity it is
That we can die but once to serve our country.

Es ist klar, Addison wollte mit solchen Zügen den so viel gepriesenen altrömischen Heroismus zeichnen; aber eine Tugend, die über jede Versuchung absolut erhaben ist, kann uns in der Geschichte wohl staunende Bewunderung ablocken; für die Tragödie ist sie schlechterdings nicht zu gebrauchen, und jedenfalls heisst es auch hier, vom Erhabenen zum Lächerlichen, oder wenigstens Unnatürlichen ist nur ein Schritt. Man hat den Cato mit Recht eine Tugendmarionette genannt.

Ein anderer häufig gegen Addison erhobener Vorwurf ist der, dass er Cato, den Helden seines Dramas, nur zweimal handelnd auftreten lässt. Einmal, da er den Aufstand der Soldaten unterdrückt, das anderemal vor seinem Tode. Wie die Verhältnisse einmal liegen, kann man dies kaum anders wünschen. Was sollte Cato denn wohl sonst noch thun? Was bedurfte es vieles Handelns, um uns mit einem Character bekannt zu machen, bei dem von Entwicklung keine Rede sein kann, der von vorn herein von einer Seite überhaupt nur uns interessiren soll, und der uns von dieser Seite von den anderen handelnden, oder auch nicht handelnden Personen schon bis zum Ueberdruss geschildert wird. An eine Entwicklung der Ereignisse aus dem Character des Helden war ebensowenig zu denken, und so bleibt denn, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, für Cato nichts übrig „als sich bewundern zu lassen und zu sterben."

Es liegt nun aber auf der Hand, dass dieses Minimum von Handlung unmöglich fünf Acte ausfüllen konnte. Der Dichter musste also zu einem andern Auskunftsmittel greifen, und hier zeigt sich denn so recht eigentlich, wie die erste Sünde gegen die Gesetze des Dramas die zweite, schwerere nach sich zieht. Ein zwiefacher Liebeshandel muss aushelfen. Portius und Marcus verlieben sich in Lucia, Juba und Sempronius in Marcia. Unmöglich aber können je zwei Liebhaber ein Mädchen heirathen; folgt daraus, dass zwei von ihnen sterben müssen. Also wird Marcus im Gefecht mit den abtrünnigen Numidiern erschlagen, und im Zweikampf mit Juba fällt Sempronius, dem es ohnehin mit seiner Liebe nicht so ganz Ernst gewesen zu sein scheint, denn er lässt sich einmal gegen Syphax in den folgenden zweifelhaften Worten über sie aus:

I love that woman; though I curse
Her and myself, yet spite of me I love her.

Die übrigen vier aber werden noch vor ihrem Tode von Cato zu zwei glücklichen Paaren vereinigt, so dass das Drama im Grunde einen recht befriedigenden Ausgang nimmt; und wenn man erwägt, dass der Tod Cato's eigentlich weder für ihn noch für seine Kinder, die sich über den Verlust des Vaters schnell im Besitz der Geliebten zu trösten wissen, ein wirkliches Unglück ist, eher den Anspruch auf den Titel eines Schauspiels als auf den eines Trauerspiels erheben darf.

Sicherlich ist es stets ein gewagter Schritt für einen Dramatiker, der Liebe, die er nicht zum Mittelpunkt seiner Dichtung machen will, eine gar zu bedeutende und selbständige Nebenrolle in derselben einzuräumen, da der Leser oder Zuschauer unter solchen Umständen stets Gefahr läuft, zum Nachtheil der Haupthandlung unwillkürlich auf sie sein gesammtes Interesse zu concentriren, weil sie ihm menschlich am nächsten steht.

Schiller hat es im Wallenstein gewagt, und er durfte es wagen, weil er von Anfang an, Wallenstein so durchaus in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen, unsere ganze Theilnahme in so hohem Grade für ihn in Anspruch zu nehmen gewusst hat, dass ihm dieselbe trotz Max und Thekla gewahrt bleiben musste, und was die Hauptsache ist, die Episode von Max und Thekla ist dramatisch unerlässlich nothwendig, weil sie dazu dient, das Bild von Wallensteins Charakter zu vervollkommnen. In Addisons Drama aber, in dem wir nur aus dem Titel und den Gesprächen der andern Personen entnehmen können, dass Cato der Held des Stückes ist, wird unser Interesse von ihm fast ganz abgelenkt, und auf die Nebenhandlung, die durchaus keinen nothwendigen innern Zusammenhang mit der Haupthandlung aufzuweisen hat, übertragen.

So ist Addison selbst in den Fehler des double plot verfallen, den er an einem grossen Theil der englischen Tragödien rügt. Freilich wird er selbst den doppelten Liebeshandel nur als ein underplot betrachtet haben, durch dessen sorgfältige Wahl, nach seinen eigenen Worten, dem Uebel des double plot

abgeholfen werden kann, which may bear such a near relation to the principal as to contribute towards the completion of it and be concluded by the same catastrophe. Aber selbst zugegeben, dass dieser doppelte Liebeshandel nur ein solches underplot ist, ist es dann nicht einmal ein schreiender Widersinn, dass dieselbe Catastrophe, die den Tod des tragischen Helden herbeiführt, auch zur glücklichen Vereinigung seiner nächsten Angehörigen Anlass giebt; und dann, wo liegt in der Catastrophe die Nothwendigkeit für einen solchen Anlass, wenn man nicht etwa zu dem Auskunftsmittel greifen will, dass die Nähe des Todes den starren Sinn Cato's erweicht und für sanfte Empfindungen empfänglich gemacht habe; am Ende ist es doch mehr der Schluss des fünften Actes als die Catastrophe, welche die Liebenden vereinigt.

Und doch, trotz dieses double oder under plot, welche Dürftigkeit der Handlung!

Mit der Einfachheit, ja Kahlheit seiner Handlung steht Addison ganz auf dem Boden französischer Dramatik.

Wir erinnern uns, dass Dryden an der heroischen Tragödie the Siege of Rhodus seines älteren Zeitgenossen Davenant Anstoss genommen hatte* wegen des Mangels an design and variety of characters. Auch Addison hatte es als einen Vorzug des englischen Dramas vor dem classischen angeführt;** wir dürfen daher wohl annehmen, dass es mehr Mangel an Erfindungsgabe war als bewusste Absichtlichkeit, welche diese Armuth der Fabel bei Addison bedingte. Jedenfalls ist die Thatsache bemerkenswerth.

Dieselbe Armuth, die wir in der Handlung wahrgenommen haben, kehrt in der Characterzeichnung wieder. Es ist schon ausgeführt worden, dass Cato den absoluten Tugendhelden darstellt, wie er in der Wirklichkeit nicht existirt. Es ist das kein dramatisch idealisirter, es ist ein schlechthin unmöglicher Character. Zwar hat Addison versucht, ihn als auch für die sanf-

---

* S. 11 f. dieser Abhandlung. Vgl. dazu die am Schlusse von Johnsons Life of Dryden abgedruckten Bemerkungen zu E. Rymers Remarks on the tragedies of the last age.

** Spect. No. 39: A modern Tragedy excels that of Greece and Rome in the intricacy and disposition of the fable.

teren Regungen des Herzens empfänglich zu zeigen, Juba preist ihn als good and just and anxious for his friends (I, 4), aber aus seinen eigenen Worten erkennen wir nur den Mann, der im Gefühl der Liebe für Freiheit und Vaterland vollkommen aufgeht und dies Gefühl als einzig maassgebend für sein actives und passives Verhalten hinstellt. Wenn die Nähe des Todes ihn milder stimmt und menschlichen Regungen zugänglicher macht, so ist doch noch sehr die Frage, ob dies wirklich in seinem Character liegt, oder nicht vielmehr ein Zugeständniss ist, welches der Dichter dem fünften Act macht. Oder wie sollte ein Mann, der Juba auf die Bitte um die Hand Marcia's mit den Worten geantwortet hat:

> Adieu, young prince, I would not hear a word
> Should lessen thee in my esteem. Remember
> The hand of fate is over us, and Heaven
> Exacts severity from all our thoughts.
> It is now not a time to talk of ought
> But chains, or conquest; liberty, or death.

> Lebt wohl, mein Prinz. Ich wollt' nicht, dass ein Wort
> Euch Eintrag thät in meiner Achtung. Drum
> Bedenkt, die Hand des Schicksals liegt auf uns
> Und ernstes Trachten heischt von uns ein Gott.
> Jetzt ist's nicht Zeit von anderem zu reden
> Als Ketten oder Sieg, Tod oder Freiheit.

wie sollte dieser Mann am selben Tage in seiner Todesstunde nichts Besseres zu thun wissen, als sich seiner Freunde zu erinnern, Ehen zu stiften, und, was vielleicht am verfehltesten ist, sich einer halben Reue über seine That hinzugeben? Es ist klar, dass bei einem so durchaus einseitig durchgeführten Character die Möglichkeit eines parodischen Elementes nahe liegen musste. Ansätze zu einer solchen parodischen Auffassung, wie sie bei Deschamps und Gottsched durchaus vorwaltet, finde ich unter anderen in den letzten Antworten Cato's an Cäsars Abgesandten Decius:

> His (i. e. Cæsar's) cares for me are insolent and vain
> Presumtuous man, the Gods take care of Cato.

und in den Worten, mit denen er die Leiche seines Sohnes Marcus begrüsst:

Welcome my son, here lay him down my friends etc.

Die andern Personen des Dramas sind mit Ausnahme der beiden Bösewichter Sempronius und Syphax durchaus nach Cato's Vorbild gemodelt. So besonders sein älterer Sohn Portius, den man geradezu als einen Miniatur-Cato bezeichnen kann, und seine Tochter Marcia, von der Juba sagt

Cato's soul
Shines out in every thing she acts or speaks.

Nur Juba, welcher, obgleich ein Fürst der wilden Numidier, auf das Lob eines durchaus wohlerzogenen Jünglings gerechten Anspruch erheben darf, fällt etwas aus der Rolle; so wenn er erklärt:

Let Cæsar have the world, if Marcia's mine.

Schlegel hat nicht Unrecht, wenn er die Verliebten, mit Ausnahme des Sempronius, sämmtlich als etwas pinselhaft bezeichnet, besonders gilt dies von dem leicht zu täuschenden Juba, der in derselben Scene einmal über die verrätherischen Absichten des Syphax in den höchsten Zorn geräth, um sich dann ebenso schnell wieder von der vollständigen Treue und Ergebenheit desselben überzeugen zu lassen. Noch ein zweites Mal hat Addison sich zu einer solchen Unwahrscheinlichkeit verleiten lassen, wenn Portius, der seinen Vater mit entblösstem Schwert in seiner nächsten Nähe erblickt, sich dennoch von demselben überreden lässt, dass er, Cato, nicht auf Selbstmord sinne, und ihn in Folge dessen unbesorgt allein lässt.

Trotz all dieser grossen Mängel fand das Stück, welches to her Royal Highness the Princess of Wales gewidmet war, die begeistertste Aufnahme. Pope schrieb einen Prolog, dessen politische Seite schon berührt worden ist, und Garth einen Epilog, welcher sich ausschliesslich auf die Liebesepisoden bezieht. Commendatory Verses liefen von allen Seiten ein.* In dem Guardian, an dessen Herausgabe Addison freilich Theil hatte, wurde das Stück bis in den Himmel erhoben. Einer

* The best (commendatory verses) are from an unknown hand, which will perhaps lose somewhat of their praise when the author is known to be Jeffreys. Johnson: Life of A., S. 129.

der an diese Zeitschrift gerichteten Briefe, No. 59, enthält die Aeusserung: The tragedy of Cato exceeds in my opinion any of the dramatic pieces of the ancients, und: Rome herself received not so great advantages from her patriot as Britain will from this admirable representation. Enthusiastische Aeusserungen dieser Art liessen sich mit leichter Mühe häufen. Erwähnt zu werden verdient noch, dass Cato das einzige Drama ist, welches in der grossen von Johnson veranstalteten Sammlung der englischen Dichter, in der sonst nur Lyrik, Epik und Uebersetzungs-Dichtung vertreten ist, Aufnahme gefunden hat.*

Aber auch die tadelnden Stimmen blieben nicht aus.

Johnson berichtet von einem scholar of Oxford, der den Cato als ein party-play tadelte und gegen den es Dr. Sewel in einer favourable examination vertheidigte (vgl. K. Sprengel: Addison. Halle 1810, S. 40). Am lautesten aber erhob sich die Stimme des bekannten und berüchtigten Dramatikers und Kritikers John Dennis, welcher in einer längeren Abhandlung vornehmlich auf die vielen Unmöglichkeiten hinwies, zu denen Addison, um die Einheit von Zeit und Raum zu wahren, seine Zuflucht hatte nehmen müssen.

Addison würdigte ihn keiner Erwiderung, wohl aber schrieb Pope sein Pamphlet: Dr. Norris's narrative of the frenzy of John Dennis, eine der gehässigsten und schonungslosesten persönlichen Schmähschriften, welche die Litteratur kennt. Pope suchte es so darzustellen, als ob er im Interesse und zur Vertheidigung Addisons diese narrative geschrieben hätte, aber Addison lehnte jeden Antheil an derselben entschieden ab, und liess sogar durch Steele dem Veröffentlicher, Dr. Lintot, seine volle Missbilligung aussprechen. Nach Dennis' eigenem Bericht aus dem Jahre 1728** war es übrigens kein anderer als Pope selbst, welcher Dennis aus Eifersucht zu seiner gehässigen

---

* The tragedy of Cato, which contrary to the rule observed in selecting the works of other poets, has by the weight of its character forced its way into the late collection. Johnson.

Eine Aufzählung der verschiedenen Uebersetzungen des Cato in todte und lebende Sprachen findet sich in Allibone I, S. 39.

** In den Remarks on Pope's Rape of the Lock.

Kritik angeregt hatte.* Wenn Addison aber auch von einer förmlichen Erwiderung auf Dennis' Angriff absah, ganz ungestraft liess er ihm denselben nicht hingehen. Eine Stelle zu Anfang der No. 592 des Spectator enthält unverkennbar eine keineswegs schmeichelhafte Anspielung auf Dennis. I do not indeed wonder that the actors should be such professed enemies to those among our nation who are commonly known by the name of critics, since it is a rule among those gentlemen to fall upon a play, not because it is ill written, but because it takes. Several of them lay it down as a maxim, that whatever dramatic performance has a long run, must of necessity be good for nothing, as though the first precept in poetry were ‚not to please.' Whether this rule holds good or not, I shall leave to the determination of those who are better judges than myself, if it does I am sure it tends very much to the honour of those gentlemen who have established it, few of their pieces having been disgraced by a run of three days and most of them being

---

* Die Einzelheiten dieses vornehmlich durch Pope's Doppelzüngigkeit stark verwickelten litterarischen Scandals liegen jetzt klar vor in dem in der Elwin'schen Ausgabe vollständig veröffentlichten und mit Anmerkungen versehenen Briefwechsel Pope's. Ich lasse hier die wichtigsten Stellen folgen.

Elwins Anmerkung zu Pope's Brief vom 20. Juli 1718 (No. 13): In 1728 Dennis in his remarks on the rape of the lock put forth the statement, that it was Pope himself, who jealous of the success of Cato, wrote to Lintot and persuaded him to engage Dennis to write the disparaging criticism upon it. The year after this damaging assertion was in print, came out the enlarged edition of the Dunciad in which Pope raked together the calumnies that had been uttered against him, and contradicted what he could. ... Dennis reprinted the statement in 1729 in the remarks on the Dunciad and Pope still remained silent.

Steele's in Addisons Auftrag an Lintot geschriebener Brief vom 4. Aug. 1713 (von Lintot an Dennis ausgehändigt und von diesem 1729 veröffentlicht) (No. 14):

Mr. Addison desires me to tell you that he wholly disapproves the manner of treating Mr. Dennis in a little pamphlet by way of Dr. Norris's account. When he thinks fit to take notice of Mr. Dennis's objections he will do it in a way Mr. D. shall have no just reason to complain of. But when the papers above mentioned were offered to him, he said he could not either in honour or conscience be privy to such a treatment and was sorry to hear of it etc.

Später hielt Pope es dann für gerathen, in einem Brief an Caryll vom 17. Oct. 1713 (No. 25) die Urheberschaft des Pamphlets überhaupt in Abrede zu stellen. „As to the whim upon Dennis, Cromwell thought me the author of it, which I assured him I was not" etc., wozu die Anmerkung Elwins, der Pope auch hier wieder im Widerspruch mit sich selbst nachweist, zu vergleichen ist.

so exquisitely written, that the town would never give them more than one night's hearing. etc. etc.

Für uns ist das Urtheil über den Werth und Unwerth des Stückes entschieden, und wenn noch Voltaire sich in Lobpreisungen desselben ergeht und Addison den Ersten nennt, qui ait fait une pièce raisonnable et écrite d'un bout à l'autre avec élégance, und sein Werk ein chef d'œuvre pour la diction et la beauté des vers, wir sehen in ihm nichts als ein litterarisches Document, ein Document von Werth für die Litteraturgeschichte, welches für uns Deutsche durch Gottsched noch ganz besondere Wichtigkeit erhalten hat, aber jedes Recht eines Anspruchs auf eigenen, selbständigen Kunstwerth versagen wir ihm, und wir lächeln, wenn Macaulay auch nur im entferntesten an die Möglichkeit eines Vergleiches mit den productions of Schiller's manhood* denken kann.

* Macaulay: Essays V, S. 134.

L. Türkheim.

(Schluss folgt.)

Vierzehn Gedichte von C. M. Wieland.

Mitgeteilt

von

Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof.

Die nachfolgenden, bisher zum grössten Teile ungedruckten Gedichte Wieland's, deren Originale sich auf der Züricher Stadtbibliothek befinden, stammen sämmtlich aus der ersten Zeit des Züricher Aufenthaltes — allerdings ist nur eines, die „Ode an Serena“ datirt und zwar vom 24. Septbr. 1753. Wahrscheinlich hat Ofterdinger diese Gedichte im Auge, wenn er in seiner Wielandbiographie (p. 91) schreibt: „In dieser Zeit [nach der Auflösung des Verhältnisses mit Sophie Gutermann-Laroche] dichtete er Lieder, in denen er seinen Schmerz schilderte, die aber in Zürich noch als Manuscript vorhanden sind.“

Allerdings sind die Gedichte zum grössten Teile an Sophie-Doris-Serena, seine begeisternde Muse, direct gerichtet und auch in den übrigen begegnet ihr Name. In Oden und Elegien gibt der Dichter der Sehnsucht nach der Geliebten und dem Schmerze über ihren Verlust Ausdruck; doch scheint er noch nicht alle Hoffnung auf ihren Besitz aufgegeben zu haben. Aus diesen auf das Verhältnis zu Sophie sich beziehenden Gedichten lernen wir erst des Dichters Liebesschwärmerei in ihrem ganzen Umfange kennen.

Die vorliegenden Gedichte gehören natürlich, nach Inhalt und Form, ganz in Wieland's seraphisch-klopstock'sche Periode. Religiöse Schwärmerei und Ergüsse der Freundschaft spielen neben der „seraphischen“ Liebe die bedeutendste Rolle. Als

„Oden“ (eines als „Elegie“) bezeichnet, bewegen sie sich in antiken Versmassen, in welchen Wieland bei weitem nicht so geschickt, wie später in freien gereimten Metren, sich bewegt und sich manche Nachlässigkeit zu schulden kommen lässt. — Am nächsten stehen den hier veröffentlichten Dichtungen mehrere der Oden, welche im VI. Teile der Hempel'schen Ausgabe abgedruckt sind. Reminiscenzen aus Klopstock, directe Herübernahme von Klopstock'schen Wendungen und Ausdrücken, besonders auch die bei Klopstock so beliebten Wiederholungen und rhetorischen Fragen begegnen uns häufig; rhetorische Weitschweifigkeit macht sich fast durchwegs geltend.

Klopstock und vor allem Bodmer erscheinen als gepriesene Muster. Von sonstigen Persönlichkeiten spielen Schinz und seine Daphne eine hervorragende Rolle. Aber wer ist z. B. Herr M. C . . ., an welchen die eine Ode gerichtet ist?

Noch sei bemerkt, dass die beiden Oden Nr. XI und XII in etwas abweichender Fassung (nach Abschriften in Ring's Collectaneen) von Prof. Erich Schmidt in seinen „Beiträgen zur Kenntniss der Klopstock'schen Jugendlyrik“ (Quellen und Forschungen XXXIX, p. 88 ff.) zum Abdrucke gebracht worden sind.

Die übrigen hier veröffentlichten Dichtungen mögen den Forschern auf dem Gebiete der mir persönlich derzeit ferner liegenden Wieland-Literatur als ein kleiner Beitrag zur künftigen historisch-kritischen Edition nicht unwillkommen sein.

I. Ode an Serena.

(Zürich den 24. September 1753.)

Alles schlief um mich her, Traurige Stille lag,
Also schien es dem Schmerz, auf der entschlafnen Welt,
Gleich der schauernden Stille
An dem Morgen des Weltgerichts.

Jeder nächtliche Hauch schien mir ein Wiederhall
Meiner Seufzer zu seyn; wie mit erbleichtem Glanz
Eine sterbende Sonne
Ihren zitternden Welten scheint,

Also schien mir der Mond, aber er hörte nicht
Meine Klagen. Doch der, der in SERENENS Brust
Jeder heiligen Neigung
Sanftgebietende Stimme hört,

Hörte mich! Du auch villeicht, Unter den Seraphim
Vor den andern beglükt, den er Serenen gab,
Dass der Tugenden keine
Ohne himmlischen Zeugen sey,

Auch du sahest villeicht wie ich geängstigt lag,
Ganz mit Kummer umzäunt! Denn sie entflohen mir,
Sie, durch die ich noch lebte,
Tausend goldene* Hofnungen.

Als ich weinend so lag, ringsum von Furchtbaren
Künftigkeiten geschrekt; Siehe, da trat das Bild
Meiner sterbenden Freundin
Vor mein bebendes Angesicht.

Allzuschön für die Welt, die Sie verkennet hat,
Und zum Himmel schon reif, hatte der Ewige
Sie zu seiner Belohnung
Aus dem Staube** gerükt.

Denn sie hatte nunmehr, nach des Geschickes Schluss
Alle Thränen geweint. Schöpfer,*** du zähltest sie
Und bestimmtest zum Lohne
Jeder Thrän' eine Ewigkeit!

Die mit denen Sie oft, unter die Seraphim
Schon zum Thron hin entzückt, betend am Himmel hieng,
Ihre zärtlichen Augen
Fielen ernst und gebrochen zu.

Fromme Unschuld, ein Herz welches nicht heucheln kan
Das gewohnt ist dem Blik dess der allwissend ist
Seine Gedanken zu zeigen,
Und die zärtlichste Menschenhuld

Spricht ihr Angesicht noch! Aber was sagt mir hier
Dieser traurige Zug, der aus dem himmlischen
Sanften Lächeln hervorbricht?
Und auch Englische Seher rührt.

Also lag sie vor mir, die ich mit Zärtlichkeit
Mit Verehrung geliebt, deren erhabner Blik,
Gleich als wär sie mein Schuzgeist,
Mich zu jeglicher Tugend rief.

Ach! der blühende Leib, den die Natur so schön,
Wie zur Ewigkeit, schuf, Soll er zu Staub verblühn?
Und diss Antliz der Liebe,
Seiner Seele getreues Bild!

Weinet, die ihr sie kennt, Edlere Sterbliche!
Nicht ihr, denen der Geist ihres beredten Bliks
Und die Schönheit und Würde
Ihrer Seele nicht sichtbar war,

Weinet Freunde, die ihr je sie gesehen hab't,
Und in ihrem Gesicht mehr als nur Gratien
Mehr als sterbliche Schönheit
Mit Verehrung gesehen habt!

---

* selige. ** Von der Erden. *** Gottmensch.

Weint! izt ist es bald Staub, was ihr bewundernd* sah't!
Ach! wie klopft mir mein Herz! Ach! Sie belohnt nicht mehr
Meinen segnenden Blik, ach! sie vernimmt es nicht
Was die weinende Liebe klagt!

Doch verstumme, mein Schmerz! Lästernde Klage, flieh!
Denn es kommt einst der Tag, da sie wird auferstehn,
Da in himmlischer Schöne
Dieser Leib aus dem Grabe geht.

Der, der einst für sie starb, und für Sie auferstand,
Wird mit eben dem Wort, welches den Welten rief —
Den entschlafnen Gebeinen
Sagen: wachet zum Himmel auf!

Für die Ewigkeit schön, dem der sein Bild ihr gab
Aehnlich, tritt sie alsdann unter die Engel hin
Und umarmet voll Liebe
Ihren wiedergefundnen Freund.

Sey mir heilig, mein Herz! die du geliebet hast
Trug des Ewigen Bild, die dich geliebet hat
Lobt izt über den Sonnen
Mit den Schaaren der Ewigen!

Als die sinkende Brust, die schon erstarrete,
Sich vom lezten Gebet sanft, wie gen Himmel, hub,
War der sterbenden Christin
Leztes heisses Gebet für Dich!

Welche Würde giebt dir, dass sie so für dich bat,
Noch zu irdisches Herz! Sey nun nicht irdisch mehr!
Sey es würdig, noch itzo
Von Serenen geliebt zu seyn!

Hör, Unendlicher, an, was an der Freundin Grab
Meine Seele gelobt! Hör auch, verklärter Geist,
Aus den seligen SPhären
Meinen frommen Gelübden zu!

Klagen will ich dich nicht. Denn du bist seliger
Als ein sterblicher fasst. Sollt ich des Christen Tod
Mit unglaubigen Thränen
Und mit sträflichem Schmerz entweyhn?

Aber, was ich noch hier lebe, das sey allein
Dir, mein Schöpfer, gelebt! Wo nun mein Erbe ist,
Sey mein Wandel! im Himmel,
Wo Serena die Gottheit schaut.

Was Vergänglich ist, flieh! Freuden der sterblichen
Euch verschmäh ich! Mir sind schon in die Ewigkeit
Helle Blicke gegönnet!
Sie verdunkeln die Erde ganz.

Wie die Vorsicht es will, fern in der Einsamkeit
Oder unter der Welt, will ich mein übriges
Dir geheiligtes Leben,
Frommer thätiger Weisheit voll,

* mit Wunder.

Still verleben! dem Ruhm unbekannt; wenigen,
Deinen Freunden, bekannt! willig der Thoren Hohn
Unbeweglich zu dulden,
Stets ein weiser, ein Menschenfreund!

So hat die ich geliebt, da Sie im Leibe war,
Stets verkannt von der Welt, aber von Gott gekannt,
Bey den Menschen gewandelt
Gleich unsichtbaren Seraphim.

Also flieget dahin, fliegt in die Ewigkeit
Meine Tage! euch bindt nichts an die Erde mehr
Als die Stimme der Vorsicht.
Fliegt mit meinen Gebeten auf!

Niemals klage mein Mund! nicht ein entfliehender
Seufzer klag euch hinfort, goldene Hofnungen,
Engel-gleiche Gestalten
Einer irdischen Seligkeit

In Serenens Besitz. Gott hat euch weggewinkt!
Diss nur sey mir erlaubt, dass ich in einsamen,
Ernsten, wachenden Nächten
Ins Vergangne zurücke seh!

In den goldnen August, da ich Serenen sah,
Da mein Leben mir nun neu und verhimmelt schien;
Da in weisen Gesprächen
Unsre schüchterne Liebe wuchs;

In die Stunden zurück, die wir der Zärtlichkeit
Und der Freundschaft geweyht; da nur Unsichtbare
Unsern redenden Seelen
Aus der Abendluft zugehört;

Da Ihr geistiger Blick, was keine SPrache sagt,
Was kein Dichter ersinnt, neue Empfindungen
Neue stolze Gedanken,
In mein seliges Herz gestralt;

Da ich Thränen der Lust, Thränen der Dankbarkeit
In Entzückung zu Gott von ihr hinaufgeweint,
Ihrer sittsamen Wange
Stumm vor Freuden entküssete.

Also sey mir erlaubt, in mein vergangnes Glük
Mit wehmüthiger Lust dankbar zurükzuschaun!
Mit verlangenden Augen
Will ich dann, o Serena, dich

Aus den Sternen herab, ringsum von Seraphim
Und von Klarheit umstralt, ehrfurchtvoll sinken sehn,
Wie du mit segnendem Lächeln
Mir zu deiner Umarmung winkst.

* * *

Also trieb mich mein Herz, Trauriger Ahnung voll,
Um die Mitternachts Zeit wachend in Träumen um,
Da dein Schicksal, o Freundin,
Mich in furchtsamen Kummer riss.

Lange sah ich, als wie aus mir herausgezükt,
Mit verbreiteter Seel und mit bethräntem Aug,
Auf den ersten Gedanken
Deiner frühen Vollendung hin!

Und mit Seufzern der Angst, wie sie des Todes Furcht
Einer Seelen erpresst, die sich für sterblich hält,
Mit gerungenen Händen,
Bat ich zitternd den Ewigen

Um dein Leben. Die Nacht gieng mit verhülltem Haupt
Unter meinem Gebet langsam bey mir vorbey.
Aber, mit den erwachten
Ersten Stralen des Morgens, kam

Eine Stimme zu mir; sanft wie die Frühlingsluft
Weht die Stimme mich an, und mein getröstet Herz
Schlug im Busen gelinder
Und die Thränen versiegten schnell:

Die um welche du batst, ist dir von Gott geschenkt!
Aber dir nicht allein. Auch der verkehrten Welt,
Soll ihr lehrendes Leben
Lang die sichtbare Tugend seyn!

II. Ode.

Amphora coepit
Institui, vertente rota cur urceus exit?

Ihr stillen Tieffen, denen mein Geist sich oft
Betrachtend nähert, Tieffen der Ewigkeit,
Geheimnissvolle dunkle Gründe,
Wo die Gedanken so gern versinken,

Seyd mir gegrüsset! Festliche Ewigkeit,
Ich fühl, ich fühl es, dass ich unsterblich bin.
Ihr Engel, ach! ihr Seher Gottes,
Lächelt mir euerm Freund entgegen!

Die höchste Hofnung welche der Seraph wagt
Ist mir gegeben, bin ich von Staube gleich.
Ich bin ein Christ. O mein Messias,
Auch für mich hast du den Thron erobert.*

Die Mitternächte, die wie unendlich sonst
Mich schrecken würden, hellet mein Glaube auf,
Ich seh durch ungemessne Räume
In die Versammlung der Auserwählten,

Der Sänger Gottes, die Dich, o Menschenfreund,
O Gott Erlöser, die dich mit Augen sehn;
Ich sehe nahmenlose Freuden
Auf den Gefilden des neuen Himmels.

Hat wohl ein Engel sanft, im Vorübergehn,
Mein Aug berühret? Welche Entzückungen
Umglänzen mich! Wie ungleich allem
Was ich vorher mit Entzückung ehrte.

Bin ichs auch selber? O wie erbebt mein Geist,
Wie lieblich bebt er unter der süssen Last
Der hohen schwellenden Gedanken,
Welche den werdenden Engel bilden!

* bestiegen.

Fleug, meine Seele, einen behendern Flug
Als Seraphs Schwingen, fleug die Gefilde durch,
Die, voll von Gott der sich enthüllet,
Sich unermesslich vor dir eröfnen.

Wer dürft' es wagen, ohne Vermessenheit
So gross zu hoffen? Ohne Vermessenheit
Darf es der Christ. Der nennt die Himmel
Und die Aeonen sein altes Erbe.

Unsterblichs Leben, Abgrund von Hofnungen,
Was fehlt der Seele, welche dich glauben darf?
Dort wird diss Leben sich entwickeln,
Dorten wird, was ich hier Unglük nannte

Zu Jubel werden. Ach! wie beruhigt mich
Die süsse Hofnung! O wie zerfliesst mein Herz
In Vorempfindung meiner Wonne —
Freunde, dort werd ich euch wiederfinden.

Ihr die ich liebe, die ihr mir ähnlich seid,
Wie ich, gefühlvoll für die harmonische
Erhabne Tugend, ach dort eil' ich
Euch mit verbreitetem Arm entgegen!

Dort drükt dein Antliz, denkender Br***[1]
Dem Cherub ähnlich Eifer für Wahrheit aus,
Dort lächelt meines B**[2] Auge
Mir mit belohnendem Blik entgegen.

Auch du, Philokles, — du, mein geliebter H**[3]
Du auch, du Sipha unsrer verdorbnen Zeit!
Und du mit Dafnens schöner Unschuld
Redlicher Sch***[4] wirst mich da umarmen.

Dann schau ich um mich, denn mein verlangend Herz
Fühlt dass du fehlest — aber nun kommst du auch
Herbey, o zärtliche Melissa,[5]
Und dein gefühlvolles Aug weint Freude.

Mit holdem Lächeln führet Irene dich,
Wie triumphirt Sie dass Sie dich wiederfand!
Wie segnet sie die theure Stunde
Da Ihr auf Erden zuerst euch fandet!

Auch jene Stunde, die mir so festlich ist,
Da mich euch beyde Sariel suchen hiess;
Und jede goldene Minute
Die wir der Weisheit und Freundschaft weyhten.

Izt wird die Freundschaft, welche die Tugend band,
Die schönste Neigung unter den Sterblichen,
Zu Lieb' erhöhet, wie die Engel
Wie sich die Geister im Aether lieben.

Du auch, Ismene,[6] öfne den holden Arm,
Du sanfte Unschuld! lächle mir wieder zu,
Wie an des Neckars grünen Ufern,
Wo die platonische Weisheit lauschte.

---

[1] Breitinger. [2] Bodmer. [3] Hess. [4] Schinz. [5] Ueber Melissa vgl. Scherer, Anz. f. d. Alterthum I, 32. [6] Ueber Ismene s. ebd. p. 38 f.

Doch wer ist diese, welcher die Seraphim
Da sie vorbeygeht, wundernd entgegensehn,
Ihr Blik ist Unschuld, die sich fühlet,
Zärtlich und lächelnd ihr ganzes Wesen.

Wie klopft mein Herze! was für Empfindungen
Was für Entzückung! — ach! so empfand ich einst
Für Eine nur! — ja ja, sie ist es.
Könnte mein Hertze sie wohl verkennen?

Du bists, Serena, lasst mich, ihr Freundinnen!
Sie ist, sie ist es! Ach! sie ist wieder mein!
Lass mich der neuen Liebe Thränen
Von der hellglänzenden Wange küssen.

O weine nicht mehr! Schönste der zärtlichen
Geliebten Seelen, die ich auf Erden fand,
Mit nahmenlosen Sympathien
Mit mir verbunden und mir die gleichste.

Ach! mehr als Liebe, war es, o Göttliche
Viel mehr als Freundschaft, was ich für dich empfand,
Komm, lass uns von den Engeln lernen
Nahmen dem hohen Gefühl zu geben.

Auch warst du schöner als sonst die Seelen sind,
Die, ihres Ursprungs Hoheit uneingedenk,
In Staub verhüllt, entstellt und dämmernd,
Geistlos, nur sinnliche Reitze athmen.

Der Himmel wusst' es! solche Empfindungen
Drükt keine Liebe, keine Umarmung aus;
So wie ich dich, Serena, liebte,
Konnte kein Sterblicher mehr dich lieben.

Sey ganz Entzückung! Kein labyrinthisches
Verborgnes Schiksal trennt uns, o Freundin, mehr,
Sieh diese Paradies' uns winken,
Sieh die Aeonen die um uns schimmern!

Sey mir gegrüsset, himmlische Ewigkeit,
In welche Freuden lässst du hinüber sehn!
Empfangt uns, amaranthne Lauben,
Englische Lauten, ertönt von Liebe!

III. Ode.

Und ich seh dich noch nicht, und mein verlangend Herz
Bebt noch in deiner Umarmung nicht?
Und die Seele, die dich so unaussprechlich liebt,
Freundin, liegt noch, wie vom Gram betäubt,
Wie in Ohnmacht! vom Schmerz ihres ätherschen Lichts
Und der Stärke beraubt, die sie
Zum Olympus oft hob; seufzet und reist sich nicht
Aus den Fesseln des Kummers los.
Solls vergeblich dann seyn, Göttliche, dass ich dich
Meinen Armen schon nah geglaubt?
Und ich soll dich nicht sehn, die meine Seele liebt,
Die ich von allem, was Gott nicht ist,

Aus der Schöpfung Bezirk (ach wie entbehrt ich dich?)
  Ganz allein nicht entbehren kan?
Die mein fyhlendes Herz mächtig zur Tugend reizt
  Die zur Freundschaft mich bildete,
Dich, dich soll ich nicht sehn? *Sinke* nur, banger Geist,
  In unsterbliche Schmerzen hin!
Sey *verschlossen* dem Trost! Hofnung verbreit um mich
  Dein zufriednes Gefieder nicht!
Schmerz, dich will ich allein fyhlen, *du seyst hinfyr*
  Meine Wollust! Empfindungen
Meines Jammers, o bebt, bebt, und verstummet nie,
  Die entkräftete Seele durch!
Ach, wie kan ich noch seyn! Seele, vor Sie gemacht,
  Sie zu lieben von Gott gehaucht,
Ach wie kanst du noch seyn? Sey denn, und weine nur,
  Beb, und fyhle, und denke nicht!
Oder fyhlest du noch, denkst du, so sich in dir,
  O so sieh nur ihr Bildnis an,
Ihr olympisches Bild, mit den Empfindungen
  Sieh es stumm und *zerwallend* an,
Wie du sie einst gesehn, da Sie das erste mal
  Deinen Augen entgegenkam,
Mit betroffenem Blik, der nur Bewundrung war,
  Der erstaunend und unverwandt
Auf ihr ruhte, den Geist, der ihre Bildung schmykt,
  Und den lächelnden holden Mund,
Und der redlichen Stirn Heiterkeit sah, und dann
  In dem Aug, wo die Göttliche,
Wo die Seele sich mahlt, wo sie der Himmlischen
  Mächtig siegende Sprache redt,
Den unsterblichen Hang unserer Seelen las,
  Sympathien der Liebe las.
So empfinde mein Herz, wenn du ihr Bildnis siehst,
  Das so werth ist, ein EngelsHerz
Einzunehmen! wie werth, ach wie so werth ist es,
  Dass du es nur allein noch denkst.
Ja, dich denk ich allein, dich — und die Ewigkeit,
  Und den Gott, dem du ähnlich bist.
Die sich sonst mir so schön als ein *ätherischer*
  Frybling zeigte, die Zukunft, hat
Keinen Reiz mehr fyr mich! Bilder der Seligkeit,
  Phantasien von Götterlust,
Ach, wo seyd ihr dahin? hin! mein betrogner Geist
  Hasst euch, treulose Hofnungen!
Hoft nun nimmer, und sieht, wenn er ins ferne sieht,
  Oede, grundlose Tiefen nur.
Ach! wie warst du so kurz, Glyk, das der Himmel nur
  Selten nieder zur Erde sendt!
O wie selig war ich! Tage, wo seyd ihr hin,
  Die ihr voll unaussprechlicher
Seligkeiten, voll Ruh, voll nie empfundner Lust,
  Allzuplözlich vorybcr floht?
Ja, wenn einst meine Zeit mir, wie ein Morgentraum,
  Wie die Jahre der Kindheit scheint,
O so werdet ihr mir, Tage der Liebe, noch
  In der Ewigkeit festlich seyn!
Der Erinnerung werth, dass die Unsterblichen

Froh euch wieder empfinden, werth!
Ach! wie selig war ich! da ich, o Doris, dir
Heimlich weinte, da noch mein Herz
Von Empfindung gedrängt, und deiner Wyrde voll,
Dich zu lieben, sich selbst verbarg!
O wie seliger noch, da du das erste mal
Mich mit Augen voll Zärtlichkeit
(O wie redeten sie! o wie viel sagten sie!)
Liebenswyrdigste, angeblikt.
Sey mir heilig, o Tag, da Sie empfindungsvoll,
Voll unschuldiger Liebe mich
Ansah, da mir ihr Aug ewige Treue schwur,
Dreyenzwanzigster des Augusts*
Sey gesegnet! Vor dich bet ich die Vorsicht einst
Mit ätherischen Thränen an;
In der Ewigkeit noch, wenn, die izt prächtig blyhn,
Alle Sonnen verwelket sind,
Wenn Eonen von Zeit in sie geflossen sind,
Feyr ich, seligster Tag, dich noch.
In der Göttlichen Arm, ganz in Entzyckungen,
In Entzyckung des Himmels ganz
Ausgegossen will ich wieder die Seligkeit
Fyhlen, die du mir damals gabst.
Welche Zeiten voll Ruh, Tage der heiligen
Liebe, Stunden der Zärtlichkeit,
Fremd dem irdischen Volk, voll von Empfindungen,
Die keine menschliche Sprache sagt,
Folgten, aber zu schnell, himmlischer Tag, dir nach!
An Umarmung und Kyssen reich,
Reich an heiliger Lust, und an erhabneren
Yberirdischen Freuden reich!
Gott, du hast sie gesehn! Jede Empfindung war,
Jede Neigung in unsrer Brust
War dir sichtbar; du hast segnend uns angestrahlt,
Denn du, Gott, bist die Liebe ja!
Da Du uns so gesehn, da du uns segnetest,
Dachte da nicht dein göttlich Herz:
Euer Wunsch ist erhört, Kinder der Zärtlichkeit,
Die ihr folgsam dem syssen Hang,
Der mit ewger Gewalt Herzen zusammenzieht,
Euch so redlich, so edel liebt,
Ihr sollt glycklicher seyn, als euer zärtliches
Frohes Herze zu wynschen wagt;
Tage warten auf euch, jener Zufriedenheit
Himmelgränzer (sic) Welten voll;
Wie sein Leben man lebt, wenn es der Unschuld Reiz
Und die Weisheit olympisch macht.**
Hast du also gedacht, Vorsicht, so winke mir,
O so winke mir Hofnung zu!
Fyhre Doris zu mir, dass mein erschöpftes Herz
In den syssen Umarmungen
Wieder mächtiger schlag, und dir, geliebtes Herz,
Folge, wenn du so himmlisch fyhlst.

---

* 1750.

** — — — wenn Unschuld und himmlische Liebe
Alle Tritte mit ihren schneeweissen Flygeln beschytzen. Bodmer.

Dass vom lieblichen Glanz, der ihrem Aug entfliest,
   Mein erkalteter Geist, belebt,
Wieder aufblyh, geschikt in die äthersche Luft,
   Weise Rowe,[1] dir nachzufliehn.
Von ihr zärtlich umarmt, an ihr seraphisch Herz,
   Yberwallend von Lust, gedrykt,
Vom melodischen Ton, der ihrem Mund entschallt,
   Ganz erfyllt, und zu geistigen
Harmonien entzyckt, will ich, o Tugend, dich
   Stärker lieben und wyrksamer
Wie auf Schwingen des Wests will ich in Bodmers Arm
   Und in Schinzens Umarmungen
Von ihr eilen. Dann soll Doris mich thränenfrey
   Kyssen, und mich entfliehen sehn.

IV. Ode an Doris.

Erseufzte Stunde, da ich sie wiederseh,
Da sich ihr Arm mir zärtlich entgegenstreckt,
   Stunde der syssen Freudenschauer,
      Eil aus der Liebe Schoos hernieder.

Nur selten steiget eine der Seligen
Aetherschen Stunden, wie sie der Himmel lebt,
   Nieder zur Erde, wo die Menschen,
      Sich nicht bekannt, die Zeit verträumen.

Aber dich sendet, goldene Stunde, mir
Der Gottheit Tochter, die ich, von wenigen
   Gehört, den Menschen sang, die Liebe,
      Selber aus ihrer (sic) Schoos hernieder.

So schweben yber Liebende Seraphim
Mit Zephyrsyssen Stunden der Freude hin,
   So, wie ich dich geniesen werde,
      Fyhlt dich der Jyngling jenes Erdballs;

Der dort im Meer unzählicher Sonnen schwimmt,
Von Glanz bedecket, keinem Cassin bemerkt,
   Dir nur sichtbar, dem selbst Eloas
      Wohnplaz die himmlische Muse zeigte.

Was werd ich fyhlen? Doris, was fyhlst du dann?
Was keine Zunge sterblicher Sänger spricht,
   Was nicht die Seel in seinem Unfang (sic)
      Denken kan, was sie entzykt nur fyhlet!

Kaum wird sie glauben, wenn ihr das Auge sagt,
Dass du ihr nah seyst, biss sie vor Freude stumm,
   In Umarmungen sanfft zerschmolzen,
      Zärtlichste Seele, Dich gegenwärtig

Empfindet, biss die Schauer der Sympathie
Sie sanfft durchdringen, dass von den Schauern dann
   Jede Begierde bebt und fröhlich
      Ihrer Geliebten entgegenwallet.

---

[1] Die Engländerin Elisa Rowe, das Vorbild für Wieland's „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde."

Was fyr Gedanken, was fyr Empfindungen,
Dem Mund unnenbar, redst du, o Auge, mir?
Himmlisches Aug, was vor Entzyckung
Weinst du, mit Blicken der holden Liebe

Auf meine Wangen? Heiliger Augenblik,
Da ich zuerst dir, Freundin, entgegenkam!
Da ich dich liebte! Meines Glykes
Und dieser Stunde Quell sey gesegnet!

Wenn nun die Arme myd von Umarmungen
Sich ungern lassen, wenn sich die Seelen nun
Aus der Empfindungen syssem Taumel
Bebend erhohlen und um sich sehen,

Denn blickt ein Auge wundernd das andre an,
Das volle Herz strömt noch von den Lippen nicht,
Stumm, doch voll nahmenloser Freuden
Dankt dann der ernste Blick gen Himmel,

Lange verweilend; sinkt dann zuryk und ruht
Auf dem geliebten Angesicht; jeder Blik,
Jede Miene, des Herzens Ausdruk
Wird der aufmerksamen Liebe sichtbar.

Dann kommt, Stunden, denen mein thränend Aug
So vielmals nachsah, da ihr geflohen wart,
Dann kommt ihr wieder, ihr der Weissheit
Ihr der Unsterblichkeit heilge Stunden.

Da wir von Gott, uns, oder der Tugend Glyck,
Zärtlich besprachen, da wir Empfindungen
Zu Gedanken erhöhten, und Kloppstock
Uns mit den Engeln vertrauter machte.

Da fyhrt uns Bodmer hin in die erste Welt,
Wo er im Garten, den einst sein Milton sang,
Vor eine Eva, Drey voll Unschuld,
Jede Dir ähnlich, o Doris, zeiget.

Mit freyem Blicke sehn wir mit Addison
Ins Herz der Menschen, jeglichen Trieb spyhrt er
Aus seinen Höhlen aus, der Tugend
Herrschenden Wink verstehn zu lernen.

Die Weissheit, die so fremde den Weisen ist,
Die Young so göttlich sang, die der Ewigkeit
Uns leben lehret, zeigt uns Rowe
Menschlicher, schön wie sie selbst, in Bildern.

Sie selber sehn wir, wie sie am Fryhlingsbach
Auf Blumen träumet, oder den Hayn durchschweift,
Und in der einsamen Schatten Stille
Ihre Gedanken behorcht und sammlet.

Wenn sie erzählet, sehn wir mit Augen fast,
Wie Rosalinde, schön wie ein Mayentag
Im Schäferkleide bey dem Jyngling,
Der in der Laube schlummert, still steht,

Ihn sanfft erzitternd ansieht und zweifflend sinnt,
Ob er vielleicht nicht einer der Sylphen sey;

Ihn gerne kyste, doch sonder Unruh
Bald ihn verläst und offt zuryksieht.

So, Doris, eilen nicht nur an Kyssen reich,
Vom Geist genossen, unsere Stunden weg.
Da, Freundin, da verschönt dein Antliz
Denkender Ernst und Begier nach Weisheit.

Wenn deine Lippen mir, was dein Herz empfindt,
Was deine Seele denkt, die so himmlisch denkt,
Natyrlich schön, in freyer Anmuth
Sagen, wenn jeder Gedank des Herzens

Aufrichtigs Bild ist, wenn ich der Augen Glanz
Nun nimmer sehe, wenn mich der schönste Mund
Nicht mehr zu kyssen lockt, wenn jede
Leblose Schönheit vor mir verschwindet:

Da schaut die Seele, voll unaussprechlicher
Geistlicher Freuden, nur deine Seele an,
Sieht, wie in ihr das Bild des Schöpfers
Sich so seraphisch enthyllt und glänzet.

Schön ist der Schimmer der um Auroren her
Aus Thaugewölken nieder zur Erde fliest,
Wenn sich die Rosen ihm eröffnen
Und um ihn jeglicher Hygel aufblyht.

Schön ist des Mädchens redender Blick, wenn er
Die erste Liebe nimmer verheelen kan
Und schon die Thräne der Entzyckung
Zitternd herauf ins Auge dringet.

Schöner als diese ists, wenn ein blyhend Kind,
Des Vaters Bildniss, sich, wie ein Liebesgott,
Um den Busen der holden Mutter,
Die ihm lächelt, voll Unschuld krymmet.

Aber noch schöner, nicht nur dem Auge schön,
Schön vor die Seele, reitzend den Engeln selbst,
Ist die Seele, wenn ihre Triebe
Tugend und Harmonie beleben.

Das auszudrycken was die uns fyhlen lehrt,
Was sie vor Triebe in uns begeisternd zeygt,
Sind Arm und Lippen unvermögend.
Nur durch Gedanken und edler Thaten

Zärtlichen Gleichlaut dryckt es die Liebende
Der Freundin aus, die ihr mit antwortenden
Gleichedlen Handlungen dann sagen,
Dass sie sich ewig Lieben werden.

V. Ode.

Heil dem glyklichen Tag der die Belohnungen
Deiner Tugend dir bringt, und von unzählbaren
Goldnen Tagen begleitet
Vom Olympus herunterkommt!

Nun ist Daphne ganz Dein! Daphne in deren Blik
Lieb und Unschuld dir stralt; Gyte beseelt ihr Herz,
Und ihr holdes Betragen
Tausend sittsame Gratien.

Nun ist Daphne ganz dein! Glyklicher, schau entzykt
In die Zukunft hinaus. Lass von den seligen
Rosenwangichten Stunden
Ungenossen nicht eine fliehn.

Jede Tugend gesellt sich zu den Freuden hin
Die dir winken; oft hebt Young sie zum Himmel auf,
Wenn am festlichen Abend
Euch der lispelnde Hayn empfängt.

Eure Liebe lebt noch, wenn die Narcissen sich
Mit dem Spiegel entzweyn; wenn das Tibullische
Einst vergötterte Mädchen
Unbesungen vorybeschleicht.

Denn sie welkt nicht hinweg unter Umarmungen
Wie die comische Glut, die auf der Wang entbrennt,
Die von Kyssen sich nähret,
Und an Kyssen zulezt erstikt.

Euer Leben voll Ruh und vor dem Neid bedekt
Fliesst durch Blumen dahin. Weise, du weisst es, Freund,
Haben oft sich gewynschet,
Was dein selig Geschik dir giebt.

Ach ich sah auch vordem, glyklicher S.,[1] wie du
In die Zukunft hinaus; schönere Hofnungen
Hat die himmlische Liebe
Keinem Sterblichen je gezeigt.

Und nun sind sie dahin — ewig dahin! sie ruft
Keine Thräne zuryk! Und, wie ein Morgentraum,
Wie ein Schatten im Mondlicht
An Gebyschen hinunterschlypft,

Schwebt nur, matt und entfärbt, was einst Empfindung war,
Was Entzykung einst war, meiner Serena Bild,
Jeder Stunde der Liebe
Holder Schatten vor mir vorbey.

Niemals seh ich hinfort ihres geliebten Augs
Heitern himmlischen Geist, ihres Gemythes Bild,
Niemals sink ich vor Freude
An die lächelnden Lippen hin.

Ach wir werden nicht mehr, in die vertrauliche
Gryne Stille gehyllt, unsrer Unsterblichkeit
Und dem Leben der Engel
Halb entkörpert entgegensehn.

Doch, ich klage nicht, Freund, schweigend erkenn ich hier
Eines Weiseren Macht. Oft kommt ein Augenblik
Da mein Herz ihm noch danket,
Und Serenen izt reiner liebt.

---

[1] Schinz.

Und sie ist es auch werth. Selten belebt ein Herz
Wie das ihrige ist, und ein so heller Geist
Einen weiblichen Busen,
Wo die zarte Empfindung glyht.

Mitten unter der Welt wagt es ihr HeldenHerz,
Weis' und edel zu seyn; aber der beste Theil
Den sie lebt, ist verborgen,
Engel sehn ihn und lieben sie.

Doch der heutige Tag ist nur der zärtlichen
Frommen Freude geweyht. Lass kein mitleidig Ach
Keinen Seufzer, o Daphne,
Nach Serenen zuryke fliehn!

Mein beruhigtes Herz fyhlet bey euerm Glyk
Eine reinere Lust, als die Entzykung war,
Die die Hofnung mir ehmals
In Serenens Besitz verhiess.

Lass mir dieses Gefyhl, das mich so glyklich macht,
Freund, dich glyklich zu sehn! Und was ich selber mir
Zu Serena einst wynschte
Sey mit Daphnens Umarmung dein.

Freuden warten auf dich, welche zu sehen oft
Aus den Sphären herab Engel gestiegen sind,
Edle menschliche Freuden
Die die Weisheit dir heilig macht;

Wenn sie, welche mein Herz, S., dich zu lieben neigt,
Und dein redlicher Sinn, wenn auch die sittsame
Schöne Unschuld der Mutter
Bey den spätesten Enkeln lebt.

Dekt ein bräutliches Roth, D., die Wange dir?
Ist die Hofnung nicht schön? Wie wird der Anblik seyn,
Wenn dein lächelndes Nachbild
Um den zärtlichen Busen scherzt?

O dann lehre sie auch, wenn sie sich jugendlich
Mit sanftlächelndem Mund Worte zu reden ybt,
Meinen Nahmen bald stammeln
Und Serena mit Seufzen nennen!

VI. Ode.

O vera Vita, che non sà, che sia
Morir inanzi Morte
Potess' io pur cangiar teco mia sorte!

Wenn Du Daphnen umarmst, und ihr geliebtes Aug
Alles, was Sie empfindet, sagt,
Und vor himmlischer Lust, Freund, dein gefyhlvoll Herz
An dem Herzen der Freundin bebt,
Wenn dein Blik izt an ihr voller Entzyckung hängt,
Sieht, wie Unschuld und Zärtlichkeit
Jede Miene belebt, wenn Du, in ihrem Kuss
Ganz gesättigt, zu gross dich fyhlst,

Goldne Wynsche zu thun; sprich, mein Geliebtester,
 Wenn, von Daphnen geliebt zu seyn,
Wenn der grosse Gedank ganz deine Seele fyllt,
 Und kein Trieb ist, den Daphne nicht
Ganz beruhiget hat, fyhlst du, o Schinz, dann nicht
 Diesen einzigen Wunsch in dir:

„Möchtest Du auch hier seyn, der du mich ferne liebst,
 Der du fern von Sophiens Arm
Dein Verhängnis beweinst, und noch die Thränen mehr,
 Die die himmlische Freundinn weint,
Möchtest du auch hier seyn! Wärst Du der Seligkeit
 Zeuge, die izt mein Leben krönt,
Jener, deren Gestalt sich vor dein wynschend Herz
 Stellte, da du Balsoren sangst!
Wäre die auch bey uns, die du so zärtlich liebst,
 Die so himmlisch dich wiederliebt!
O, was fyhlten wir dann, Wieland, was fyhlten wir!
 O, wie zärtlich umarmten sich
Unsre Freundinnen dann! o, wie umarmten wir
 Uns bey ihren Umarmungen!
Auch der segnete dann unsrer Empfindung zu,
 Dessen Nahm uns zur Tugend wekt,
Mit Socratischem Blick lächelte Bodmer oft
 Unser edleren Liebe zu.
O dann fänd uns die Ruh mit der ätherschen Lust
 In gesangvollen Haynen gehn,
Unter Lauben, wo gern, weil sie die Einfalt liebt,
 Sich die Weisheit zur Freundschaft findt,
O dann wären wir, Freund, seliger, als voreinst
 Die Bewohner Arcadiens,
Wo die Unschuld und Lust lächelnder Nymphen Reyhn
 Zu harmonischen Tänzen rief.

Wynscht dein Herz nicht so, wenn Du in Daphnens Arme
 Mehr die Triebe nach Freunden fyhlst?
Ja, so wynschet mein Schinz! ach! warum hörest Du
 Unsre weiseste Wynsche nicht,
Der du niemals gehört, dass ein gemeiner Wunsch
 Mein erhabneres Herz entweyht!
O! wie wären wir dann glyklich! dann wynschten wir
 Nimmer! heitre Zufriedenheit,
Wie die Liebe sie schenkt, breitete dann um uns
 Ihre Schwanengefieder aus,
Jede Stunde, die wir lebten, der gäbest Du,
 Weisheit, neuen verschiedenen Reiz;
O! wir lebten dann so, wie man der Ewigkeit
 Und der nähern Gottheit lebt!

VII. Elegie.

An Entzyckungen leer und stillentfliehenden Seufzern
 Sysser wallender Lust fliest du, mein Leben, dahin,
Leer an sympathetischen Schlägen im zärtlichen Busen,
 Wenn nur ein liebendes Aug sich mit dem andern bespricht,

Schauert mein Herz durch einsame Tag, und suchet die Ruhe,
  Die nur die Liebe gewährt, bey den Platonen umsonst.
Ach Sophie! ach himmlische Freundin, in kläglicher Ferne
  Weinst du vielleicht auch izt liebende Thränen mir zu!
Ach! du weinest vielleicht, dich sieht dein Engel nur weinen,
  Sonst kein Sterblicher nicht! Ach Sophie, weinest du izt,
Und ich soll nicht die Thränen den himmlischen Augen entkyssen,
  Und ich höre dich nicht, wenn Du beym Nahmen mich nennst!
Kläglich getrennt weint jedes und seufzt den Tagen entgegen,
  Die uns die Zukunft misgönnt, seufzt den entflohenen nach.
Stunden, wo seyd ihr, da mich an ihrem Arme der Abend
  Heitrer gegryst, da ihr Blik um und um Freuden erschuf,
Und von Ihrem sanftthränenden Munde die Harmonien
  Mit gesenkten Flygeln lauschende Zephyr geschöpft?
Warum strömt ihr nicht mehr aus ihren begeisternden Augen
  In mein erweitertes Herz sysse Empfindungen hin?
Warum fyhl ich nicht mehr die stolzen Engelgedanken
  Aus der erhabneren Brust schnell und unzählbar entfliehn?
Neue Gedanken, Geschöpfe der Lieb, in himmlischem Schimmer
  Wie ein Maytag dem Schoos feuchter Auroren entspriest.
Warum verlernst du mein Mund mit Seraphinen zu reden?
  Warum lächelst du mir, himmlische Freude, nicht mehr?
Ach, Du bist mir geraubt, die Du mich leben gelehret,
  Wie das Olympische Volk goldne Eonen durchlebt!
Ach, Du bist mir geraubt! Mit dir verliess mich die Freude
  Und der Liebe Gefolg und die ätherische Ruh.
Kaum dass die Muse mich noch mit ihrer Gespielin besuchet,
  Und die Leyer mir nicht weinende Töne versagt.
Oft sinkt mein wynschendes Herz in träumrische Dämrung, und siehet
  Dein nachahmendes Bild vor sich und eilet ihm nach,
Wallt und bebt, als ob es in deine Umarmungen bebte,
  An dein klopfendes Herz, doch Du umarmest mich nicht!
Denn erwach ich, der Schatten zerfliest in die Luft, denn entfliesen
  Thränen dem Aug, das bang hin in die Einsamkeit sieht.
Der du mein Klagen oft hörst, und die Augen voll suchender Blicke
  Und das seufzende Herz hoch von den Wipfeln erblickst,
Oder aus silbernen Wolken, in deren lazurnem Schoosse,
  Ariel, dich oft mein dichtrisches Auge gesehn;
Siehst du auch izt meine Thränen und wie am einöden Bache
  Sich dein wehmythiger Freund unter den Tannen verliehrt;
O so höre mich an! Floss je dein himmlisches Herze,
  Wenn es zwey liebende sah, still in Entzyckungen hin,
Strahlte dein Antliz je heller, wenn ein unschuldiges Mädchen,
  Das nie die Liebe gefyhlt, stand, und ihr bebendes Herz
Und die erröthende Wange besah und syssere Wynsche
  Voll beliebter Unruh in sich sanft thönend vernahm,
Schöner erröthet', und dann den redlichen Jyngling erblikte,
  Der Sie die Liebe gelehrt, eh Sie die Liebe gekannt,
Schychtern ihn ansah, und neue Gefyhl im schlagenden Busen
  Fyhlt' und im Wiederstehn, Liebe, dich siegend empfand;
Segnete jemals dein lächelndes Aug aus heiliger Stille
  Wenn mich Sophie umfieng, unsern Empfindungen zu;
Brachtest du jemals in goldenen Schalen die Thränen der Hofnung
  Und der dankenden Brust stille Gebete vor Gott;
O so hör izt, Ariel, mich um der menschlichen Freuden,
  Die du oft beym Anblik unsrer Umarmung gefyhlt!
Bringe Sie her, die mein Herze verlangt; du hast Sie begleitet,

Als Sie zuerst, unbewust von mir geliebt zu seyn, kam.
Ach! du warsts auch, der ihr, als ich der göttlichen weinte,
In die zärtliche Brust gleiche Bewegungen goss.
Bringe Sie mir entgegen, und wenn Sie nun nähert, so eile
Von der Göttlichen weg, die Du in Amorsgestalt
Mit sanftwehenden Flygeln umgabst, und eile schnell schauernd,
Wie ein rauschender Nord goldene Aehren durchstyrmt,
Vor ihr und ruffe mich hin auf die Spur, die den eilenden Wagen,
Der dich, Sophie, mir bringt, schöner und festlich begryst.
Doch — verlasse Sie nicht! die sympathetische Liebe
Wird mich mit Göttergewalt schon zu der kommenden ziehn.
Bleibe bey ihr und schwebe zephyrisch mit fröhlichen Flygeln
Bald an der heitern Stirn meiner Geliebten dahin,
Bald um die Rosenwangen der Schönen Schwester, die wyrdig,
Ihre Schwester zu seyn, blyht und Unsterblichen gleicht.

VIII. Ode.

Wen Du o Muse, da er gebohren ward,
Lächelnd umfiengest, den wird kein Siegsgeschrey
Mit Lorbern, die vom Blut der Feinde
Thauen, bekrönt, durch das Schlachtfeld fyhren.

Dass ihn die Nachwelt bey den Erobrern seh,
Klagt keine Mutter, eilt aus des Mädchens Arm,
Das ihm nachweint, kein Jyngling
Hin in die Schlacht, sein Blut zu strömen.

Noch da er kindisch sich um den Busen schmiegt,
Oft mit Entzykung mytterlich angeweint,
Fyhlt er schon mehr als andre, tönet
Etwas harmonsches in seinem Weinen.

Da schon empfindt er lächelnder Blike Kraft,
Da wird sein Herz in ihren Umarmungen
Nach dem Herzen der Mutter gebildet,
Zärtlich und schön, wie ein junger Amor.

Oft stehst du denn in Stunden der Mitternacht,
Erato, bei ihm; wenn izt die Mutter myd
Ihn zu umarmen, eingeschlummert,
Und ihn in Träumen schon glyklich siehet.

Da stehst du bey ihm, wehst in sein offnes Herz
Mit Zephyrlippen deine Empfindungen,
Formst in der wächsernen Brust des Säuglings
Jeglichen Trieb, dir einst nachzufyhlen.

Ihn trägt die hohe einsame Bahn dereinst
Auf Flaccus Spuren, oder den Haynen zu,
Wo dein unsterbliches Lied, o Maro,
Durch die Homerischen Lorbeern rauschet;

Oder in Thäler hin zu dem Silberquell,
Der, wie dein Trinklied, Sänger von Teos, fliest,
Oder wie deines Mädchens Kysse,
Wenn du, von ihnen berauscht, geraset.

Denn lehrt ein Mädchen, welches der Doris gleicht,
So schön, mit Augen, die so begeisternd sind,

Ihn umarmend, die Liebe singen,
Und dich, o Unschuld, der Liebe Schwester.

Er ybt die Hayne, wenn sie der Morgen gryst,
Oder wenn auf den Auen der Fryhling schläft,
Den Ruhm der Tugend nachzuhallen.
Menschen sind taub, doch ihm horcht der Seraph!

Ihn wird die Nachwelt, wenn seine Stimme schon
Sich den Gesängen Englischer Harfen mischt,
Hören, ihn segnen, seine Hymnen
Vor dem nachahmenden Jyngling spielen,

Welcher, sie hörend, sich hingezycket fyhlt,
Göttlich zu singen. Auch weint bey seinem Lied
Einst manch jugendlich weiches Mädchen,
Zärtlich wie Doris, und liebt den Sänger.

IX. Ode.

Die du, als mein Geschik mich zu der Erde rief,
Mich mit segnendem Mund kystest und weyhetest,
Hier dein Sänger zu seyn, Weisheit, begeistre mich,
Dass ich von deiner Schönheit sing.

Ach wie wenige sinds, Göttin, wie wenige,
Denen Du dich vertraut; welche den Sonnenglanz
Deiner Schönheit gesehn und den entzykenden
Syss harmonischen Mund gehört!

Und wie sollten sie dich finden? wo sucht man dich?
Ist der Zugang zu dir mit unersteiglichen
Furchtbarn Alpen verwehrt? oder verbirgst du dich
In cimmerische Finsternis?

Ists ein blumenlos Land öd und von Raben nur
Und von Eulen bewohnt? Sind es cecropische
Labyrinthe, wodurch man zu den Höhen irrt,
Die dein ewiger Tempel krönt?

Ist der runzlichte Duns oder Caritides,
Der den dornichten Weg, Göttin, uns fyhren soll?
Ist dein Heiligtum denn staubichten Träumern nur,
Aquinaten nur aufgethan?

Ach! so suchen sie dich! Dich, die mein Socrates
Bey der holden Natur unter den Gratien,
(Ein entzykend Gesicht!) schwesterlich sitzen fand,
Wie Diana bey Nymphen sizt.

Wenn der stolze Sophist yber die Sterne bald
Deine Larve verfolgt, bald dich im Abgrund späht,
Wenn ein schwärmender Kopf, fiebrischer Flammen voll,
Dich in Wolken zu kyssen wähnt,

So begegnetest du, schön wie Unsterbliche,
Und mit offenem Arm suchenden Tullien,
Epicur sah dich so, unter hymettischen
Rosen kysste dich Platon oft.

Mit wohlredendem Mund, wie ihn Diotima
Und mich Doris gelehrt, hast du den Weisesten,
Was kein Zänker gewust, die vergessne Kunst!
    Leben gelehrt und ein Mensch zu seyn.

Höre, Weisheit, auch mich, wenn ie mein junger Fuss
Deine Pfade gesucht, und mich Aurora oft
Wundernd ansah und dann einen zufriednen Glanz
    Um mein forschendes Auge goss,

O so zeige dich mir, wie du dich Bodmern zeigst,
Dich zu sehen gewohnt, voll des olympischen
Sanften Lichts, das dein Aug unerschöpft um sich giest,
    Mist Er leicht deine Gegenwart,

Lehr auch mich, wie du Ihn lehrtest, die edle Kunst,
Dich in Menschen Gestalt (denn deinen Götterglanz
Trägt kein Sterblicher nicht;) reitzend, dass jedes Herz
    Dein eroberndes Lächeln fyhlt,

Vorzumahlen; nicht so, wie dich Anacreon
Unterm taumelnden Chor, wild wie Eurypyle,
Oder jener gleich zeigt, die mit dem jauchzenden
    Sich in junge Gesträuch verlohr,

In erhabner Gestalt, doch dass die Majestät
Deines göttlichen Bliks milder durch Anmuth sey,
Ungekynstelt, das Haar oder den Busen nur
    Mit dem Schmuk der Natur bekränzt.

Von dir, Weisheit, gelehrt, von dir behaucht will ich
Deiner heiligeren Zahl, edleren Jynglingen,
Oder Mädchen, wie die, welche mich izt umarmt,
    Singen, wie du so selig machst,

Wie nur der, nur der lebt, welchem du Heiterkeit
Und harmonisches Licht in seine Seele gabst,
Der gelehret von dir gegen die arme Ruh
    Goldne Sorgen nicht tauschen mag,

Der die Gottheit da sieht, wo Sie sich offenbart,
Der in jedem Geschöpf nicht ihren Strahl verkennt,
Und mit ordnendem Blik jeglichem Liebe schenkt,
    Das mit Schönheit und Gyte reizt,

Dass der weise nur sey, der es gewaget hat,
In sein Herze zu sehn, ob sein geblendter Geist
Gleich zuryke gebebt, wie wenn ein kyhner Blik
    Sich ins Antliz der Sonne wagt.

Der da unterm Geweb zahlloser Neigungen,
Die ins innerste sich, schamhaft gesehn zu seyn,
Oft verstecken, der da seiner Unsterblichkeit
    Saamen, der Gottes Nachahmung fand

Und der grossen Idee voll vor sein Herze wacht,
Keinen kleinern Zweck vor seine Augen stekt,
Als, den göttlichen Theil, der seinen Leib beherscht,
    Seinem ewigen Quell zu nahn.

Von dir, Weisheit, gestärkt, will ich der Laster Brut
Und den Götzen des Wahns und dem vielköpfigen

Irrthum Wiederstand thun, stets ein erklärter Feind
Allem, was dich, o Menschheit schändt.

In bezauberndem Reiz, jugendlich schön und frey
Will ich die Wahrheit alsdann zeigen, in nackender
Liebenswerther Gestalt, so trat Elise dort,
Ein lebendiger Marmor, her.

Freunde, höret mir zu, und euer edles Herz
Schlage stärker in euch, wenn ihr mich singen hört,
Dann erinnert mich oft: Freund, lass dein Leben stets
Lehrend wie deine Lieder seyn.

X. Ode an Hr. M. C...

Freund, den mein suchendes Herz in diesen fremden Gefilden
Sich am ähnlichsten fand,
Dem die liebende Vorsicht, wie mir, nicht goldene Sorgen
(Ihrem Feind giebt sie die!)
Aber ein zärtliches Hertz, und die himlische Tugend gegeben,
Und des Schönen Gefühl,
Aber die Weisheit, die Freundin der Wahrheit, die Mutter der Ruhe,
Die der Schwätzer verkennt,
Die Sokratische Weisheit, die wenig weiss und viel übt:
Freund, wie glücklich sind wir!
Von der Höhe der Weisheit, benachbart dem besseren Himmel
Sehn wir zur Erde herab,
Nebellos, mit eindringendem Blik, auf die Arbeit der Menschen,
Und ihr niedriges Glük.
Aus der Tiefe strahlt uns der Schimmer von goldnen Triumphen
Und der Thronen Glantz an,
Und der Stolz der marmornen Schlösser; wir sehens und lächeln
Dass der Mensch sie begehrt.
Ach! Sie fliehet erhabne Palläste, die Göttliche Ruhe,
Sorgen, in Drachengestalt
Wachen, o Freund, mit drohenden Zähnen, bey Bergen von Golde
Die der Geitzhals gehäuft.
Auf dem einöden Pfad, den einst die Helden gegangen,
Den izt wenige gehn,
Führt uns an ihren Armen die Tugend; hier gehn wir, die Augen
Nie vom Ziele verwandt;
Ungetroffen vom kindischen Schimmer des Irdischen Glückes
Und mit der Freude vertraut.
Um uns tönt die Stimm' der Natur in holden Accenten,
Wie ein himlisches Lied,
Ungehört den Sclaven der Erde, die laden Syrenen
Lieblich singend zum Tod.
Um uns ergiesst sich der Segen des Schöpfers aus blühenden Auen,
Wir besitzen die Welt;
Und unser Hertz, in die Zukunft erhöht, verlernet die Wünsche
Die der Sterbliche thut.
Ausgebreitet in Ewigkeiten voll göttlicher Freuden
Ruht der wartende Geist
Seines Glückes gewiss und wünscht nicht; nur meine Seele
Wünscht noch Doris und weint!

XI. Ode. An Seine Freundin.

Doris, fühle dis Lied, fühl in der Ferne selbst
Wie dein Thyrsis izt fühlt, hohe Empfindungen,
Gleich dem Gefühl des Dämons
Wenn er die himmlische Nymphe küsst.

Sanft, mit stiller Gewalt, fasse die zarte Brust
Die Bewegung die izt, Göttliche, mich ergreift,
Von sympathetischen Freuden
Bebe dein Hertz und empfind wie ich.

Welche Ruhe, die sich über mein Hertz ergiest?
Welche Himmel von Lust wo sich mein Blick verläuft?
Doris, dich denket mein Geist nur!
Dich und die himmlische Liebe nur.

Tod ist ihm izt die Welt, kein Geschöpf ist ihm mehr,
Du, du winckest ihm izt, lächelnder Himmel, nicht,
Kein einladender Abend
Nimt mich in thauende Schatten ein.

Dein Olympisches Lied tönt nicht mehr in mein Ohr
Du, bey dem ich so oft meinen Virgil vergass,
Der du in Harfen der Engel
Den erhabnen Messias singst!

Doris bleibt mir allein aus der Unendlichkeit
Deiner Bildungen, Gott, ist Sie allein mir noch,
Füllt die Schönste der Seelen
Gantz dis ihr nur geschafne Hertz.

O wie wallt es so sanft! o wie befriediget
Schlummern tief in der Brust alle Begierden ein,
Und die schauende Seele
Göttliche Schöne, hängt gantz an dir!

Wie Dein himlischer Geist jeglichen Block belebt?
Wie im redenden Aug, ach! im so schönen Aug!
Sich die Seele enthüllet
Die So zärtlich und edel denckt?

Wie den blühenden Leib Anmuth und Huld umfliest?
War nicht Eva so schön, da ihr entstehend Bild
Zur begeisterten Seele
Göttlicher Milton! herunter stieg?

O! wie liebt dich dein Freund? o wie beglükst du ihn!
Wenn dein Hyblischer Mund sich seinen Küssen beut,
Und die Sanftzitternde Lippe
Gleich der Rose in Knospen schwellt.

Wenn mein freudiger Blick an deinen Blicken hängt
Und die Seligkeit sieht, die izt dein Hertz umfasst,
Freuden erhabnerer SPhären
Die kein Sclave der Erden kennt.

O! wie ist er entzückt? o wie begeisternd gläntzt
Ihm dein himmlisches Aug und das zufriedne Roth
Das die Wangen umfliesset
Und im Munde noch frischer blüht.

Doch wenn einst dieser Glantz in deinen Augen löscht,
Wenn der ernstliche Tod Schönheit und Gratien,
Von dem geliebten Leibe,
Den Sie lange bewohnten, treibt,

Doris, ja wenn du einst in meinen Armen stirbst
Wenn dein Auge nun bricht, wenn diese Lippen mir
Nun zum letztenmahl lächeln,
Und mein gleichfals erblasster Leib

Hinsinkt, wenn wir alsdann freudig, dem Leben zu
Dieser Erden entfliehn, wenn dann mein reiner Geist
Mehr dem deinigen gleichet
Und nun bald so seraphisch wird,

Wenn ein himmlischer Leib uns izt umfliest, und wir,
Aufgelöst in der Lust neuer Umarmungen,
Kein Elysium sehen,
O wie werden wir Selig seyn!

XII. Ode. Auf Eben dieselbe.

Komm aus den Armen der Nacht, o Traumgott, vom schertzenden Schwarme
Holder Gesichte umringt,
Komm, die schlummernde Seele, zu deiner Begeistrung geöfnet,
Ligt und erwartet dich hier.
Trüge dis liebende Hertz, zeig ihm die himmlische Freundin,
Zeig ihm das zärtlichste Kind,
Mit den Geistvollen Augen, voll sanfter liebender Blicke,
Mit dem lächelnden Mund;
So wie Sie war, so schön, so voll unbesiegbarer Anmuth,
Und Unsterblicher Pracht,
Wie die Göttliche war, wenn unter zephyrischen Schatten
Uns der Abend umfieng;
Wenn die Natur in Schlummer schon sank, und die einsame Dämrung
Uns zu Betrachtungen lud;
Wenn wir, voll neuer Gedanken, uns in die Zukunft entfernten,
Und die Lieb um uns her
Paradiese von Freuden erschuf, und in reitzender Aussicht
Unser Blick sich verlohr.
Ihres Glückes versichert und deiner Liebe, o Schöpfer!
Flossen die Seelen zu dir,
Aufgelöst in Wünsche, sanft wie den Augen der Doris
Zitternde Thränen, vermischt
Mit den meinen, entflossen, die Kinder der edelsten Freuden,
Traumgott, so zeige Sie mir!
Doris, so komm mit umfassenden Armen, mit küssenden Lippen,
Mit entzükendem Blick.
Aber wenn ich Sie seh, wenn Sie mich liebreich umhalset,
Traumgott, denn eil auch zu ihr,
Dort wo in den Armen der Tugend, die himmlische schlummert,
Oft vom Seraph geküsst,
Gleich dem Frühling, wenn er in Abendwolken gehüllet
Auf der dämmernden Flur
Schlummert; denn eile zu ihr und zeig ihr in gleichen Gesichten
Ihren liebenden Freund,
Mit den Mienen voll Ruh, voll hoher wallender Wonne
Die ihr Anblick erschaft;

Mit dem Auge das dankend hinauf zum Ewigen siehet
Und den wieder auf Sie,
Mit der zärtlichsten Seele, die ihrer Begeistrung zu enge,
Voll wehmüthiger Lust
Kaum noch sich fühlt und in deinen Küssen, o Doris, gesättigt,
Sich und die Schöpfung vergisst.

XIII. Ode. Klagen und Beruhigung.

Du, die unsterblich ist, der Seraphinen Schwester,
Du, deren angebohrnen Glanz
Noch dunkler Stoff, des Todes Kleid verhüllet,
Izt Thier,* doch einst ein Gott!

Fühlst du, o Seele, dich? Bebst du in deinen Banden
Vom Thron gestürzte Königinn? —
Oft angelokt, getäuscht und nie befriedigt
Wankt dein ätherscher Blick

Auf dieser Erd umher, dem Vaterland des Irrthums,
Des Lasters mörderischer Gruft!
Wo Traum und Wahrheit nur die Sonn' entscheidet,
Und selbst die Liebe hasst, —**

Mein zarter Wille bebt vorm Anblik der Verwüstung,
Die dich, einst schöne Erd', entstellt.
Er, an der Brust der holden Lieb erzogen,
Trägt nicht des Hasses Blik!

Ach! die der Geister Herr zu gleichen Seligkeiten,
Die Tugend zu geniessen, schuf,
Die jagt der Durst nach unglükselgen*** Gütern
In einen ewgen Krieg!

Wie wird dir, Seele, dann, wenn du voll Menschenliebe
Herab auf dein Geschlechte blikst?
Sie, die du gern mit deinem Schmerz beglüktest,
Sie sind des Elends Raub!

Du weinst! — Du breitest dich mit allen deinen Wünschen
Zum göttlichsten Geschäfte aus,
Zum Wohlthun! Der Gedank, Glük um dich her zu schaffen,
Schon der belohnte dich!†

Und ach! was hindert dich? dein Wille bleibt nur Wünschen!
Du, die des Himmels Grenzen selbst
Mit der Gedanken Seraphs-Flug erreichet,
Bist arm an äussrer Kraft.

Beschämt, bestürzt, verirrt im Labyrinth des Schicksals
Entfliehst du in dich selbst — doch ach!
Auch in dich selbst, auch in den Sitz der Liebe
Verfolgt der Kummer dich!

Ich fühl es, wie du oft die leichtern Flügel schwingest
In reinre Gegenden empor,

---

* Wurm.

** Wo selbst die Wahrheit Träumen gleicht,
Wo Laster sich der Tugend Miene geben.

*** freudenleeren. † Wie sehr belohnt' er dich?

Doch drükt ein innrer Zug, der Feind des Wesens
Dein Nichts, dich stets zurük! —

O Schöpfer! ist denn hier der Wunsch der Ruh Verbrechen?
Wie? Oder ist der Freude Fuss
Nur an des Himmels goldne Flur geheftet,
Wo du sie lächelnd schufst?

Soll auch der Edlere, den die SyrenenKehle
Der Erdenfreude nicht entzükt
Der, sich bewusst, tief unter seinen Wünschen
Der Thronen Schimmer sieht,

Soll denn auch der umsonst nach echter Ruhe schmachten,
Auch der? — So fragt ich Kummervoll,
In eine Nacht von Hofnungslosen Sorgen
Und in mich selbst verirrt.

Da sah ich plözlich dich, Serena, vor mir stehen,
Die Tugend lächelte aus Dir,
Dein Auge winkte Ruh, und alsbald wurden
Die Winternächte hell.

O Göttliche! Dich gab mir meines Schicksals Güte
Zur zärtlichen Begleiterin,
Der Weg zur Ewigkeit, sonst öd und finster,
Wie blüht er um Dich her!

Dein zärtlich Herz, das nach dem Ebenbild der Unschuld
Die freye Wahrheit bildete,
Das zu besitzen — o wie reich, Serena,
Wie selig macht das mich!

Du, Freundin, lehrtest mich der Tugend Werth empfinden,
Du machtest mich mir selbst bekannt.
Dir dank ich es, dass mich in goldnen Stunden
Der Muse Gunst besucht. —

Entflieh, o Kummer! weicht, ihr Sorgen für die Zukunft,
Missgönnt mein izig Glück mir nicht!
Serena, wen Du liebst, der kränkt die Vorsicht
Durch jeden niedern Gram.

Und hat sie mir nicht auch Dein grosses Herz geschenket,
Mein Bodmer, dem Urania
Die Weisheit vom Olymp und Symphonien
Aus ihrer Harfe gab?

Du liebest mich! Mir giebt mein dreymal selig Schicksal
Dein menschenfreundlich Aug zu sehn.
Du reitzest mich mit deiner höhern Tugend
Und siehst mir liebreich nach.

O Himmel bin ich nicht zu kühn noch mehr zu wünschen? —
(Doch Bodmer selber wünschte so!)
O dürftest du den frommen Wunsch erlauben!
Soll er unmöglich seyn?

Wie selig! Lebt ich einst in einer armen Hütte
Die Freyheit mehr als golden macht,
In deinem Umgang, zärtliche Serena,
Dir und dem Himmel nur!

Zwar von der Welt getrennt, in einer holden Wildnis
(Gleich dem beglükten Aufenthalt,
Wo Billeter* mein Herz mir abgewonnen,
Wo deine Unschuld mich,

O Daphne, still entzükt, wo ich den Freund gesegnet,
Den dein geliebtes Herz beglükt —)
Doch nicht allein! oft von den jungen Nymphen
Des Eichenwalds gesehn

Zuweilen giengen wir mit Siphas holden Töchtern
Am See, der Evans SPiegel war;
Bald macht ein Freund, ein Hess, uns mit der Weisheit
Durch sein Gespräch vertraut.

Ja, unsre Seligkeit entlokte selbst die Engel
Gott nähern Welten, uns zu sehn;
Wir hörten denn in hellen Mitternächten
Ihr empyreisch Lied.

O mille volte fortunato e mille
chi nasce in tale stella!

XIV. Der erste Gesang.
Das Rätzel.

Nymphe, welche mich einst auf ihren begeisterten Schwingen
Ueber die Pfade der Sonne in fremde SPhären getragen
Und mir Götter und Welten und Wundergestalten gezeiget,
Und Du, welche sich nur der Engel heiligem Auge
Nackend vertraut, und uns kaum ihres hellen Gewandes
Aeussersten Saum zu sehen erlaubt, allmächtige Wahrheit,
Zwinget die Seelen mit unsichtbarem sanftfesselndem Reitze
Meiner Erzählung zu glauben, wenn gleich ihr Innhalt dem Glauben
Trotz zu bieten und Träumen der Fieberschwindelnden gleich scheint.
Denn ich singe von neuen und abentheurlichen Wundern
Welche die Weisheit der Deutschen, die was sie betastet nur glaubet,
Schwehrlich zu denken vermag. — Was in satyrischen Reisen
Bergerrac sah, und was in den AmbraThälern der Wollust
Bey dem Propheten von Mecca seine Abulföuaris** sahe,
Houris mit honigten Lippen und runden Augen wie So[1]
Ungeheure Afriten und zaubrische Hippogryphen,
Und was sonst in den balsamschen Schatten begeisternd
Morgenländischer Witz für Abentheuer gestaunet,
Ja, was der feurige (flammende) Don Fulgoran in magische
Ungereimtes gesehn und fürchterliches bestanden,
Alles diss wird bescheidner erdacht und möglich
Als das wahre Gemähld vom seltsamsten unter
Welches zu schildern mir izt die Natur die Fa
Und den Pinsel geführt. Wie viele vergebliche
S. 2. Haben die Weisen durchwacht diss Wunderthier zu erspähen —
Das dem Cameleon gleich die Farben immerfort wechselt.
Zwar sie haben vom Adler biss zu der wurzelnden Muschel

---

* Mütterlicher Oheim von Schinz's Braut.
** einst bey seinem Propheten gesehen.
[1] Durch 10 Zeilen der Rand abgerissen.

Und von Libanons Ceder zum Ysop der Mauer herunter
Alles was lebet und sprosst in Classen und Arten geordnet,
Aber für dieses Geschöpf ist in der Leiter der Wesen
Keine bequeme Stelle zu finden. Man lässt es deswegen
Wie es ihm selber gefällt, im Raum vom Himmel zur Erde
Zwischen Engeln und Vieh mit des Aethers Schmetterling flattern.
Wird mir auch in der SPrache der Menschen der Ausdruck gehorchen,
Eine so fremde Bildung für ihre Augen zu bringen.

Wie die Homer'sche Syren und die Sünde des Himmlischen Milton
Zwar von oben mit weiblichem Hals und funkelnden Augen
Eine reitzende Nymphe den lüsternen Blicken verheissen,
Aber sich um die Hüften in grässlich verschlungene Zöpfe
Blutiger Schlangen und Hydern und bellender Hunde verliehren:
Eben so zeiget diss Thier von oben das schimmernde Antlitz
Eines Cherubs, und schleppt den Schweif von Schlangen im Staube
. . [1] ter sich nach. Ein seltsam Gemisch von Himmel und Hölle
. . . . . . und schön! Der Seher der ihm zu begegnen verdammt ist[2]
. . . . . in der Mitte von Liebe und Hass und zweiffelt und schauert
. . . . . . blumichten Rand crystallener Brunnen gebücket
. . . . sich selbst in dem fliessenden Spiegel betrachten.
. . . . daselbst in tieffe Beschauung entzücket
. . . . und bewundert an sich die Bildung des Engels
. . . . Augs für seine unflätige Helfte
. . . . selber entzündet, enthüllt es die Flügel und rauschet
. . . . . olken empor, und wähnt den Olymp zu ersteigen.
S. 3. Warum solltet ihr zürnen? Ein Krüppel verdienet nur Mitleid,
Weder Gelächter noch Hass. Zu dem so sing ich ja Menschen,
Selber ein Mensch. Das Klügste ist hier, einander den Schaden
Frey zu gestehn und den Arzt aus falscher Schaam nicht zu fliehen.
Eitel ist unter der Sonnen was unsern Blicken begegnet,
Unbeständig wie sie.* Der Frühling verdorrt vor dem Sommer
Und ein lachender Tag wird bald von trüben verschlungen.
Siehe, wie diese Rose gleich einer Nymphe sich brüstet,
Unter den Blumen so schön, als unter den Gratien Venus,
Morgen wird sie im Stral des glühenden Mittags verschmachten.
Diese vielarmichte Fichte, die wie ein Wald sich emporhub,
Morgen wird ihr gigantischer Sturtz die Gegend erschüttern.
Selbst den marmornen Fels zermorscht das eiserne Alter.

Aber von allen Geschöpfen ist keines so unbeständig,
Als dies seltsame Ding, das, Müh zu ersparen
Plato gar listig ein Federlos Thier auf zween Beinen erklärte.
Leichter war es die geistige Luft in der Faust zu verschliessen,
Leichter des Blitzes Pfad und der Winde Flucht zu bezeichnen,
Als das menschliche Hertz und seinen Gang zu bestimmen.
Alles übrige bleibt, wie die Natur es gebildet,
Biss es zerstört wird. Wen hat die wollustathmende Rose
Jemals mit dem Geruch der giftigen betrogen?
Wenn hat der Sonnichte Adler verzagte Tauben gehecket,
Oder wenn hat man wohl honigte Feigen von Disteln gelesen.
Aber der Mensch ist immer das Wiederspiel von sich selber,
Immer täuschet in ihm die Würkung die Ursach,

---

[1] Durch 10 Zeilen der Rand abgerissen.
[2] Diese zwei Worte sind durchgestrichen.
* Und wie Sonnenstaub flüchtig.

Und mit jeglichem Tag scheint er ein anderes Wesen.
Heute so sanft wie ein Lamm, und morgen ein grimmiger Tyger
Izt ein Menschenfreund, izt Aristid, in Kurtzem ein Nero
Itzo beherzt, izt feig; in einem eintzigen Tage
Geitzig, verschwendrisch, geschwätzig, verschwiegen, behutsam und sorgloss
Gottloss und fromm. Izt schmiegt er sich gleich den Schlangen im Staube
Morgen schielt er auf dich vom stoltzen Auge herunter.
Liebet dich Phryne, Amint? Sag, wird es morgen nicht wittern
Wenn du das kanst, so errath, ob Phryne dir morgen noch lächelt.

S. 4. Und doch ist es nicht allemal Bossheit, wenn Thaten und Worte
Sich bey den Menschen entzweyhen, oft ist es Schwäche des Geistes
Ach die Stunden der Menschen sind nicht wie im Garten der Unschuld
Siphas Stunden, von einer Mutter gesäugete Schwestern.
Oftmals schwellet das Hertz von edlen kühnen Entschlüssen
Schimmernd, in himmlischem Ansehn vor unsrer Seele verbreitet
Winkt uns die Tugend, dann glühen die Adern von brünstiger Liebe
Fordern den Feind heraus und trotzen allen Gefahren.
Wie ein erzürnter Buhler, von seiner Thais entfernet
Ihre Fesseln zerreisst und starke Entschliessungen schnaubet
Biss ein besiegendes Lächeln ihn in den Gehorsam zurükzwingt.
Redlich sind in den goldnen Minuten, in denen die Seele
Freyer athmet, ihr zärtlich Gefühl für die Tugend und redlich
Ihre Gelübde. Doch warum sind immer die besten Gedanken
Auch die flüchtigsten? Gleich ätherischen Wolkengestalten
Die an SommerAuroren* des Tages Ankunft vertreibet,
Gleissen sie nur fürs Aug und fliehn wie liebliche Träume.
Tugenden, schützende Engel der Menschen, so nennt der Verstand euch
Seyd ihr nicht mächtig genug auch unser Hertz zu gewinnen
Oder seyd ihr zufrieden, dass wir in kurzer Erhitzung
Euer phantastisches Bild, Empfindungs-Wolken! umarmen?
Oder seyd ihr nur streitbar wenn Spinnen den Panzer verweben.
Freylich wird es uns leicht wie Epictetus zu reden,
Wenn wir aus Einsiedleyen auf diese Welt herabschielen.
Leicht ists, wenn sich die Seel ungestört in sich selber zurükzieht
Biss zur Entzückung die Tugend um ihre Schönheit zu lieben.
Weisheitvoll straft der Jüngling den Uebermuth der Tyrannen
Brennt von Menschenlieb und hasset die Sclaven der Sclaven.
Ganz von der alten Tugend plutarchischer Helden erfüllet
Athmet er zürnend nach Freyheit und SPottet der goldenen Kerker
Und der Reitze des Hofes, und tritt im Geist auf die Häupter
Jener glänzenden Sclaven, die um die Despoten** sich schmiegen.
Gieb ihm, o Herrscher der Welt, den Zepter jenes Tyrannen.
Plötzlich werden die Wüsten wie Rosen unter ihm aufblühn
Und die Seufzer des Volks wird lautes Jauchzen verschlingen.
Musen, eilet ihm zu, ihr Weisen, ihr Dichter
Und ihr Händel und Raphaels, fliegt zum Weisen im Purpur.
Unter ihm werden Saturnische (Zeit) Tag' und ein ewiger Friede
Ihre goldenen Schwingen weit über die Erde verbreiten.[1]

---

* Welche an Frühlingshimmeln.

** (Auguste.)

[1] Es ist sehr fraglich, ob nicht zwischen Seite 3 und 4 eine Lage ausgefallen ist, so wie das Ende offenbar fehlt.

Über die Anordnung der Vokale.

(Nachtrag.)

In dem obigen konnte eine Reihe von Beſtrebungen aus dem Anfange unſeres Jarhunderts keine beſondere Berückſichtigung finden; der Vollſtändigkeit wegen mögen dieſelben indes hier noch hinzugefügt werden. Ich knüpfe daran zugleich noch einen Bericht über einige wichtigere Arbeiten der neuesten Zeit.

Heinrich Gustav Flörke (geb. zu Alten Kaldau bei Bützow 1764, geſt. zu Rostock 1835), Die Tonleiter der Vokale. Neue Berliniſche Monatsſchrift hrsg. von Biester. Sept. 1803. (Nachträge Nov. 1803, Febr. Juni 1804.) Der Verf. bemerkte, dass die Mundhöle, für die verſchidenen Vokale eingeſtellt, beim Flüstern eine ganz beſtimmte Tonhöhe zeigt, welche ein vortreffliches Mittel an die Hand gebe, den Vokal wider aufzufinden und auszuſprechen, wenn man auch gar nicht wüsste, wie er eigentlich ausgeſprochen worden wäre. Das Verhältnis der Tonhöhen für die verſchidenen Vokale ist gegeben durch die Skala:

$$\begin{matrix} \mathrm{u} & \mathrm{o} & \mathrm{a} & \mathrm{ö} & \mathrm{ä} & \mathrm{ü} & \mathrm{e} & \mathrm{i} \\ c & g & c' & e' & g' & g' & a' & c'' \end{matrix},$$

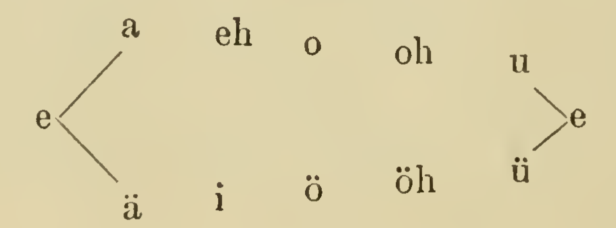
ſo dass *u*, *a*, *i* um je eine Octave abſtehen und die übrigen Vokale damit Akkorde bilden.

Er teilt die Vokale in offene: *a*, *ä*, *e*, *i*, halboffene: *o*, *ö* und hole: *u*, *ü*. Von *a* ausgehend erhält man durch allmähliche Erhebung der Zunge gegen den Gaumen und Andrückung der Wangen gegen die Zäne *ä*, *e*, *i*. — *ü* erhält man, wenn man den Ton des *ä* mit dem

Munde pfeifen will und dann die Stimme ertönen lässt. — *u*, wenn man den Ton, welcher eine Oktave unter dem *a* ligt, pfeifen will und dann die Stimme tönen lässt; *o* und *ö* halten das Mittel zwifchen den offnen und den holen Vokalen.

Die deutfchen Diphthongen *ai*, *au*, *aü* entftehen, wenn man die einfachen Laute gefchleift ausfpricht, d. h. one merklichen Abfatz, fo dass fie fich an iren Grenzen in einander verlieren. One Grund hat man die alte Schreibweife *aü* verlassen und dafür *äu* eingefürt.

Louis Henri Ferd. Olivier (geb. zu la Sarra, Canton Waadt, 1759, geft. zu Wien 1815), Ortho-epo-graphifches Elementarwerk. Dessau 1804, ordnet die Vokale auf zwei gegeneinander geneigten geraden Linien, je nach der Größe der Mundöffnung an, und fetzt an die Spitze des Winkels, von den übrigen Vokalen gefondert, e (ə):



Die oberen *a*, *eh*, *o*, *oh*, *u* bezeichnen diejenigen Vokallaute, deren Tonform zunächst durch die Öffnung oder Geftaltung des Mundes beftimmt ist, fie heißen darum Grundlaute. — Die untern *ä*, *i*, *ö*, *öh*, *ü* bezeichnen diejenigen Vokallaute, die bei eben derfelben Mundöffnung als die oberen bloß durch eine befondere Veränderung in der Lage der Zunge hervorgebracht werden, fie heißen ihm daher Umlaute. — Der Vokal an der Spitze *e* (*ə*) bezeichnet den natürlichen Hülfslaut oder das Schwa, welches ein durchaus für fich abgefonderter Vokallaut ist. (Vgl. du Bois-Reymond, Kadmus. S. 189.)

Nach der Tonhöhe ordnet er die Vokale abfteigend:

i, *eh*, *öh*, *ü*, *ö*, *ä*, *a*, *o*, *oh*, *u*, *e*.

Aug. Ferd. Bernhardi (geb. zu Berlin 1759, geft. dafelbst 1820), Anfangsgründe der Sprachwissenfchaft, 1805.

Der Verf., der uns in die Zeit der Romantiker fürt, gründet das Vokalfystem ausfchließlich auf die Bewegungen der Lippen. In der Empfindung als folcher ist nach B. nichts zu unterfcheiden als die Dauer derfelben und der Grad; jener wird im artikulirten Tone

durch *Länge* und *Kürze*, diſer durch *Höhe* und *Tiefe* ausgedrückt.

Empfindung ist innere, gleichartige, ſich nach außen drängende Bewegung. Um diſes gleichartige darzuſtellen, bedarf es eines mannigfaltiger Modifikazionen an ſich fähigen Organs. Ein ſolches ſind die *Lippen*, deren mannigfache Modifikazionen eine ſer große Einheit haben, denn es ist nur ein Erweitern und Verengern, ein Verlängern oder Verkürzen.

Die ſchnelle Empfindung wird ſich nach der Äußerung drängen; dis kann aber nicht anders als dadurch geſchehen, dass der Weg von der Brust zu der Spitze der Lippen durch Zusammenziehung der leztern verkürzt wird. Die *langſame* Empfindung dagegen verlängert den zu durchlaufenden Weg durch Vorſtoßen und Spitzen der Lippen. Endlich die *natürlich einhergehende* Empfindung wird die Lippen in irer natürlichen Lage lassen.

Mit der wechselnden Öffnung der Lippen wird zugleich die *Höhe* und *Tiefe* des Tones beſtimmt:

tiefster Vokal — U — ſpitzer Mund,
Mittelvokal — A — grader Mund,
höchster Vokal — I — breiter Mund.
zwiſchen U und A ligt — O — }
zwiſchen A und I ligt — E — } runder Mund.

Alle diſe reinen Punkte ſind ganze und volle Töne; ſie werden aber zu halben, wenn man I und E umbeugt und ſie verknüpft, ſo dass man mit E ſteigt nach dem Schema: I, E offen, Ä, Ö, Ü.

Die Vokalſkala ist danach vollſtändig:

I, offenes E, gew. E, Ä, A, Ö, O, Ü, U.

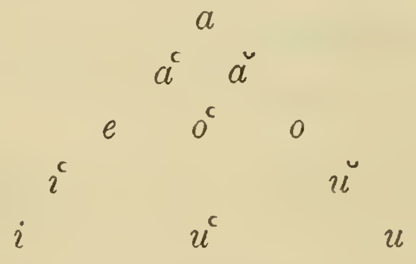
Die größte Tätigkeit der Lippen ligt an den Endpunkten U und I und da der Konſonans durch die relativ größere Tätigkeit der Sprachwerkzeuge gebildet wird, ſo wird ſich wol an jedem Ende ein Konſonans anknüpfen können.

Die langen Vokale rechnet Bernhardi ſchon zu den *Diphthongen*; durch Widerholung unter einem Spiritus entſtehen *ii*, *ee*, *aa*, *oo*, *uu*. Sind die zu verſchmelzenden Vokale heterogen, dann gelingt die Verſchmelzung nur ſcheinbar und ſie wird durch eine ſer ſchnelle Ausſprache für das Or bewirkt; dann entſtehen uneigentliche Diphthongen:

alle durch die Endpunkte der Vokalſkala ſich bildende, dem Konſonanten änliche Vokale.

C. F. v. Aretin's Neuer literariſcher Anzeiger 1808, No. 22 enthält: „Streifzüge in das Gebiet der Sprache und Schrift.“ 14. Lfrg.

Der Verf. ſagt: Zwei Dinge ſind es, die bei der Bildung der Vokale berückſichtigt werden müssen: a) die größere oder kleinere Entfernung der Kinnladen von einander (nach der Reihe *a*, *e*, *i*, *o*, *u*); b) die vorwärts und hinauf- und die rückwärts und hinabgehende Bewegung der Zunge (die Zungenſpitze zieht ſich zurück in der Ordnung *i*, *e*, *a*, *o*, *u*). Danach conſtruirt er krumme Linien, die die Form des Sprachkanals beſchreiben. *a* ist der Stammvokal, der bei der natürlichen Öffnung des Mundes entſteht und von den indiſchen Grammatikern als allen Konſonanten eingeboren angenommen wird. Er ſtellt dann folgendes Dreieck auf:



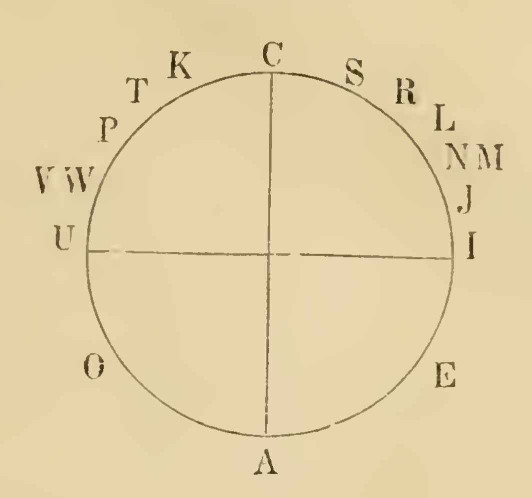
a: *tasten*, *Harfe*. — a^{c}: *Äste*, *rächen*. — *e*: *nett*, *Hemd*. — i^{c}: bair. *nit*. — *i*: *ſitzen*, *mich*. — o^{c}: *Götter*, *Mörder*. — u^{c}: *Sünde*, *rümpfen*. — $\breve{o}$ (ă): engl. *not*, *fox*. — *o*: *Sonne*, *Ort*. — $\breve{u}$: engl. *Lunn*, *but*. — *u*: *Schlund*, *herum*.

Das ſog. ſtumme *e*, ſagt er, ist nicht hierher gerechnet, da es nicht in diſe Reihe gehört und gleichſam nur den ungebildeten Vokal und den Träger der Konſonanten, ſo wie der einfache Hauch den ungebildeten Konſonanten und den Träger der Vokale vorſtellt.

Hier ist wol zum ersten male das engl. $\breve{u}$ (*but*) in das deutſche Vokaldreieck eingereiht, und zwar zwiſchen *o* und *u*, wohin es etymologiſch gehört (= dem u^{o} meiner Theſen), wovon die heutige Ausſprache allerdings zimlich weit abweicht.

August Boeckh (geb. zu Karlsruhe 1785, Prof. zu Heidelberg, ſeit 1810 zu Berlin, geſt. 1867) veröffentlichte in den Studien herausgegeben von C. Daub und Fr. Creuzer, Bd. IV, Heidelberg 1808: „Vom Übergange der Buchſtaben in einander“, — Geſammelte kleine Schriften, Bd. III, herausg. von F. Aſcherſon, 1866.

Boeckh ging dabei von dem Gedanken aus, der Organismus des Alphabetes lasse ſich füglich unter der für alle Organismen angenommenen Form einer in ſich ſelbst zurücklaufenden Linie darſtellen. Danach ordnet er das Alphabet in einen Kreis:



Der Vokal, ſagt er änlich wie B e r n h a r d i, ist der Ausdruck der Empfindung, nach außen ſich drängende, fließende Bewegung, der Konſonant das ſtarre, feste, dauernde ... jener ist der Träger der Gefüle, der gleichſam nur die Farbe des Begriffs und die Höhe und Tiefe der Empfindung beſtimmt, diſer ist für den Begriff ſelber bezeichnender.

Unter den Vokalen gibt die natürlichste gewönlichste Öffnung des Mundes zum Hauche, ſobald ein Schall damit verbunden ist, das reine A, die Wurzel und den Stamm der Vokale. Der Mund wird dabei weder geſpitzt noch breit gemacht, die Kinnladen ſtehen in einer mittleren Entfernung und die Zunge zeigt nur ein mittleres Vordringen im Munde. Offenbar ligt daher A in der Reihe der Vokale in der Mitte:

I, E, A, O, U.

Das A trennt die hellen Vokale Ä, E, I und die dunkeln A°, O, U. Das eine Extrem bildet ſich bei der breitesten Öffnung der Kinnladen und Lippen und dem weitesten Vordringen der Zunge, das andere U bei der zugeſpitzten Öffnung der Lippen und Kinnladen und möglichster Zurückziehung der Zunge. In der Mitte zwiſchen A und I ligt das E, zwiſchen A und U das O ſowol nach dem Tone als nach der Bildung der Organe. Dass von A durch E nach I und durch O nach U ein ſteter Übergang ſei von Mitteltönen, zeigen unzälige Beiſpile.

Ö und Ü ligen zwiſchen O und E, U und I, gehören alſo gar nicht in die Peripherie des vokaliſchen Halbkreiſes, ſondern ſind kollaterale Abweichungen.

Als weitere Zwischenlaute vermutet Boeckh hier:

griech. ᾳ zwischen *a* und *ä* [a^e meiner Thesen],
ει zwischen *e* und *i* [mein i^e],
η zwischen *e* und *ei* [mein e^i],
ῳ zwischen *o* und *ö* [mein o^e],
υι zwischen *ü* (gr. *υ*, y) und *i* [mein i^u].

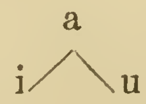
Es ist danach hier bereits ein Versuch gemacht zwischen den beiden Hauptreihen und der Mittelreihe des Hellwagschen Dreiecks noch Übergangsvokale anzunemen, was später von Brücke und mir weiter ausgefürt ist. — Die zu den beiden Enden ligenden Vokale U und I erfordern zu irer Aussprache unter den einfachen die größte Tätigkeit des Mundes und nähern sich dadurch der zur Hervorbringung der Konsonanten erforderlichen Hemmung.

Was der geistreiche Verfasser über die Versuche die Bedeutsamkeit der Laute zu erforschen sagt, ist noch heute von hohem Interesse, doch kann ich hier nicht darauf eingehen.

J. G. Radlof (geb. zu Lauchstädt 1775), Trefflichkeiten der südd. Mundarten 1811, S. 14, nannte a, o, u volle Reiblaute; ä, ö, ü schwächere; e, i spizige.

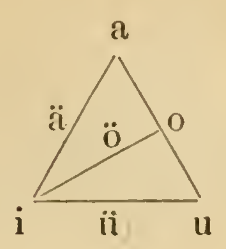
Hermann Hupfeld (geb. 1796 zu Marburg, seit 1843 Nachfolger von Gesenius in Halle, gest. 1866) veröffentlichte eine Abhandlung: „Von der Natur und den Arten der Sprachlaute, als physiologische Grundlage der Grammatik.“ Jahns Jarbücher, 1829, I. Angeregt dazu wurde er durch Boeckhs Abhandlung und besonders durch Grimms Grammatik. Auch er siht *a* als den Urvokal an, der weder hell noch dunkel ist, sondern beides, „ungefär wie das Licht noch keinen Farbenunterschid zeigt, aber den Keim dazu in sich trägt, und daher in dem semitischen Uralphabet und der Dewanagari gar nicht bezeichnet, sondern zu jedem Buchstaben hinzugesprochen wird.“ Die Abweichung von da nach zwei Seiten hin, nach der dunkeln und hellen, fürt von selbst zu *u* und *i*, an welche sich bei weiterer Annäherung der Organe die Halbkonsonanten *w* und *j* anschließen. So entsteht naturgemäß das Dreieck:

a



In Bezug auf die Einreihung der Zwischenvokale schließt er sich

ganz an Chladni an. Die Entſtehung der Umlaute durch Einwirkung eines nachfolgenden *i* wird erläutert durch die Figur:



In den Diphthongen *ai*, *au* (*ei*, *ou*) ſiht Hupfeld bereits den Endvokal als Halbkonſonanten an.

Oskar Wolf, Orenarzt in Frankfurt a. M., in ſeinem Buche: Sprache und Or, Braunſchweig 1871, p. 60 u. 71, ordnet die Vokale nach der Weite der Hörbarkeit, im Freien in einer Allee von ihm zur Nachmittagszeit gemessen:

A	O	Ei (Ai)	E	I	Eu	Au	U
360	350	340	330	300	290	285	280 Schritt.

Eduard Boehmer, jezt Professor in Straßburg, De sonis grammaticis, Romaniſche Studien Bd. I, 1875, S. 295 f. gibt folgendes Vokaldreieck:

i

i_c

e

e_c

a̤

a_c $œ_c$ œ v_c *v*

a

o_c

o

u_c

u

Dazu zwei Zwiſchenvokale, $e_ɔ$ und $o_ɔ$, über die er folgendes bemerkt: „Trigono superiori inscribenda vocalis fusca Francogallica $e_ɔ$, inferiori $o_ɔ$ fuscum Dacoromanum.“

Zur Erläuterung dienen folgende Beiſpile, wobei cl. = clausum, ap. = apertum, lg. = longum, br. = breve:

ū cl. lg. fr. *jour*, *four*, *boue*, *jouerons*; it. *uno*; d. *kuh*. — u cl. br.

fr. *pour, bijou, fou, bout, souper*; it. *unto*; d. *kund.* — $\bar{u}_c$ ap. lg. — u_c ap. br. d. *kumme.*

$\bar{v}$ cl. lg. fr. *jure, piqûre, tue*, d. *kün.* — *v* cl. br. fr. *juste, menu, tu;* d. *künden.* — $\bar{v}_c$ ap. lg. — v_c ap. br. d. *kümmel.*

ī cl. lg. fr. *machine, dîme, île, amie;* it. *vino*, d. *kien.* — i cl. br. fr. *pipe, midi, imite, fini, ami*; it. *vinto*; d. *kind.* — $\bar{\imath}_c$ ap. lg. — i_c ap. br. d. *kinn.*

ō cl. lg. fr. *môle, eau, rose*, it. *ora* (i. e. hora), *dona*, d. *kol.* — o cl. lg. fr. *aussi, total, rosée*; it. *dover, quando*, d. *kolrábi.* — $\bar{o}_c$ ap. lg. fr. *fort*; it. *ora* (i. e. aura). — o_c ap. br. fr. *fol, connu*; it. *donna*; d. *konnte.*

$\bar{œ}$ cl. lg. fr. *lieue, heureuse* in secunda, d. *könig.* — œ cl. br. fr. *lieu, heureux* in secunda; d. *unköniglich.* — $\bar{œ}_c$ ap. lg. fr. *peur, soeur.* — œ ap. br. fr. *seul, boeuf, heureux*; d. *können.*

ē cl. lg. fr. *gelée, épée* in secundis; it. *bevi* et *bei* (lat. bibis); d. *keren.* — e cl. br. fr. *serai* in secunda, *épée* in prima; it. *legge* (lat. legit); d. *úmkeren.* — $\bar{e}_c$ ap. lg. fr. *mes, reine.* — e_c ap. br. fr. *bel, pèlerin*; it. *belli* et *bei legge* (lat. belli, legem).

ā lg. fr. *tâche, las, mâle, âme*; d. *kan.* — a br. fr. *combat*; d. *kalt.* — ā̤ lg. fr. *paraître.* — a̤ br. fr. *comparaison.* — a_c lg. fr. *madame* in secunda. — a_c br. fr. *déjà, là, ma, mal, ami.*

$\bar{o}_{ɔ}$ lg. dac. *ts*ᵛ*ó₍tro₎* in priore. — $o_{ɔ}$ br. dac. *ts*ᵛ*ó₍tro₎* in posteriore.

$e_{ɔ}$ lg. — $e_{ɔ}$ br. fr. *besoin.* brevissimum: fr. *cheval.*

Das a_c, welches Boehmer an die Spitze des Vokaldreiecks geſtellt hat, ligt etwas höher als das it. a, welches ſonst gewönlich an die Spitze geſtellt wird, etwas nach dem engl. a in *fat* zu, wie man es vilfach in dem Namen der franzöſiſchen Hauptſtadt *Paris* hört. Das zweite a in *madame* ist nicht bloß ſtärker betont und länger als das erste, ſondern hat auch einen etwas höheren Klang.

Boehmer ſtellt dann auch ein Erhöhungs- und Ernidrigungszeichen und ein Vor- und Rückſchiebungszeichen auf: „Quum vero ex alia in aliam vocalem transitus infiniti sint, litera in diagrammate scripta medium dicionis cuiusque locum ostendit. Pronuntiationem media altiorem solitus eram scribere e. g. $œ^{x}$, depressiorem $œ_{x}$; ac similiter, si in eodem gradu sonus dextrorsum (ut figurate loquar) a medio declinat, scribebam e. g. œ + x, si vice verso sinistrorsum, œ — x.“ *

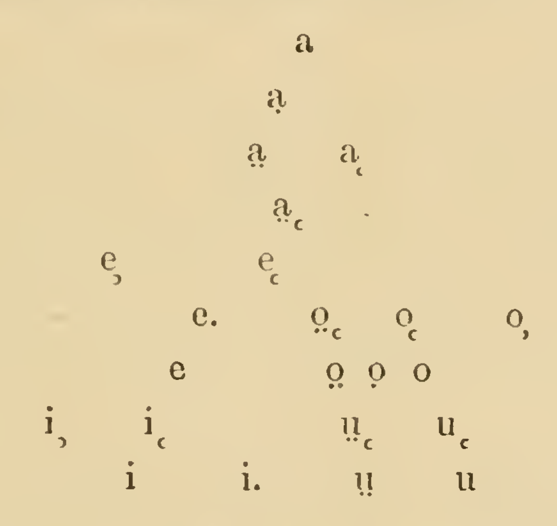
---

* Es ſei hier noch gelegentlich bemerkt, dass Boehmer p. 628 als Gegenſatz zu *dorſal* die Artikulation mit der Zungenſpitze (ſtatt meines

An Boehmer ſchließen ſich Eugen Prym und Albert Socin, der neu-aramäiſche Dialekt des Ṭûr 'abdîn. Göttingen 1881.

Die Verfasser ſagen über ir Transſkriptionsſystem: „Wir hielten im allgemeinen an folgenden zwei Hauptpunkten des Lepsiusſchen Systems fest: 1) alle diakritiſchen Zeichen mit Ausname der Quantitäts- und Tonbezeichnung unter den Vokal zu ſetzen, 2) uns die Beziehungen der Vokale zu einander ſo vorzuſtellen dass die drei reinen Vokale die drei Spitzen des Dreiecks bilden, auf dessen Seiten und in dessen Inneren die Übergangsbewegungen von einem Vokal zum andern ſich vollziehen."

Sie ſtellen danach folgendes Dreieck auf:



Es ist ſchade dass die Verfasser nicht die Boehmerſche Stellung des Dreiecks beibehalten haben.

„Neben den Umlauten a̤, o̤, ṳ (ſagen ſie) bezeichnen wir mit einem Punkte: ạ (das zweite a in fr. *madame*) ọ, ụ, Mittelſtufen zwiſchen diſen und den entſprechenden einfachen Vokalen, ebenſo mit i. die Mittelſtufe zwiſchen i und ṳ, mit e. die zwiſchen e (frz. é) und a̤. Die Trübung der Vokale ſowol wie irer Umlaute wird durch den nach rechts offenen Haken ausgedrückt: ſo a̜ e̜ i̜ o̜ u̜ a̤̜ o̤̜ ṳ̜. Die Ausſprache diſer acht Laute ist durch ire Stellung in der Lautpyramide gegeben: ſo ist

a̜ als ein nach o hin gehendes a zu ſprechen [unſer *a°*],
o̜ „ a „ o „ [*oᵃ*]
u̜ „ o „ u „ [*u°*]
a̤̜ „ o̤ „ a̤ „ [*ä°*]

---

apical und Sievers früheren *oral*, jetzigen *coronal*) *acuminal* nennt, was jedoch von niemand ſonst angenommen zu ſein ſcheint.

o̤$_c$	als ein nach	a̤	hin gehendes	o̤	zu ſprechen	[unſer *ö*^{a}],
ṳ$_c$	„	o̤	„	ṳ	„	[*ü*^{o}]
i$_c$	„	e	„	i	„	[*i*^{e}]
e$_c$	„	a̤	„	e	„	[*e*^{a}].

Der horizontale Strich über dem Vokal drückt die Länge, das Zeichen ˜ nach dem Vokal das lange Anhalten deſſelben aus. — Zur Bezeichnung der unbeſtimmten Vokale der drei Klassen haben wir i$_ɔ$, e$_ɔ$, o$_ɔ$ gewält, die beiden leztern, weil ſie innerhalb irer Klasse diſen beiden Vokalen dem Gehör und der Ausſprache nach am nächsten ſtehen [i$_o$, e$_o$, o$_o$]. Diphthonge ſind ai, ại, o$_c$u; āi, āu, āo, āo$_ɔ$, ōe. .“

A. Grabow, Über die Muſik in der deutſchen Sprache, 1876, ordnet die Vokale nach der Tonhöhe, die ſie beim flüsternden Geſange annemen, in folgende Reihe: u (*brûch*), u (*bruch*), o (*or*), o (*ort*), ä (engl. *not*), a (*bart*, *hart*), ö (*öffne*), ä (engl. *man*), ö (*öfen*), ä (*nähe*), ε (= tonloſem *ə*, *e*$_o$), ü (*lücke*), e (*leer*, *herr*), ü (*blühe*), e (*lehre*, *be*), i (*ritt*), i (*dir*). Vgl. meine Schrift: Zur Lere von den Klängen der Konſonanten S. 6.

An die fundamentalen Arbeiten von Helmholtz ſchließen ſich die umfangreichen Beobachtungen an, welche Felix Auerbach (jezt Docent in Breslau) in dem phyſikaliſchen Inſtitute der Berliner Univerſität unter Helmholtz Leitung angeſtellt hat. Sihe Annalen der Phyſik. N. F. Erg. Bd. VIII, 1876, und dazu Grützner, Phyſiologie der Stimme und Sprache, S. 177 ff. Techmer, Phonetik S. 39 f.

Auerbach hat die Partialtöne der in verſchidenen Tonhöhen geſungenen Vokale mit Hilfe der Reſonatoren namentlich in Bezug auf ire relative Stärke unterſucht. Er ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass allgemein der erste Partialton (der Grundton) der ſtärkste ist: „Beim dumpfen U nimmt die Intenſität am ſchnellsten ab, ſchon beim 7. Partialtone beträgt ſie nur noch $1^1/_2$ Proc. der Geſamtſtärke; beim hellen U und beim ſcharfen O ist die Intenſität erst beim 8., bei A beim 11., bei E beim 12. und bei I gar erst beim 14. Partialtone auf den entſprechenden Bruchteil herabgeſunken. Die Vokale Ü, Ö, Ä entſprechen in diſer Beziehung ungefär reſp. den Vokalen O, A^o, A.“

Nach der Größe der Mundöffnung ordnen ſich die Vokale in ſteigender Reihe:

Ū, Ü, Ŭ, O, Ö, I, E, A°, Ä, A;

nach dem Volumen der Mundhöle ebenfalls in ſteigender Reihe:

I, E, Ü, Ö, O, Ŭ, Ū, A°, Ä, A.

In den Annalen der Phyſik, N. F. Bd. III, p. 154 gibt Auerbach die Eigentöne des Mundes an, wie ſie ſich bei der Perkussion für die verſchidenen Vokale ergaben:

U	OU	O	A°	A (voll)	A (ſcharf)	Ä	E	I	y engl.	Ö	Ü
f''	fis' bis g'	a'	c''	f''	g'' bis b''	c'' bis d''	g' bis a'	f''	e' bis b	gis' bis a'	e' bis f'

Für die Dreiecksanordnung der Vokale ſprechen übrigens auch die Unterſuchungen von Hermann Grassmann (geb. zu Stettin 1809, geſt. daſelbst 1877), einem genialen Forſcher, der ſich auf mathematiſchem und ſprachwissenſchaftlichem Gebiete einen Namen gemacht hat.

Schon in dem Programm des Stettiner Gymnaſiums 1854 ſagte er im Anſchluss an die Unterſuchungen von Robert Willis: „Die Stimmbänder ſetzen zugleich die in der Mundhöle befindliche Luft in Schwingungen; es entſtehen dadurch leiſe Nebentöne, welche je nach der Form, die man der Mundhöle gibt, verſchiden ausfallen und welche der Reihe der harmoniſchen Töne angehören, die den Ton der Stimmbänder zum Grundton hat. Auf diſe Weiſe entſtehen die Vokale. Ein aufmerkſames Or hört leicht beim Übergange von *u* durch *ü* zu *i* eine Reihe leiſer harmoniſcher Nebentöne, welche von c_2 bis zu c_3 fortſchreiten können, und welche man bei denſelben Mundſtellungen auch für ſich hervorbringen kann. Beim Vokal *a* klingt eine ganze Reihe der harmoniſchen Nebentöne mit, welche das Or in der Regel noch bis zur 4. Oktave vom Grundton aus warnemen kann, ſo dass alſo beim *a* ein voller Akkord von Nebentönen mitklingt. Hierdurch ist zugleich der Übergang von *a* durch *o* zu *u*, ſowie der von *a* durch *e* zu *i*, oder durch *ö* zu *ü* erklärt."

Ausfürlicher ſprach ſich Grassmann in der Abhandlung: Über die phyſikaliſche Natur der Sprachlaute, Annalen der Phyſik, N. F. Bd. I (1877) S. 606—29, aus. Er bemerkt zunächst dass unter allen Vokalen die der Reihe *u*, *ü*, *i* am leichtesten akustiſch festzuſtellen ſeien. Die einfachen Töne der Stimmgabeln und bauchiger

Gläſer „zeigen auf das entſchidenste den Charakter diſer Reihe, die tieferen bis etwa zu c_3 hinauf den eines in der Tiefe dumpfen, dann immer heller werdenden, zulezt dem *ü* ſich nähernden *u*, von c_3 bis etwa zu e_4 den eines *ü*, von da ab bis zu einer beliebigen Höhe den des *i*. Denſelben Charakter zeigen höchst deutlich die Töne, welche man durch Pfeifen mit dem Munde hervorbringen kann . . . Flüstert man die Vokale diſer Reihe *u*, *ü*, *i*, ſo entſtehen Geräuſche, die den entſprechenden Pfeifentönen ſer nahe ligen. . . . Oft geht bei energiſchem Flüstern diſer Vokalreihe unwillkürlich das Geräuſch in den entſprechenden Pfeifenton über.“

Für den Grundton *c* ſind die Partialtöne:

c	c_1	g_1	c_2	e_2	g_2	b_2	c_3	d_3	e_3	x	g_3	x	b_3	h_3	c_4	cis_4	d_4
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
			u				|							*ü*			
							[u^{i}]										

dis_4	e_4	f_4	x	x	g_4	gis_4 . . .
19	20	21	22	23	24	25 . . .
	|				*i*	
	[i^{u}]					

„Singt man den Grundton *c* und macht dazu die Mundſtellung, mit welcher man den Ton c_1 pfeifen würde, ſo wird von den Obertönen, die die Stimmbänder außer dem Grundton erklingen lassen, der Ton c_1 bedeutend verſtärkt, wärend die übrigen Obertöne fast erlöſchen. Der vokaliſche Klang, den man dabei vernimmt, ist ganz der eines ſchönen dunkeln *u*. Ganz das entſprechende geſchiht, wenn man die Mundhöle einrichtet, wie ſie bei dem Pfeifen eines der folgenden Partialtöne ſtattfinden würde, wobei der Vokalklang allmählich die verſchidenen Abſtufungen des *u*, *ü*, *i* durchläuft.“

„Singt man ſtatt des *c* einen andern Grundton, ſo verändert ſich zwar die Reihe der Partialtöne, aber der Charakter der Vokale der Reihe *u*, *ü*, *i* bleibt an die abſolute Höhe der Partialtöne gebunden, in der Art dass auch hier die einzelnen Partialtöne bis etwa zu c_3 hinauf den Charakter des *u* lifern, von da ab bis e_4 den des *ü*, und von da ab den des *i*.“

Ich habe in meinen Theſen über die Schreibung der Dialekte verſucht, den allmählichen Übergang von *u* durch *ü* zu *i* etwas näher dadurch zu fixiren, dass ich ſtatt der drei Stufen *u*, *ü*, *i* deren fünf:

u, *u*ⁱ, *ü*, *i*ⁱⁱ, *i* hingeſtellt habe. Die Zeichen *u*ⁱ, *i*ⁱⁱ ſind zugleich die des Brückeſchen Vokaldreiecks.

Über den Vokal *a* ſagt Grassmann: „Beim Vokal *a* ergibt ſich, dass die Obertöne bis zum 8., oder bei hellerer Ausſprache auch wol bis zum 10. Partialtone hin in fast gleicher Stärke ertönen, und ſomit ein voller Akkord, z. B. über *c* der Akkord $c\ c_1\ g_1\ c_2\ e_2\ g_2\ b_2\ c_3$ $(d_3\ e_3)$ erklingt. Lässt man alſo über dem Grundton *c* die Reihe der Vokale von *u* durch *o* und a_0 zu *a* ertönen, ſo treten zu dem Obertone c_1 nach und nach die Obertöne g_1 c_2 etc. bis c_3 (oder e_3) hinzu, one dass die tieferen Obertöne verſchwinden. Es beſitzt alſo der Vokal *a* keinen charakteriſtiſchen, die andern überwigenden Oberton, ſondern für ihn ist die ganze Reihe der Obertöne bis zur 3. Oktave des Grundtons charakteriſtiſch."

Aus diſer Natur des *a* würde ſich villeicht die große Zal der feinen Nüancirungen, welche das *a* in verſchidenen Dialekten und Sprachen wie etwa der engliſchen erfärt, erklären, indem dabei nur der eine oder andere der Obertöne etwas verſtärkt oder geſchwächt zu werden braucht, wodurch das *a* ſich in ſeinem Klange etwas nach dem *u* oder *ü* oder *i* hinneigt.

„Alle übrigen Vokale, ſagt Grassmann weiter, lassen ſich aus diſen durch Übergänge ableiten: durch den Übergang eines der Vokale der Reihe *u*, *ü*, *i* in *a* oder umgekert."

Grassmann ſucht dann nach den Grundſätzen ſeiner Ausdenungslere von 1844 und 1862 durch Rechnung die Stelle zu fixiren, die irgend ein mittlerer Vokal bei einem ſolchen Übergange erhält. „Man kann hiernach, wenn man U, I, A, oder irgend drei Vokale, von denen einer nicht als zwiſchen den andern ligend erſcheint, durch drei Punkte einer Ebene darſtellt, jeden andern Vokal durch einen genau beſtimmten Punkt diſer Ebene darſtellen."

Ganz ſo einfach ſcheint mir freilich die Löſung der Aufgabe doch nicht zu ſein.

F. Auerbach (Annalen der Phyſik N. F. Bd. IV, 1868, S. 508—15) hat Grassmanns Vokaltheorie mit Hilfe der Reſonatoren, welche Grassmann wol mit Unrecht zu diſem Zwecke verworfen hatte, einer genauen Prüfung unterzogen. Er bemerkt zunächst, dass wenn man den Mund in die Stellung bringt, bei welcher man c_1 pfeifen würde, und nun *c* ſingt, dumpfes *u* entſteht. Daraus ſei aber nicht zu ſchließen, dass nur diſer Ton mitklingt; bei aufmerkſamer Beobach-

tung höre man auch andere Partialtöne neben dem c_1. Auch bei *a* trete ein Partialton immer als der ſtärkste hervor. Daraus ergebe ſich der Satz: „Unſere Vokalklänge erfüllen den im endlichen ligenden Teil einer Dreiecksfläche, deren unendlich entfernte Ecken drei idealen Klängen entſprechen, nämlich 1) dem idealen *u*-Klange (Grundton und erster Oberton), 2) dem idealen *i*-Klange (Grundton und lezter Oberton), und 3) dem idealen *a*-Klange (Grundton und ſämtliche Obertöne)."

Über die geſchärften (Klopſtocks abgebrochene) Vokale ſagt Grassmann: „Wenn auf den Vokal zwei Konſonanten, namentlich zwei gleiche Konſonanten (*ll*, *mm* etc.) folgen, ſo ändern alle Vokale außer *a* iren Charakter, indem ſie nämlich dem *a* um eine Stelle näher rücken. Wir nennen diſe Vokale geſchärfte. Die Vokale in *ſtumm*, *dünn*, *ſtill* haben den Charakter eines etwas zugeſpitzten *o*, *ö*, *e*; ferner die Vokale in *voll*, *völlig*, *hell* haben durchaus nicht mer den Charakter des *o*, *ö*, *e*, ſondern den einer Mittelſtufe zwiſchen diſen Vokalen und dem *a*, alſo den Charakter a_o, $ä_o$, *ä*, und zwar eines *ä*, wie wir es als langen Vokal gar nicht kennen."

Ich bemerke dazu dass auch bei den naſalirten Vokalen, die ſtets aus geſchlossenen Silben hervorgegangen ſind, im allgemeinen eine meist zimlich ſtarke Annäherung an *a* ſtattfindet. Alle diſe Zwiſchenſtufen treten in unſerer Dreiecksanordnung an den inen entſprechenden Stellen klar und beſtimmt hervor. Ganz felt übrigens die Einwirkung auf *a* auch wol nicht. In dem phyſiologiſchen Abſchnitt meiner engliſchen Stenographie von 1863 habe ich zwei Dreiecke neben einander geſtellt: eins für die gedenten und eins für die geſchärften Vokale.

Ich will hier noch kurz anfüren, was Grassmann über die Diphthongen und Halbvokale ſagt.

Über die Diphthongen heißt es: „Wir haben in der jetzigen deutſchen Sprache nur drei Diphthongen, die ich mit *ai*, *au*, *aü* bezeichne, und von denen wir den ersten *ai* und *ei*, den lezten *äu* und *eu* ſchreiben, one irgend einen phonetiſchen Unterſchid dadurch zu bezeichnen. Beim Geſange werden diſe Diphthongen fast in irer ganzen Dauer als *a* geſungen und erst ganz am Schlusse der Übergang in den lezten Laut der Diphthongen bewirkt, alſo von *a* durch *ä*, *e* zu *i*, oder durch a_o, *o* zu *u*, oder durch $ä_o$, *ö* zu *ü*. Dagegen lassen wir beim Sprechen, wenigstens in Norddeutſchland, das *a* fort und ſprechen *au* = a_o — *o* — *u*, *aü* = $ä_o$ — *ö* — *ü*, *ai* = *ä* — *e* — *i*."

In den verſchidenen Mundarten, wie z. B. in den ſchweizeriſchen,

ist indes die Spannweite der Diphthongen verſchiden, und manche Dialekte unterſcheiden deutlich *ai* und *ei*, *au* und *ou*.

An die Vokale ſchließen ſich aufs engste die Halbvokale *m*, *n*, *ng*; *l*, *r* und *j*, *v* wenn ſie vokaliſch ausgeſprochen werden (nach E. Sievers' Bezeichnung i̯, u̯). Grassmann ſagt über die Halbvokale: „Bei inen tritt, wie bei den Vokalen, kein Geräuſch hervor, ſondern nur der Grundton mit ſeinen Obertönen, ſo dass man mit jedem derſelben, one einen Vokal zu Hülfe zu nemen, ebenſo deutlich eine Melodie ſingen kann wie mit den Vokalen. Ir weſentlicher Unterſchid von den Vokalen beſteht nur darin, dass der Grundton ſchwächer ist als dort, wogegen die Obertöne kräftig hervortreten. — Das engl. *w* ſtellt ſeiner Ausſprache nach den Halbvokal u̯ und der Laut, der z. B. im engl. *use* dem u-Vokale vorhergeht, den Halbvokal i̯ getreu dar. Ebenſo erſcheint der Halbvokal u̯ im Deutſchen in der Verbindung *qu*. Akustiſch möglich wäre auch der Halbvokal *ü̯*, der jedoch nirgends gebraüchlich zu ſein ſcheint."

Das franz. *u* in Wörtern wie *cuir* ist doch wol hierher zu ziehen.

Diſe i̯, u̯, ü̯ dürften in meinen Theſen wol noch hinzuzufügen ſein. Änlich erſcheint auch ein halbvokaliſches e̯, auch ein o̯.

Die von König mit Hilfe ſeiner manometriſchen Kapseln hergeſtellten Flammenbilder (Annalen der Phyſik, Bd. 146, 1872 — Grützner a. a. O. 186), ſo wie die mit dem Phonautographen von Scott und König von Hensen (bei Grützner, S. 188) und von Schneebeli (Arch. des sc. phys. et nat. LXIII, Genève 1878) hergeſtellten Schwingungskurven zeigen für das *a* auffallend complicirtere Formen als die in der Nähe der *u*-*i*-Reihe ligenden Vokale, was ſich wol im allgemeinen mit Grassmanns Anſichten würde vereinigen lassen.

Die an Edisons Phonographen von den Engländern Fleming, Jenkin und Ewing (The Nature XVII, 1878, p. 384), von M. Mayer (ib. p. 469), von Grützner (Phyſiologie der Stimme und Sprache, S. 184) angeſtellten Beobachtungen zeigen, dass bei verſchidener Drehungsgeſchwindigkeit der Walze die Klangfarbe der Vokale im allgemeinen unverändert bleibt, was für den überwigenden Einfluss namentlich des ersten Obertones ſpricht, doch bietet die Theorie des Phonographen noch mannigfache Schwirigkeiten.

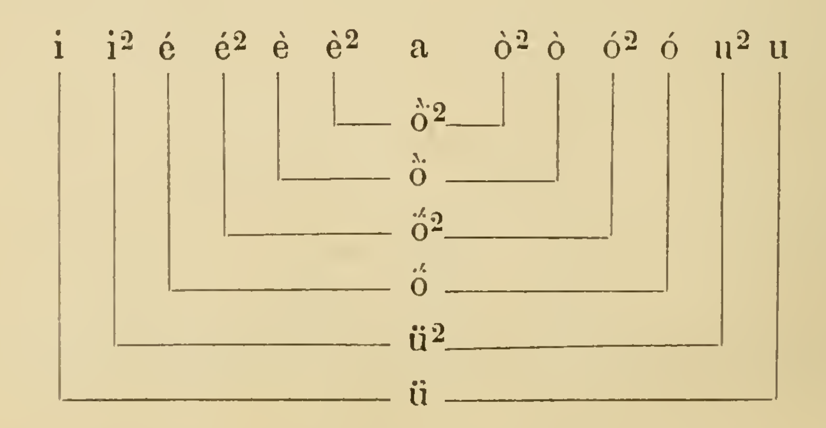
Im ganzen ſcheinen danach alle mit den neuen akustiſchen Apparaten angeſtellten Unterſuchungen, ſoweit wir ſie für jezt zu überſehen im ſtande ſind, die Richtigkeit der phyſiologiſchen und akustiſchen Grundlagen, auf welchen die deutſchen Forſcher die Dreiecksanordnung der Vokale aufgebaut haben, zu beſtätigen; doch ſchließt das natürlich nicht aus, dass ſich nicht auch neue Seiten der Betrachtung, die zu andern Anordnungen füren, darbieten ſollten, wie ſolche namentlich von den engliſchen Forſchern in den Vordergrund geſtellt ſind.

Fricke, Orth. 1877, reduzirte das Dreieck, etwas verſchoben, auf acht Normalſtellen:

ſpitze:		e	i
mittlere:	ä	ö	ü
volle:	a	o	u

Bei den vollen ſoll der Luftſtrom dicht über der nidergelegten Zunge hinſtreichen, bei den ſpitzen unter dem Gaumen, bei den mittleren dazwiſchen. Man vergleiche dagegen v. Meyer, Unſere Sprachwerkzeuge, 1880. S. 289.

Moriz Trautmann in der Anglia, Bd. I (1878), p. 592 ordnet die Vokale, ſich im ganzen an Sievers anſchließend:



Indes der Bewegung der Organe nach ligt zwiſchen *u* und *i* unmittelbar nicht *a*, ſondern *ü*, da der Übergang von *u* nach *a* Bewegungen in weſentlich anderer Richtung erfordert als der von *a* nach *i*,

i
weshalb die Dreiecksordnung a ü, wie wir ſchon widerholt bemerkt
u

haben, entſchiden den Vorzug verdient vor der von Trautmann gewälten. Von den Sieversſchen Exponenten i^1 i^2 . . . $ü^1$ $ü^2$ . . . u^1 u^2 hat Trautmann den Exponenten 1 als entberlich fortgelassen, nach dem

Grundſatze, dass von je zwei Modifikazionen immer nur je eine einer beſondern Bezeichnung bedarf.

Die Herausgeber des ſeit lange vorbereiteten Schweizer Idiotikons, von welchem jezt (Frühjar 1881) das erste Heſt, bearbeitet von Fridrich Staub und Ludwig Tobler, vorligt, haben ſich nach ſer umfangreichen Beratungen über das zu befolgende phonetiſche Transſkriptionsſystem zu folgenden Vokalzeichen entſchlossen:

a^1, e^1, i^1, o^1, $\ddot{o}^1$, u^1, $\ddot{u}^1$ reine Ausſprache wie im deutſchen und italieniſchen Alphabete [= *a*, *e*, *i*, *o*, *ö*, *u*, *ü* meiner Theſen].
a^2 nach *o* hin ſpilend, engl. a^3 [mein a^{o}].
e^2 frz. *è*, *ê* [mein e^{a}].
i^2 trüb, gegen *e* hin [mein i^{e}].
o^2 nach *a* hin ſpilend, engl. o^3 oder o^4 [mein o^{a}].
$\ddot{o}^2$ zwiſchen $\ddot{o}^1$ und *ä*, engl. u^2, frz. *eu* in *peur*, *beurre* [mein $\ddot{o}^{a}$].
u^2 trüb, gegen *o* ſpilend [mein u^{o}].
$\ddot{u}^2$ trüb, gegen *ö* ſpilend [mein $\ddot{u}^{o}$].
æ zwiſchen *a* und *e*, engl. a^4 [mein a^{e}]. Dafür
ë in den Stichwörtern und den Beiſpilſätzen, wo es galt, das mit *i* wechselnde *e* beſonders zu markiren.
e_o (auch a_o u. ſ. w.) reduzirter Vokal der Vor- und Nachſilben [mein *ə* oder e_o].
ie, *ue*, *üe* wirkliche Doppellaute (wegen techniſcher Urſachen ſo geſchriben ſtatt *iæ*$_o$ u. ſ. w.).
uei, *üei* Triphthonge.
ai, *æi*, e^2i provinzielle Variazionen für den alten Diphthong (*nein*).
e^1i neuer Diphthong aus älterm ī (*frei*).
a^1u, *æu* provinzielle Variazionen für den alten Diphthong (*Baum*).
aü, $\ddot{o}^2\ddot{u}$ Umlaut dazu (*Bäum*).
o^1u neuer Diphthong aus älterm $\bar{u}$ (*Sau*) .
$\ddot{o}^1\ddot{u}$ Umlaut dazu oder für altd. *iu* (*Säu*, *neu*).
$\bar{a}^{e}$, $\bar{e}^{e}$, $\bar{i}^{e}$, $\bar{o}^{e}$, $\bar{\ddot{o}}^{e}$, $\bar{o}^{u}$, $\bar{e}^{i}$ Vokale mit ausklingender Produktion.
$^{i}\bar{e}$ Vokal mit furtivem Vorſchlag.

Für æ ist ein etwas anders geformtes Zeichen, änlich dem Sieversſchen ȝ, aufgeſtellt. Die Abweichung von den ſonst angewandten Zeichen ligt im weſentlichen in der Hinzufügung des Exponenten 1 und in der Erſetzung der von Brücke angewandten und von mir etwas

weiter ausgedenten Vokalexponenten (resp. Kräuters Zurückschiebungs- und Böhmers Aperturzeichen) durch den Exponenten 2.

Schon Hupfeld, Über den historisch-grammatischen Wert der bessern deutschen Volksmundarten, Jahns Jarbücher 1829, I, 363, sagte: „Ein gemeinschaftlicher Vorzug der schweizerischen und schwäbischen Mundart ist der, dass die alten hd. Diphthongen *uo* (*ua*), Umlaut *ue* (aus got. *ô*) und *ia* oder *ie* (got. *iu*), welche die Schriftsprache und die ndd. Dialekte in *û*, Umlaut *ü* und *î* zusammengezogen und dadurch mit den ursprünglichen Denlauten *û*, *ü*, *î* vermischt haben, durch ein nachschlagendes *a* (*ä*, *e*) oder *o*: $\hat{u}^{a}$ ($\hat{u}^{ä}$, $\hat{u}^{o}$), Uml. $ü^{a}$ ($ü^{ä}$), $\hat{\imath}^{a}$ ($\hat{\imath}^{ä}$) nachempfinden lässt, z. B. *R$\hat{u}^{o}$ff* (nom. pr.), *g$\hat{u}^{o}$t*, *Mu^{o}ter*, *Gr$\hat{u}^{e}$ss*, *gr$\hat{ü}^{e}$ssen*, *G$ü^{e}$ter*; *Li^{a}cht*, *Li^{e}be*, *di^{e}nen*.“

Nähere Auskunft wird die erst später zu erwartende ausfürliche Einleitung zum Idiotikon geben. Möge das große Werk, welches einen reichen Schatz allgemein zugänglich macht und ein schönes Seitenstück zu Schmellers bairischem Wörterbuch bildet, einen glücklichen Fortgang nemen!

F. G. Fleay hat im Mai 1880 in der English Spelling Reform Association einen Vortrag gehalten, in welchem er Bells System durch Streichung der mixed-Reihen für das gewönliche Bedürfnis der europäischen Hauptsprachen zu vereinfachen gesucht hat. Vgl. Zeitschrift für Orth. I, 186 ff. Indem er den umgekerten Gravis als Zeichen der geschlossenen Laute verwendet, erhält er folgendes Schema:

		Unround		Round	
		wide	narrow	narrow	wide
Front	High	1. i	4. i,	7. ɥ,	10. ɥ
	Mid	2. e	5. e,	8. œ,	11. œ
	Low	3. æ	6. æ,	9. ə,	12. ə
Back	High	22. ʌ	19. ʌ,	16. ɔ,	13. ɔ
	Mid	23. a	20. a,	17. o,	14. o
	Low	24. ɯ	21. ɯ,	18. u,	15. u

1. engl. *pit*. — 2. engl. *pet*, fr. *jette*, d. *fett*. — 3. engl. *pat*. — 4. fr. *fini*, engl. *feel*. — 5. fr. *été*, it. *e* chiuso, engl. *fate*, when purely pronounced. — 6. it. *e* aperto. — 7. dän. *lys*, schwed. *y*, d. *ü*. — 8. d. *schön*, dän. *föle*, fr. *feu*. — 9. d. *Götter*, dän. *störst*. — 10. dän.

synd. — 11. fr. *jeune*, dän. *ö.* — 12. The widened sound of 9. — 13. engl. *hot.* — 14. it. *o* aperto, fr. *homme.* — 15. engl. *full.* — 16. engl. *fall.* — 17. d. *Sohn*, engl. *note*, when purely sounded. — 18. engl. *fool*, fr. *poule.* — 19, 20. The narrowed sounds of 22, 23. — 21. gael. *ao.* — 22. d. *Mann*, fr. *las.* — 23. it. *matto*, fr. *chatte*, engl. *father.* — 24. engl. *mention.* — 25. engl. *nut*; unaccented German e (cf. no. 12).

Ordnen wir dife Zeichen in folgender Weife:

æ	æ,	e	e,	i	i,
ə	ə,	œ	œ,	y	y,
ɔ	ɔ,	o	o,	u	u,
ʌ	ʌ,	a	a,	ɯ	ɯ,,

fo haben wir die vier Bellfchen Hexaden, welche übrig bleiben, wenn wir die beiden mixed-Hexaden fortlassen.

Villeicht wäre das Abzeichen besser den offneren Lauten gegeben.

Die Hauptabweichung von Sweet befteht im übrigen darin, dass der eine engl. *ŭ* als unround, der andere als round auffasst, wie überhaupt die Stellung des engl. *ŭ* ein Punkt ist, über den die verfchidenen Forfcher noch keineswegs vollkommen einig find.

Zum Schlusse fei noch bemerkt, dass in neuster Zeit merfache Verfuche gemacht worden find, analog den von Ari hinn frodi in Island eingefürten Vokalzeichen, ftatt der Umlautzeichen *ä*, *ö*, *ü* Modifikazionen von *a*, *o*, *u* einzufüren, welche die lästigen übergefetzten Punkte entberlich machen. Ich erwäne hier Kräuters Verfuch, bei Frommann VII. Fig. 1, für *ä*, *ö* Verfchlingungen von *e* mit *a* und *o*, und für *ü* mit Ari *y* zu fetzen; ferner Frickes Vorfchlag durchftrichener a, o, u, und feinen fpäteren, in neuster Zeit an verfchidenen Orten empfolenen, der mir den Vorzug zu verdienen fcheint, die Modifikazionen durch Einbiegung des ersten Schriftzuges zu gewinnen:

a o u

Entfprechende Majuskelformen würden fich dazu one jede Schwirigkeit bilden lassen. Vgl. Reform 1877. No. 2 f.

Sollten folche Formen durchdringen, fo müssten wir dis allerdings als einen erfreulichen Fortfchritt begrüßen. Es würde dazu beitragen, der Überzeugung von der Notwendigkeit einer Fortbildung des lateinifchen Alphabets in der Richtung des Pitman-Ellisfchen und des Lundellfchen Alphabets in weiteren Kreifen Eingang zu verfchaffen.

Trotz des Warnungsrufes, welchen Ellis im Jare 1870 ergehen ließ: „*As I am one of those unfortunate individuals who have tried to introduce a new alphabet with new letters, I may be allowed to say, from my own experience, that there is no present hope of such a scheme succeeding. The expense which attends the provision of new types, and the training of new compositors, is enough of itself to stop it*“ (vgl. Zeitſchr. f. Sten. u. Orth. XIX. Jarg. 1871, S. 33 ff.) — trotz allen Sträubens der Buchdrucker, und trotz der Schwirigkeiten und Gefaren diſes Weges, die ich keineswegs verkenne (ich habe ja in kleinem Maßſtabe mit meiner Zeitſchr. f. Sten. u. Orth. 1853—1879 und ſonſt änliche Erfarungen wie Ellis genug gemacht), bin ich doch überzeugt dass uns die Zukunft eine wenn auch nur langſam fortſchreitende allmähliche Fortbildung des lateiniſchen Alphabets in diſer Richtung bringen wird. Auch unſere *w*, *j*, *ß*, Ä, Ö, Ü haben ſich ja nur langſam Ban zu brechen vermocht. Je mer aber richtige und klare Einſichten in die phyſiologiſche Natur der Laute und in die Geſchichte irer Entwicklung durchdringen werden, um ſo weiter wird man auch in diſer Entwicklung kommen.

Auf die zumteil auf einem von dem unſrigen etwas verſchidenen Standpunkte ſtehenden Vokalſysteme der Franzoſen Sylvius 1531, Meigret 1545—51, Ramus 1562. 72, de Baïf 1574, Rambaud 1578, Simon 1609, Dangeau 1694—1722, Regnier des Marais 1706, Buffier 1729, de Wailly 1754. 71, Maloet 1757, Beauzée 1789, Domergue 1778—1810, Volney 1821, Marle 1827—29, *Solvique et phonique* 1829, Gentelet 1838, Féline 1848. 51, Jullien 1855, Raoux (Lausanne) 1865. 70. 78, Havet 1875 u. a. hoffe ich an andrer Stelle näher eingehen zu können.

Berlin. G. Michaelis.

Berichtigung.

Bd. LXV, Seite 434, Zeile 19 v. o. ſtatt 1802 lis 1804.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Der Conjunctiv bei Chrestien, von Dr. Fritz Bischoff. Halle a. S., Max Niemeyer.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung hat den Versuch gemacht eine zusammenhängende Darstellung des gesammten französischen Conjunctivgebrauchs auf der Grundlage des in den Werken Chrestien's vorgefundenen und mit erschöpfender Vollständigkeit zusammengetragenen Materials zu geben. Wo dieses nicht zureichte, wie bei dem Conjunctiv in Vergleichungssätzen nach einem Comparativ p. 95 (Rom. u. Part. II, 30, 32: Et dist: je chantarse, Mais antre vos trois saves Plus que je ne face), sind andere Werke, hier auch eine andere Sprache, das Altenglische oder Angelsächsische, zu Hilfe genommen worden. Das Gleiche hat stattgefunden, wenn Chrestien von einer interessanteren Conj.-Construction nur ein oder das andere Beispiel bot, so dass es schwer gehalten haben würde, von ihm aus eine Erklärung des in Rede stehenden Falles zu finden. (Man vergleiche die p. 87 zu „je ne gart l'eure que“ beigebrachten Beispiele.)

Von der sonst üblichen Art der Behandlung des Conjunctivgebrauches unterscheidet sich die in der vorliegenden Abhandlung gegebene insofern, als das bisher gebräuchliche Princip, die Conjunctivsätze nach ihrem Satzwerte einzuteilen, aufgegeben worden ist. Bekanntlich scheidet Mätzner, franz. Gramm. p. 338—352: I. Conj. in Hauptsätzen. II. Conj. in Nebensätzen. II. A. In Substantivsätzen. B. In adverbialen Nebensätzen. C. Im adjectivischen Nebensatze.

Lücking, franz. Schulgramm., unterscheidet: A. Conj. in Hauptsätzen. B. Conj. in Nebensätzen. B I. In attributiven Relativsätzen. II. In Conjunctionalsätzen. Diez III, 325 deutet kurz dasselbe Prinzip der Einteilung an. Benecke, franz. Schulgramm. II, 269 ff. schliesst sich dem von Mätzner beobachteten Verfahren an, stellt indessen die Relativsätze vor die Adverbialsätze. Hölder sondert ebenfalls nach dem Satzwerte Substantivsätze, Adjectivsätze und Adverbialsätze, in der Einleitung aber, welche er p. 363 ff. der Besprechung der Modusverhältnisse in den Substantivsätzen voraufschickt, stellt er den durchaus richtigen Grundsatz auf, dass es für die Gesetze, nach welchen das Zeitwort des Substantivsatzes im Indicativ oder Conj. steht, gleichgültig ist, ob der Nebensatz die Rolle des Subjects, des Objects, des Attributs oder des Prädicats übernimmt. Nur hätte er die Adjectivsätze, deren Modusverhältnisse p. 417 ff., und die Adverbialsätze, deren Modusverhältnisse überhaupt nicht im Zusammenhange behandelt werden, ohne weiteres anschliessen sollen; da auch bei diesen nicht die adverbiale oder adjectivische Natur des bezüglichen Satzes das Ausschlaggebende für die Wahl seines Modus bildet.

Wer mit den angeführten Grammatikern den Satzwert der in Frage kommenden Sätze zur Grundlage der Gliederung des Conj.-Gebrauches macht, kommt in die missliche Lage, in den einzelnen Abteilungen immer wieder dieselben Arten von Conjunctiven anzutreffen. Er findet Conjunctive des Wunsches ebensowohl in den Hauptsätzen, wie in den substantivischen, den adverbialen, und, nach der hergebrachten Art der Darstellung, in den adjectivischen Nebensätzen. Conjunctive der Irrealität kehren in allen Arten von Nebensätzen wieder. Geringer anzuschlagen ist der mehr äusserliche Nachteil, dass die beiden Hauptteile sehr ungleichmässig ausfallen, da, nach der von Tobler Ztschr. II, 561 zu „que je sache“ gegebenen Auseinandersetzung, für den Conj. in Hauptsätzen ausser dem, seiner Natur nach noch nicht erklärten „je ne sache pas“, und dem überhaupt für sich dastehenden Conj. im Hauptsatze hypothetischer Satzgefüge nur Conjunctive des (directen oder indirecten) Wunsches übrig bleiben, denen auf der Seite des Conj. in Nebensätzen ein durch Massenhaftigkeit des Materials nicht minder als durch Feinheit der Nuancierung bei weitem überlegenes Gebiet gegenübersteht.

Man vermeidet diese Uebelstände, wenn man, wie es der Verfasser des „Conj. bei Chrestien“ gethan hat, die Gliederung des Stoffes auf die innere Natur des Conj.-Satzes basiert, wo dann die Conjunctive des Wunsches auf die eine, die der Irrealität auf die andere Seite zu stehen kommen. Eine Zusammenfassung beider unter dem Gesichtspunkte der Irrealität, wie sie bei Hölder stattgefunden hat, halten auch wir nicht für thunlich, doch hätten wir es lieber gesehen, wenn der Conj. in hypothetischen Sätzen dem der Irrealität angeschlossen worden wäre, anstatt eine Abteilung für sich zu bilden, wodurch eine Dreiteilung, statt der vom Verfasser in der Einleitung versprochenen Zweiteilung, herbeigeführt wird.

Ueber die weitere Gliederung giebt das der Abhandlung voraufgehende, und bei der ganz neuen Art der Anordnung unentbehrliche Inhaltsverzeichniss ausreichenden Aufschluss. Dasselbe lässt auf den ersten Blick erkennen, dass der Verfasser auch bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein seinen eigenen Weg gegangen ist, was zur Folge gehabt hat, dass sich manche Erscheinungen aus dem Bereiche des Conj. in einer Umgebung untergebracht finden, wo man sie nicht gesucht hätte; so die Verba des Fürchtens bei den Wunschsätzen im engeren Sinne; die Absichtssätze als Wunschsätze, bei denen der Wunsch sich in einer Handlung äussert, die auf ein Ziel hingeht; die interessanten und sehr gründlich besprochenen Fälle von „mais que“ bei den unabhängigen Sätzen der Aufforderung an eine dritte Person; die zahlreich zusammengetragenen Fälle von „je ne gart l'ore que“ unter den qualitativ determinierenden attributiven Relativsätzen, und ebendaselbst auch die Verallgemeinerungssätze.

Speciell eigentümlich ist der Abhandlung die Aufstellung ganz neuer Kategorien von Conjunctiven, wie der Conj. der Beurteilung, der das vierte Capitel des Conj. des Wunsches bildet; ferner des Conj. in determinierenden Adverbialsätzen, welche einen die Handlung des Hauptsatzes begleitenden Nebenumstand angeben; des Conj. in Determinierungssätzen der Gradbestimmung.

Das Bestreben, den sehr reichhaltigen Stoff möglichst übersichtlich zu gruppieren, hat in einigen Fällen den Verfasser zu weit geführt. Wir wollen von der etwas minutiösen, wenn auch in ihrer Art berechtigten und haltbaren Gliederung der unabhängigen Wunschsätze absehen, können aber nicht umhin zu bemerken, dass eine Sonderung der attributiven Relativsätze in qualitativ und in quantitativ determinierende, so ausführlich sie auch auf p. 77 ff. begründet ist, nicht aufrecht erhalten werden kann. Die sogenannten quantitativ determinierenden gehören entschieden mit zu den qualitativ determinierenden, denen sie ohne weiteres hätten beigesellt werden sollen.

Bei dem Bestreben, auch lautliche Erscheinungen möglichst zahlreich

mit Beispielen zu belegen, ist es dem Verfasser begegnet, dass er verschiedenartiges zusammengeworfen hat, wie dies auf p. 67 zu Erec 914 agrigneroit, und p. 112 zu Erec 2581 forsonage geschehen ist.

Doch sind das Kleinigkeiten, die mit der Sache an sich nichts zu thun haben.

Der bleibende Wert der sehr guten Arbeit, welche die Grenzen einer Doctor-Dissertation, wozu sie zunächst gedient hat, sowohl dem Umfange, wie auch dem Inhalte nach weit überschreitet, besteht in der wohldurchdachten Ausführung eines klar vorgezeichneten Planes, der, wenn auch nicht in seiner ersten Anlage, so doch in der consequenten Ausführung derselben original zu nennen ist. Auch Fachgenossen in weiteren Kreisen dürften in Abschnitten, wie in der Einleitung zu den determinierenden Sätzen, in dem von p. 55 bis 58 über den Conj. nach Verben des Denkens gesagten, in den auf die Aneinanderreihung von Bedingungssätzen (p. 123 f.) bezüglichen Aufstellungen manche neue Anregung finden. H.

Julius Petzholdt, Bibliographia Dantea ab anno mdccclxv inchoata accedente conspectu tabularum Divinam Comoediam vel stilo vel calamo vel penicillo adhibitis illustrantium, nova editio duobus supplementis aucta. Dresdae mdccclxxx. Supplementum ... Dresdae mdccclxxvi, Supplementum alterum ... Dresdae mdccclxxx. VI u. 90, 32, 46 S.

Die Bibliographia Dantea von J. Petzholdt ist das Ergebnis eines rüstigen Sammelfleisses und ein treffliches Rüstzeug für den Danteforscher, welches für die neueste Zeit das leistet, was für die ältere und älteste das bekannte Werk des Colomb de Batines. Die Anordnung des Stoffes ist die, dass zuerst unter 'Generalia' Zeitschriften, Sammelwerke, Nachweise ähnlicher Art als das vorliegende Werk zusammengestellt werden, dann unter 'Specialia' einzelne Schriften über Dantes Leben und Werke, ferner in Versen geschriebenes und auf dem Gebiete der Kunst geleistetes wie besonders Bildnisse. Demnächst folgen Ausgaben der sämmtlichen Werke, einzelner Schriften, Uebersetzungen, Erklärungen, Pläne und Zeichnungen zur Commedia u. s. w., zuletzt indices. Was der Verf. nur dem Namen nach kennt, hat ein Sternchen. Der Reichtum und die annähernde Vollständigkeit ist gross; selbst Bücherkataloge von Antiquaren findet man, und nur auf dem weiteren Gebiete der Recensionen, z. B. auch aus diesem Archiv und von mir selbst, sowie von den Dante mehr nebenbei berührenden Büchern — so fehlt z. B. auch noch das neulich in diesem Archiv von mir angezeigte grosse Werk des A. Hortis über Boccaccios lateinische Schriften — könnte ich Mängel nachweisen. Die blossen Titel nebst Preis werden vielfach noch von einer Nachricht begleitet wie 'gehört zu der und der Sammlung, in so und so viel Exemplaren gedruckt, bezieht sich auf die und die Stelle', sowie zu den Bildnissen 'so und so hoch und breit, sehr schön gezeichnet, mittelmässig' u. s. w., nicht aber wird angedeutet, welches die Absicht dieses oder jenes Verfs. ist.

Johann Lardelli, Piccolo Epistolario italiano, Kleiner italienischer Briefsteller. Leipzig 1880. X u. 86 S. kl. 8°.

Das Büchelchen Lardellis für den italienischen Briefstil bestehend in Musterstücken aus den besten klassischen und neueren, weniger alten, Briefsammlungen, mit Einmischung auch solcher aus dem neuesten Geschäftsverkehr und dem gegenwärtigen Leben, erfüllt seinen Zweck vortrefflich und gewährt die angenehmste Unterhaltung und Belehrung. Sehr zu

loben ist des Herausgebers weise Beschränkung in der räumlichen Ausdehnung, welche dem Buche zur weitern Verbreitung gewiss wesentlich hülfreich sein wird. Dass die Briefe nicht nach den Arten der Gegenstände geordnet, sondern wie in einem Unterhaltungsbuche bunt durch einander geworfen sind, wäre bei grösserer Ausdehnung des Buches freilich zu tadeln; in diesem kleinen Heftchen aber findet sich jeder doch bald zurecht und stört es nicht. Bis auf einen kleinen Anhang der letzten beiden Seiten, wo Anreden, Unterschriften, Aufschriften angegeben werden, fehlt das eigentliche Lehren dem Buche ganz und gar und findet es eben nur durch die Musterbeispiele statt, welches abgekürzte und sichere Verfahren gewiss jeden im höchsten Grade befriedigen wird. Auch die ganz kurzen Bemerkungen über diesen und jenen der berühmten Verfasser und deutsche Ausdrücke unter dem Texte, durchschnittlich drei Zeilen auf die Seite, werden willkommen sein. Nur ganz selten kann man hier nicht recht einverstanden sein, wie wenn es heisst zu stringere vieppiù i legami della nostra amicizia, 'anknüpfen', da es fester machen, schnüren heissen sollte. Nach den geringeren und grösseren sprachlichen Schwierigkeiten sind sämmtliche Briefe in zwei Abteilungen, die erste 60, die zweite 40 enthaltend, untergebracht.

C. M. Sauer, Biblioteca moderna italiana, für den Unterricht im Italienischen. I Un cuor morto, commedia in tre atti di Leo di Castelnuovo, II La Nunziata, racconto di Giulio Carcano, III Origine d'una gran casa bancaria. H. Vockeradt, Biblioteca moderna italiana, für den Unterricht im Italienischen. IV Perchè al cavallo gli si guarda in bocca? commedia in tre atti di Leop. Marenco, V Il più bel giorno della vita, bozzetto della vita militare di Eduardo de Amicis, VI, VII Le coscienze elastiche, commedia in cinque atti di T. Gherardi del Testa. 64, 63, 64 S. Leipzig 1878. 63, 61, 119 S. Leipzig 1880.

Die Biblioteca moderna italiana kommt dem Bedürfnisse auch die neueste italienische Litteratur leichter und auch dem Anfänger zugänglich zu machen in angenehmer Weise entgegen. Ueber die ersten drei Hefte oder Bändchen, welche Sauer besorgte, habe ich schon früher einige Worte in Stracks Centralorgan gesagt, vgl. auch in diesem Archiv LXIV S. 112 zu Locella, Teatro italiano. Die Auswahl der Stücke, kann man durchweg sagen, ist gut. Die kurzen Einleitungen, welche der erste Herausgeber bringt mit Nachricht über die Verfasser, hat der zweite noch etwas ausgedehnt. Ist der Wert dieser weiteren Ausführung, die Werke und insbesondere das gerade vorliegende betreffend, nicht grade gross, so enthält sie doch manches dankenswerte. Sind die erklärenden Anmerkungen der ersten drei Bändchen von einem guten Kenner der jetzigen italienischen Sprache flüchtig hingeworfen, so erkennt man in IV—VII mehr Streben den Leser auch das einzelne erfassen zu lassen. Trotzdem geschieht es auch diesem zweiten Herausgeber zuweilen, dass er zu rasch arbeitet: er scheint ein bis zwei Worte aber nicht den ganzen Satz, noch weniger die ganze Stelle, das ganze Büchelchen, vor Augen zu haben, wenn die Anmerkung schon fertig da steht. Ein Beispiel aus dem fünften Hefte dürfte dies zeigen. Ma se noi non lo conosciamo il signor colonello? 'ob wir ihn wol kennen, den Herrn Oberst, d. h. wir kennen ihn ja (vgl. das deutsche 'und ob').' Freilich ist der Sprache des Italieners die auch uns eigene Art einer Bejahung durch einen indirecten Fragesatz mit 'ob, se' geläufig. Habt ihr Hunger? Antwort: ob wir Hunger haben! Avete fame? Se abbiam fame, sì che abbiam fame. Aber die Natur der Sache lehrt, dass für Sätze mit 'nicht,

non' diese Ausdrucksweise schlecht passt, und die Beispiele dieser Art sind deshalb in beiden Sprachen so selten, dass dies non allein schon in unserem Satze des de Amicis den Herausgeber vor einer solchen Erklärung warnen musste. Der Zusammenhang lehrt aber deutlich, dass hier nicht 'ob' sondern 'wenn' zu übersetzen ist. Der alte Oberst a. D. fragt den ihm lieb gewordenen ausgedienten an dem Tage der Erzählung heiratenden jungen Burschen: hast du denn auch nach meinem Worte mehrere Soldaten eingeladen? Ja, ist die Antwort, es war aber schwierig, doch habe ich so fünfzehn zusammengebracht. Alle gesehen habe ich sie noch nicht, da habe ich die Bestellung an ihre Angehörigen ausgerichtet (sie sollen alle kommen, in Uniform; die Hochzeit eines Kameraden soll sein, dessen Freund, der Herr Oberst will es so und lädt sie ein) und da werden sie eben so gut kommen als wenn ich sie selbst gesehen hätte. Ich fand auch vier, fünf, welche nicht glauben wollten. Sie fragten: aber wenn wir den Herrn Oberst doch gar nicht kennen, wie ist ihm dieser Einfall gekommen? Und sie wollten sich noch nicht geben und sagten: nimms nicht übel, so etwas hat man ja aber noch gar nicht gesehen. Na ihr werdets nun sehen, sagte ich, und erklärte immerzu ohne vom Flecke zu kommen, dass Sie Oberst sind und mir gut sind, dass ich auch Soldat gewesen, dass ich heute heirate u. s. w. Sie sagen offenbar nur dies: wir kennen ihn ja gar nicht, da können wir doch nicht seine geladenen Gäste sein? Ein ander Mal ebendort S. 44 tut die Braut einen Rückblick auf ihr elendes bisheriges Leben: ich war arm, ohne Vater und Mutter, von allen verlassen, ich arbeitete für meinen Unterhalt, und hatte nicht einmal Kleider mich zu bedecken, musste Kälte leiden und manchmal sogar ... Zu diesen Punkten sagt der Herausgeber: sie denkt wol der Schläge des Bruders. Ach nein. Der Taugenichts hat sich ja bekehrt, ist als Freiwilliger mit in den Krieg gezogen und den Heldentod gestorben — wie sollte sie den Toten noch mit einem Gedanken kränken? Wie nahe und wie viel näher liegt es zu vervollständigen: ich musste frieren und manchmal sogar . . . hungern. Wissen wir doch, dass ihr kleinerer Bruder von Cesare Kommissbrot annahm und ihr davon mitteilte: S. 21 ne do a mia sorella, mi rispose. Schliesslich will ich noch auf einen Ausdruck des ersteren Herausgebers aufmerksam machen. In dieser Biblioteca sind nämlich dem Anfänger zu helfen Accentzeichen verwendet, über welches Verfahren es zu Anfange jedes der ersten drei Hefte heisst: 'NB. Die spitzen Accente (´) bezeichnen die betonte Silbe, insofern' u. s. w. und ich erkenne an, dass der unphilologische unsinnige Ausdruck Sauers 'spitze Accente' — warum brauche ich wol nicht zu erklären — von dem zweiten Herausgeber mit Recht im vierten und sechs bis siebenten Hefte beseitigt ist; im fünften ist er wol nur durch Versehen noch einmal aufgetaucht. Uebrigens hatte Sauer Recht signor conte, signor padrone zu schreiben, und des zweiten Herausgebers signór colonello und dgl. ist falsch, da in solchen Verbindungen signór seinen Accent zu Gunsten des nachfolgenden wichtigen Wortes oder Namens verliert, so dass beide Silben von signor gleich wenig betont sind: vgl. die Verwandlung des griechischen Acutus auf der letzten in den Gravis aus ungefähr demselben Grunde.

H. Michaelis, Dizionario completo italiano-tedesco e tedesco-italiano,, parte seconda: tedesco-italiano. Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache, zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Leipzig 1881. 720 S. Vgl. Arch. LXIII, S. 441—443.

Ungefähr in Jahresfrist ist der zweite Band von H. Michaelis italienischem Wörterbuche, den deutsch-italienischen Teil enthaltend, dem ersten

gefolgt und das schöne Werk somit jetzt abgeschlossen. Fanden wir in jenem ersten Teile als Hauptvorzug dieses Buches vor den meisten oder allen seines gleichen in der Vollständigkeit, der Seltenheit von ganz vermissten Wörtern, so mag dies in dem zweiten Teile ähnlich der Fall sein, wie ich nicht nur vermute nach dem Vorgange des ersten Teiles und weil dieser zweite um noch 80 Seiten stärker als jener erste ist, sondern auf fast allen Seiten mit und ohne Vergleichung anderer Wörterbücher leicht sehe an für den Deutschen selbst nicht alltäglichen Wörtern. Man sehe z. B. aus'gipfeln v. n. (giard.) svettare spuntare dicimare, Aus'guck, Aus'gucker m. (mar.) sentinella per le scoperte u. s. w. Manchmal freilich wird man bei solchen Wörtern weder als Inländer, wenn man das betreffende eben als einen terminus technicus nicht kennen sollte, noch als Ausländer durch den betreffenden Artikel des vorliegenden Wörterbuches aufgeklärt. So geht es mir z. B. bei diesem: Aus'giessblech, n. lastra, piastra, lamina, placca f. und wenn ich unter diesen Wörtern allen im italienischen Teile dieses Werkes 'Ausgiessblech' nur unter placca, aber auch nur dies blosse Wort finde, 'placca f. Platte f. — neg., positive Platte, f. Ausgiessblech; Schild (als Abzeichen)', so komme ich damit eben nicht weiter. Selten ist an dem deutschen Ausdrucke ein Mangel zu bemerken, welcher den Ausländer, der sich hier belehren wollte, irre leiten könnte, wie wenn es heisst: 'aus'greifen v. a. scegliere' statt herausgreifen. Oft aber wird man vielleicht sich auch hier erst belehrt finden über entlegene Wörter der deutschen Sprache, wie bei Barutsche, zweiräderige oder Halbkutsche. Die unterscheidenden Betonungen sind richtig angegeben, als in ü'berstürzen und überstür'zen, um'geben einem den Mantel, umge'ben etwas womit und dgl. Auch Redewendungen des alltäglichen Gebrauches, wie sie den Büchern mehr fremd sind, findet man zahlreich aufgenommen als: 'umgekehrt wird ein Schuh daraus, prendete il rovescio della medaglia'. Ueberhaupt ist zu sagen: was an einem Wörterbuche am wenigsten eine Tugend wäre, sparsam aus Purismus und Vornehmheit ist auch diese vorliegende deutsch-italienische Hälfte keineswegs: ein Beispiel mag für viele hier stehen: 'petzen v. a. fam. rapportare, riferire'. Geographische und andere Namen findet man ferner auch in diesem Teile aufs reichlichste und beste, auch die heute mehr der gelehrten Forschung angehörigen nicht abgerechnet. War hingegen die Grenze dieses Wörterbuches im ersten Teile zu finden, sobald man sich in ältere italienische Schriftsteller vertiefte, so steht es in diesem zweiten Teile ähnlich. Es versteht sich, dass niemand daran denken wird in einem deutsch-italienischen Wörterbuche Mittelhochdeutsches zu suchen; ja selbst wer etwa Schriftsteller wie Hans Sachs (1494—1576) hier berücksichtigt erwartete, würde doch mehr suchen als wenn er mit dem ersten Teile die ältesten italienischen Schriftsteller lesen wollte. Nehmen wir aber unsere Zeitgenossen wie etwa Schiller zur Hand und finden nicht, was mir so aus dem Kopfe einfällt, die Petrarde aus dem Wallenstein oder gar aus dem Tell Gebresten, Ehewirt u. s. w., so werden wir auch dergleichen Mängel verzeihlich finden, da solche Ausdrücke einer Sprache entlehnt sind, welche nicht die jetzige ist, vielmehr jener des Hans Sachs an Altertümlichkeit oder mundartlicher Färbung sich an die Seite stellt. Versuche ich es aber mit Lessings oder Schillers Prosa, so will sich kein Mangel zeigen; ich finde den Vorwurf (wie bei Winkelmann und auch jetzt selbst in neuester Zeit übrigens) als oggetto, soggetto, es fehlt nicht der Wahnbegriff, das Falkonet, der Kurhut; höchstens muss ich einmal mit einer Nebenform fürlieb nehmen wie statt unleidig mit unleidlich. Auch unter den deutschen unregelmässigen Zeitwörtern vermisst man einige altertümliche jetzt aber doch noch vorkommende Formen, wie schleusst, fleuch.

Wir werden nach den im vorstehenden angedeuteten Ergebnissen unserer ersten Bekanntschaft mit dieser zweiten Hälfte des italienischen Wörterbuches von H. Michaelis urteilen, dass das gesammte Werk wie aus

einem Gusse und Geiste durchweg gleichmässig gearbeitet ist, dass jenes dem ganzen eigentümlich gesteckte Ziel, welches die im ersten Teile sich findende Vorrede andeutet und welches wir in unserer Anzeige der ersten Hälfte als erkannt darlegten, nämlich dem Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens zu dienen, fortwährend im Auge behalten ist; hier ist des Werkes Beschränkung, hier aber auch seine Grösse und Trefflichkeit zu suchen und zu finden.

C. v. Reinhardstöttner, Die plautinischen Lustspiele in späteren Bearbeitungen. I. Amphitruo. Leipzig 1880. II u. 77 S.

Das Unternehmen die Spuren von Plautus Werken in der neueren Litteratur und insbesondere bei den romanischen Völkern zu suchen ist als angenehm und wertvoll zu begrüssen und der Fleiss in der Erforschung und die Kraft des Urteils anzuerkennen. Ausgegangen wird in diesem ersten den Amphitruo und zugleich auch das ganze Unternehmen in einleitender Weise betreffenden Hefte, versteht sich, von Plautus selbst an der Hand von Bernhardy und Teuffel sowie der in ihren römischen Litteraturgeschichten sich findenden Quellen. Es folgen die mittelalterlichen lateinischen Dichtungen im Anschluss an diesen ursprünglichen Amphitruo. Danach kommen wir nach Spanien, zu Perez de Olivas Nascimiento de Hercule o comedia de Amphitrion, in welchem nur eine Verhöhnung des altertümlichen, nichts von dem kräftigen Witze des Originals vorliegt. Es folgen von Luiz de Camões os Amphitriões. Dieser Teil nimmt viel Raum in dem Schriftchen ein, so dass es zugleich als ein Zeugnis der Teilnahme an der Feier dieses grossen Dichters gelten kann und will. Derselbe hat das Original nach Kräften gemildert, lässt die Zeugung des Hercules mehr von Venus als von Juppiter ausgehen. Das Werk steht richtig in der Zeit des Verfs. und ist grossartig in der Form, worin sich ihm einzig Molières Arbeit an die Seite stellen könnte, keine andere der späteren Bearbeitungen. Von Italienern gab Collanuccio 1530 eine sich ziemlich eng an Plautus schliessende Bearbeitung in terza rima. Der Marito des Lodovico Dolce nach unserem plautinischen Stücke ist ein die Sitten der Zeit in schlimmem Lichte erscheinen lassendes Zerrbild. Luigi Grito Cieco di Hadria gab in dem Pastoraldrama La Calisto (Ven. 1583) einen ovidischen Stoff mit der Inscenirung nach dem Amphitruo. Der erste Amphitruo Frankreichs ist Les Sosies von Jean Rotrou, eine freie Uebertragung des Originals und ein gutes Bühnenstück. Eine Pantomime, comédie muette, Amphitryon gab Benserade. Ueber Molières Verhältnis zum Original, da es öfter schon behandelt wurde, geht der Verf. kürzer hinweg. Sédaine gab den Amphitruo als Operntext. Hiernach folgt England, Dryden, welcher sich an Molière und Plautus hält. Den Schluss macht dann kurz Heinrich von Kleists Amphitryon, welcher dem Molière ebenfalls viel verdankt.

Konrad Hofmann und Franz Muncker, Joufrois, altfranzösisches Rittergedicht, zum ersten Mal herausgegeben. Halle a. S. 1880. VIII u. 134 S.

Für die Feinheit der Ausgabe des altfranzösischen Rittergedichtes Joufrois von einem unbekannten Verfasser bürgt allein schon der Name des ersteren Herausgebers. Die Abschrift des als Bruchstück überlieferten, vielleicht aber nicht weiter vollendeten Werkes von der Kopenhagener Handschrift nahmen der zweite Herausgeber und Dr. Karl von Bahder und Ludwig Erling. Die Lesung derselben ist genau gegeben und die je 2 bis 6 Zeilen Anmerkungen unter dem Texte bringen die feinsten Verbesserungen des Originals in höchst anerkennenswerter Beschränkung. Es ist hier ein vortrefflicher Unterschied gemacht in der Anwendung der Worte 'lies' und

'soviel als (=)', welcher mir unter anderem bei Gelegenheit des Schluss-s sehr wol tat, und werden auch mehrfach burgundische von der gemeinfranzösischen Sprache abweichende Formen erklärt. Die Schwierigkeit der Lesung ist daher geringer, Genuss und Belehrung grösser als man zunächst beim Anblick des neuen mit wenig Hilfsmitteln versehenen Textes erwartet. Auch sind die Vorrede und die Register, nämlich erstens von ungewöhnlichen Reimen und zweitens von den Eigennamen und drittens von den selteneren Wörtern und Formen, eine grössere Hilfe als man zuerst sich denkt. Das im burgundischen Dialect verfasste Gedicht wird in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verwiesen. Ein Graf Joufrois von Poitiers ist sonst unbekannt, der Trobador Marcabru aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird gegen Ende kurz erwähnt. Die Abenteuer reihen sich leicht und bunt aneinander und zeigen grosse Kenntnis des Rittertumes. Die Hs. wird dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zugewiesen. Fleissige Durchforschung des Gedichtes dürfte noch manches gute erwarten lassen.

Max von Napolski, Leben und Werke des Trobadors Ponz de Capduoill. Halle a. S. 1880. 152 S.

Die Arbeit von Napolskis über Leben und Werke des Ponz de Capduoill sowie die Herausgabe seiner Werke ist schön und dankenswert zu nennen. Die Einleitung (bis S. 46) zerfällt in zwei Kapitel, deren erstes das Leben des Dichters behandelt. § 1 giebt den kritischen Text der Biographie mit vollständiger Angabe der Handschriften, Drucke, Lesarten, § 2 bespricht die bisherigen Versuche dieselbe festzustellen und der dritte den Versuch des Verfs. Sinn in das überlieferte zu bringen geht darauf hinaus, dass der zweite Teil der provenzalischen Biographie des Dichters für die Feststellung der Wahrheit nicht zu benutzen sei. Vom zweiten Kapitel über die Werke des Dichters werden im ersten Paragraphen die echten Lieder behandelt. Auf chronologische Anordnung derselben wird verzichtet, wenn auch wahrscheinlich sei, dass die Klage auf Azalais Tod und die drei Kreuzlieder von den letzten oder die letzten sind. Eingehender wird die Form der Gedichte geprüft und werden insonderheit die verschiedenen Reimarten trefflich beleuchtet. § 2 geht auf die unechten Lieder. Von den nur hin und wieder in Hss. dem Ponz zugeschriebenen neun Liedern ist bei achten entschieden nach der Reimlehre die Echtheit in Abrede zu stellen; bei dem neunten (B. G. p. 41), von welchem Bartsch selbst zweifelt, verhält sich der Herausgeber gleichfalls ablehnend, da es an einer Stelle (Zeile 107—120) nicht zu dem ersten Teile der Biographie von Ponz passe; auch hat es Bedenken erregende Reime. Von S. 47 bis 115 folgen die Gedichte. Jedem geht eine Nachricht über Hss. und Drucke voran. Von S. 117 bis zum Ende Varianten. Von einer Einteilung und Classificirung der Hss. ist Abstand genommen, da hierzu, wie der Verf. meint, eine ins kleinste gehende Prüfung sämmtlicher provenzalischer Texte gehöre.

Adolf Kressner, Leitfaden der französischen Metrik nebst einem Anhange über den altfranzösischen epischen Stil. Leipzig 1880. IV u. 116 S.

Wie die klassische Philologie wesentlich durch Bentleys metrische Untersuchungen ins Mannesalter trat, so dürfte es für die neuere romanische ein bedeutendes erfreuliches Zeichen sein, wenn die französische Metrik in der allerneuesten Zeit in mehreren — nun wol fünf — grösseren und kleineren Schriften dargelegt wurde. Kressners kleines Schriftchen von 86 Seiten ist zunächst für die Studirenden berechnet. Es will die wesentlichen Eigentümlichkeiten der neufranzösischen Verskunst deutlich machen und setzt

jedem Falle noch die Erwägung eben desselben im Altfranzösischen hinzu. Die grössere Vollständigkeit lässt sich bei diesem Verfahren für das neuere erwarten und hat der Verf. auch eben dieses im Auge gehabt. Aeusserst angenehm ist hierbei die Uebersichtlichkeit und die Zweifellosigkeit, welche reichlich und gut gewählte Beispiele mit voller Angabe des Woher zu Stande bringen. Der Stoff ist in folgende Paragraphen eingeteilt: 1) Silbenmessung, 2) Hiat und Elision, 3) Cäsur, 4) Versarten, 5) Reim, 6) Reimfolge, 7) Enjambement, 8) Freiheiten, a) orthographische, b) der Wortstellung, c) grammatische, d) in besonderen Ausdrücken, 9) Rhythmus, 10) Strophe. Die Freiheiten (§ 8) hätten meines Erachtens den Schluss bilden müssen und vom Rhythmus hätte zuerst oder in einem der ersten Paragraphen gehandelt werden sollen. Bei diesem letzteren schwierigen Punkte, über welchen die Verslehre der klassischen Philologie hinwegzukommen die grössten Anstrengungen gemacht hat, herrscht unter den neueren franz. Metrikern noch die grosse Unklarheit, dass man ihn meistens aus dem Worttone in jedem Augenblicke erkennbar glaubt und dem entsprechend aufs wunderlichste wechseln lässt. Mancher sagt einfach: die Silben werden gezählt und damit gut. Dass aber damit kein Rhythmus gegeben, das Wesen des Verses nicht erschöpft sei, ist klar, und tun jene, welchen sich unser Verf. anschliesst, immerhin besser, welche sich die Mühe nicht verdriessen lassen ihn irgendwie erkennen zu wollen. Unser Verf. meint, die Tonstellen im Alexandriner können wechseln, die gewöhnlichsten Betonungsstellen seien

2	6	8	12
„	„	9	„
3	6	8	12
„	„	9	„

Solche Beobachtung trifft aber offenbar, und dies ist das unrichtige der Auffassung, nur die Neigung des Dichters den Rhythmus beim Vortrage nicht zu scharf hervortreten zu lassen oder, wie wir dies nennen, das Leiern zu verhüten, nicht aber den Rhythmus selbst. Obendrein ist hierbei auch die Hauptvorliebe aller Dichter die erste Silbe des Verses gegen den Verston doch kräftig sein zu lassen übergangen, wie wenn griechische Iamben anheben ἥκω, lateinische Id síbi negoti, französische Oui, je viens, deutsche Streiften die kühnen Degen. Der Alexandriner ist iambisch und nicht anders; aber wie der daktylische Hexameter den Ton immer wieder auf der natürlichen oder wesentlichen, d. i. nicht durch zwei Kürzen ersetzbaren Länge des Daktylen hat, die verschiedenartigsten Worte aber und ein guter Vortrag dafür sorgen, dass dies dem Hörer nicht widerwärtiger Weise wie in einer Quarta vorgedrängt werde, so ist es dem Dichter angenehm statt 2 auch einmal 3, statt 8 auch einmal 9 eine dem Sinne und natürlichen Worttone gute Silbe sein zu lassen. Sagt man: warum denn nicht lieber anapästisch, wie z. B. Tobler unter Anführung der Zeile Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable, so habe ich auf dies Warum folgende Antwort. Erstens kann ein und derselbe tausendmal in demselben Gedichte sich widerholende, stichisch gebrauchte Vers nur e i n e n bestimmten Rhythmus haben. Wer hier wechseln will, sagt, das Gedicht bestehe aus verschiedenen Versarten. Zweitens, wer nur e i n e Betonung für den Alexandriner sucht, der findet bei Vergleichung recht vieler Verse, dass die iambische als diese eine anzuerkennen ist. Die Herkunft der Versarten zu beleuchten müsste der Verf. in einer zweiten Auflage etwas mehr bedacht sein. Hier beim Alexandriner fehlt z. B., dass er für den genauer zusehenden kein Vers ist, sondern die Zusammenfassung zweier, wie trotz des in der Mitte fehlenden Reimes ältere Fälle von Katalexis der ersten Hälfte zeigen. Dasselbe bei dem anderen längeren Verse. Der Anhang über die altfrz. epische Sprache, zuerst im Programm Frkf. a. O. 1876 erschienen, zeigt in hübscher Belesenheit und trefflicher Vergleichung der altklassischen und germanischen Sprachen das eigentümliche Gepräge der

altfranzösischen Epik. Ich empfehle das Büchelchen bestens und wünsche ihm gute Erfolge.

William H. Carpenter, Grundriss der Neuisländischen Grammatik. Leipzig 1880. XIV u. 130 S.

Carpenters neuisländische Grammatik ist ein äusserst anziehendes und wertvolles Werk für die Kenner der altnordischen und neuisländischen sowie für die Freunde der nordischen Sprachen und Litteraturen überhaupt nicht nur, sondern auch selbst für weitere Kreise, weil sie nach auf Island selbst angestellten Forschungen gearbeitet ist. Das denkwürdige und feine Bemerkungen bringende Vorwort lehrt in einem kurzen Ueberblicke den Zusammenhang Islands mit dem Stammlande der altnordischen Sprache, wie es in seiner Abgeschlossenheit dieselbe erhielt und pflegte und noch pflegt, wie sich das älteste und neueste hier berührt, wie die Litteratursprache dort heutiges Tages im Wesentlichen die allgemeine ist, wie Dialecte eigentlich fehlen, nur einzelne Eigentümlichkeiten hier und da sich finden. In Bezug auf letzteren Punkt bin ich allerdings der Meinung, welche auch der Verf. nicht ausschliesst, dass genauere Forschungen auf der Insel allerdings solche noch nachweisen könnten. Der Verf. hat sechs Monate des Winters 1879—80 auf der Insel zugebracht und die grosse Schwierigkeit der Erlernung der jetzigen Sprache bei dem Mangel genügender Hilfsmittel durch seine Kraft und Ausdauer sowie durch die Hilfe seiner zahlreichen Freunde auf der Insel überwunden. Die bisher vorhandenen Werke sind überall benutzt und auch in dem Anhange Lesestücke aus Jón Arnason, Leipzig 1862—64, Jón Thóroddsen, Kaupmannahöfn 1876 (S. 95—110) gegeben, zu welchen ein Wörterverzeichnis (S. 111—123) kommt. Besonders willkommen, schätzbar und gewiss vielfach überraschend sind die Lehren von der Aussprache, wie á = au, au = öí. Ich meines Teils kann wenigstens letzteres nur für eine neuere Abweichung halten, obgleich es schwedische Fälle wie öga = Auge neben sich haben mag, denn wie erklärte sich sonst die Schreibung? Ehrwürdig ist die Masculinendung ur, welche bis auf wenige Ausnahmen allgemein ist, wie bei úlfur (Wolf), sandur (Sand) entsprechend lateinischem und gotischem us, welchen sich solche Feminina wie kýr (Kuh), syr (Sau), aer (weibliches Schaf) als seltener gegenüber stellen; freilich kann man dem zweiten das lateinische und griechische Wort zur Seite stellen. Auch giebt es auf pronominalem Gebiete noch nokkur nokkar, irgend einer, irgend eine, annar önnur, anderer, andre, doch mag hier das r etwas mehr als zum Stamme gehörig anzusehen sein. Entsprechend unserem nhd. guter Mann, ein guter Mann, aber der gute Mann heisst es: góður madur ein guter Mann, hinn gódi madur der gute Mann. Hinn, jener steht nämlich auch als bestimmter Artikel vor Adjectiven, aber bei Substantiven erscheint es hinten angesetzt wie im Schwedischen und Dänischen; also hinn hin hid, jener jene jenes, úlfurinn, der Wolf, largin, f. das Bad, ordid, das Wort. Die Zeitwörter haben vieles durch Vergleichung des Althochdeutschen und Mhd. anziehende.

August Boltz, Lehrgang der Russischen Sprache für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht bearbeitet, der praktische Teil nach der Robertsonschen Methode, der wissenschaftliche auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung. Erster Teil, fünfte völlig umgearbeitete Auflage. Berlin 1880. X u. 232 S.

In seiner russischen Sprachlehre hat es Boltz verstanden eine Verbindung von Praxis und Theorie herzustellen, von unermüdlichem Leiten des

Anfängers in seiner Aufnahme der ersten richtigen Vorstellungen und Fertigkeiten sowie von tief eingehendem Verknüpfen des besten was man auf diesem Gebiete weit und breit weiss. Es ist eine Freude diese Arbeit in der fünften Auflage zu begrüssen. Man erstaunt, was dieses Buch auf so engem Raume alles vereinigt, was andere ähnliche Lehrbücher oft auf dem dreifachen nicht zusammendrängen. Dazu ist der Verf. nicht nur aufnehmend und sichtend in dem gelehrten, namentlich dem etymologischen Teile seines Buches, sondern auch selbst tätig und aufbauend. Viele Seiten des Werkes selbst führen leicht hierauf, aber auch eigene Worte des Verfs. in der Vorrede sagen es, dass er in der gesammten hierher gehörigen Litteratur zu Hause ist und weiss, wo die Grenzen derselben sind und wo es wünschenswert bleibt, dass über dieselben hinaus gegangen werde, und er tut es mehrfach in diesem seinem Lehrgange. In der Einleitung S. 1—3 sind meines Erachtens für eine neue Auflage einige Erweiterungen dem hohen Gesichtspunkte des ganzen entsprechend anzubringen, als bei den geographischen Nachrichten über die Ausbreitung der Sprache und ihrer Mundarten, sowie in Betreff der Schrift (S. 7), bei welchen Bemerkungen die glagolitische Schrift gar nicht erwähnt ist. Ob die Einteilung der slavischen Sprachen in westliche und östliche recht treffend sei, ist mir insofern öfter zweifelhaft erschienen, als dem Wendischen das Russische näher als das Polnische stehen dürfte. Ich habe selbst einmal gesehen und gehört, wie zwei Freunde von mir, der eine aus Jaroslawl, der andere ein niederlausitzer Wende, in ihrer Sprache trefflich zusammen redeten, und der Russe sagte mir später, dass er sehr beglückt gewesen sei den 'Serben' (vgl. wendisch šzerski) zu treffen, indem er dessen Sprache wol der alten Kirchensprache nahe setzte. Der eigentliche Lehrgang unseres Buches ist dieser. Nach den erwähnten Einleitungen folgt eine hübsche russische Geschichte Bjälkins in kleine Abschnitte zerlegt; es wird gelehrt, wie das Russische zu lesen, zu verstehen, zurückzuübersetzen, über den Inhalt in ein paar russischen Worten Rechenschaft zu geben. Daran schliesst sich sogleich eine ernstwissenschaftliche etymologisch-grammatische Erklärung von allem was hier wissenswert ist. Dies reicht bis S. 128, wonach die grammatische Uebersicht beginnt: 1) Wortbildung, 2) Verbum, 3) Nomen u. s. w. bis S. 210, wo der Anhang beginnt, welcher Redensarten für den praktischen Gebrauch bringt. Ein Wörterverzeichnis befindet sich auf den letzten fünf Seiten, welches Verweisungen auf Seiten und Paragraphen des Buches giebt, während ein vollständiges Sachregister das Ende des zweiten Bandes bringen soll.

F. Techmer, Einleitung in die Sprachwissenschaft, erster Band: Die akustischen Ausdrucksbewegungen. Phonetik, Zur vergleichenden Physiologie der Stimme und Sprache. Erster Teil: Text und Anmerkungen. Leipzig 1880. X u. 219 S. Lex.-8⁰. Phonetik, Zur vgl. Phys. der St. und Spr. Zweiter Teil: Atlas mit 8 lithographischen Tafeln und 188 Holzschnitten, nebst einer Gesammtübersicht über das Gebiet der Phonetik. Leipzig 1880. VIII u. 112 S. Lex.-8⁰.

Die Sprache des Menschen zu erforschen heisst zum Teil sich in das Gebiet des Naturforschers und Mediciners begeben: das zeigt jede auch nur oberflächliche Betrachtung der Lautlehre irgend welcher Sprache, und eine eigene der Sprachwissenschaft angehängte, im Wesentlichen in den letzten Jahrzehnten aufgekommene Forschung über Lautphysiologie kann es uns noch deutlicher sagen. Habe ich seiner Zeit in diesem Archiv bei Gelegenheit der Anzeige von Sievers Lautphysiologie diese Forschung eine schöne wissenschaftliche Bemühung genannt, aber vor einem übereilten Vor-

teilziehen aus derselben für Lautwandel, Etymologie und Grammatik noch gewarnt, und glaube ich im Wesentlichen diese Ansicht noch jetzt festhalten zu müssen, so habe ich dem jetzt vorliegenden Werke Techmers über Phonetik gegenüber vor allem zu bekennen, dass es sich jenes Vorwurfes übereilter Anwendung auf die Grammatik nicht schuldig macht, vielmehr zum grösseren Teile innerhalb der Grenzen medicinisch-naturwissenschaftlicher Forschung sich verhält, und dass ich deshalb mehr dem Wunsche der Redaction als eigener freier Berufung gehorche, wenn ich um des allerdings ebenfalls zahlreichen und wertvollen sprachwissenschaftlichen willen, was es enthält, hier in der Kürze eine Vorstellung von dem schönen und reichen Werke zu geben versuche. An die Betrachtung der Anatomie des Windrohres, der Stimmbänder, des Ansatzrohres, die Physiologie des Windrohres und der Stimmbänder schliessen sich Eröffnungen über die laryngoskopische Methode, über die Rhinoskopie und die Stomatoskopie. Danach folgen Betrachtungen der Laute, ein Lautsystem, eine dem Verf. eigene Artikulationsnotenschrift, welche auf einer der Tafeln des zweiten Teiles zu genauer Anschauung gebracht wird. Weiterhin folgt eine Betrachtung des menschlichen Gehörs, Anatomie des Ohres, der Nerven, Schätzung des Willens und Gedächtnisses. Dies etwa die Hauptpunkte des Inhaltes, in welchem als selbständig aufbauend besonders der Teil von der Artikulation, das ganze aber als treffliche Zusammenstellung des von anderen geleisteten, meist in eigenen Worten der Verfasser, anzuerkennen ist. In letzterer Beziehung sind besonders bemerkenswert auch die Anmerkungen von S. 133 bis zum Ende des ersten Teiles nebst den gegen Ende des zweiten gegebenen litterarischen Nachweisen, so dass das Werk auch jedem etwaigen Gegner von grossem Werte bleiben muss. Zu dem Nasaliren von r, worüber Hoffory angeführt ist, will ich bemerken, dass ich ein dem nasalirten französischen n ganz ähnliches r in eben dieser Sprache am Genfer See beobachtet habe, wo ich z. B. die Stadt Morges so ausgesprochen hörte, dass ich mich veranlasst fühlte widerholt genau darauf zu achten, ob hier die Stadt in ihrem Namen nicht etwa eine Nebenform, nämlich Monges, hätte.

Der zweite Teil des Werkes, welcher Atlas und Inhaltsangabe zur Phonetik überschrieben ist, und dem Anfänger vor dem ersten zur Benutzung empfohlen wird, ist in der Tat überraschend durch die Anschaulichkeit, welche durch Wort und Bild den hier wesentlichen Fragen und Lehren gegeben wird. Aus dem reichen Vorrate der Holzschnitte seien nur erwähnt: Flötenpfeife und Zungenpfeife der Orgel, künstlicher Kehlkopf, Fabersche Sprechmaschine, Eddisons Phonograph mit Mundstück von Kleist, menschlicher Kehlkopf, Kehlkopfspiegelungen, Rhinoskopie, räumliche Darstellung des Farbensystems nach Wundt, Bilder für das Gehör, Gehirn u. s. w. Tafel II bringt die 'figurae laryngoscopicae' je nach den Lauten.

Berlin. H. Buchholtz.

Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kiffhäuser nach ihrer mythischen, historischen und poetisch-nationalen Bedeutung erklärt von Dr. Ernst Koch, Prof. an der K. S. Fürsten- und Landesschule zu Grimma. Grimma, in Commission bei G. Gensel, 1880. 40 Seiten 4°.

Der Verfasser dieser Abhandlung über die Sage vom Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, bereits bekannt durch die Untersuchung über „die Nibelungensage nach ihren ältesten Ueberlieferungen“ und durch die Preisschrift: „Richard Wagner's Bühnenfestspiel Der Ring des Nibelungen“, fasst seine Aufgabe, wie der Titel andeutet, von drei Gesichtspunkten auf, die er in Form einer zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs

Albert von Sachsen am 23. April 1875 gehaltenen Rede entwickelt. Der dritte Theil über die poetisch-nationale Bedeutung der Sage, welche von ihrem Ursprunge bis auf die neueste Zeit verfolgt wird, erregt das Interesse des Lesers in besonderem Masse. Vgl. hierzu E. Martin's Abhandlung über die Gralsage. Zuletzt folgen noch vier Anhänge nebst Nachträgen, in welchen mehrere seltenere poetische und prosaische Fassungen der Barbarossasage wieder abgedruckt und deren Quellen eingehend untersucht werden. Aus dem Nachtrag zu Seite 31 ist ersichtlich, dass die Rothbartsage auch dramatisch behandelt worden ist und zwar von Karl Blitz, Otto Devrient, Julius Grosse, Hans Herrig, Ludwig Bauer. Die ganze Abhandlung ist als eine sorgfältige und lehrreiche zu bezeichnen, wiewohl nicht das gesammte vorhandene Material benutzt ist. So hat der Herausgeber u. a. nicht gekannt: J. W. Otto Richter, Deutsches Kyffhäuserbuch. Natur, Geschichte, Sage und Volksleben des Kyffhäusergebirges, dem deutschen Volke dargestellt. Eisleben (1876), wo auf Seite 81—127 die Kaiser- und Bergsage behandelt ist. Ebenso ist Koch das Werk von W. J. Thoms, Lays and Legends of various Nations. London 1834. I. Lays and Legends of Germany unbekannt, aus welchem Le Roux de Lincy in seinem Livre des Légendes, Paris 1836 p. 98—103 geschöpft hat. Letzterer giebt a. a. O., nachdem er die Barbarossasage analysirt hat, folgende Notiz, eine Probe französischer Geographiekenntniss, welche hier zum Schluss folgen mag: „Le Kyffhauser est une montagne du pays de Salzburg, dans la Haute-Autriche, et située non loin de Tilleda."

H. Normann, Klassische Dichterwerke aus allen Litteraturen. Auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert. Erster Band. Stuttgart, Levy & Müller, 1880. 176 S.

Mit diesem in hübscher Form erscheinenden Buche, welches das Motto führt: „Indocti discant, et ament meminisse periti," wendet sich der durch seine ästhetische Erläuterung der griechischen und römischen Literatur bekannte Verfasser an einen gebildeten Leserkreis, um ihm die poetischen Meisterwerke der Weltliteratur nach Form und Inhalt zu analysiren. Von den Hauptwerken der europäischen Literaturen werden hier in leicht verständlicher und anregender Darstellungsweise folgende sieben Dichtungen ästhetisch erläutert: Antigone von Sophokles; Dante's Göttliche Comödie; die Lusiaden von Camoëns; das Leben ein Traum von Calderon; das verlorene Paradies von Milton; Molière's Tartuffe und Uriel Akosta von Gutzkow. Aller gelehrte Ballast ist hier vermieden, um die Lectüre leicht fasslich und spannend zu machen. Es würde dem Buche noch zum Vortheil gereichen, wenn die Uebersetzungsproben an einzelnen Stellen mehr beschränkt und an deren Stelle ausführliche Inhaltsübersichten gegeben wären. Die vom Verfasser benutzten Hilfsmittel, so z. B. die Schriften von Bouterwek, Rosenkranz, Schlosser, Wegele, Kurz, Gottschall, Rötscher, Stern, v. Treitschke u. a. sind gehörigen Ortes angegeben worden. Möge das gewandt geschriebene Buch auch unter Kennern der Literatur Verbreitung finden!

Petöfi's Tod vor dreissig Jahren 1849. Jókai's Erinnerungen an Petöfi 1879. Historisch-literarische Daten und Enthüllungen, bibliografische Nachweise. Zusammengestellt von K. M. Kertbeny. Mit einem Plane der Schlacht von Schässburg. Leipzig, W. Friedrich, 1880. 100 Seiten.

Der grosse ungarische Dichter Alexander Petöfi ist, wie bekannt, seit der Schlacht bei Schässburg in Siebenbürgen (31. Juli 1849) in räthsel-

hafter Weise verschollen, nachdem er ein Alter von nur 26 Jahren erreicht hatte. Ihm widmete Maurus Jókai im Jahre 1879 eine Schrift: „Petöfi und seine Feinde“, aus der ein Abschnitt hier S. 12—25 von dem Ungarn Kertbeny (geb. 1824) deutsch übersetzt ist. Beide in ihrer Jugend befreundeten Männer, Petöfi wie Jókai, zeichnen sich durch eine erstaunliche Productivität aus und haben auf die ungarische Nation den grössten Einfluss ausgeübt. Schuf Petöfi in dem kurzen Zeitraum von 1844—1849 allein 775 lyrische und 11 epische Gedichte, so gab Jókai der ungarischen Nation von 1846 bis jetzt etwa 500 Bände. Die Bekanntschaft mit Petöfi hat Deutschland vorzugsweise dem rastlosen Kertbeny zu danken, welcher von 1849—1866 die Gedichte aus dem Ungarischen in das Deutsche übertrug; erst nach ihm sind als Uebersetzer zu nennen Meltzl, Dux, Szarvady, Neugebauer, Schnitzer, Opitz. Aber durch seinen Einfluss haben auch Béranger und Taillandier Petöfi in Frankreich eingeführt. Ausser den 17 deutschen und den 10 französischen Uebersetzungen Petöfi's, welche Kertbeny alle verzeichnet, existiren solche auch in englischer, dänischer, schwedischer, spanischer, italienischer, russischer, polnischer, tschechischer, serbischer und finnischer Sprache; Jókai's Romane existiren bereits in 14 Sprachen. Der Nachtrag enthält eine Erklärung von Maurus Jókai vom 10. August 1879, dass es doch einen Doppelgänger Petöfi's gab; der Anhang giebt Nachricht über verschiedene deutsche Nachdichtungen Petöfi's von Kertbeny, Opitz, Meltzl, Aigner, Neugebauer, Fest. Zuletzt folgen noch ungarische Originale und deutsche Uebersetzungen nebst einer französischen des Genfer Professors Frédéric Amiel. Das ganze Buch, wenn es auch theilweise nur Uebersetzung enthält, zeigt die bekannte Schreibweise des Verfassers, welcher an einzelnen Stellen einen burschikosen Ton anschlägt; von auffälligern Ausdrücken mögen nur notirt sein die folgenden: S. 15, Zeile 9: Aesthetikisirerei; halbtalentirt; Singerei; S. 16: Kavaliercontenance; S. 17: bauchkriecherisch; Modelöwe; S. 18: zu Tode ignoriren; S. 32: spektakulirende Bauernlümmel; heinelt; S. 38: entnationalisirend; S. 39: durchspickt; S. 40: keulen; S. 53: Ladenhocker; makulirt; S. 65: pyramidal; S. 66: Geldprotz; S. 31 heisst es: bei uns Jugend; S. 12 Zeile 18 steht 13 statt 31; S. 44 findet sich acquiera für acquerra; S. 46 le jour au P. statt où u. a. Hoffentlich bietet sich noch einmal die Gelegenheit, auf dies interessante hiermit empfohlene Werk zurückzukommen bei Besprechung der von demselben Verfasser erst theilweise veröffentlichten und durch die Anregung des ungarischen Cultus- und Unterrichts-Ministers entstandenen Bibliographie ungarischer, nationaler und internationaler Literatur.

Geschichte der Literatur des Skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Dargestellt von Frederik Winkel Horn, Dr. phil. zu Kopenhagen. Leipzig, B. Schlicke, 1880. Fünfte und sechste (Schluss-)Lieferung.

Dieses den Professoren Konrad Maurer, Theodor Möbius und Friedrich Zarncke gewidmete Werk enthält in der vorliegenden Schluss-Lieferung (Seite 273—404) die Fortsetzung des siebenten Abschnitts der zweiten Abtheilung über die neuere norwegische Literatur, nachdem im Vorhergehenden die altnordische und dänische Literatur dargestellt war. Hier werden, von unbedeutenderen Schriftstellern abgesehen, die beiden grössten Dichter Norwegens, Björnstjerne Björnson (geb. 1832) und Henrik Ibsen (geb. 1828) nach ihren poetischen und prosaischen Werken kurz und treffend charakterisirt; auch die bedeutendsten Naturforscher, Philosophen, Theologen, Historiker (darunter P. A. Munch, R. Keyser und J. E. Sars), sowie die Sprachforscher C. R. Unger, Johan Fritzner als Herausgeber des altnordischen Wörterbuches, endlich Sophus Bugge als Herausgeber der ältern

Edda, wie als Verfasser verschiedener philologischer Untersuchungen, werden unter den hervorragendsten Vertretern der neueren norwegischen Literatur mit aufgezählt. Die dritte Abtheilung (Seite 285—377) behandelt die Geschichte der Literatur Schwedens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in sechs Abschnitten. Nach einer allgemeinen Uebersicht über die Entwicklung der schwedischen Sprache giebt der Verfasser im ersten Abschnitt eine Geschichte der schwedischen Literatur im Mittelalter. Hier hätten wir gern die Reimchroniken, die Ritterromane und die Legendendichtung ausführlicher behandelt gesehen wegen der Berührung mit anderen Literaturen. Der zweite Abschnitt schildert die Reformationszeit, welche besonders an theologischen Schriftwerken reich ist; so erschien die erste Bibelübersetzung von dem Reformator Laurentius Petri 1540/41 in Upsala. Wie in der mittelalterlichen Periode, werden auch hier die dramatischen Erzeugnisse berücksichtigt; dieselben nehmen jedoch noch keine hervorragende Stellung in der Literatur in diesem Zeitraume ein. Der dritte Abschnitt umfasst das Stjernhelm'sche Zeitalter von 1640—1740, die Blüthezeit der schwedischen Geschichte. Obenan steht hier der Name Georg Stjernhelm, der Vater der schwedischen Poesie, der dem ganzen Zeitalter das Gepräge seines Geistes gab. Eines merkwürdigen Mannes wird noch weiter gedacht, des Polyhistors Olof Rudbeck, dessen Zeitgenosse Pufendorf war. In dieser Periode tritt auch die erste schwedische Sprachlehre von Nils Tjällman hervor. Wiederum werden zuletzt die Vertreter der Medizin, der Jurisprudenz, der Physik (Anders Celsius † 1744), der Theologie und der Philosophie (Anders Rydelius) genannt; des allgemeinen bekannten Geistersehers Emanuel Swedenborg Name schliesst diesen Zeitraum ab. Im vierten Abschnitt wird das Dalin'sche Zeitalter von 1740—1780 charakterisirt und der französische Einfluss auf die Literatur hervorgehoben, welcher sich, seitdem Louise Ulrike, die Schwester Friedrich's des Grossen, Königin war, steigerte. Der Hofdichter Olof von Dalin, der dem Zeitraum den Namen giebt, gewann den grössten Einfluss durch seine Zeitschrift „Den svenska Argus" und seine Gedichte. Als ein Nachahmer von Voltaire's Henriade erscheint G. F. Gyllenborg. Der bekannteste Name dieser Zeit ist der des Königs der Botaniker Karl von Linné († 1778). Unter den Sprachforschern sind bedeutend Johan Ihre, Sven Hof und Abraham Sahlstedt. In dem fünften Abschnitt werden die literarischen Erzeugnisse des Gustavianischen Zeitalters von 1780—1809 vorgeführt. Beachtenswerth als Uebersetzer von Milton's Paradise lost und Tasso's Befreitem Jerusalem ist J. G. Oxenstjerna; weit bedeutender ist K. M. Bellmann, der Uebersetzer von Gellert's Fabeln. Auch die deutsche Philosophie fand Eingang in Schweden, namentlich durch Daniel Boëthius. Der sechste Abschnitt endlich schildert das neunzehnte Jahrhundert. Hier werden dem bedeutendsten Vertreter der gothischen Schule Esaias Tegnér drei Seiten gewidmet und seine Nachfolger einzeln aufgeführt. Auch die finnische Literatur wird hier skizzirt, indem namentlich das vortreffliche episch-lyrische Gedicht Kalevala sowie der Dichter J. L. Runeberg nebst seiner Schule Erwähnung finden. Die neuesten schwedischen Dichter, darunter König Karl XV. und Oskar II., der Uebersetzer von Herder's Cid und Goethe's Tasso werden nebst den verschiedenen Vertretern einzelner wissenschaftlicher Fächer genannt. Vollständigkeit ist, wie es scheint, hier vom Verfasser nicht erstrebt. An die Geschichte der Literatur schliesst sich ein bibliographischer Anhang, welcher alles Lob verdient; in der ersten Abtheilung S. 378—382 ist die Bibliographie der altnordisch-isländischen Literatur zusammengetragen; da auch die Uebersetzungen verzeichnet werden, so wird Seite 380 No. 12 vermisst E. Kölbing, Die Geschichte von Gunlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtext übertragen. Heilbronn, Henninger. S. 383—393 enthält den bibliographischen Nachweis über die Literatur Dänemarks und Norwegens in 119 Nummern. Die dritte Abtheilung über Schweden Seite 393

bis 398 bildet mit 76 Nummern den Schluss. Ein sorgfältiges Register Seite 399—404, welches das Nachschlagen erleichtert, erhöht die Brauchbarkeit dieses praktisch angelegten und in fliessendem Deutsch geschriebenen Werkes. Dr. Frederik Winkel Horn hat sich durch dieses mit Hingebung gearbeitete Buch, welches die erste in Deutschland erschienene zusammenhängende Literaturgeschichte des skandinavischen Nordens bildet und bereits in weiteren Kreisen Eingang gefunden hat, um die Wissenschaft ein dauerndes Verdienst erworben. Möge die Anerkennung für diese tüchtige Leistung nicht ausbleiben!

Zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze von Konrad Maurer, Professor der nordischen Rechtsgeschichte an der Univ. München. Leipzig, B. Schlicke, 1880. XI u. 318 Seiten.

Dieser hübsche Band enthält eine Sammlung von Abhandlungen, welche in den Jahren 1856—1880 entstanden sind und vom Verfasser zuerst in der „Allgemeinen Zeitung“ und in „Sybel's Historischer Zeitschrift“ veröffentlicht worden waren. Dieselben verdienen die Vereinigung zur Buchform in vollem Maasse, da sie mit Fleiss gearbeitet sind und dem Leser vielfache Belehrung über die Kämpfe Islands mit Dänemark bieten. Den Anfang und Schluss des Buches bildet der Name des isländischen Archivars und politischen Kämpfers Jón Sigurdsson († 1879), dessen Andenken der Herausgeber sein Werk gewidmet hat. Der erste Aufsatz: „Island und das dänische Grundgesetz“ stammt aus dem Jahre 1856, der zweite: „Islands Verfassungskampf gegen Dänemark“ aus dem Jahre 1859, während der dritte und vierte: „Zum isländischen Verfassungsstreite“ im Jahre 1870 und 1874 entstanden sind. Hieran schliesst sich ein Aufsatz aus dem Jahre 1874: „Zum Jubelfeste Islands“ und Jón Sigurdsson's Nekrolog aus dem Jahre 1880. Mögen sich diese lehrreichen Aufsätze in dieser Form unter den Germanisten neue Freunde erwerben! R.

Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Berlin, bei T. Chr. Fr. Enslin, 1881.

Diese ansprechende kleine Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand“ veranstaltet und empfiehlt sich als ein ausserordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums seines Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird. Der Herausgeber bietet das Büchlein allen denen, welche die Wege und Stege zu den im köstlichsten Feldblumenschmuck prangenden Gemeindetriften deutschen Witzes und deutschen Gemüthes nicht verschmähen und an frisch und kräftig hervortretender Eigenart der Sprach- und Denkweise unserer Altvorderen Lust und Erquickung finden. Jeder Leser wird durch die Treuherzigkeit und den Humor der anmuthigen Sprüche in die angenehmste Stimmung versetzt werden.

H.

Zeitschriftenschau.

Literaturblatt für german. und roman. Philologie. Nr. 10. October 1880.

357—396: O. Bindewald, Zur Erinnerung an Karl Weigand. Giessen 1879 (W. Crecelius). K. Sallmann, Neue Beiträge zur deutschen Mundart

in Estland. Reval (K. v. Bahder). J. Hobbing, Die Laute der Mundart von Greetsiel in Ostfriesland. Emden 1879. Humpert, Ueber den sauerländischen Dialekt im Hönnethale. Bonn 1878. Fr. Koch, Die Laute der Werdener Mundart. Aachen 1879. G. Schulze, Ewerharzische Zitter. Harzische Ged. mit Grammatik und Wörterbuch (Ph. Wegener). H. S. Denifle, Tauler's Bekehrung. Strassburg 1879 (A. Lasson). Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen. Naumburg 1879 (R. Bechstein). G. Gödeke, Schwänke des 16. Jahrh. Leipzig 1879 (H. Ullrich). J. Minor, Chr. Fel. Weisse und seine Beziehungen zur deutschen Lit. des 18. Jahrh. Innsbruck 1880 (Max Koch). H. Pröhle, Deutsche Sagen. Berlin 1879 (E. Martin). K. F. Söderwall, Studier öfver Konunga-Styrelsen. Lund 1880 (K. Maurer). O. Danker, Die Laut- und Flexionslehre der mittelkentischen Denkmäler. Strassburg 1879 (Th. Wissmann). S. J. Herrtage, Sir Firumbras. London 1879 (F. H. Stratmann). L. Eichelmann, Ueber Flexion und attributive Stellung des Adjectivs in den ältesten frz. Sprachdenkmälern. Marburg 1879 (A. Mussafia). F. Joüon des Longrais, Le roman d'Aquin. Nantes (G. Raynaud). G. Raynaud, Voyage de Charles-Quint par la France, poème hist. de René Macé. Paris 1879 (E. Picot). A. S. Vögelin, Herder's Cid. Heilbronn 1879 (G. Baist). Culegător tipograf, Snóve saŭ Povesti adunate din gura poporuluĭ de Un ... 1879; G. Ispirescu, Culegător tipograf. Bucuresci 1879 (M. Gaster). Programme: Al. Würzner, Ueber Chaucer's lyrische Gedichte. Steyr 1879 (J. Koch). Fr. Wentrup, Beiträge zur Kenntniss des sicilianischen Dialektes. Halle 1880 (A. Gaspary). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen.

Nr. 11. November 1880. 397—436: Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur. Halle 1879 (A. Mussafia). A. v. Keller, Das Nibelungenlied nach der Piaristenhandschrift hrsg. Stuttgart 1879 (K. Bartsch). Br. Philipp, Zum Rosengarten. Halle 1879 (A. Edzardi). Fr. Muncker, Lessings persönl. und lit. Verhältniss zu Klopstock. Frankf. a. M. 1880 (G. Wendt). G. v. Löper, Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Berlin 1879 (H. Düntzer). Meyer v. Waldeck, Goethe's Märchendichtungen. Heidelberg 1879 (J. Minor). J. Meyer, Die drei Zelgen. Frauenfeld 1880 (Ludw. Tobler). Ph. Wegener, Volksthüml. Lieder aus Norddeutschland. Leipzig 1879 (Th. Gelbe). K. Maurer, Zur polit. Geschichte Islands. Leipzig (F. Dahn). K. Warnke, On the Formation of English Words by Means of Ablaut. Halle 1878 (Th. Wissmann). P. R. Wülcker, Altengl. Lesebuch. Halle 1879 (Th. Wissmann). W. Kulpe, Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. Leipzig 1880 (A. Laun). Becq de Fouquières, Traité général de versification fr. Paris 1879 (Ad. Tobler). F. M. Luzel, Veillées bretonnes. Morlaix; Paris (Felix Liebrecht). O. Guerrini, La vita e le opere di Giulio Cesare Croce. Bologna 1879 (R. Köhler). Joh. Alton, Die ladinischen Idiome in Ladinien, Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo. Innsbruck 1879 (Th. Gartner). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen.

Nr. 12. Dezember 1880. 437—476: K. v. Bahder, Ueber ein vocalisches Problem des Mitteldeutschen. Leipzig (O. B.). E. Nader, Zur Syntax des Beówulf. Brünn 1879 (Bernhardt). H. Harkensee, Untersuchungen über das Spielmannsgedicht Orendel. Kiel (Fr. Vogt). M. Koch, H. Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigischen Literaturbriefe. München 1879 (H. Lambel). Fr. Meyer v. Waldeck: Goethe-Literatur. G. Vigfuson and F. York Powell, An Icelandic Prose Reader with Notes, Grammar and Glossary. Oxford 1879 (O. Brenner). Carl af Petersens, Jómsvíkinga saga samt Jómsvíkinga drápa. Lund 1879 (K. Maurer). W. Bischoff, Systemat. Grammatik der engl. Sprache. Berlin 1879. A. Hoppe, Lehrbuch der engl. Sprache für Schulen. Berlin 1879. F. B. Nor-

man, Theoret. und prakt. engl. Konversations-Grammatik. Wien 1878. Th. Weischer, Lehrbuch der engl. Sprache. Köln 1877 (W. Victor). C. Humbert, Die frz. Wortstellung auf eine Hauptregel zurückgeführt (K. Foth). Eiben, Brutus, Tragödie von Voltaire. Dortmund 1880 (G. Willenberg). C. v. Reinhardstöttner, Theoretisch-prakt. Grammatik der italienischen Sprache. II. Aufl. München 1880 (H. Vockeradt). G. Pitrè, Proverbi siciliani. Palermo 1880 (F. Liebrecht). K. A. M. Hartmann, Ueber das altspanische Dreikönigsspiel. Bautzen 1879 (E. Lidforss). W. Storck, Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte, zum ersten Male deutsch. Paderborn (Reinhardstöttner). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen.

Nr. 1. Januar 1881. p. 1—40: Al. Reifferscheid, Freundesbriefe von W. und J. Grimm. Heilbronn 1878. K. H. G. v. Meusebach, Fischartstudien ed. C. Wendeler. Halle 1879. Meusebach's Briefwechsel mit J. und W. Grimm, ed. C. Wendeler. Heilbronn 1880 (H. Fischer). W. Bangert, Der Einfluss latein. Quellen auf die got. Bibelübersetzung des Ulfila. Rudolstadt 1880 (C. Marold). Th. Möbius, Háttatal Snorra Sturlusonar. Halle 1879 (B. Symons). K. Stejskal, Hadamars von Laber Jagd. Wien 1880 (W. Wilmanns). Fr. Vogt, Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf. I. Bd. Halle 1880 (H. Paul). W. Fielitz, Jugendbriefe Goethe's. Berlin 1880 (Löwe). J. Schuldes, Nordböhmische Volkssagen. Tetschen 1879 (Fr. Branky). C. W. M. Grein, Kurzgefasste Angelsächs. Grammatik. Kassel 1880 (E. Kölbing). E. Dowden, Shakspere. Uebers. von W. Wagner. Heilbronn 1879 (L. Pröscholdt). E. Picot et Chr. Nyrop, Nouveau recueil de farces françaises. Paris 1880 (O. Ulbrich). Demattio, Grammatica della Lingua Provenzale. Innsbruck 1880 (J. Ulrich). G. Körting, Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance. II. Leipzig 1880 (A. Gaspary). R. Prölss, Geschichte des neuern Dramas. I. Bd. (L. Lemcke). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen. [Die vorliegende erste Nummer des neuen Jahrganges ist auf besseres Papier gedruckt und hat insofern eine Verbesserung erfahren, als den Beurtheilungen nach dem Vorbilde des Lit. Centralblattes eine übersichtliche Inhaltsangabe vorangeht.]

Nr. 2. Februar 1881. p. 41—80: A. Kock, Om några atona. Lund 1879. Kock, Bidrag til svensk etymologi. Lund 1880 (E. Sievers). W. Carpenter, Grundriss der neuisländischen Grammatik. Leipzig (F. Jónsson). L. Grundtvig, Lösningsstenen. Kjöbenhavn 1878 (F. Liebrecht). A. Kollewijn, Ueber den Einfluss des holländ. Dramas auf A. Gryphius. Heilbronn 1880 (E. Martin). K. Siegen, H. v. Kleist und der zerbrochene Krug. Sondershausen 1879 (Muncker). O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrh. Strassburg 1880 (M. Koch). H. Hessels, Lex Salica. London 1880 (A. Holder). E. Müller, Etymolog. Wörterbuch der engl. Sprache. II. Aufl. Köthen 1878/79 (Fr. Neumann). W. Hertzberg, The Libell of Englishe Policye. Leipzig 1878 (Böddeker). M. Wolff, John Ford, ein Nachahmer Shakespeare's. Heidelberg 1880 (L. Pröscholdt). A. Schaffner, Byron's Cain und seine Quellen. Strassburg 1880 (Pröscholdt). U. Jarník, Index zu Diez' etymol. Wörterbuch. Berlin 1878 (G. Baist). T. Merkel, Der französ. Wortton. Freiburg 1880 (Joh. Storm). K. Hofmann u. Fr. Muncker, Joufrois. Altfranz. Rittergedicht. Halle 1880 (A. Mussafia). W. Zingerle, Ueber Raoul de Houdenc und seine Werke. Erlangen 1880 (Suchier). Gautier, Les épopées françaises. II. éd. Paris 1878/80 (E. Stengel). S. Prato, Quattro Novelline popolari Livornesi. Spoleto 1880 (Liebrecht). G. Grassi, Saggio intorno ai sinonimi della lingua italiana. Paravia 1879 (H. Vockeradt). Bacchi Della Lega, Bibliografia dei Vocabolari ne' dialetti italiani. Bologna 1879 (Fr. Neumann). Th. Gartner, Die Gredner Mundart. Linz 1879 (J. Alton).

Nr. 3. März 1881. p. 81—120: G. Vigfusson, Sturlunga Saga. Ox-

ford 1878 (O. Brenner). K. Domanig, Parzivalstudien. Paderborn 1880 (H. Paul). Fr. Pfeiffer-Strobl, Berthold v. Regensburg. Wien 1880 (Joh. Schmidt). F. Bobertag, Geschichte des Romans. Breslau 1879 (E. Brenning). J. Ries, Die Stellung von Subject und Prädicatsverb im Hêliand. Strassburg 1880 (K. Tomanetz). K. G. Keller, Deutscher Antibarbarus. Stuttg. 1879. K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Heilbronn 1866 (O. Behaghel). H. Paul, Zur orthogr. Frage. Berlin 1880 (Kräuter). E. Haufe, Die Fragmente der Rede der Seele an den Leichnam in der Hs. der Cathedrale zu Worcester neu hrsg. Greifswald 1880 (Th. Wissmann). K. Elze, Notes on Elizabethan Dramatists. Halle 1880 (Pröscholdt). Fr. Kreyssig-Lamprecht, Geschichte der franz. Nationalliteratur. Berlin 1879 (K. Vollmöller). O. Faulde, Ueber Gemination im Altfranzösischen. Halle 1881 (Suchier). Perschmann, Die Stellung von O in der Ueberlieferung des altfranz. Rolandsliedes. Marburg 1881 (Scholle). E. Despois et P. Mesnard, Les grands écrivains de la France. Molière. T. V. Paris 1880 (Mahrenholtz). Vayssier, Dictionnaire patois-français. Carrère 1879 (J. Aymeric). A. Hortis, Studi sulle opere latine del Boccaccio. Trieste 1879 (G. Körting). [O. Vitali], Cantare di Madonna Elena Imperatrice. Livorno 1880 (F. Liebrecht).

Nr. 4. April 1881. p. 121—160: H. Paul, Principien der Sprachgeschichte. Halle 1880 (L. Tobler). F. Bechtel, Ueber die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen. Weimar 1879 (K. Brugman). Fr. Tamm, Tränne tyska ändelser i Svenskan. Göteborg 1878. Om tyska ändelser i Svenskan. Upsala 1880. Om främmande ord förmedlade genom Tyskan. Upsala 1880 (E. Sievers). R. B. Anderson, The Younger Edda. Chicago, London 1880 (B. Symons). R. Medem, Ueber das Abhängigkeitsverhältniss Wirnt's von Gravenberg von Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach. Danzig 1880 (R. Sprenger). K. J. Schröer, Faust von Goethe. Th. 1. Heilbronn 1881 (G. v. Löper). [G. Wendt], Götz von Berlichingen, erste vollst. Bühnenbearbeitung, nach der Goethe-Hs. der Universitätsbibl. in Heidelberg. Bielefeld, Karlsruhe 1878 (O. Behaghel). O. Zielcke, Sir Orfeo, ein englisches Feenmärchen aus dem Mittelalter. Breslau 1880 (Th. Wissmann). J. Riese, Recherches sur l'usage syntaxique de Froissart. Halle 1880 (A. Stimming). Hormel, Untersuchung über die Chronique ascendante und ihren Verfasser. Marburg 1880 (G. Körting). Wilke, Ce que Molière doit aux anciens poètes français. Progr. Lauban 1880 (K. Foth). Willenberg, Analyse et examen critique de l'École des Femmes. Ohrdruf 1880 (K. Foth). A. d'Ancona, Studj di Critica e Storia Letteraria. Bologna 1880 (A. Gaspary). G. J. Ferrazzi, Torquato Tasso. Studj biografici-critici-bibliografici. Bassano 1880. P. L. Cecchi, Torquato Tasso und Italienisches Leben im 16. Jahrh., übersetzt von Frh. v. Lebzeltrn. Leipzig 1880 (Scartazzini). P. J. Andeer, RhätoromanischeElementargrammatik. Zürich 1880 (J. Ulrich).

Revue des langues romanes. III. série. Tome IV. Montpellier. Paris 1880.

5—11: V. Smith, Chansons populaires. Femmes-soldats. 12—17: Poésies. William C. Bonaparte-Wyse, La deïficacioun dou vent-terreau; Cansoun. Chassary, A la poulida que sauprés pas soun noum. 18—19: Variétés. C. C., A(n)fara = flamme; Un planh catalan. 20—26: Bibliographie. J. H. Albanés, La vie de sainte Douceline. Marseille 1879 (C. C.). Société des anciens textes: Chronique du Mont-Saint-Michel publ. p. Siméon Luce, tome I. Le livre des métiers d'Étienne Boileau. Glossaire-Index par Fr. Bonnardot. Paris 1879 (A. B.). Ramellets de Proverbis, maximas, refrans y adagis catalans, escullits y posats en quartetas, per Justin Pepratx. Perpinyá 1880. Malemort du Comtat, Curiosités de ses anciens livres de

paroisse. Avignon 1879. La transitivité du verbe français, Esquisse hist. p. Axel Klint. Stockholm 1879. 27—46: Périodiques. Romania. Nr. 31 (L. Constans). Zeitschrift für roman. Philologie. III. Band. 4. Heft. (L. Constans). Romanische Studien. Heft XV (A. B.). Literaturblatt für roman. und germ. Philologie. 1—6 (C. C.). Il Propugnatore. Anno XIII, Parte 1 (C. C.). Bulletin de la Société des anciens textes fr. 1879, Nr. 3 (A. B.). Lo Gay Saber, Nr. XIV (A. Balaguer y Merino). Bulletin de la Société des études du Lot, t. V (C. C.). Bulletin historique et archéologique de Vaucluse, I année (J. Bauquier). Les lettres chrétiennes. Revue d'enseignement, de philologie et de critique 1880. Nr. 1 (J. Bauquier). A. Roque-Ferrier, Les pluriels de l'article archaïque à Lansargues, à Nîmes et dans les Alpes; Le pater noster montpelliérain du poète Gervais. J. Aymeric, Le dialecte roueragat (L. Constans). 47—52: Chronique. Errata. — Revue des langues romanes. III. série, t. IV. 105-146: C. C., Sermons et préceptes religieux en langue d'oc du XIIe siècle. 147—150: Poésies. Abat Rieux, Tout en Dieu. L. de Berluc-Perussis, A Frederi Mistral. 151—155: Bibliographie. Le romant de la vie des Peres hermites p. F. Castets (A. Boucherie). Le juif errant, par G. Paris. Paris 1880 (A. Roque-Ferrier). 156: Chronique.

Revue des langues romanes. III. série. t. IV (fasc. 4). 157—178: C. C., Les sorts des apôtres. Texte provençal du XIIIe siècle. 179—182: Les provençalistes du XVIIIe siècle (Suite). 183—192: Poésies: A. Langlade, Malhan e Daudet; P. Fesquet, Redoundel; G. Azais, Lous dous loups; F. Delille, Perqué? 193—194: Variétés. 195—198: Bibliographie. G. Raynaud, Les chansons de Jean Bretel. Paris (A. B.). E. Ritter, Poésies des XIVe et XVe siècles. Genève 1880 (A. B.). E. Koschwitz, Karls des Grossen Reise nach Jerusalem. Heilbronn 1880 (A. B.). Ph. Tamizey de Larroque, Sonnets inédits d'Olivier de Magny. Paris 1880 (C. C.). 199—206: Périodiques. Archives des Missions scientifiques et littéraires. 3. série. t. VI. 3. livr.: Fr. Michel, Rapport sur une mission en Espagne (C. C.). Archivio glottologico italiano (A. B.). Le Courrier littéraire de l'Ouest (A. B.). 207—208: Chronique.

Romania. Nr. 36. Octobre 1880.

497—514: Wilhelmo Braghirolli, P. Meyer & G. Paris, Inventaire des mss. en langue française possédés par Francesco Gonzaga I, capitaine de Mantoue, mort en 1407. 515—546: G. Paris, Sur un épisode d'Aimeri de Narbonne. 547—570: V. Smith, Un mariage dans le Haut-Forez. Usages et chants. 571—578: A. Bos, Note sur le créole que l'on parle à l'île Maurice ancienne île de France. 579-591: Mélanges (J. Ulrich; Ch. Joret; J. Cornu; G. Paris; J. Havet). 592-614: H. Andresen, Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie. Heilbronn 1877/79 (G. P.). 614-617: A. Mercier, Histoire des participes fr. Paris 1879; J. Bastin, Le participe passé dans la langue fr. et son histoire. St. Petersbourg 1880 (Kr. Nyrop). 617-618: Fr. Sabatini, Abelardo ed Eloisa secondo la tradizione popolare. Roma 1880 (G. P.). 619—628: Périodiques. 1) Revue des langues romanes III, 4—6 (P. M.). 2) Giornale di filologia romanza (G. P.). 3) Archivio glottologico italiano, Nr. 5 (G. P.). 4) Roman. Studien IV, 2 (G. P.). 5) Literaturblatt für germ. und rom. Philologie. 6) Revue celtique. 7) Revue critique. 8) Literarisches Centralblatt. 629 bis 635: Chronique.

Miscellen.

Agilo, Aliruna und Aruwentil,
Gottheiten und Heilige im Rhein-Mosel-Gaue.

Ausser den der altgermanischen Götterwelt feindseligen Natur-Riesen (Verleiblichungen schädlicher Natur-Einflüsse) gab es auch denselben befreundete riesische Sippen, welche als Riesengötter bezeichnet werden können. Letztere entstanden bei Vermischung der germanischen Einwanderer mit der unterjochten Urbevölkerung: sie sind die germanisirten Götter dieser. Zu den Riesengöttern gehörte das bedeutende Geschlecht des Wilkin (lat. Vilkinus), höchst wahrscheinlich keltisch-gallischen Ursprunges. Dieses Urgottes Sohn Wato (Wate), mit einem Seeweibe Wakhilt (Waghilde, Wachilt) gezeugt, ist ursprünglich als ein riesiger, alle Elemente in sich fassender Allgott zu denken; er wird in der späteren (nordischen) Sage zum finnischen König gemacht, was wol nur allgemein den fremden Ursprung andeuten soll. Dessen Söhne waren Wiolant (Wieland), Agilo und Slagifedara, in ihrer Urbedeutung den Elementen Feuer, Wasser, Luft entsprechend. Die wilkinische Sippe ward von dem einwandernden Göttergeschlechte zurückgedrängt, versöhnte sich aber später mit den mächtigen Germanengöttern und behielt bescheidene Plätze neben ihnen; das heisst: einige germanische und keltische Stämme schlossen Frieden und Freundschaft, vermischten das Blut, das Volksthum und den Götterglauben. Dies geschah am wahrscheinlichsten beim Vorrücken der Germanen (vor Allem der Trevirer) über den Rhein auf gallisches Gebiet; dabei überwog aber das Germanenthum, und die neuen Gottheiten tragen durchaus germanische Namen. Die Götter der beiden indogermanischen, aber sich fremd gewordenen Völker lassen sich, soweit es auf die wilkinische Gruppe Bezug hat, folgenderweise neben einander stellen: Wilkin, der Ahnherr, vergleicht sich dem Poro (nord. Buri), Wato (nord. Vadi)* dem Paru (nord. Börr) der Germanen; die drei Brüder entsprechen sich also: Wiolant (Völundr)** = Locho (Loki),*** Agilo (Egill = Hanu (Hoenir),

---

* Hieher wird wol etymologisch der keltisch-britische Gwydion, Sohn des Don, gehören.

** Der Name würde altfranz. Guilans lauten müssen; er lautet aber Galans, Galland, was vielleicht den Gallischen, Welschen bedeutet. Es ist dies ein Beispiel, in welcher Weise die Germanen mit den Namenumwandlungen vorgingen: sie ersetzten den alten Namen durch einen ähnlichklingenden, wobei zugleich dem Wesen des Riesengottes Rechnung getragen ward — Wiolant bedeutet der „Kunstreiche", ebenso wie der griechische Vetter Daidalos (Dädalus).

*** Wie Locho seine Geschöpfe, die Zwerge, für sich arbeiten lässt, heisst Wiolant (Völundr) Führer (Fürst) der Alfen (Elben, Zwerge).

Slagifedara (Slagfidhr) = Wuotan (Odhinn).* Die Vermengung der beiderseitigen Glaubensansichten brachte den Nachtheil, da dieselben trotz der indogermanischen Verwandtschaft sich sehr verschiedenartig ausgebildet hatten, dass vielfach Verwirrung in die früher einfache germanische Mythologie kam. Die im Rhein-Mosel-Gau entstandenen, beziehentlich umgebildeten Sagen wurden alsdann bei der lebhaften Wechselwirkung der germanischen Stämme auch in andere, rein germanische Gegenden, später sogar nach Skandinavien übergeführt.

Wir wollen uns zunächst mit Agilo beschäftigen: Agilo (Aigilo, Eigil, Egilo, Egil — mhd. Eigel, Eugel, Eugelin, Euglein, Oegel — nord. Egill, Egil — ags. Aegle u. s. w.) berührt sich schon dem Namen nach so eng mit dem riesigen Seegotte Aki (Uoki — Ecke, Ueke — Aegir, Oegir u. s. w.), dass auch er als Wasserwesen deutlich zu erkennen ist. Man wird Aki und Agilo als Salz- und Süss-Wasserherrscher auseinander halten können. Die Namenform Agilo begegnet, mehr oder weniger rein, vielfach, auch in Zusammensetzungen. Von Agilolf, Agilulf leitete sich ein berühmtes Fürstengeschlecht her. Eine Mainzer Familie hiess „zum Eigel, Aigel oder Auglein", eine Züricher Familie „Oeüglin, Oiglin, Oeglin". — Agilo muss eine grosse Verehrung genossen haben; denn in der Rhein-Mosel-Gegend nennt man bis heutigen Tages Felsberge und thurmähnliche Gemäuer häufig Eigelsteine, mehrfach allerdings in verstümmelter Sprachform: Hinter der Citadelle der Festung Mainz liegt der berühmteste der Eigelsteine, ein Thurmbau, auch Dursen- oder Drusenthurm (d. i. Riesenthurm, fälschlich: Drusus-thurm) genannt. Ein solcher Eigelstein befindet sich ferner in Köln, wo ein Gericht (Mal, Ding) auf dem Bühel (Büchel, d. i. Hügel) am Eigelsteine (Malbüchel) bestand. Zwischen Trier und Lützenburg (frz. Luxembourg) liegt das Dorf Igel (früher: Agullia, Egla), welches gleichfalls als Dingstätte nachgewiesen ist und einen Eigelstein gehabt haben wird (nicht zu verwechseln mit der Igeler Säule römischen Ursprunges). Die höchste Spitze des Siebengebirges, der Oelberg, Malstätte des Auelgaues, könnte ursprünglich Auel- oder Aeulberg für Aeugelberg geheissen haben. Auch der Name des Dorfes Ayl bei preussisch Saarburg wäre zu beachten. Ausserdem gibt es viele örtliche Namenanklänge über den Rhein-Mosel-Gau hinaus in der Maingegend, im Elsass, in der Schweiz, in Baiern u. s. w., sogar in England.** Aber unstreitig war die Gegend zwischen Mosel und Rhein die Haupt-Verehrungsstätte Agilo's, und in der Heldensage ist Eigel König von Trier.

Agilo galt für einen sehr berühmten Bogenschützen; davon zeugt noch der rheinische Familienname Schützeichel. Er wird der Pfeilkundige und der Treffende zubenannt. Die Vorstellung des Schiessens für das Hereinbrechen der Flut ist eigenthümlich; der Ausdruck „die Wellen schiessen" ist bestehen geblieben, und dem entsprechend wird die Stromrichtung durch einen Pfeil angedeutet. Dazu beachte man, dass ein urweltlicher Strom Geirwimul (Geerwimmler) hiess, was mit einer Höllenstrafe in Verbindung gebracht zu sein scheint; ebenso heisst es vom Flusse Slidhr:

Ein Strom wälzt östlich durch giftige Ufer
Schwerte und schneidige Messer, der Slidhr.

---

* Auffallend ist, dass Slagifedara keinen Sagenkreis hat, während Wuotan der Hauptgott der Germanen war. — Vielleicht eben deshalb! Es muss der Forschung anheim gestellt werden, die Bezüge noch näher aufzuhellen.

** Alle diese Gegenden, wie überhaupt der grösste Theil Deutschlands, haben früher keltischen Einfluss erfahren; denn die Kelten waren vor der germanischen Einwanderung die Bewohner Deutschlands. Aber ich glaube, dass diese älteren Spuren unterdessen verwischt waren. Nachhaltiger gestaltete sich das Verhältniss am linken Rheinufer, wo die Urbewohner den Zusammenhang mit den verwandten Nachbarstaaten nicht ganz verloren. Auch die alten Briten sind keltisch.

Auch in der Hadding-(Hartung-)Sage von Saxo (Grammaticus) begegnet ein Fluss, in welchem Pfeile schwammen. Agilo's germanisch-ansisches Ebenbild Hanu (Hoenir) wird Pfeilkönig genannt. Eins mit Agilo scheint der Schütze An (zusammengezogen aus der Namenform Agino anstatt Agilo); von ihm erzählt Saxo, dass er mit dem ersten Pfeile des Gegners Sehne entzwei geschnitten, den zweiten Pfeil ihm zwischen den Finger durchgejagt und mit dem dritten ihm den Pfeil aus der Hand geschossen habe. Der rheinische Familienname Anschütz gemahnt an Schützeichel. Die nordische Wilkinasage überträgt auf Agilo (Egil) die Sage, welche sonst von dem germanischen Morgengotte Tellingar (nord. Dellingr, Dallr, md. Döllinger, schweiz. Tell) geht.* Agilo führte auch den Beinamen Gerwentil (Kerwentil, md. Karwendel), d. i. der Geergewandte.

Gleich seinen zwei Brüdern hatte Agilo ein halbgöttliches Weib, eine Walachura (Walkure, Todtenwählerin, Schlachtenmädchen) zur Gattin: Aliruna (Alioruna, Alaruna, Alirun, Elirun, Elrun; später: Alerun, Alraun; nord. Aelrun, Oelrun — d. i. wahrscheinlich: „Fremdkundig"), die Tochter des sagenhaften Königs Kiar von Walland (Welschland, Gallien?), welche den Beinamen Alwit (alvitr, allweise) führte. Der Name Aliruna ward latinisirt in Auruna (verschrieben: Aurinia). Tacitus sagt: „Der Germane spricht dem Weibe eine gewisse Heiligkeit und Sehergabe zu; man beachtet ihren Rath und lauscht ihrem Ausspruche. Wir selber haben unter dem verewigten Vespasian jene Veleda gesehen, welche weit und breit für ein göttliches Wesen galt. So haben sie auch vor Zeiten Auruna und andere Frauen verehrt." In einem mittelalterlichen Gedichte heisst es: „Alraun, du viel gute," und noch Hans Sachs schildert sie als eine am Scheidewege begegnende Göttin. — Nach dieser allweisen Walkure nannten zauberkundige Weiber sich Aliorunen, Alirunen, Alraunen. Sie muss auch der Heilkunde mächtig gewesen sein, wie man solche vorzugweise den Frauen zuertheilte. Das breitblätterige, gelbblumige Kraut Alraun wird Agilo's Gattin heilig gewesen sein. Die Alraunwurzeln sind seltsam behandelte Wurzeln zauberhafter Wirkung. — Aliruna blieb sieben Winter (Jahre) lang bei Agilo. Da hielt die Sehnsucht nach dem kriegerischen Gewerbe sie nicht länger; sie entflog mit ihren Schwägerinnen mittels der Schwanengewande auf Nimmerwiedersehen — eine herrliche Sage, welche noch von dem Märchensammler Musäus aus Volksmunde vernommen ward, und welche merkwürdig übereinstimmend uns auch in indischem Gewande begegnet.

Der latinisirte Name Aurûna ward verschrieben in Aurâna und also französirt in Auranna, wo die Verdoppelung des n die Dehnung des vorhergehenden a bezeichnet. Die so verstümmelte Namenform ward endlich im Grenzverkehre nach Deutschland zurückversetzt als Oranna — dieselbe Umwandlung, welche z. B. von Alberich, Alberon auf Aubéron, Oberon führte. Aliruna-Oranna ist bei Einführung des Christenthums zur Heiligen geworden und wird als Patronin von Deutsch-Lothringen gefeiert. Die ältesten Verehrungsstätten der St. Oranna sind Eschweiler oder Esch und Berus (bei Saarlouis); der erstere Ortsname weist vielleicht auf einen heiligen Baum der Halbgöttin. Gebete zur St. Oranna haben heilende Wirkung (Laiendeutung bringt den Namen mit Ohrleiden zusammen).

Aruwentil war der Sohn Agilo's und der Aliruna. Der Name (Aruwéntil, Orwéntil, Oréntil, Eréntil; md. Oréndel, Eréndel; nord. Oerwándil, Horwándil, Horwéndil; ags. Earéndel) bedeutet „Pfeilgewandt"; und in der That erscheint Aruwentil, der „Kecke" zubenannt, als Bogenschütz gleich seinem Vater dem Schützen-Eigel, Gerwentil. Ein Dorf Orendelsal (Orendensall) liegt im Hohenlohischen. Im Kräuter-Aberglauben stehen die zwei Pflanzen „Doste und Dorant (Durant)" stabreimend neben einander; vor

---

* Vergl. Archiv LXIII „Neues zur Tell-Sage" Seite 14, 15.

ihnen fliehen Zwerge und Nixen. Für Dorant (lat. antirrhinum oder marrubium?) kommt auch die Form Orant vor; es scheint, dass das D in Dorant nur in der Aussprache aus „und" hinüber gezogen, vielleicht auch zur Herbeiführung des Stabreimes mit Doste vorgesetzt ist. Wahrscheinlich ist das Kraut Orant dem Aruwentil-Orentil geweiht gewesen.

Die Bedeutung Aruwentil's lässt sich sehr schwierig fassen: Es scheint, dass durch die Verbindung des an die Erde gebundenen Elementar-Riesen mit der luftigen Walachure der Sprössling zum riesigen Sonnengotte erhoben ward. Ein Uebergang lässt sich vielleicht in dem Gedanken finden, dass das Wasserreich nicht als ein dunkler, sondern als ein durch leuchtendes Gold (Hort) erhellter Raum angenommen ward. Man kann wol auch an die Vorstellung denken, dass den Seevölkern die Sonne aus dem Wasser emporzusteigen scheint. So entspricht Aruwentil den germanischen Göttern Paltar (Balder) und Frouwo (Fro, Freyr). Wie schon im Angelsächsischen Earendel als Strahl gedeutet ward, so bezeichnen die Pfeile (Sträle) des pfeilgewandten Gottes, entgegen seinem Vater, die Lichtstrahlen, wie auch bei Tellingar. Diese wecken in dem Erdboden die schlummernden Keime, und so verdankte man Aruwentil das Gedeihen des Pflanzenlebens, der Fruchtbarkeit; ja, er selber erscheint als die Verleiblichung des Keimes, welcher nicht umsonst männlich genannt ist. Seltsam entwickelte sich aus Aruwentil's Schützenkunst hinwiederum die Vorstellung vom „Schiessen" der Pflanzen und Fruchtkeime, welche wie Pfeilspitzen keck aus dem Boden hervorbrechen.

Neben der Form Aruwentil besteht die Namenkürzung Wentil (md. Wendel, Wendelin; nord. Vandil), d. i. der „Geschäftige, Thätige, Rastlose"; noch bezeichnet „wandeln" die Fussrüstigkeit. Aruwentil erscheint als rüstiger Wanderer, was den scheinbaren Gang der Sonne um die Erde bedeutet. Der nordische Ortsname „Vandils ve" besagt „(Aru-)Wentil's Weihthum". Die Stammnamen Wandiler, Wandaler, Windiler gehören nach der Wurzel des Wortes hieher; vielleicht leiteten diese Stämme ihre Abkunft von Aruwentil her.

Es ist nicht bekannt, dass der lichte Riesengott Aruwentil einen Wagen gehabt habe, während anderwärts häufig ein Sonnenwagen vorkömmt. Aber eine andere schöne Vorstellung begegnet: Die Seeanwohner dachten sich, dass der Sonnengott nach Zurücklegung der Erdwanderung allabendlich am westlichen Seestrande ein Schiff besteige, um auf unbekannten Seewegen nach dem Osten zurückzufahren. So tritt denn Aruwentil als kühner Fährmann auf; das Mittelmeer hiess nach ihm Wendelsee. — Eigenthümlich ist, dass Aruwentil auch als Hirte aufzutreten scheint; man dachte sich wol die Wolken als Heerde.

Von Aruwentil besteht ein reiches Sagenfeld. Ich berühre nur einen Theil desselben: Als Knabe scheint er nicht den Erwartungen, welche Agilo von ihm gehegt hatte, entsprochen zu haben, und ihm daher das Hüten des Viehes übertragen worden zu sein. Aber plötzlich brach sein kühner Geist durch. Er liess sich von dem Vater eine Flotte bauen und fuhr mit zahlreichem Gefolge Mosel und Rhein hinab auf die grosse See, um die fern wohnende schöne Jungfrau G r o a (d. i. die „Grünende", die sommerliche Erde; bei Saxo: Geruta — Hruoda?), welche zauberkundig war, zu gewinnen. Aber die ganze Flotte ging unterwegs zu Grunde, und nur der Jüngling Aruwentil entrann dem Tode und ward an Land geworfen. Von dem mächtigen Seeriesen Aki, welcher ihm als schlichter Fischer Iso (Ise) erschien, erhielt er als Lohn für geleistete Dienste einen unscheinbaren grauen Rock, welchem geheime Wunderkraft innewohnte. Der kühne Jüngling erkämpfte nun das schöne Weib und kam nach langen Fahrten und vielen Erlebnissen und Fährnissen in das väterliche Land zurück, wo ihm die Gattin einen Sohn Amleth (Shakespeare's: Hamlet) gebar. Die Schönheit der Groa erregte in Aruwentils missgünstigem jün-

geren Bruder Fengo Begierden, und diesem wuchs der Neid derart, dass er den Bruder heimlich vergiftete. Mit heuchlerischen Worten gewann er nun die schönste der Frauen zu seinem Weibe. Aber als Amlet erwachsen war, rächte er den Vater. Fengo scheint ein winterlicher, düsterer Riese zu sein, welcher die Erde nach des lichten Riesen Tode in Besitz nahm, bis Amlet, der junge Lichtgott, seiner Macht entgegentrat. Die wahrscheinlich keltische Sage berührt sich auffallend mit der germanischen Sage von Paltar und Hadu (Baldr und Hödhr). — Nur dass Nanda (Nanna), Paltar's Gattin, in die Unterwelt folgt, was spätere Sagenbildung zu sein scheint. In der verwandten Sage der Frouwa (Freyia) sucht diese ihren verlorenen Gemahl weinend in allen Ländern. In der jungmythischen Erzählung von Balder und Hother bei Saxo kämpfen diese, von Göttern zu Helden herabgesunken, um den Besitz der schönen Nanna; Hother vermählt sich nach einer siegreichen Schlacht dem Gegenstande des Ringens.

Die Irrfahrten Aruwentil's legten den Römern den Gedanken nahe, jenen mit Ulixes-Odysseus zu vergleichen. Dass dieser germanische Ulixes als Stifter von Asciburg (Askiburg = Eschburg — — Asburg bei Meurs am Niederrhein?) angeführt wird, erinnert an Eschweiler, das Heiligthum der Mutter Oranna. — Ueber das erwähnte zauberkräftige Kraut Orant, welches als Amulet getragen worden zu sein scheint, besteht der Reim:

„Stoss mir nicht an den Durant,
Sonst kommen wir nimmer in unser Vaterland!"

Die Oriande, welche (nach dem Volksbuche von Malegis) am Grabe des heiligen Patricius Auskunft sucht, ob ihr Geliebter todt oder am Leben sei, und wo er sich aufhalte, erinnert schon dem Namen nach lebhaft an Orendel's Gattin.

Der graue Rock, welchen Aruwentil von Ise erhielt, ward später für den heiligen Rock Christi in Trier genommen, und die Heimbringung desselben in einem längeren Gedichte des 12. Jahrhunderts „Der ungenähte Rock" oder „König Orendel, wie er den grauen Rock gen Trier brachte" geschildert. Wenngleich diese Sage einen gewissen Heiligenschein trägt, so hat sie doch nicht das officielle Legendenrecht erworben. Aber Orendel ward zum heiligen Wendel oder Wendelin umgebildet. Nach der Kirchensage soll er ein schottischer Königssohn gewesen sein, welcher, um demüthigen Sinn zu bewähren, sich zum Hirten erniedrigte. Er hütete die Heerden eines trierer Edelmannes und führte sie zur Weide durch die Lüfte nach dem Landstrich, welcher Westrich heisst, und wo ihm zu Ehren später die Stadt St. Wendel erstand. Als er einst den Hirtenstab in die Erde stiess, sprang ein Quell hervor, der Wendelsbrunn bei St. Wendel. Wendel ist Schutzherr der Hirten; er schützt das Vieh vor Seuchen und befördert seine Vermehrung. Sein Hauptfest ist zu Pfingsten, besser wol Johannis, Sommersonnenwende, wo die Sonne den höchsten Stand hat. Wendel's Tod wird in den October gesetzt, also in den Herbst, wo die Sonne ihre Kraft verloren hat und die Natur abzusterben beginnt. St. Wendelin wird irrthümlich als Bruder der St. Oranna angegeben; er ist ihr Sohn, wie wir gesehen haben. Auf dem Altar der Capelle zu St. Oranna bei Berus befindet sich sein Bild neben dem der Mutter.

Die schöne Groa wird auch mit dem allgemein-göttlichen Beinamen Perahta (Perchta, Berta; in dem Gedichte des 12. Jahrhunderts verstümmelt in Breide), d i. die „Prächtige" benannt. Ein Vorort der Stadt St. Wendel heisst merkwürdiger Weise Breiten, was — wenn keine andere Deutung dafür gefunden wird — füglich auf Wendel's Gattin bezogen werden dürfte.

Adalbert Rudolf.

Orthographisches aus Frankreich.

Band 65, Heft 1 des „Archivs“ brachte eine Miscelle von A. W. aus Landsberg a. d. W., unter dem Titel „Orthographisches aus Frankreich“, deren Lectüre mich in nicht geringes Staunen versetzt hat. Wenn ich zunächst die Angabe, dass „selbst gebildetere Franzosen“ mit der Orthographie auf dem Kriegsfusse zu stehen pflegen, dahin berichtigen muss, dass höchstens bei der Anwendung des Participe passé ab und zu gesündigt wird (und wem könnte dies bei der Willkür der Regeln und bei der Schwierigkeit der einzelnen Fälle besonders auffallen?), so trete ich den geradezu auf falscher Auffassung beruhenden Ausführungen des Verfassers entschieden entgegen. Hat Herr A. W. wirklich auch gewusst, was die „Lanterne de Boquillon“ ist? Vor allen Dingen kein „Provinzialblatt“, denn in Paris wird sie herausgegeben, und zwar nicht einmal im Zeitungs-, sondern im schlichten Duodezformat. Das betreffende Blättchen verfolgt hauptsächlich den Zweck, den Klerikalismus und den Legitimismus zu bekämpfen. Der Redacteur ahmt absichtlich nicht bloss die Bauernsprache nach, sondern er versetzt sich auch in die Gedanken, wie der spiessbürgerlichste Bourgeois, der mit seinem gesunden Menschenverstand in der innern Politik seines Landes etwas heller sieht, als gerade die unterste Volksschicht, dieselben ausdrücken würde. Und dem entspricht durchweg die phantastisch gekünstelte Orthographie. Daher ist diese, übrigens nicht gedruckte, sondern autographirte Publication auch mit möglichst plumpen, unbeholfenen Schriftzügen geschrieben, die mit den groteskesten Bildchen abwechseln (in denen besonders die Geistlichkeit und die Magistratur stark karrikirt werden), als rührte die ganze Geschichte wirklich von einem in der Zeichen- und Kalligraphirkunst recht ungeübten Verfasser her. Von „grammatischen Eigenthümlichkeiten“ kann also ebenso wenig die Rede sein, als wenn etwa die bekannte „Revue critique d'histoire et de littérature“ behaupten wollte, in Deutschland verstehe man seine eigene Sprache so schlecht, dass „selbst Gebildetere“ z. B. „mir“ statt „mich“, „jut“ statt „gut“ (Kladderadatsch), „koa“ statt „kein“, „Bua“ statt „Bube“ (Fliegende Blätter) u. s. w. anwenden! Herr A. W. hätte demnach die Sache nur als Witz auffassen sollen; denn Onésime Boquillon übertrifft mit seinen, allerdings nicht sehr gewählten Redensarten Politiker, wie Müller und Schulze oder wie Nunne, bei weitem, was durch Ausdrücke wie quéque chôse, badingouinard, quéée farce, épastrouillant, oder wie (an anderen Stellen) cléricochons (= cléricaux), les vobiscôme (= les prêtres) u. s. w. „deutlich genug dokumentirt wird“.

Ich habe die betreffende Notiz einigen gebildeten Elsässern mitgetheilt, und kann Herrn A. W. versichern, dass die Bezeichnung „homerisches Gelächter“ wohl nur einen schwachen Begriff von der Heiterkeit geben würde, die seine jedenfalls allen Ernstes entworfenen Zeilen hervorgebracht haben.

Wenn Herr A. W. zu behaupten sucht, „die für die unteren Schichten des Volkes arbeitende Presse“ leiste auf orthographischem Gebiete „wahrhaft Unglaubliches“, und wenn er als Beweis hiefür die humoristisch-sarkastische „Lanterne de Boquillon“ anführt, so behaupte ich meinerseits, dass es mir noch viel unglaublicher vorkommt, dass er ein so leicht hingeworfenes und auf so schwachen Füssen stehendes Urtheil gewagt hat.

Zum Beleg meiner Angaben füge ich diesen Bemerkungen nicht bloss eine Nummer der hierzuland recht wohl bekannten „Lanterne de Boquillon“, sondern auch den „Double Almanach de Boquillon pour 1881“ bei, aus welch Letzterem man ersehen kann, dass der Verfasser beider Werkchen, der pariser Pamphletist A. Humbert, sowohl in seiner Art geistreich zu schreiben, als auch überhaupt richtig zu orthographiren versteht.

Altkirch i. Els. Th. Kr . . . t.

Sir Oluf and the elf-king's daughter.

Schottische Uebersetzung nach dänischem Original.

Ein Beitrag zur „Erlkönig"-Literatur.

Mitgeteilt
von
Dr. Otto Weddigen.

Sir Oluf the hend has ridden sae wide,
All unto his bridal feast to bid.

And lightly the elves, sae feat and free,
They dance all under the greenwood tree.

And there danced four, and there danced five;
The elf-king's daughter she reekit bilive.

Her hand to Sir Oluf, sae fair and free;
„O welcome, Sir Oluf, come dance wi' me!

O welcome, Sir Oluf! now lat thy love gae,
And tread wi' me in the dance sae gay."

„To dance wi' thee ne dare I, ne may;
The morn it is my bridal day."

„O come, Sir Oluf, and dance wi' me;
Twa buckskin boots I'll give to thee;

A silken sark, sae white and fine,
That my mother bleached in the moonshine."

„I darenna, I maunna come dance wi' thee;
For the morn my bridal day maun be."

„O hear ye, Sir Oluf! come dance wi' me,
And a helmet o' gowd I'll give to thee."

„A helmet o' gowd I well may hae;
But dance wi' thee, ne dare I, ne may."

„And winna thou dance, Sir Oluf, wi' me?
Then sickness and pain shall follow thee!"

She's smitten Sir Oluf — it strak to my heart;
He never before had kent sic a smart;

Then lifted him up on his ambler red;
„And now, Sir Oluf, ride hame to thy bride."

And whan he came till the castell yett,
His mither she stood and leant thereat.

„O hear ye, Sir Oluf, my ain dear son,
Whareto is your live sae blae and wan?"

„O well may my live be wan and blae,
For I hae been in the elf-woman's play."

„O hear ye, Sir Oluf, my son, my pride,
And what shall I say to thy young bride?"

„Ye'll say that I've ridden but into the wood,
To prieve gin my horse and hounds are good."

Ear on the morn, when night was gone,
The bride she cam' wi' the bridal train.

They shinked the mead, and they shinked the wine:
„O whare is Sir Oluf, bridegroom mine?“

Sir Oluf has ridden but into the wood,
To prieve gin his horse and hounds are good.“

And she took up the scarlet ved,
And there lay Sir Oluf, and he was dead!

Ear on the morn, whan it was day,
Three likes were ta'en frae the castle away;

Sir Oluf the leal, and his bride sae fair,
And his mither, that died wi' sorrow and care.

And lightly the elves sae feat and free,
They dance all under the greenwood tree!

Robert Jamieson.*

Anakoluthien.

Anakoluthien finden sich im Deutschen wol kaum irgendwo so häufig wie bei Göthe, der sie mit besonderer Vorliebe gebraucht — zum Theil vielleicht absichtlich, um der Darstellung dadurch den Charakter einer gewissen Ungezwungenheit und Natürlichkeit zu geben: vgl. Ges. W. XVIII, 80 (— das sich der alte Herr gefallen liess, zuletzt aber aufstand); ibid. 242 (— die er für Uebel nahm und sich geduldiger dabei bewies etc.); XIX, 75 (mit denen wir nicht immer in gutem Verhältniss stehen und deswegen oft von ihnen geplagt werden = und von denen wir deshalb oft geplagt werden); XX, 128 (Eine Abschrift, die ich meinem Vater überreichte und dadurch so viel erlangte, dass etc.); ibid. 184 (— welche er denn auch einschaltete und das Ganze zusammenbildete); ibid. 193 (ein Buch, das er mir besonders empfahl und mein junges Gehirn dadurch in Verwirrung setzte); XXI, 278 (Kleider, die ich ablehnte und mir vorbehielt, ihm die seinigen wieder zuzustellen). — Ob solche und ähnliche Anakoluthien wirklich zu den Zierden der Darstellung gehören, darüber lässt sich streiten. Denn nicht alle Leute sind unbedingte Götheanbeter. Eins aber kann man wol unbedenklich behaupten, dass nämlich Anakoluthien der angegebenen Art in unsern Tagen bei einem Schriftsteller schwerlich unangefochten durchgehen würden. — Ausser bei Göthe sind denn auch Beispiele solcher Anakoluthien sehr selten. Aus Schiller ist zu erwähnen eine bekannte Stelle aus dem „Gang nach dem Eisenhammer“ (Seht da die Verse, die er schrieb und seine Glut gesteht = und in denen er seine Glut gesteht). Unter den Neueren zeigt Holtei (der ja in seiner

---

* Jamieson, ein ausgezeichneter Gelehrter und Altertumsforscher, wurde geboren im Jahre 1780 in Morayshire. Im Jahre 1806 veröffentlichte er zu Edinburgh das bedeutende Werk: Popular ballads and songs, from tradition, manuscripts, and scarce editions; with translations of similar pieces from the ancient Danish language, and a few originals by the editor. Seine Vertrautheit mit den nordischen Sprachen setzte ihn in den Stand sich mit Walter Scott und Henry Weber an der Herausgabe von „Illustrations of Northern antiquities from the earlier Teutonic and Scandinavian romances“ zu beteiligen, woraus unser Beitrag entnommen ist. Er starb im Jahre 1844 zu London.

Prosa auch sonst manchmal an Göthe erinnert) zuweilen leise Anklänge an jene sprachliche Eigentümlichkeit: Vgl. H. „Vierzig Jahre“ (Breslau bei Trewendt 1862) Bd. III, S. 198 (Ich vollendete hier ein romantisches Schauspiel „Die Sterne“, dessen erste Akte ich in Berlin schon meinem alten Freunde Wilibald Alexis vorgelesen hatte und es nun [= und das ich nun] in Hamburg dem bühnenkundigen Schmidt vorlegte).

Auslassung des bestimmten Artikels.

Bei den Klassikern der neueren (nicht der neuesten) Zeit finden sich nicht selten auffallende Fälle von Auslassung des Artikels — auffallend wenigstens für unser gegenwärtiges Sprachgefühl. Wir sagen: In den Himmel eingehen, in den Tag hinein leben, an den Tag kommen, an den Tag bringen, in den besten Jahren stehen, in den letzten Zügen liegen u. s. w. Bei Lessing, wie bei Göthe, Schiller u. A. finden wir aber auch: In Himmel eingehn, in Tag hinein leben u. s. w. Man vgl. Less. G. W. (Leipzig, Göschen, 1841) I, 118 (Und machte sich rechtschaffne Plage, in Himmel mühsam einzugehn); ähnlich ibid. S. 69 (Er — der Esel — fand sich selbst in Stall hinein); ibid. S. 125 (Sie ist nur einmal in Wald gekommen, den Pater Eremit zu sehen). Auch bei Göthe ist diese Erscheinung ziemlich häufig: vgl. G. Ges. W. VII, 42 (— in kleinen Vorsaal gehen); ibid. S. 46 (— lebst in Tag hinein); XI, 102 (Setz dich in Sessel!); ibid. S. 127 (er fabelte gewiss in letzten Zügen). Ebenso finden sich Beispiele der Art bei Schiller: vgl. V, 205 (Der Helm blieb mir in Händen); VI, 289 (Wer dacht' es, dass der alte Mann noch soviel Blut in Adern hätte); ibid. S. 345 (Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister). Auch sonst kommt Aehnliches bisweilen vor: vgl. Platen, Der alte Gondelier (Er stand in besten Jahren) und in dem bekannten Gedichte „Kaiser Albrechts Hund“ heisst es Str. 12: „Die That muss mir an Tag!“ — Was die Redensart „In den Händen haben“ betrifft, so ist daneben die andere Form „In Händen haben“ auch dem neueren Sprachgebrauch ganz geläufig, nur ist zu bemerken, dass die Redensart mit dem Artikel jetzt vorzugsweise (aber durchaus nicht ausschliesslich!) im eigentlichen Sinne gebraucht wird („Ein Buch, ein Schwert etc. in den Händen haben“), während im bildlichen Sinne („einen oder etwas in Händen haben = in potestate sua habere) die Auslassung des Artikels auch jetzt noch ziemlich häufig vorkommt.

A. W.

Giornale di filologia romanza diretto da Ernesto Monaci. No. 4, T II, Fasc. 1 e 2, Gennajo 1879. Pag. 1—9 N. Caix, Sulla declinazione romanza, I L'articolo italiano. Hält gegen Gröber il als nicht aus lo entstandene, sondern alte Form. P. 10—18 N. Caix, Sull influenza dell' accento nella coniugazione, manducare, adiutare. Manúcano, manicare, ferner aiutare aitare, computare compitare erwogen. P. 19—43 P. Vigo, Delle rime di fra Guittone d'Arezzo, mit einer Vertragsurkunde. P. 45—56 W. Förster, Un testo dialettale ital. del sec. XIII. Aus der Municipalbibliothek von Lion: 16 fromme Dichtungen, zusammen 208 Zeilen. 57—62 P. Rajna, Tosto. 63—76 Varietà: D'Ovidio, Ancora del perf. debole; Caix, Etimologia spagnuola, Malato; D'Ancona, Osservazioni ad un articolo del prof. Borgognoni sul sonetto; Rajna, Postille all' art. un sirventese contro Roma. 75—105 Rassegna bibliogr. Beschnidt Biogr. des Guillem de Cabestaing und ihr histor. Wert, Marb. 1879, von Canello; Fr. Zambrini opere volg. a stampa dei secoli XIII e XIV, quarta ed. Bol. 1878, ausführliche berichtigende Anzeige von M[onaci]; A. Gaspary, Sic. Dichterschule, Berlin 1878,

von Navone; Passano novellini ital. indicati e descritti, sec. ed., 2 voll. 1878, von Zenatti. 106—114 Bull. bibliogr., 115—117 Periodici, 118—120 Notizie.

No. 5 (T. II, Fasc. 3—4) Luglio 1879. Pag. 121—152 F. Novati Una poesia politica del cinquecento: Il pater noster dei Lombardi. 153—163 R. Putelli, Un nuovo testo Veneto del Renard. Aus einem Miscellancodex der erzbisch. Bibl. in Udine. SEgnori e done che se qui Plasve intender et aldir 703 Zeilen. 164—171 G. Bernardi, Noterella al v. 46 del III dell' Inf. Questi non hanno speranzo di morte. 172—178 F. Settegast, Jacos de Forest e la sua fonte. 179—193 A. d'Ancona, Strambotti di Leonardo Giustiniani. Lyrische Volkslieder. 194—204 G. Salvadori, Storie pop. toscane, keine Erzählungen sondern erzählende Volkslieder. 205—212 A. Thomas, De la confusion entre r et s z en Provençal et en Français, documents nouveaux. 213—233 Varietà. J. Giorgi, Aneddoto di un codice Dantesco: neue Interpolationen zur Commedia: Capitulum de usurariis, de gulosis. Poesie civili del sec. XV. Due rispetti popolari. Della novella del Petit Poucet. 234—240 Rassegna bibl.: Zumbini, Filocopo del Bocc. von Monaci; Fornaciari, gramm. ital. dell' uso moderno von Navone; Baragiola Ital. Gramm. von Navone. 241—250 Bull. bibl., 251—253 Periodici, 254 Notizie.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

N. Beeck, Handlexicon der Geschichte und Biographie. (Berlin, Bohn.) 5 Mk.

Grammatik.

G. Humperdinck, Die Vocale und die phonetischen Erscheinungen ihres Wandels in Sprachen und Mundarten. (Bonn, Behrendt.) 60 Pf.

Lexicographie.

K. Rossberg, Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt. (Hagen, Risel.) 3 Mk.

H. Lukaszewsky u. A. Mosbach, Polnisch-deutsches und deutsch-polnisches Taschenwörterbuch. 2 Theile. (Berlin, Behr.) 4 Mk. 50 Pf.

Literatur.

A. Schönbach, Mittheilungen aus altdeutschen Handschriften. 3. Stück: Neue Fragmente des Gedichtes über die Zerstörung von Accon. (Wien, Gerold.) 30 Pf.

Hartmann v. Aue, Der arme Heinrich. Il povero Enrico. Versione in prosa di Aristide Baragiola. (Strassburg, Trübner.) 1 Mk. 20 Pf.

R. v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. 5. verb. Aufl. (Breslau, Trewendt.) 20 Mk.

C. R. Pabst, Vorlesungen über Lessing's Nathan. Aus den hinterlassenen Papieren desselben hrsg. v. Fr. Edinger. (Bern, Haller.) 4 Mk.

H. Schreyer, Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. (Halle, Waisenhaus.) 4 Mk. 50 Pf.

Poètes contemporains. Poésies françaises, Poésies provençales et wallones avec traductions en prose ou en vers p. Jules vom Hag. I[e] année. (Leipzig, Lenz.) 75 Pf.

K. Kruse, Die pädagogischen Meinungen des Michel Montaigne. (Jena, Neuenhahn.) 1 Mk. 35 Pf.

F. Miklosich, Rumänische Untersuchungen. I. Istro u. Macedo-rum. Sprachdenkmäler. (Wien, Gerold.) 4 Mk.

H. Zimmer, Keltische Studien. I. Heft. Irische Texte mit Wörterbuch v. E. Windisch. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk.

Eug. Einenkel, Ueber die Verfasser einiger neuangelsächsischer Schriften. (Leipzig, Fock.) 3 Mk. 50 Pf.

Russische Nationalbibliothek (Interlinear-Uebersetzung. Accentuirter Text). 2. Jahrg. 12 Hefte. (Leipzig, Gerhard.) 10 Mk.

Hilfsbücher.

F. Blatz, Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. (Tauberbischofsheim, Lang.) 1 Mk. 60 Pf.

W. Schwarz, Uebungsmaterial f. d. orthographischen Unterricht, methodisch bearbeitet. (Mannheim, Bensheimer.) 35 Pf.

G. E. Lessing, Minna v. Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen. (Stuttgart, Göschen.) 80 Pf.

A. E. Switzers, Kudrun. Nach Müllenhoff und Martin verkürzte Ausg. mit gramm. u. metr. Einleitung u. Wörterbuch für Schulen und zum Selbstunterricht. (Hannover, Hahn.) 1 Mk.

Bürgel u. P. Wimmers, Die deutsche Lektüre in Lehrerbildungsanstalten. Litteraturkunde und Methodik. I. Jahr: Die Arten der didaktisch-epischen Dichtung. (Aachen, Barth.) 80 Pf.

Corneille, Ausgewählte Dramen. 2. Bd. Horace hrsg. v. E. Richter. (Wien, Klinkhardt.) 1 Mk.

F. Arago, La vie de L. N. M. Carnot. Im Auszuge für die Schule bearb. v. G. Geilfus. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Siegl, Die Formenlehre des franz. Zeitwortes in schulmässiger Fassung. (Wien, Klinkhardt.) 60 Pf.

F. Basedow, Das franz. Verb in der Schule. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.

Englisches Vocabular und Hamilton's Reise nach London. Praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauche der engl. Sprache. Hrsg. v. L. Herrig. 3. Auflage. (Iserlohn, J. Bädeker.)

M. Maass, The English pronunciation. Die Kunst, elegant und richtig englisch zu sprechen. (Berlin, Horrwitz.) 2 Mk. 50 Pf.

J. Koncewicz, Elementarbuch der russischen Sprache. (Reval, Kluge.) 2 Mk. 40 Pf.

Shakespeare's Richard II. und Heinrich IV.

Von

Dr. B. T. Sträter.

I.

Indem ich, in Anknüpfung an meine chronologischen Untersuchungen in den beiden früheren Abhandlungen dieser Zeitschrift, zuvor bemerke, dass unter den sämmtlichen historischen Stücken Shakespeare's aus der englischen Geschichte nur „King John" einer genaueren Zeitbestimmung entbehrt, weil wir ausser dem terminus ad quem, der Erwähnung bei Meres im Jahre 1598, keine zeitgenössische Notiz aus jenen Jahren über das Stück besitzen, namentlich keine Quartausgabe vor dem Abdruck in der Folio von 1623, so darf ich wohl im Voraus der allgemeinen Zustimmung gewiss sein, wenn ich mit Delius die zweite grosse Tetralogie als in den Jahren von 1595—1599 in einem ununterbrochenen Zuge geschaffen betrachte. Denn über Richard II. haben wir (ausser der bereits erwähnten Notiz von Wever aus dem Jahre 1595) die werthvolle, correcte Quartsusgabe (Q. A.) vom Jahre 1597 und die Eintragung in die Buchhändler-Register vom 29. August dieses selben Jahres. Von dem über Alles genial ausgeführten Ersten Theile Heinrichs IV. liegt ebenfalls eine gute Quartausgabe vom Jahre 1598 vor, vom Zweiten Theile ausser der einzigen Quart-Ausgabe von 1600 auch noch eine Anspielung Ben Jonsons aus dem Jahre 1599 auf den „Justice Silence", und ähnlich über Heinrich V. die (arg verstümmelte)

erste Quart-Ausgabe vom Jahre 1600 und Shakespeare's eigene Anspielung im Chorus des fünften Aktes auf ein Ereigniss des Jahres 1599, die Expedition des Grafen Essex nach Irland.

Da Meres zudem Heinrich den V. noch nicht erwähnt, wohl aber Heinrich IV., so fällt jener bestimmt in das Jahr 1599 — nebenbei gesagt die einzige Jahreszahl, in welcher alle Forscher völlig übereinstimmen* — Heinrich IV. fast ebenso sicher in die Jahre 1597—98; und da Richard II. ebenfalls wohl nur ein Jahr ausfüllen kann, so muss King John in dieselbe Zeit, 1595 oder spätestens 1596, fallen. Darüber sind die vorzüglichsten Forscher jetzt so ziemlich einverstanden, und brauchen wir deshalb bei dieser Periode weitere chronologische Detail-Untersuchungen wohl nicht anzutsellen. Wenn Furnivall nach ausschliesslich metrischen Symptomen Richard II. ein Jahr früher entstehen lässt, als Richard III., also schon 1593 bis 1594, so hat er damit wohl nirgends Beifall gefunden, da das Stück jedem den Gesammteindruck unbefangen Prüfenden ungleich milder und reifer erscheinen muss, als der noch halb im Marlow'schen Style geschriebene Richard III.

Man beachte nur einmal die äusserst geschickte Art und Weise, wie der in der Kunst der feineren dramatischen Composition höchst energisch fortschreitende, etwa zweiunddreissigjährige Dichter die Erzählung des Holinshed in seinen Dialog verwandelt. Der erste Akt des Stückes enthält bekanntlich in breit entwickelter Ausführung den Streit zwischen dem Herzoge von Norfolk und Heinrich Bolingbroke vor König Richard II. (erste Scene), dann die exponirende (zweite) Zwischenscene zwischen dem Herzoge von Lancaster, dem Vater des Heinrich Bolingbroke, Johann von Gaunt, einem der sieben Söhne Eduards III., und der Herzoginn von Gloster, seiner Schwägerinn, der König Richard ohne Urtheil und Recht ihren Gemahl Thomas von Gloster hat erschlagen lassen — endlich das (in der dritten Scene) beginnende Gottesurtheil des ritterlichen Zweikampfes zwischen den beiden Gegnern, welcher aber unter-

---

* Vgl. meine Zusammenstellung sämmtlicher chronologischen Daten nach Malone, Dyce, Collier, Gervinus, Delius, Furnivall und Dowden im XVI. Bande des Shakespeare-Jahrbuches, herausgegeben von Fr. Aug. Leo, 1881, pag. 415 (Weimar, A. Huschke).

brochen wird durch des Königs Machtspruch, dass die Ritter beide sollen verbannt werden vom Boden Englands.* Jene erste Scene erzählt nun Holinshed folgendermassen:

„Nun geschah es, dass in dieser Parlamentssitzung zu Shrewsbury der Herzog Heinrich (Bolingbroke) von Hereford den Herzog Thomas Mowbray von Norfolk wegen gewisser Reden verklagte, die er im Gespräch mit ihm sollte geführt haben, als sie vor Kurzem zusammen zwischen London und Brainford ritten, und die dem Könige keineswegs ehrenvoll klangen. Zu weiterem Beweise dafür reichte er eine Bittschrift an den König ein, in welcher er den Herzog von Norfolk zum Zweikampf ins Feld forderte, weil er ein Verräther sei, falsch und untreu dem Könige. Der Herzog von Norfolk aber übernahm es kühn, sich zu verantworten, indem er erklärte, dass, was auch immer der Herzog von Hereford gegen ihn gesagt hätte, so hätte er das gelogen als ein ungetreuer Ritter, der er

---

* In der uns vorliegenden Uebersetzung von Schlegel und Tieck (Neue Ausgabe von 1853, 9 B.) schliesst der erste Akt mit dieser dritten Scene, und in dieser Gestalt wird gewöhnlich auch das Stück bei uns aufgeführt. Aber im englischen Original-Texte folgt noch eine vierte Scene, welche für die erste Exposition der ganzen Sachlage durchaus nicht so unbedeutend erscheint, dass sie in den zweiten Akt verlegt werden dürfte, wie das zuerst Johnson vorgeschlagen hat, ohne dass irgend ein Herausgeber ihm zugestimmt hätte: denn sie enthält die gereizte Stimmung des Königs gegen den jungen Heinrich Bolingbroke, weil er sich so populär zu machen versteht, ferner den Entschluss, gegen Irland auszuziehn und zur Bestreitung der Kosten dieses Feldzuges das eigene Königreich zu verpfänden und zu verpachten, und endlich die Nachricht, dass der alte Gaunt von Lancaster, der Oheim des Königs und Vater des Verbannten, tödtlich erkrankt sei, bei welcher Gelegenheit denn das unchristlich herzlose Verfahren des Königs Richard II. gegen seine guten Oheime als charakteristisches Kennzeichen der leichtsinnigen Unvorsichtigkeit seines Charakters treffend vom Dichter hervorgehoben wird. Der Akt schliesst nemlich im Englischen mit den Worten Richards:

> Gib, Himmel, seinem Arzt nun in den Sinn,
> Ihm augenblicklich in sein Grab zu helfen!
> Die Füllung seiner Kisten soll zu Röcken
> Der Truppen dienen im Irländ'schen Krieg.
> Ihr Herren, kommt, gehn wir, ihn zu besuchen,
> Und gebe Gott, wir kommen schon zu spät!*

* Nebenbei mache ich darauf aufmerksam, dass „The lining of his coffers“ hier nicht heisst „die Fütterung seiner Koffer“, sondern „der Inhalt oder die Füllung seiner Geldkisten“. Die Uebersetzung rührt wohl noch von der ersten Ausgabe Schlegels her, die bekanntlich schon 1797—1801 erschienen ist (Siehe G. Vincke „Zur Geschichte der deutschen Sh.-Uebersetzungen“, 1881, Band XVI des Shakesp.-Jahrbuches).

wäre. Und als der König den Duke of Hereford fragte, was er dazu sagte, nahm dieser sein Barett ab und sagte: ‚Mein Souverän, wie es in meiner Bitte an Euch eben enthalten ist, so sage ich der Wahrheit vollkommen gemäss, dass Thomas Mowbray ein Verräther ist, falsch und ungetreu Eurer Königlichen Majestät, Eurer Krone und allen Staaten Eures Königreiches.‘ — Und in ähnlicher Weise werden später die einzelnen Beschuldigungen, wie sie Shakespeare verwerthet hat, angeführt: ‚dass Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, achttausend Nobles erhalten hätte, um die Soldaten zu bezahlen, welche die Stadt Calais besetzt halten — und das habe er nicht gethan, wie er sollte. Und ferner wäre der Herzog schon seit achtzehn Jahren die Veranlassung zu aller Verrätherei gewesen, die im Königreich stattgefunden hätte. Und durch sein falsches Vorgeben und seine boshaften Rathschläge hätte er den Mord und Tod Eures theuren Oheims veranlasst, des Herzogs von Glocester, des Sohnes von König Eduard III.“

Wie einfach und unmittelbar, und dennoch wie geschickt hat Shakespeare solche Daten der Geschichte in seine prächtigen Blankverse übertragen:

> Look, what I speak,* my life shall prove it true:
> That Mowbray hath receiv'd eight thousand nobles,
> In name of lendings for your highness' soldiers,
> The which he has detain'd for lewd employments,
> Like a false traitor and injurious villain.
> Besides I say and will in battle prove,
> Or here or elsewhere, to the furthest verge
> That ever was survey'd by English eye,
> That all the treasons, for these eighteen years
> Complotted and contrived in this land, 10
> Fetch ** from false Mowbray their first head and spring.

* Q. A. hat speak statt said, welche erstere Lesart doch wohl vorzuziehen wäre, da er mit seinem Leben einstehen will für Alles, was er jetzt und überhaupt sonst auch spricht. Delius bezieht said auf das schon früher Gesagte und folgt darin der Autorität der Folio A. (1623) und der Q. B. und D. und E. von 1598, 1608 und 1615.

** Nur in Q. A. (1597) steht fetch, alle späteren Drucke fetch'd, was zu verwerfen des Verses wegen schon, der in dieser unbetonten Silbe des ersten Jambus offenbar zu hart durch die sechs gehäuften Consonanten wird. Die Präsens-Form entspricht ausserdem dem vorhergehenden Perfect (hath received — hath detained) und dem nachfolgenden Present Tense

Further I say, and further will maintain
Upon his bad life to make all this good,
That he did plot the duke of Gloster's death,
Suggest his soon-believing adversaries, 15
And, consequently, like a traitor coward,
Sluic'd out his innocent soul through streams of blood:
Which blood, like sacrificing Abel's, cries,
Even from the tongueless caverns of the earth,
To me for justice and rough chastisement; 20
And, by the glorious worth of my descent,
This arm shall do it, or this life be spent.

In ähnlicher Weise ist die zweite und dritte Scene ganz nach den historischen Daten äusserst genau und sorgsam ausgearbeitet, ich möchte sagen, mit einer gewissen Umsichtigkeit und historischen Gründlichkeit, wie das nur ein Dichter kann, der bereits mit einem geschichtlichen Stücke (Richard III.) einen durchschlagenden Erfolg errungen hat und deshalb glaubt, dass er nun um so gewissenhafter für sorgfältige Behandlung des Stoffes einzustehen hat. Namentlich der Zweikampf ist in allen Formen eines feierlichen Turnieres vortrefflich entworfen, ein historisches Freskogemälde ersten Ranges, in dessen Ausführung wir bereits die grössere Reife des jungen Künstlers sehen, die wir vorhin an Richard II. gerühmt haben. Für die Engländer seiner Zeit muss der Eindruck eines so lebendigen Bildes von dem beginnenden Streite zwischen Richard II. und Heinrich IV. ein wahrhaft überwältigender gewesen sein.

Und wie belebt sich nun dieses getreue Bild der tiefbewegten Zeit im zweiten Akte durch die Kunst des Dichters, in der ergreifenden Scene am Sterbebette des alten Johann von Gaunt, des Stammvaters der Lancaster-Familie! Das stand freilich nicht so in seinen Quellen verzeichnet: aber der Dichter zieht einfach die Consequenz aus den bereits vorliegenden That-

---

(cries) und ist Ausdruck der lebhaften Erzählung und des nach der Beschuldigung noch fortdauernden Verrathes. — Die ganze Rede des jungen Heinrich Bolingbroke ist dramatisch höchst bedeutend und philologisch äusserst interessant: Der höhere Werth der Q. A. vom Jahre 1597 geht schon aus ihr unzweifelhaft hervor; sie steht den späteren Emendationen wie eine ältere echte Handschrift des Dichters gegenüber.

V. 2—5 Vier elfsilbige Verse nacheinander. V. 7—8, 9—10, 12—13 Enjambements. V. 15—16 Elfsilbige Verse: Beweise gegen Furnivall.

sachen und schildert uns meisterhaft die tiefe Bedeutung des Geschehenen durch den gewaltigen Eindruck, den dasselbe im Gemüthe eines sterbenden Helden und begeisterten Patrioten hinterlässt. Die ganze erste Scene ist überaus grossartig componirt; dreimal setzt der Dichter gleichsam an, um in immer neuem, immer wiederholten Anlaufe uns die Schmach Englands unter der unwürdigen Regierung des leichtsinnigen Richard vorzuführen, zuerst in den hochpoetischen Klagen des Sterbenden, dann in den Vorwürfen des einzigen noch überlebenden Oheims, des alten York, endlich in der Verschwörung der Zeugen dieser Scene, des tapferen Northumberland, des vorsichtigen Ross, des kühnen Willoughby, bis sie zu dem Entschlusse kommen, solcher heillosen Wirthschaft des unfähigen Königthums ein Ende zu machen durch Vereinigung mit dem zurückkehrenden Heinrich Bolingbroke. Was glaubt man wohl, dass die stolzen Engländer, nach all ihren Niederlagen in drei Welttheilen, (1881) noch jetzt empfinden müssen, wenn der Dichter ihnen mit den letzten Worten eines Sterbenden in die Seele donnert:

Ich bin ein neu begeisterter Prophet!
Und so weissag' ich über ihn, verscheidend:
Sein wildes wüstes Brausen kann nicht dauern,
Denn heft'ge Feuer brennen bald sich aus!
Ein sanfter Schau'r hält an, ein Wetter nicht,
Wer frühe spornt, ermüdet früh sein Pferd,
Und Speis' erstickt den, der zu hastig speist.
Die Eitelkeit, der nimmersatte Geyer,
Fällt nach verzehrtem Vorrath selbst sich an.
Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, gleich dem Paradiese,*
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut
Des Krieges Mörderhänden kühn zu trotzen —
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefasst,
Die ihr den Dienst von Wall und Graben leistet...

---

* Demi-Paradise heisst nach Shakespeare's Sprachgebrauch nicht „ein halbes Paradies" — was ja wohl nur ein halbes Lob wäre — sondern eine Art von Paradies, ein anderes Paradies, also ähnlich dem ersten in der biblischen Erzählung. Auch hier ist die alte Uebersetzung also zu revidiren.

Ein Fleckchen Erde, voll von Himmelssegen,
Ein Königreich, wie keines, dieses England,
Die Amm' und schwangrer Schooss erhabner Fürsten,
Furchtbare Brut von löwengleichem Stamme,
So weit von Haus berühmt für ihre Thaten,
Für Christendienst und echte Ritterschaft,
Als fern im starren Judenthum das Grab
Des Weltheilandes liegt, der Jungfrau Sohn —
Dies theure, theure Land so theurer Seelen,
Durch seinen Ruhm in aller Welt so theuer,
Ist nun verpachtet! — sterbend sag' ich dies —
Gleich einem Landgut oder Meierhof! —

Ja, England, eingefasst vom stolzen Meer,
Dess Felsgestade jeden Wellensturm
Des neidischen Neptunus wirft zurück,
Ist nun in Schmach gefasst, mit Dintenflecken
Und wurmzerfressnen Pergament-Verträgen.
Das England, das gewohnt zu siegen war
In fremden, fernen Ländern, hat jetzt Siege
Voll Schmach im eignen Lande nur gewonnen!
O, wich' das Aergerniss mit meinem Leben,
Wie glücklich wäre dann mein naher Tod!

Und wie der König Richard II. selbst erscheint, da wirft der alte John ihm vor, er sei krank an üblem Rufe und sein Todbett sei nicht kleiner, als sein ganzes Land: und trotzdem vertraue der sorglose Kranke den gesalbten Leib wieder denselben Aerzten an, die ihn krank gemacht hätten — den falschen Schmeichlern, die in seiner Krone nisteten. Vor seiner Einsetzung hätte er schon abgesetzt werden müssen: denn wenn er auch Regent der Welt wäre, so wäre es doch eine Schande für ihn, dies sein eigenes Land in Pacht zu geben und so dort den schlechten Landwirth nur zu spielen, den übel wirthschaftenden Gutsbesitzer, wo er ein König des ganzen Volkes sein sollte.

Wer gegen so ernste Worte eines Todgeweihten unempfindlich bleiben, so schwerwiegende Warnung des nächsten und ältesten Anverwandten des königlichen Hauses unbeachtet lassen kann, der ist schon verloren. Und so folgt bereits in diesem zweiten Akte Schlag auf Schlag der beginnenden Verwickelung: durch die Einziehung der Güter des sterbenden John Gaunt

von Lancaster ruft Richard selbst den Sohn als Rächer seines Vaters zurück, verstimmt ausserdem den guten alten York, die letzte Stütze seines Hauses, und entfremdet sich alle Anwesenden, die in gleicher Weise für ihre eigenen Besitzungen besorgt sein müssen, wenn der König so willkührlich rechtlos verfahren kann. So strömen alle Unzufriedenen dem verbannten Heinrich Bolingbroke zu, der in der dritten Scene des zweiten Aktes schon mit seinen Truppen in Gloucester-Shire gelandet ist und den der alte York nun freiwillig in das feste Schloss Berkley aufnimmt, wenngleich er ihm noch Vorwürfe macht über sein gewaltsames Auftreten.

Dazwischen aber hat der Dichter nun eine Scene (2.) eingeschoben, die uns das bisherige Treiben am Hofe Richards II. völlig enthüllt. Denn hier treten nun die gemeinen Creaturen des jungen Königs, Bushy, Bagot und Green, auf, und zwar im vertrauten Verkehr mit der jungen Königinn, die sie vergebens über die Abreise ihres Gemahls nach Irland zu trösten suchen. Sie hat schon eine unbestimmte Ahnung des nahenden Unglücks. Und als Green nun die Nachricht bringt, wie Alles zum Hereford strömt, da hält sie gleich Alles für verloren, und auch der alte York, der dazu kommt, weiss nicht mehr, wie er so allgemeinem Abfall begegnen soll. Die Günstlinge aber fürchten den Unwillen des Volkes jetzt auf sich zu ziehen und flüchten eilig, die Einen nach Irland, die Andern nach dem festen Bristol-Schlosse, wo der Graf von Wiltshire einige Truppen für Richard gesammelt hat.

Die deutsche Uebersetzung, am Ende der eben besprochenen Scene kaum verständlich, wenn man nicht den englischen Text daneben hat,* lässt hier wieder die letzte Scene des zweiten Aktes aus, um mit derselben den dritten Akt zu beginnen. Es ist die kurze Scene zwischen dem Hauptmann der Walliser Truppen und dem Earl of Salisbury, in welcher dieser den tapferen Vertheidiger der königlichen Rechte vergebens zu be-

---

* Ich meine die Rede des Green, im englischen Texte durchaus sinnvoll und deutlich und leicht zu verstehen:

> Alas, poor duke! The task he undertakes
> Is numbering sands and drinking oceans dry.
> Where one on his side fights, thousands will fly.

wegen sucht, nur noch einen Tag zu bleiben, nachdem er bereits zehn Tage auf Nachrichten und Befehle vom Könige gewartet hat. Wie kann man eine so charakteristische Scene, die nach des Dichters Anordnung nothwendig die Schilderung der Sachlage von dem beginnenden Sturze Richards abschliesst, an dieser entscheidenden Stelle am Schlusse des zweiten Aktes auslassen! Gegen ein solches Verfahren müssen wir durchaus protestiren. Die Rede des schwachen alten York in der dritten Scene gibt keinen genügenden Aktschluss. Wie bezeichnend dagegen, wie abschliessend und alles Vorherige zusammenfassend klingen die Worte des Hauptmanns und des Earls:

Hauptmann.

Man glaubt den König todt — wir warten nicht mehr!
Die Lorbeerbäum' im Lande sind verdorrt,
Und Meteore drohn den festen Sternen!
Der bleiche Mond schaut blutig auf die Erde,
Hohläugig flüstern Seher furchtbarn Wechsel:
Der Reiche bangt, Gesindel tanzt und springt,
Der, in der Furcht, was er geniesst, zu missen,
Dies, zu geniessen durch Gewalt und Krieg.
Tod oder Fall von Königen deutet das! * —

---

* „These signs forerun the death **or fall** of kings." Der nothwendige Zusatz or fall, der erst den Vers vollständig macht, findet sich wieder nur in der Q. A. von 1597, während die übrigen Quartos und die Folio ihn einfach auslassen. Ich benutze diese Gelegenheit, um noch auf einige Stellen aufmerksam zu machen, in welchen der hervorragende Werth der ersten Quartausgabe deutlich zu Tage tritt:

Akt I, 1. Sc.:

Boling. Pale, trembling coward, there I throw my gage,
Disclaiming here the kindred of **the** king." — — —
„If guilty dread **have** left thee so much strength,
As to take up mine honour's pawn, then stoop.
By that, and all the rights of knighthood else,
Will I make good against thee, arm to arm,
What I have spoke or thou canst **worse** devise."

Der bestimmte Artikel **the** bezieht sich hier auf den eigenen König, dessen Vetter er ist (Qs. und Fol. lesen of a king). Der Conjunktiv **have left** ist hier ausdrucksvoller, weil er nach der Conjunktion if die verächtliche Meinung ausdrückt: „Wenn etwa Schuld und Furcht dir noch so viel Kraft sollten gelassen haben, was ich meinerseits bezweifle!" — Fol. hat hath. — Und **worse** in der letzten Zeile, ebenfalls nur in Q. A. enthalten, enthält den energischen Sinn: „Was ich gesagt habe oder was du nur sonst an **noch schlimmeren** Beschuldigungen vermuthen magst oder dir aus-

Lebt wohl! — Auf und davon sind unsre Schaaren,
Weil für gewiss sie Richards Tod erfahren.

Salisbury.

Ach Richard! Mit den Augen bangen Muthes
Seh ich, wie einen Sternschuss, deinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen.
Es senkt sich weinend deine Sonn' im West,
Ein Zeichen kommender Stürme, Wehn und Unruhn!
Zu deinen Feinden sind die Freund' entflohn,
Und widrig Glück spricht jeder Mühe Hohn. — —

II.

Der dritte Akt Richards II. beginnt also im englischen Texte mit dem energischen Auftreten Heinrich Bolingbroke's in seinem Lager vor Bristol: „Führt diese Männer vor!"

---

denken kannst." Der Vorzug der Q. A. (1597) tritt hier ganz unzweifelhaft deutlich hervor.

I, 1 (letzte Rede des Bolingbr.):

O God, defend my soul from such deep sin!
Shall I seem crest-fall'n in my father's sight?
Or with pale beggar-fear impeach my height
Before this outdar'd dastard?

In dieser leidenschaftlich bewegten Rede ist es besonders interessant wahrzunehmen, wie die späteren Quartos und die Folio förmlich wetteifern um die Ehre der Uebereinstimmung mit Q. A.: denn deep sin haben die sämmtlichen Qs. übereinstimmend, während die Fol. das schwächere foul dafür hineincorrigirt hat, ebenso wie heaven für God, nach der Theater-Censur Jacobs I.

In dem Worte beggar-fear = Bettlerfurcht dagegen stimmt die Folio mit Q. A. überein, während die andern Qs. beggar-face = Bettler-Antlitz haben, was offenbar schwächer und unbedeutender.

In beiden Fällen entscheidet also wieder die Autorität der Q. A. vom Jahre 1597. — —

Ferner ist die Correktur der Folio in I, 2, 20: vaded statt des in allen Qs. enthaltenen faded mindestens überflüssig; denn faded (= verwelkt) passt weit besser zu „des Sommers Blättern am abgehauenen Zweige", als vaded (= verschwunden, vergangen), ein Wort, das sonst bei Shakespeare gar nicht vorkommt, als nur etwa in dem zweifellos unechten „The Passionate Pilgrim". Ich lese also, nicht übereinstimmend hier mit Delius: „his summer leaves all faded."

Es mag dies vorläufig genügen, um die Autorität der Q. A. sicher zu stellen. Ich komme im weiteren Verlaufe der Darstellung noch einmal auf diese interessante Frage zurück. — — —

Aehnliche andere Stellen: II, 1, 18; II, 2, 3; II, 3, 77; III, 2, 1; III, 2, 26, und 29—32 (4 Zeilen); 35 (power statt substance); 43; 55; 85. III, 3, 17.

(Bring forth these men!) Er hat Bushy und Green gefangen genommen und lässt sie hinrichten, nachdem er ihnen all ihre Frevel nochmals vorgehalten:

> Ihr habt missleitet einen edlen Fürsten . . .
> Mit euren sündigen Stunden schiedet Ihr
> Gewissermassen ihn und sein Gemahl:
> Ihr bracht den Bund des königlichen Lagers
> Und trübtet einer holden Fürstinn Wange
> Mit Thränen, die Eu'r Unrecht ihr entlockte.
> Ich selbst, ein Prinz durch Rechte der Geburt,
> Dem König nah im Blut und nah in Liebe,
> Bis Ihr bewirkt, dass er mich missgedeutet,
> Musst' Eurem Unrecht meinen Nacken beugen,
> In fremde Wolken meinen Odem seufzen
> Und essen der Verbannung bittres Brod,
> Indessen Ihr geschwelgt auf meinen Gütern . . .
> Und das verdammt zum Tode Euch! —

Dann rückt er weiter nach Wales vor, wo nun in der zweiten Scene König Richard an der Küste vor Barkloughly-Schloss landend erscheint. Noch ist Aumerle bei ihm, der Sohn des alten York, derselbe, der 1415 in der Schlacht bei Azincourt fiel, und ausserdem der Bischof von Carlisle, der mit des Himmels Beistand ersetzen möchte, was an irdischer Schlagfertigkeit dem säumigen Richard — „Ein Tag zu spät!“ — fehlt. Aber die schönen Reden, mit welchen der feinsinnige Dichter ihn hier noch prunken lässt, nutzen Nichts mehr gegenüber den zerschmetternden Nachrichten, die gleich darauf durch Earl Salisbury und Sir Stephan Scroop eintreffen. Seine rasche Verzweiflung zeigt, welchen Halt er in sich selbst hat: da ist Richard III. doch ein anderer Mann.

Nun wirft er sich mit wenigen Getreuen in die feste Flintburg. Und hier erscheint Bolingbroke (dritte Scene) mit seinem Heere und weiss den zur Vertheidigung selbst schon nicht mehr fähigen König durch scheinbare Demuth, als ob er nur seine Güter zurückverlange, wie sie ihm als Erben des Lancaster-Hauses zukommen, zu bewegen, ihm willig nach London zu folgen. Die Scene ist höchst eigenthümlich, sehr schwer wirksam zu spielen und keineswegs von jener dramatischen Schlagkraft auf der Bühne, wie sie sonst Shakespeare aus-

zeichnet. Aber der Dichter* glaubte sich genau an das historische Faktum, wie es Holinshed erzählt, halten zu müssen. Und indem er den Charakter Richards mit dieser eigenthümlich weichen und wortreichen Phantastik ausstattet, die ihn poetisch so interessant macht, so erhält das ganze Drama im Gegensatze zu der harten Tragik Richards III. etwas schwärmerisch Klagendes, wie eine Elegie auf das sinkende Königthum der guten alten Zeit. Für den Leser bekommt das Stück dadurch oft gerade dort den grössten Reiz durch die wunderbare Schönheit, Süsse und Reife seiner Sprache, wo es auf der Bühne weniger wirksam erscheint. Durch diesen ich möchte sagen lyrischen Charakter des schönen Stückes mag sich Mr. Furnivall auch erklären, weshalb des Dichters Kunst hier, so spät noch, im Jahre 1595—96, so viel Reime angewandt hat: nicht die Zeit der Entstehung, sondern der Charakter des Stückes war die Ursache dieser allerdings auffallenden Eigenthümlichkeit.

Noch folgt, nachdem in solcher Weise bereits das Schicksal König Richards II. entschieden ist, am Schlusse des dritten Aktes eine vierte Scene, in welcher die Königinn, die im Garten des Herzogs von York mit ihren Damen spazieren geht, zufällig durch die Gespräche der Gärtner erfährt, welche Wendung eingetreten. Auch benutzt der Dichter zunächst wieder den charakteristischen Zug, dass sie sich mit Witzen und Wortspielen und geistreichen Wendungen über ihr Unglück zu trösten und hinwegzuhelfen sucht. Dann aber enthüllt er eine

---

* Nach Holinshed fand die seltsame Zusammenkunft in folgender Weise statt:

„Sobald der Herzog den König erblickte, bewies er ihm die schuldige Ehrerbietung dadurch, dass er sein Knie vor ihm beugte. Und er wiederholte dieses ein zweites und drittes Mal, indem er weiter vorging, bis der König seine Hand ergriff und ihn aufhob mit den Worten: ‚Theurer Vetter, Ihr seid willkommen!‘ Der Herzog dankte ihm demüthig und sagte: ‚Mein Souverän, mein Herr und König, die Ursache meines Kommens ist, dass ich in meinen Rang, meine Güter und mein Erbtheil wieder eingesetzt werden möchte durch Eure gütige Erlaubniss.‘ Und der König antwortete darauf: ‚Mein theurer Vetter, ich bin bereit Euren Willen zu erfüllen, so dass Ihr alles Dessen Euch im Besitze erfreuen könnt, was Euer ist, ohne Ausnahme.‘ — Es ging seltsam her in jenen alten Zeiten zwischen Souverän und Vasall: die Scene erinnert fast an die Zusammenkunft Ludwigs XI. mit Karl dem Kühnen in Peronne.“

staatsmännische Weisheit ersten Ranges, indem er die Gärtner unter einander sprechen und die Königinn versteckt zuhören lässt:

Gärtner.

Du, bind hinauf die schwanken Aprikosen,
Die, eigenwilligen Kindern gleich, den Vater
Mit ihrer üppigen Bürde niederdrücken:
Gib eine Stütze den gebogenen Zweigen.

(Zu einem anderen Gesellen:)

Geh du und hau als Diener des Gerichtes
Zu schnell gewachsener Sprossen Häupter ab,
Die all zu hoch stehn im gemeinen Wesen:
In unserm Staat muss Alles eben sein. —
Nehmt ihr das vor! Ich geh und jät' indess
Das Unkraut aus, das den gesunden Blumen
Die Kraft des Bodens unnütz saugt hinweg.

Erster Geselle.

Was sollen wir, im Umfang unsres Gartens,
Gesetz und Form und recht Verhältniss halten,
Als Vorbild zeigend unsern festen Staat?
Da unser Land, der See-umzäunte Garten,
Voll Unkraut ist, erstickt die schönsten Blumen,
Die Fruchtbäum' unbeschnitten, dürr die Hecken,
Zerwühlt die Beete, die heilsamen Kräuter
Von Raupen wimmelnd.*

Gärtner.

Still, o still, mein Junge!
Der diesen ausgelassnen Frühling litt,
Hat selbst nunmehr der Blätter Fall erlebt.
Die Ranken, die sein breites Laub beschirmte,
Die, an ihm zehrend, ihn zu stützen schienen,
Sind ausgerauft, vertilgt von Bolingbroke —
Der Graf von Wiltshire, mein' ich, Bushy, Green!

Erster Geselle.

Was, sind sie todt?

---

* „Her fruit-trees, all unprun'd, her hedges ruin'd,
Her knots disorder'd, and her wholesome herbs
Swarming with caterpillars."

Die Uebersetzung Schlegels ist wieder sehr ungenau: wholesome heisst hier nicht „gesund", sondern heilsam, heilkräftig, Caterpillars sind Raupen, nicht Ungeziefer, und knots sind entweder gewundene Gartenpfade, oder, wie Delius es erklärt, Taxus-Hecken, Taxuswände.

Gärtner.

Ja wohl, und Bolingbroke
Hat unsres üppigen Königs sich bemeistert.
O welch ein Jammer ist es, dass er nicht
Sein Land so eingerichtet und gepflegt,
Wie wir den Garten! — denn zur rechten Zeit*
Verwunden wir des Fruchtbaums Haut, die Rinde,
Dass er nicht überstolz vor Saft und Blut
In seinem eigenen Reichthum sich verzehre:
Hätt' er erhöhten Grossen das gethan,
So konnten sie des Dienstes Frucht noch bringen,
Er sie geniessen! — Ueberflüssige Aeste
Haun wir hinweg, damit der Fruchtzweig lebe.
That er's — so konnt er selbst die Krone tragen,
Die eitler Zeitvertreib nun ganz zerschlagen!**

III.

Der ganze vierte Akt, nur eine einzige grosse Scene enthaltend, ist wieder eine sehr bedeutende Composition des Dichters.*** Er beginnt mit den Beschuldigungen des Bagot gegen Aumerle, den Sohn Yorks, dass er den im Anfang des Stückes schon wiederholt betonten Mord des Thomas Woodstock

---

* At time of year heisst: zur rechten Zeit im Jahre, nicht „um die Jahreszeit", wie Schlegel übersetzt, was überhaupt gar Nichts heisst.

** Die englische Lesart in Q. A. lautet nach Delius:

O what pity is it,
That he had not so trimm'd and dress'd his land
As we this garden (do) at time of year,
And wound the bark, the skin of our fruit-trees,
Lest, being over-proud in sap and blood,
With too much riches it confound itself:
Had he done so to great and growing men,
They might have lived to bear, and he to taste
Their fruits of duty. All* superfluous branches
We lop away, that bearing boughs may live.
Had he done so, himself had borne the crown,
Which waste of idle hours hath quite thrown down.

*** Auch hier entspricht die Uebersetzung nicht den Intentionen des Originals, indem sie die erste Scene des fünften Aktes in den vierten Akt zurückversetzt. Der Gesammteindruck wird nicht dadurch erhöht, dass der grossen Staatsaktion des vierten Aktes die weniger bedeutende Abschiedsscene unmittelbar angefügt wird, während sie sehr passend den fünften Akt einleitet und den tragischen Schluss vorbereitet.

* All ist ein Zusatz, der sich erst in der Folio von 1632 findet, wohl des Verses wegen.

von Gloster veranlasst habe. Daran knüpfen sich weitere Streitigkeiten zwischen Aumerle und den andern Lords und verschiedene Herausforderungen zum Zweikampfe, so dass also das Motiv des ersten Aktes wiederholt und variirt erscheint, wie das grosse Componisten der Musik in ihren Symphonien ähnlich machen. Heinrich Bolingbroke, in Westminster-Hall grosse Staatssitzung haltend, schiebt die Entscheidung durch Zweikampf vorläufig auf, da eben der alte York mit grossem Gefolge eintritt, um die Thronentsagung Richards II. dem neuen Könige zu überbringen. Vergebens protestirt der Bischof von Carlisle dagegen, schweres Unheil künftigen Bürgerkrieges verkündend, wenn in solcher Weise die höchsten Autoritäten des Landes entsetzt werden. Northumberland verhaftet ihn für diese unzeitige Einmischung, und Heinrich Bolingbroke lässt, um allen Verdacht einer nicht freiwilligen Entsagung abzuwehren, den König selbst eintreten.

Und nun beginnt denn die zweite Hauptabtheilung dieser grossen Scene, vom Dichter höchst genial ausgeführt, so dass dieser vierte Akt auch auf der Bühne bei gutem Spiel eine Wirkung erzielt, wie sie bei dem überhaupt zur Katastrophe nur überleitenden vierten Akte in dramatischen Dichtungen sehr schwer zu erreichen und sehr selten zu finden ist. Die feinsten Hülfsmittel seiner Kunst, die schärfsten Züge charakteristischer Zeichnung hat der grosse dramatische Dichter hier mit äusserstem Geschick angewandt, um uns das Bild Richards noch einmal in seiner ganzen Schwäche, aber zugleich in seiner ganzen Schönheit zu zeigen und dadurch jene tiefe Rührung, jenes reine Mitleid mit dem Falle eines Königs hervorzubringen, auf welches Aristoteles und Lessing so grosses Gewicht legen in der Wirkung der Tragödie. So beginnt denn der Eintretende gleich mit der klagenden Erinnerung an seine frühere Macht:

Ach, warum ruft man mich vor einen König,
Bevor die fürstlichen Gedanken noch
Ich abgeschüttelt, die mich einst erfüllten?
Noch lernt' ich kaum, zu schmeicheln, mich zu schmiegen,
Das Knie zu beugen — lasst denn eine Weile
Das Leid mich noch erziehn zur Unterwerfung!

Und als man ihm gesagt, zu welchem Zwecke er herberufen sei, da wendet er sich an den neuen König, die Krone in der Hand:

> Gebt mir die Krone! -- Vetter, fasst die Krone!
> Legt Eure Hand dort an, ich meine hier.
> Nun ist die goldne Kron' ein tiefer Brunnen
> Mit zweien Eimern, die einander füllen:
> Der leere, immer tanzend in der Luft,
> Der andre unten, ungesehn, voll Wasser.
> Der Eimer unten, thränenvoll, bin Ich:
> Mein Leiden trink' ich und erhöhe dich.

Dann macht er in seiner gewohnten Art wieder Wortspiele mit der eigenen Sorge (care), spricht endlich in aller Form die Thronentsagung aus, widerstrebt aber mit Heftigkeit dem Verlangen Northumberlands, dass er seine eigenen Vergehen verzeichnet lesen und unterschreiben soll. Und zuletzt fügt der Dichter noch einen höchst merkwürdigen Zug hinzu, wie ihn nur der charakteristische Styl gestattet: Der entthronte König lässt sich einen Spiegel bringen, sieht noch einmal sein strahlendes Herrscher-Antlitz in dem Spiegel, dann wirft er ihn zu Boden, dass mit dem schmeichelnden Glase das jetzt falsche Bild in tausend Stücke zerbricht. Und nun lässt er sich in den Tower abführen, einem traurigen Ende entgegenzugehen.*

Der Abt von Westminster, der Bischof von Carlisle und der junge Herzog von York, Aumerle, bleiben nach dem Abgange der beiden Herrscher zurück und der Abt gibt der Stimmung des Ganzen entsprechenden Ausdruck, wenn er sagt:

> Ein schmerzenvolles Schauspiel sahen wir!

* Diese ganze wundervolle Scene von Richards eigener Entsagung fehlt bekanntlich in Q. A. und Q. B. von 1597 und 1598, und erst die beiden weiteren Quartos C. und D. (1608 und 1615) enthalten dieselbe in der Weise, wie sie auch die Folio von 1623 aufgenommen hat; einzelne Abweichungen sieh in Delius' Ausgabe. Dass Shakespeare diese zweite Hauptpartie des vierten Aktes etwa erst später sollte hinzugedichtet haben, ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil dadurch der Akt viel zu kurz, ja völlig unbedeutend erscheinen würde. Die Theatercensur der Königinn Elisabeth wird also Aufführung und Druck nicht gestattet haben, weil die Wirkung eine zu mächtige war. Wurde doch bei einem Aufstande Richard II. gespielt, um das Volk aufzuregen!

Bischof.

Ja, künft'ge Schmerzen: Die noch Ungebornen
Wird dieser Tag einst stechen, scharf wie Dornen!

So bereitet der Dichter sich hier bereits die Wirkung vor, welche die Darstellung der Bürgerkriege in den weiteren Dramen zu machen bestimmt ist. Die Verschwörung der drei Unzufriedenen gegen König Heinrich IV. beschliesst den Akt — ein meisterhafter Zug des Dichters, um hier schon die unsichere Basis zu enthüllen, auf welche die beginnende Dynastie der Lancaster gegründet ist. — —

Der fünfte und letzte Akt enthält sechs Scenen, die theils Richard dem II., theils der Regierung des neuen Königs und den gegen ihn nun beginnenden Unruhen und Verschwörungen gewidmet sind. In der ersten Scene, dem Abschied zwischen König und Königinn, steht die berühmte Stelle, in welcher sich die ganze elegische Stimmung des schönen Stückes noch einmal concentrirt:

Richard.

Doch, gute weiland Königinn, bereite
Nach Frankreich dich zu gehn: denk', ich sei todt,
Und dass du, wie an meinem Todbett, hier
Mein scheidend letztes Lebewohl empfängst.
In langen Winternächten sitz' am Feuer
Bei guten alten Leuten, lass sie dir
Betrübte Fäll' aus ferner Vorzeit sagen,
Und eh du gute Nacht sagst, zur Erwiedrung
Erzähl' du meinen klagenswerthen Fall
Und schick' die Hörer weinend in ihr Bett,
Und die fühllosen Brände werden stimmen
Zum dumpfen Tone der betrübten Zunge:
Sie weinen mitleidvoll das Feuer aus
Und trauern, theils in Asche, theils kohlschwarz,
Um die Entsetzung eines echten Königs. —

In den letzten kurzen Reden zwischen Richard und seiner Gemahlinn finde ich die merkwürdige Notiz, dass Q. A. und die sämmtlichen übrigen Quartos die gewöhnlich dem Northumberland zugetheilten Worte:

Das wäre Liebe, doch nicht Politik!* —

* „That were some love, but little policy!"

nemlich die Gatten vereinigt zu lassen und beide nach Frankreich zu verbannen — ursprünglich von König Richard selbst sind gesprochen worden. So hat also der Dichter selbst sie wohl auch geschrieben und bei der Aufführung stimmte es ganz zu dem geistreich-vorlauten und unvorsichtigen Charakter des früheren Königs, selbst die Klugheit der Massregel hervorzuheben, die ihn doch so empfindlich treffen musste. Zudem war Northumberland eigentlich mit seinen letzten Worten vorher schon aus dem Gespräch ausgeschieden, hatte sein letztes Wort bereits gesagt: „Nehmt Abschied und macht vorwärts, denn jetzt müsst ihr scheiden, und damit gut und genug!" Dass er sich danach noch einmal in die ergreifende Abschiedsscene einmischen sollte, ist nicht wahrscheinlich; vielmehr hatte er sich jetzt abgewendet und ist schon vorausgegangen, da ihm in seiner kurz entschlossenen Weise — er ist der Vater des Heissporns Percy! — das sentimentale Abschiednehmen ohnehin schon zu lange dauert. Erst die Folio hat die allerdings sehr plausible, aber nicht eben feinsinnige Aenderung eintreten lassen.

Es folgt in der zweiten Scene zuerst die Erzählung des alten York an seine Gemahlinn vom Einzuge des neuen Königs in London, dann die Entdeckung der Verschwörung an dem eigenen Sohne Aumerle und die eilige Abreise der ganzen Familie zum Könige, um die Verschwörung zu verrathen und seine Gnade zu erflehen. Das Erste ist wieder eine durch ihre Schönheit hochberühmte Stelle:

Der grosse Bolingbroke,
Auf einem feurigen und muth'gen Ross,
Das seinen stolzen Reiter schien zu kennen,
Ritt vor in stattlichem, gemessnem Schritt,
Weil Alles rief: „Gott schütz' dich, Bolingbroke!"
Es war, als wenn die Fenster selber sprächen,
So manches gierige Aug' von Jung und Alt
Schoss durch die Flügel sehnsuchtsvolle Blicke
Auf sein Gesicht — als hätten alle Wände,
Behängt mit Schilderein, mit Eins gesagt:
„Gott segne dich! Willkommen, Bolingbroke!"
Er aber, sich nach beiden Seiten wendend,
Barhäuptig, tiefer, als des Gaules Nacken,
Sprach so sie an: „Ich dank' Euch, liebe Landsleut'!"
Und so stets thuend, zog er so entlang!

Herzoginn.

Ach, armer Richard, wo ritt er indess?*

York.

Wie im Theater wohl der Menschen Augen,
Wenn ein beliebter Spieler abgetreten,
Auf den, der nach ihm kommt, sich lässig wenden
Und sein Geschwätz langweilig ihnen dünkt —
Ganz so und mit viel mehr Verachtung blickten
Sie scheel auf Richard. Niemand rief: „Gott schütz' ihn!"
Kein froher Mund bewillkommt' ihn zu Haus.
Man warf ihm Staub auf sein geweihtes Haupt:
Den schüttelt' er so mild im Gram sich ab,
Indess im Antlitz Thränen noch und Lächeln
Als Zeugen seiner Leiden und Geduld
Einander schwer bekämpften! — — —

Noch eine kurze Retardirung geht der Katastrophe des Stückes vorher, indem in der dritten Scene Heinrich IV. als König (den jungen Percy) zum ersten Male nach seinem lustigen Sohne fragt und damit die Hauptfiguren des folgenden Stückes, Falstaff und den Prinzen Heinz, bereits vorbereitet. Dann aber, nachdem noch die Yorks Verzeihung erbeten und erhalten haben, geht die Tragödie rasch ihrem Ende entgegen. Exton, Sir Pierce von Exton, glaubt in des Königs Mienen eine Aufforderung gelesen zu haben (vierte Scene), seiner ewigen Sorge Richards wegen ein Ende zu machen.** Er dringt also mit seinen bewaffneten Mördern in Richards Gefängniss zu Pomfret ein — vorher hier Richards Monolog und das Gespräch mit dem Stallknecht — und stösst ihn nach kurzem Kampfe nieder (fünfte Scene), findet aber freilich nicht den erwarteten Lohn und Dank bei König Heinrich IV., der unterdessen all seine Feinde schon durch seine Getreuen besiegt hat.

---

* Nur die Q. A. hat hier rode statt rides, welche erstere Lesart allein den richtigen Sinn gibt.

** Sollte die Lesart der Q. A. hier nicht zu retten sein, wishtly = wishedly = wishfully, d. h. verlangend, sehnsuchtsvoll, heftig heischend, statt des matteren wistly = aufmerksam, beobachtend, welches alle Herausgeber aus den späteren Quartos aufgenommen? Q. B. (1598) hat ebenfalls noch wishtly: der Dichter hat es also doch wohl so gewollt. Vielleicht hat der Dichter auch wishly geschrieben, welches Wort zwar jetzt nicht mehr gebräuchlich, aber immer noch im Sprachschatze vorhanden ist. Es hat dieselbe Bedeutung.

Das Stück schliesst damit, dass der Sarg des Entsetzten (sechste Scene) auf die Bühne gebracht und vor den neuen König hingestellt wird und dass dieser, die Blutschuld von sich abwälzend, eine Fahrt zum heiligen Lande unternehmen will. So beklagt Bolingbroke als König Henry IV. edelmüthig auch den gefallenen Feind noch:

> Der liebt das Gift nicht, der es nöthig hat —
> So ich dich! Ob sein Tod erwünscht mir schien,
> Den Mörder hass' ich, lieb' ermordet ihn.
> Nimm für die Mühe des Gewissens Schuld,
> Doch weder mein gut Wort, noch hohe Huld.
> Wie Kain wandre nun in nächt'gem Graun
> Und lass dein Haupt bei Tage nimmer schaun.
> Lords, ich betheur' es, meiner Seel' ist weh,
> Dass ich mein Glück bespritzt mit Blute seh.
> Kommt und betrauert mit, was ich beklage,
> Dass düster Schwarz sofort ein Jeder trage!
> Ich will die Fahrt thun in das heil'ge Land,
> Dies Blut zu waschen von der schuld'gen Hand.
> Zieht ernst mir nach, und keine Thränen spare,
> Wer meine Trauer ehrt, an dieser frühen Bahre.*

---

* Von texterklärenden Schulausgaben Richards II. möchte die von Delius wohl noch immer als die beste gelten dürfen. Die Ausgabe von Noiré (Mainz 1868) ist völlig ungenügend, der Inhalt durchaus dürftig. Die Erklärung von Robert Prölss (1877) entspricht ebenfalls nicht dem, was man von dem trefflichen Verfasser der „Geschichte des Dramas" hätte erwarten sollen. Ueber die in England und Amerika herausgegebenen englischen Ausgaben von Hudson und Meiklejohn (1879 und 1880) ist das Shakespeare-Jahrbuch nachzusehen. Von deutschen Schulausgaben (d. h. englischer Text mit deutschen Anmerkungen) erwähne ich nur noch die von Dr. L. Riechelmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Plauen, bei Teubner in Leipzig erschienene Edition (1869). Sie leidet zwar an einer höchst widerwärtigen Orthographie, indem die Vorrede alle Substantive klein schreibt, die Einleitung dann wieder gross, in den Anmerkungen Worte wie „bejaend" (statt bejahend) erscheinen; der kritische Apparat fehlt gänzlich, ein schwacher Versuch zur Textkritik in der Vorrede ist höchst unglücklich ausgefallen: der Verfasser hält sich im Ganzen an die Cambridge Edition, die seitdem durch die Kritik unseres Delius doch wohl Etwas an Autorität möchte verloren haben. Auch die einleitenden Paragraphen über Shakespeare's Leben und Werke, Sprache und Versbau ist selbst für Schüler viel zu dürftig ausgefallen: einem Berliner Primaner wenigstens darf der Verfasser nicht mit solchen Oberflächlichkeiten kommen, wie es die halbe Seite über Shakespeare's Werke ist (§ 2). Das Beste in der Ausgabe sind die historischen Citate aus Holinshed und Pauli's „Geschichte Englands", sowie in den texterklärenden Anmerkungen die zahlreichen Bemerkungen über den Sprachgebrauch Shakespeare's im Unterschiede von der heutigen Sprache: so „the which" als Relativ-Form (I, 1, 90), „for

IV.

„König Heinrich IV." muss in unmittelbarem Zusammenhange mit Richard II., wie das Stück entstanden ist, auch gelesen werden, da die mannigfaltigsten Beziehungen beide Dramen als sich gegenseitig ergänzend erscheinen lassen. Zudem kehrt Shakespeare, wie in Richard II. zum Reime, so in Heinrich IV. zum strengeren zehnsilbigen Blankverse seiner ersten Jugendstücke zurück, und die wieder äusserst correcte erste Quartausgabe von 1598, als Q. A. bezeichnet, lässt es uns höchst wahrscheinlich erscheinen, dass der Dichter bei dem ersten Drucke dieses seines Lieblingsstückes die Hand im Spiele gehabt hat.* Der erste Eindruck auf das Publikum seiner Zeit muss ein völlig durchschlagender und absolut hinreissender gewesen sein: denn lebensvoller ist noch niemals eine beliebte Heldengestalt der eigenen Geschichte einem Volke vorgeführt worden, als Prinz Heinrich in diesem nach seinem königlichen Vater benannten Stücke. Durchaus eigenthümlich dem Dichter und eine entscheidende Phase seiner dichterischen Entwickelung dokumentirend ist dabei die seltsam-geniale Vermischung des Tragischen und Komischen, wie der Autor sie bisher in historischen Stücken nicht angewandt hatte: dazu fand er im Holinshed, der für die Verschwörungen und kriegerischen Verwickelungen wieder seine Quelle war, nur ganz oberflächliche Andeutungen, und in dem bereits früher existirenden Stücke** nur einen ganz rohen Entwurf voll von schlechten Spässen und noch schlechteren Versen. Welch eine formgestaltende Kraft muss also um diese Zeit in dem Genius

---

that" statt because (I, 1, 129), Ye statt You, Yea statt Yes, und Nay statt No u. s. w. Bei dem Particip. clad (I, 3, 12) hätte er erwähnen können, dass Chaucers „yclad" auch bei Shakespeare im Pericles noch einmal vorkommt. Mit einer besseren Einleitung und einem textkritischen Apparate versehen, würde also die Ausgabe schon brauchbar sein.

* Es erschienen ausserdem Q. B. 1599, Q. C. 1604, Q. D. 1608, Q. E. 1613, alle weniger correct und sorgfältig redigirt, als die erste Ausgabe. Aus der Quarto von 1613 ist der Abdruck der ersten Folio von 1623 entnommen.

Die Textkritik hat also vorzugsweise die Q. A. und die Folio zu vergleichen.

** „The famous Victories of Henry the Fifth", schon vor 1588 von unbekanntem Verfasser geschrieben, nach 1594 und 1598 und unter dem König Jacob I. nochmals gedruckt.

des Dichters zum Durchbruch gekommen sein, dass er aus so wenigem und so schlechtem Material ein so vorzügliches Kunstwerk hat zu Stande bringen können, wie es Heinrich IV. nach dem einstimmigen Urtheil aller Literarhistoriker wirklich ist! Unter den historischen Dramen bezeichnet der erste Theil dieses Titels geradezu den absoluten Höhepunkt seiner künstlerischen Genialität: so frei und kühn, so absolut heiter und humoristisch und zugleich so scharf und sicher in der Zeichnung der Charaktere und der Entwickelung der Handlung erscheint der grosse Dramatiker in keinem anderen geschichtlichen Stücke der neunziger Jahre: nur im Kaufmann von Venedig drei Jahre vorher und in „Was Ihr wollt" drei Jahre nachher finden wir wieder eine so glückliche Entfesselung aller schönsten Gaben seines dichterischen Genius.

Der Inhalt des Stückes ist die jugendliche Entwickelung des Helden von Azincourt, des späteren Königs Heinrich V., in der dreifachen Beziehung zu den lockeren Genossen seines Jugendlebens, zu seinem strengen Vater und zu den Empörern gegen diesen, namentlich zu Percy. Doch umfasst dieser erste Theil nur die geschichtlichen Ereignisse eines Jahres von 1402—1403, von der Schlacht bei Holmedon bis zur Schlacht bei Shrewsbury, genauer also vom 14. September 1402 bis zum 21. Juli des Jahres 1403.*

Der erste Akt enthält daher gleich in drei reich ausgearbeiteten Scenen die Andeutung zu Allem, was das Stück brin-

* Es ist zu bedauern, dass die lesenswerthe Abhandlung von Wilhelm König im XII. Bande des Shakespeare-Jahrbuches (1877), betitelt: „Shakespeare's Königsdramen, ihr Zusammenhang und ihr Werth für die Bühne", so wenig auf die feine Composition der Stücke im Einzelnen eingeht: und doch beruht das volle Verständniss des eigentlich Künstlerischen und Dichterischen im Drama nur auf dieser klaren Einsicht in die dramatische Composition. Ich muss daher allen früheren Erklärungen gegenüber — auch Ulrici und Gervinus — immer wieder auf das berühmte Wort unseres grossen Aesthetikers Friedrich Theodor Vischer zurückkommen: „Shakespeare ist ein noch unerklärter Compositionskünstler." Will man wissen, was wir darunter verstehen, so lese man ausser den hier vorliegenden Abhandlungen einmal die Erklärung, die Vischer selbst vom König Lear gegeben hat, sowie mein besonderes Werk: „Die Composition von Shakespeare's Romeo und Julia" (Bonn 1861). Mit Leo werde ich über diesen wichtigen Punkt gelegentlich auch noch ein ernstes Wort zu reden haben.

gen soll: die Unruhen in Wales und die Schlacht bei Holmedon in Schottland geben ein Bild von der bewegten Zeit der ersten Regierungsjahre Heinrichs IV. und veranlassen diesen Herrscher, wie er in seinem Pallaste zu London die Nachrichten erhält, einen Vergleich anzustellen zwischen Heinrich Percy, dem Sieger bei Holmedon, und seinem Sohne Heinrich, der sich unterdessen mit Falstaff in den Kneipen herumtreibt. Die zweite Scene führt diesen selbst vor und Falstaff — so unübertrefflich geistreich, dass noch heutzutage die humoristische Wirkung beider Erscheinungen auf der Bühne sofort eine durchschlagende ist. Die dritte Scene gibt einen überaus prächtigen Contrast dazu in dem Auftreten des Heissspors selbst, des immer aufgeregten, unermüdlichen und — im Kämpfen, wie im Reden — unerschöpflichen Percy, der die Gefangenen dem Könige nicht ausliefern will und darüber in seiner immerfortsprudelnden Heftigkeit beinahe überhört, dass die Grafen von Northumberland (s. Vater) und Worcester ihn zu einer Empörung gegen den König deshalb veranlassen wollen. So spielt das ganze Stück sogleich in der Tonart, welche im vorigen Stücke Richard II. selbst bereits hat anklingen lassen, als er in der ersten Scene des fünften Aktes zu eben diesem Grafen Northumberland sagte:

> Northumberland, du Leiter, mittelst deren
> Der kühne Bolingbroke den Thron besteigt,
> Die Zeit wird nicht viel Stunden älter sein,
> Als sie nun ist, eh arge Sünde, reifend,
> Ausbrechen wird in Fäulniss: Du wirst denken,
> Wenn er das Reich auch theilt und halb dir gibt,
> Zu wenig sei's, da du ihm Alles schafftest;
> Und er wird denken, du, der Mittel weiss,
> Ein unrechtmässig Königthum zu stiften,
> Du werdest, leicht gereizt, auch Mittel wissen,
> Wie man ihn stürzt vom angemassten Thron.
> Die Liebe böser Freunde wird zur Furcht,
> Die Furcht zum Hass, und einem oder beiden
> Bringt Hass Gefahren und verdienten Tod.

Aber wie wundervoll die Ausführung im Einzelnen gelungen ist, das merkt man erst bei einem genaueren Studium des englischen Textes — in der That eine Sprache, die den

Dichter auf der vollen Höhe seiner schöpferischen Potenz als Dichter zeigt. Wir wollen auf Einzelnes genauer aufmerksam machen.

Die das Drama beginnende Rede des Königs Heinrich IV. spricht in grossartigen Versen, mit einem edlen feierlichen Aufschwunge den Entschluss zu einem Kreuzzuge ins heilige Land aus, damit der Bürgerkrieg nicht ferner das eigene Land schädige:

So shaken as we are, so wan with care,
Find we a time for frighted peace to pant
And breathe short-winded accents of new broils
To be commenc'd in stronds afar remote.
No more the thirsty entrance of this soil
Shall daub her lips with her own children's blood,
No more shall trenching war channel her fields,
Nor bruise her flowrets with the armed hoofs
Of hostile paces: those opposed eyes etc. etc.

Der Sinn ist nicht ganz leicht zu verstehen für Schüler, die mit Shakespeare's Sprache noch nicht völlig vertraut sind. Der Dichter will sagen:

„So sehr wir auch erschüttert sein mögen (durch die bisherigen Ereignisse), so bleich vor Besorgniss (über Alles, was uns vielleicht noch bevorsteht), so finden wir (für unser eigenes Land) doch Zeit und Gelegenheit, dass der (wie ein Wild) aufgescheuchte und gehetzte Friede einmal Athem holen und sich ein wenig verschnaufen kann, um (dann) abgebrochene Laute zu stammeln von neuen Kämpfen, welche an fernen Gestaden sollen begonnen werden. Nicht soll ferner der durstige Schlund dieses Bodens seine Lippen besudeln mit der eigenen Kinder Blute u. s. w." Das Uebrige ist leichter zu verstehen, auch von Schlegel recht gut übersetzt. Statt des auffallenden „entrance", was eigentlich Eingang, Oeffnung heisst, würde ich lieber entrails (das Innere) lesen, wenn nicht das folgende „her lips" deutlich darauf hinwiese, dass der Phantasie des Dichters hier ein Schlund zum Einschlingen, gleichsam ein Raubthierrachen vorschwebt; auch das sonst vorgeschlagene crannies (= Spalten des Bodens) gäbe einen erträglichen Sinn: daraus könnte aber nicht so leicht entrance entstanden sein. Behalten wir also lieber das allerdings furchtbare Bild des blutdürstigen

Schlundes bei, da der Dichter offenbar in starken Ausdrücken die Schrecken des Bürgerkrieges bezeichnen will.

Den Entschluss, ins heilige Land zu ziehen, um alle Schuld seiner Thronbesteigung abzubüssen, hatte König Heinrich IV. schon am Ende von Richard II. ausgesprochen. Nun finden wir Zeile 28 den Vers:

> But this our purpose now is twelve month old.

Sollte darin nicht eine Andeutung enthalten sein, dass der Dichter ein Jahr später, als er Richard II. beendigt, das neue Stück Heinrich IV. begonnen habe? Es ist doch jedenfalls höchst merkwürdig, dass die späteren Quartos schon — also als es „jetzt" nicht mehr gerade ein Jahr war — dieses now ausgelassen haben und dass nach ihnen die Folio den Vers so bringt:

> But this our purpose is a twelvemonth old.

Danach müsste also, wenn Richard II. schon im Laufe des Jahres 1595 zum Abschluss und zur ersten Aufführung kam, Heinrich IV. bestimmt 1596 begonnen und spätestens 1597 zum Abschluss gekommen sein, welche Jahreszahl der Vollendung wir nach dem Erscheinen der ersten Quarto (1598) allerdings auch als den spätesten wahrscheinlichen terminus ad quem für dieses Stück angenommen haben. Man vergesse nur nicht bei all diesen genaueren Zeitbestimmungen, dass damals das alte Jahr bis zu Frühlingsanfang gerechnet und weitergezählt wurde, so dass also, wenn im Winter 1596, im Januar etwa, Heinrich IV. als beendigt und aufgeführt nachgewiesen würde, dies nach unserer Zeitrechnung der Januar des Jahres 1597 sein würde; der October, November, December des Jahres 1597 aber würde mit unserer Zeitrechnung übereinstimmen.

Als die Nachricht von den Unruhen in Wales angekommen, bemerkt König Heinrich:

> It seems then, that the tidings of this broil
> Brake off our business for the Holy Land.
>
> Westmoreland.
>
> This match'd with other did, my gracious lord.
> Far more uneven and unwelcome news
> Came from the north, and thus it did import. . .

So lesen die ersten Quartos, und ich ziehe diese Lesart entschieden derjenigen der Folio vor, welche statt did liest: like, ferner far (Folio und Qs.) statt for, und report statt import. Ich übersetze also folgendermassen:

W e s t m. „Ja, dieses zusammen mit andern Nachrichten hat w i r k l i c h unserem Plane nach dem heiligen Lande vorläufig ein Ende gemacht. Weit unangenehmere Nachrichten kamen aus dem Norden, und folgendermassen lautete ihr wichtiger Inhalt . . .“

Man erkennt leicht, dass durch diese Combinirung der verschiedenen Lesarten der Sinn vollkommen deutlich und zudem bedeutender wird, als durch die Lesart der Folio allein. Namentlich ist das like der Folio schon deshalb zu verwerfen, weil die zweite Nachricht der ersten durchaus nicht ähnlich ist.

Auf diese zweite Nachricht, den Sieg des bis jetzt noch treuen Percy bei Holmedon, bemerkt der König, indem er an seinen heranwachsenden Sohn Prinz Heinrich denkt:

> Yea, there thou mak'st me sad, and mak'st me sin,
> In envy that my lord Northumberland
> Should be the father t o so blest a son:
> A son, who is the theme of honour's tongue,
> Amongst a grove the very straightest plant,
> Who is sweet Fortune's minion and her pride —
> Whilst I, by looking on the praise of him,
> See riot and dishonour stain the brow
> Of my young Harry! — O! that it could be prov'd,
> That some night-tripping fairy had exchang'd
> In cradle-clothes our children where they lay,
> And call'd mine Percy, his Plantagenet!
> Then would I have his Harry and he mine.
> But let him from my thoughts!

Die späteren Quartos und die Folio verändern ohne Grund to in of so blest a son: ich ziehe denn doch die erstere Lesart vor, weil der Dativ die Beziehung auf den Sohn, von dem hier die Rede ist, entschiedener hervorhebt.

Diese ganze Rede des Königs hier ist äusserst wichtig für das Verständniss der Composition des Dramas: Der getadelte Sohn erscheint in der zweiten Scene, der gepriesene Percy in der dritten Scene, und es zeigt sich gleich, welch eine

Ironie der gewöhnlichen Auffassung der Dichter hier in der Entwickelung der Charaktere selbst zum Vorschein kommen und in dramatische Wirkung treten lässt.*

Zunächst also die kostbare zweite Scene: Prinz Henry und Sir John Falstaff!

Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, wie der Dichter es nur angefangen hat, aus so unbedeutendem Material, wie ein dicker alter Mann, ein magerer junger Prinz und ein paar Lumpen von Strassenräubern und Kneipgenossen doch eigentlich sind, einen so unsterblichen Humor zu entbinden, wie es gleich hier geschieht. Und ich habe die Antwort darauf nur in der absolut fessellosen Freiheit der übermüthigsten Laune des Dichters selbst verbunden mit einer Meisterschaft und Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache finden können, die ihres Gleichen nicht hat in der Literatur. Der eigentliche Träger dieser grenzenlos genialen Ausgelassenheit, Sicherheit und Kühnheit in der Behandlung aller sonst respektirten Verhältnisse ist nicht Falstaff, sondern in dieser Scene wenigstens nur der junge Prinz Heinz, der dadurch das bedeutendste geistige Relief erhält, namentlich im Contrast zu dem im Grunde geistlosen Raufbold und Renommisten Percy. Wie der magere Jüngling hier den fetten alten Sünder verhöhnt, wie er auffährt: „What! none?“ als der dicke Satansbraten ihm zu versichern sich untersteht, er werde schwerlich Gnade finden, wie kurz angebunden er zu befehlen und solches Befehlen zu schildern versteht: „Lay by — bring in!“ — wie er ferner die Unanständigkeiten Falstaffs sich vom Leibe zu halten und überhaupt ihn abzutrumpfen,** mit wahrhaft vernichtenden Wort-

* Ich habe in Bezug auf das Metrisch-Technische schon vorher bemerkt, dass der strengere Gebrauch des zehnsilbigen Blankverses in Heinrich IV. überhaupt, und besonders in dieser ganzen ersten Scene eine allerdings auffallende Erscheinung ist. Ferner aber findet sich kein Reim in derselben, selbst am Schluss nicht; vielmehr bricht die Scene mit einem halben Verse ab (broken speech-ending), eine Eigenthümlichkeit der reiferen Stücke, welche in den folgenden immer deutlicher hervortritt. Vgl. Herzberg und Dowden.

** Why, what a pox have I to do with my hostess of the tavern? —

Und:

„Did I ever call for thee to pay thy part?“ — „I care not!“

spielen ihn gleichsam anzubohren,* mit seinen Gleichnissen zu übertrumpfen, seine guten Vorsätze zu ironisiren, endlich mit gutem Humor gleichsam spielend auf den Scherz des Poins, die Räuber auszurauben, einzugehen weiss, das Alles ist mit einem Geiste und in einer Sprache ohne Gleichen ausgeführt — eine Virtuosität im Gesprächstone bekundend, im dramatischen Dialog, die uns ein Bild geben mag von der Art und Weise, wie Shakespeare selbst mit seinen Genossen, Ben Jonson, Richard Burbadge und Anderen mag verkehrt haben in der Mermaid zu London! Und damit wir ja nicht im Zweifel bleiben, wie er diese Scene will verstanden wissen, folgt ihr gleich der wundervolle Monolog dieses nervösen, schlagfertigen, blitzartigen Jünglings:

Ich kenn' Euch Alle, und ich duld' ein Weilchen
Die wilden Launen eures Müssiggehens! . . .
Doch wenn ich ab dies lose Wesen werfe,
Und Schulden zahle, die ich nie versprach,
Täusch' ich der Welt Erwartung um so mehr,
Um wie viel besser als mein Wort ich bin!
Und, wie ein hell Metall auf dunklem Grunde,
Wird meine Bessrung, Fehler überglänzend,
Sich schöner zeigen und mehr Augen anziehn,
Als was durch keine Folie wird erhöht.
Ich will mit Kunst die Ausschweifungen lenken,
Die Zeit einbringen, eh die Leut' es denken.** — —

* For obtaining of suits? — Sieh die vortreffliche Erklärung bei Delius I, 2, Anmerkung 21.

** Erst hier finden wir in den beiden letzten Versen der Scene einmal den Reim angewandt:

I'll so offend, to make offence a skill, (Geschick, Kenntniss, Kunst)
Redeeming time, when men think least I will.

In der Prosa-Scene vorher lassen die Quartos sämmtlich das „but“ der Folio aus, so dass Prinz Heinrich also kürzer und weniger bedenklich sagt:

How shall we part with them in setting forth?

Die Lesart ist vorzuziehen; das Bedenken kommt ihm erst in der folgenden Rede, aus welcher die Folio das „but“ auch in diese herübergenommen hat.

Der Ton, in welchem Prinz Heinz sowohl wie Poins in dieser Scene den alten Falstaff behandeln, ist der beste Schlüssel zur richtigen Auffassung dieses komischen Charakters. Als Poins eintritt, begrüsst er ihn mit den Worten:

„What says monsieur Remorse? What says Sir John Sack-and-Sugar? Jack, how agrees the devil and thee about thy soul, that thou

Die folgende dritte Scene, die beginnende Empörung Percy's darstellend, muss man einmal von einem guten Schauspieler auf der Bühne gesehen haben, um sie völlig zu verstehen. Seine Schilderung des feinen Hofherrn mit dem Bisambüchslein im Contrast zu den „kalt gewordenen Wunden des Schlachtgewühles", seine Vertheidigung Mortimers, seine Weigerung, die Gefangenen herauszugeben — „Und wenn der Teufel kommt und brüllt nach ihnen!" — und wie er sich nun immer tiefer in seine eigene Leidenschaft und Heftigkeit hineinredet und hineinwühlt, bis zu dem Aerger, dass sein Vater „die süsse Rose Richard ausgerauft, Um diesen Dornstrauch Bolingbroke zu pflanzen", und bis zu dem Entschluss, „das stolze, höhnische Verschmähn zu rächen" — das Alles sind Züge einer Zeichnung, die lebensvoller und energischer gar nicht zu denken ist. Meisterhaft ist besonders die kolossale Steigerung seines heldenhaften Ingrimms, als ihm die Aussicht auf Rache eröffnet wird:

> Schickt nur Gefahr von Osten bis zum West,
> Wenn Ehre sie von Nord nach Süden kreuzt,
> Und lasst sie ringen: o, das Blut wallt mehr
> Beim Löwenhetzen, als beim Hasentreiben!
> Bei Gott, mich dünkt, es wär' ein leichter Sprung,
> Vom blassen Mond die lichte Ehre reissen,

---

soldest him on Good-Friday last for a cup of Madeira and a cold capon's leg?" Und als Falstaff abgeht, ruft ihm der Prinz noch nach: „Lebewohl, du Spätfrühling! Lebe wohl, du Altweibersommer!"

Falstaff ist also zunächst die Ursache, dass andere Leute Witze über ihn machen. Wir werden indessen bald sehen, dass er auch selbst geistreich genug ist, um auf anderer Leute Kosten Witze zu machen und die Lacher auf seine Seite zu bringen.

Für die prävalirende Autorität der Q. A. (1598) will ich nur noch anführen, dass sie allein das stärkere „upon me" hat statt unto me in Falstaffs Rede; sie liest also:

„Thou hast done much harm upon me, Hal — God forgive thee for it. Before I knew thee, Hal, I knew nothing; and now am I, if a man should speak truly, little better than one of the wicked. I must give over this life, and I will give it over . . . I'll be damned for never a king's son in Christendom." —

Zu beachten ist ausserdem, dass erst die Folio B. von 1632 aus dem boshaft-ironischen Lächeln des Prinzen „die abgeschmacktesten Gleichnisse" gemacht hat: statt similes haben sämmtliche Quartos und die Folio A. von 1623 das weit bessere „the most unsavoury smiles". Man denke sich doch die Miene, mit der der Prinz ihn fragt: „What say'st thou to a hare or the melancholy of Moorditch?"

Oder sich tauchen in der Tiefe Grund,
Wo nie das Senkblei bis zum Boden reichte,
Und die ertränkte Ehre bei den Locken
Heraufziehn — dürft' ihr Retter ihre Würden
Dann alle tragen, ohne Nebenbuhler!

Und die feinste psychologische Beobachtung solcher jungen Brauseköpfe in ihrer leidenschaftlichen Aufregung verräth namentlich der köstliche Zug, wie er nach bereits eingetretener Beruhigung — „Habt Nachsicht mit mir!" — plötzlich wieder aufflammt, dem Andern in die Rede fällt und weiter tobt, als Worcester beginnt:

Jene edlen Schotten,
Die ihr gefangen —

Percy.

Die behalt' ich alle!
Bei Gott! Er soll nicht einen Schotten haben u. s. w.

Diesem unaufhörlichen Fortstürmen entspricht dann die kopflose Verschwörung gegen den „Politiker" Bolingbroke und seinen „Schwadroneur" von Prinzen, in welche er sich so ohne alles Bedenken hineinziehen lässt. Und so hat der Dichter hier eine Reihe von Zügen vereinigt, die uns wenig Zweifel darüber lassen, auf welcher Seite unter den beiden jungen Helden er eigentlich Partei nimmt, ob für diesen überkühnen Raufbold, Raisonneur und Verschwörer, oder für den schneidigen jungen Prinzen, der die Ausgelassenheit und geniale Liederlichkeit nur als Maske und Folie benutzen will, um seine Heldenkraft einst desto heller emporstrahlen zu lassen.

V.

Nachdem wir in dieser Weise einmal den Grundplan des Stückes durchschaut und die Hauptcharaktere gezeichnet haben, können wir über das Folgende rascher hinweggehen. Der zweite Akt enthält, ausser der einleitenden Kärrner- und Hausknechtsscene (1) wieder nur drei Scenen, die sich abwechselnd um Prinz Heinz und Percy bewegen: die zweite und vierte schildern die Streiche, die jener als Wegelagerer bei Gadshill und in der Kneipe zum wilden Schweinskopf in Eastcheap aus-

führt, während in der dritten zwischenliegenden Scene der Verschwörer Percy seine Vorbereitungen zur Ausführung seines Unternehmens trifft, ohne seiner Lady Percy, die übrigens allerliebst gezeichnet ist, auch nur das Geringste mittheilen zu wollen. Die feinsten Geister seines unsterblichen Humors lässt der Dichter in der vierten Scene sprühen: wie hier Falstaff und Prinz Heinrich abwechselnd die Scene als Parodie spielen, welche im folgenden Akte mit dem höchsten Ernste behandelt wird — Prinz Heinz von seinem Vater zur Rede gestellt wegen seines Lebenswandels — das ist eine der köstlichsten Erfindungen der gesammten Komödien-Literatur. Es spielen dabei allerlei feine literarische Anzüglichkeiten mit, die für uns jetzt freilich nicht mehr die unmittelbare Wirkung haben können, welche sie damals müssen ausgeübt haben, wo der Dichter selbst eben erst angefangen hatte, sich von dem italianisirenden Conzettisten-Styl eines Lyly zu befreien. Meisterhaft übertrumpft er aber dann wieder die Rede Falstaffs durch den Prinzen selbst:

„Swearest thou, ungracious boy? Henceforth never look on me! — Thou art violently carried away from grace: there is a devil haunts thee, in the likeness of a fat old man — a tun of man is thy companion. Why dost thou converse with that trunk of humours, that bolting-hutch of beastliness, that swoln parcel of dropsies, that huge bombard of sack, that stuffed cloak-bag of guts, that roasted Manningtree-Ox with the pudding in his belly, — that reverend vice, that grey iniquity, that father ruffian, that vanity in years?" ...

Welch eine Sammlung von Schimpfwörtern! So kann nur Shakespeare schimpfen: „Warum verkehrst du ruchloser Bube mit dem Kasten voll wüster Einfälle, dem Beuteltrog der Bestialität, dem aufgedunsenen Ballen Wassersucht, dem ungeheuren Fasse voll Sekt, dem vollgestopften Kaldaunensack, dem gebratenen Krönungs-Ochsen mit dem Pudding im Leibe, diesem ehrwürdigen Laster, dieser grauen Ruchlosigkeit, diesem Vater aller Kuppelei und Schurkerei, dieser Eitelkeit bei Jahren?"*

* Falstaff hat übrigens solche drollige Schimpferei dem Prinzen schon vorher reichlich wiedergegeben. Als dieser ihn anfährt: „Diese vollblütige

Wie Falstaff dann mit der unschuldigsten Miene von der Welt fragt: „Wen meinen Eure Gnaden?“ — wie er sich dann vertheidigt — dann vor dem Sheriff und der Wache hinter der Tapete versteckt — und wie endlich „der ölichte Schlingel“ fest eingeschlafen dort gefunden wird, mit einer Rechnung in der Tasche, auf welcher für mehr als zehn Mark Sekt und Kapaunenbraten und nur für $^1/_2$ Pfennig Brot dazu angeschrieben steht — das Alles sind Züge eines so übermüthigen Humors, einer so ausgelassen fröhlichen Laune, dass der Dichter selten eine reinere und vollkommnere komische Wirkung erreicht hat. Der Prinz lässt ihn dann ruhig seinen Rausch ausschlafen und will ihm eine Stelle zu Fuss in dem beginnenden Kriege verschaffen, wo der erste Marsch von hundert Schritten schon dem dicken alten Sünder zum Verderben gereichen muss.

Man muss schon hier solche Züge der unbarmherzigsten Ironie ins Auge fassen, und man wird sich dann später nicht so sehr darüber wundern, dass der Prinz solche Vertraulichkeit unmöglich immer fortsetzen kann und dass er den alten Hans Narren muss fallen lassen, sobald die erlangte Königskrone ihm persönliche Würde und strengere Haltung gebietet.

Der englische Text dieses ganzen Aktes ist auffallend correct — als ob Herausgeber wie Setzer besonderes Vergnügen an demselben gefunden und sich daher möglichst Mühe gegeben hätten, ihre Sache gut zu machen. In der ganzen ersten und zweiten Scene ist keine Differenz zwischen Quartos und Folio zu bemerken. In den folgenden sind nur in einzelnen wenigen Worten die Folio-Editionen durch die Quartos zu emendiren, namentlich durch Q. A. (1598), welche auch hier meistens, wie bei Richard II., die entscheidende Autorität bildet: so in der Rede der Lady Percy die Correctur

In t h y faint slumbers,

während die Folio „in my f. sl.“ hat, was zu dem folgenden

Memme, dieser Bettdrücker, dieser Pferderückenbrecher, dieser Fleischberg“ — da fährt er ihm dazwischen: „Fort mit dir, du Hungerbild, du Aalhaut, du getrocknete Rinderzunge, du Ochsenziemer, du Stockfisch, du Schneiderelle, du Degenfutteral, du erbärmliches Rappier du — o hätt' ich nur Odem, zu nennen, was dir gleicht!“

„I by thee have watched“ keinen Sinn gibt. Ferner 15 Verse weiter: „On some great sudden h e s t = bei einem plötzlichen grossen Geheiss, Befehl, Auftrag“, dessen Ausführung alle Kräfte in Anspruch nimmt und daher die Seele in grosse Aufregung versetzt.*

Der Contrast zwischen Heinrich Plantagenet, Prinz von Wales, und dem Heisssporn Heinrich Percy ist in diesen Scenen vortrefflich vom Dichter weitergeführt. Der Prinz selbst gibt demselben den schönsten Ausdruck, wenn er (Scene 4) ausruft:

„Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt, die sich seit den alten Tagen des guten Vater Adam bis zu dem unmündigen Alter der gegenwärtigen Mitternacht als Humore gezeigt haben. ... Ich bin noch nicht so gesinnt, wie Percy, der Heisssporn des Nordens, der euch sechs bis sieben Dutzend Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt: ‚Pfui über dies stille Leben! Ich muss zu thun haben!‘“ —

„O mein Herzens-Heinrich“ — sagt sie — „wie viele hast du heute umgebracht?“ —

„Gebt meinem Rappen zu saufen!“ — sagt er, und eine Stunde darauf antwortet er: „Ein Stücker vierzehn! Bagatell! Bagatell!“ — — —

Im d r i t t e n Akte wird es nun aber wirklich Ernst mit dem Kriege gegen die Empörer, deren vollständig alberne Kopflosigkeit in der ersten Scene fast zu drastisch vorgeführt wird: Dass dieser Glendower für seinen Unsinn auch noch Respekt von dem tapferen Percy verlangt! Die gleich darauf folgende ernste Scene zwischen Prinz Heinrich und seinem Vater bildet wieder den schönsten Contrast zum Vorhergehenden: wie der Vater hier dem Sohne warnend das Beispiel Richards II. vorhält und wie der Prinz gerade an dem ihm als Muster immer vorgeführten Percy nun zu zeigen verspricht, dass er ihm wie an Geist, so auch an tapferer Heldenkraft unendlich überlegen sei, das ist genau der richtige Styl, um die ausgelassene

* Vgl. Delius II, 3, Anmerk. 11 und 15.

Komödie wieder auf den hohen Tragödienton zu stimmen, welcher der Würde und dem Schwergewicht grosser geschichtlicher Ereignisse entspricht. Bei Shrewsbury sollen sie auf die Feinde treffen: es geht einer Entscheidung entgegen, bei der es sich in der That für Heinrich IV. um seine Krone handelt. Dass der Dichter unmittelbar darauf aber dennoch wieder eine äusserst komische (dritte) Scene in Eastcheap wagt folgen zu lassen — Falstaffs Betrachtungen über Bardolphs Nase, seinen Zank mit der Wirthinn, und endlich seine Entschuldigung, als er über all seinen Lügen ertappt wird, damit, dass doch „Adam im Stande der Unschuld gefallen — was soll also der arme alte Hans Falstaff in den Tagen der Verderbniss thun?“ — das zeigt uns die unbedingte Herrschaft, die der Dichter damals über die Stimmung der Zuschauer wird ausgeübt haben. Und doch wird auch diese Komödie wieder in die ernste Strömung des Ganzen eingelenkt, indem der Prinz zuletzt kurz und scharf seine Befehle gibt, mit Poins noch dreissig (engl.) Meilen heute vor Tisch reiten will und den Akt beschliesst mit den Worten:

> Es brennt das Land, Percy ist hoch gestiegen:
> Wir müssen oder sie nun unterliegen!

Der vierte Akt entwickelt die schlechte Lage der Empörer in der ersten Scene, da der alte Northumberland krank geworden und der verrückte Glendower mit seinen Truppen ausgeblieben (1). Falstaff bringt in der zweiten Scene sein „Futter für Pulver“ herbei — in der dritten wird nochmals das Lager der Rebellen bei Shrewsbury vorgeführt: es finden Unterhandlungen statt vermittelst des Sir Walter Blunt, dem Percy nun die ganze Sachlage auseinandersetzt, weshalb die Northumberlands, die Königsmacher, die Empörung begonnen haben. Eine kurze vierte Scene hat der Dichter noch hinzugefügt, um zu zeigen, wie jetzt Alles zur Entscheidung hindrängt: der Erzbischof von York sendet in äusserster Eile noch einen Edelmann, den Sir Michael, als Boten ab, um verschiedene der Verschworenen mit der noch zu schwachen Macht Percy's im letzten Augenblicke unmittelbar vor der Schlacht bei Shrewsbury zu vereinigen.

Die Entscheidung erfolgt denn bald im fünften Akte, einem Meisterstücke von besonders feiner Composition! Noch versucht König Heinrich, dem Worcester als Repräsentanten der Rebellen Gnade anzubieten, und der Prinz Heinrich will es im Einzelkampfe mit Percy aufnehmen, um auf beiden Seiten Blut zu sparen; Falstaff aber geht bedächtiger in die Schlacht, nachdem der Prinz ihn nochmals abgetrumpft: „Still, Fricassée!“ — und jener dann seinen berüchtigten Monolog über die Ehre gehalten (1). Worcester aber überbringt in Scene 2 das Angebot der Gnade nicht an Percy, sondern nur die Herausforderung des Prinzen: so rüstet sich denn Alles zur Schlacht, die in den beiden folgenden Scenen (3 und 4) in der bekannten Weise entschieden wird. Percy fällt, Falstaff stellt sich nur todt, nachdem er seine Compagnie hingeführt hat, wo sie eingepökelt worden sind bis auf drei von 150 Mann, und steht dann zum grossen Ergötzen aller Gründlinge des Parterres mit der Behauptung wieder auf, er habe eigentlich den Percy umgebracht. Das Stück schliesst dann in der 5. Scene mit der Bestrafung der lebend gefangenen Rebellen, des Worcester, Vernon etc., nur dem tapferen Schotten Douglas wird vom Prinzen Heinrich das Leben und die Freiheit ohne Lösegeld geschenkt. Der König aber will sogleich weiter ziehen, um auch die übrigen Empörer zu fassen: und damit wird der zweite Theil Heinrichs IV. vorbereitet.

Was den englischen Text der alten Ausgaben in diesen drei letzten Akten betrifft, so ist er ebenfalls ziemlich correct und im Ganzen übereinstimmend derselbe in Quartos und Folio, nur dass die Folio von 1623 zuweilen ganz überflüssige Correcturen in einzelnen Worten an den Quartos vorgenommen hat, wo die ältere Lesart entschieden einen guten Sinn gibt und also beizubehalten ist. Ich kann daher dem von Delius gewählten Texte nicht überall meine Zustimmung geben; so in III, 2, Vers 63, wo nur Q. A. liest:

Mingled his royalty with c a p e r i n g fools,

d. h. „mit springenden und tanzenden Narren“ — ein höchst anschauliches Bild, welches ich an dieser Stelle hier um so weniger entbehren möchte, als das Beiwort „spottend“, was das von Delius gewählte carping (Qs. und Fol.) bedeutet, dann in

dem folgenden „gibing boys“ ja noch einmal wiederholt würde. —— Ferner lesen die sämmtlichen Quartos III, 2, 144, in der Rede des Prince Henry:

> Percy is but my factor, good my lord,
> To engross up glorious deeds on my behalf,
> And I will call him to so strict account,
> That he shall render every glory up,
> Yea, even the slightest worship of his time,
> Or I will tear the reckoning from his heart.
> This, in the name of God, I promise here:
> The which if he be pleased I shall perform,
> I do beseech your Majesty, may salve
> The long-grown wounds of my intemperance. . . .

> Was, wenn es ihm beliebt, dass ich's vollbringe

übersetzt Schlegel hier ganz richtig. Dafür setzt die Folio ganz willkührlich:

> The which if I perform and do survive,

was also etwa heissen würde:

> Wenn ich's vollbringe und dann auch noch lebe.

Man wird einsehen, dass diese matte Lesart mit Recht verworfen wird, auch von Delius.

Ebenso setzt die Folio unnütz dream statt term of fear in der Rede des Douglas Akt IV, Sc. 1, unmittelbar bevor Sir Richard Vernon eintritt. Der tapfere Douglas sagt doch ganz einfach: „Solch ein Wort, wie der Terminus Furcht, der Name Furcht, ist unbekannt in Schottland.“

Das Gesagte mag vorläufig genügen, um den Beweis zu liefern, dass die alten Quartausgaben wenigstens in einzelnen Stücken, wie in Richard II. und Heinrich IV., 1., selbst der Folio-Edition von 1623 gegenüber eine hohe Autorität in Anspruch nehmen dürfen. Sie sind jedenfalls immer interessant als erhaltene Zeugen der ersten Bühnengestaltung von Shakespeare's Stücken, und die Hypothese von Al. Schmidt, welcher wir bei Richard III. unsere Anerkennung nicht haben versagen wollen, findet also doch keineswegs auf alle Stücke Shakespeare's und deren älteste Quartausgaben die gleiche Anwendung.

Addisons Cato und Gottscheds sterbender Cato.

(Schluss.)

Zwischen Addisons und Gottscheds Cato bildet das gleichnamige Drama Deschamps' das Mittelglied. Im Jahre 1715 erschien: Caton d'Utique. Tragédie par Mr. Deschamps; on y a ajouté une parallèle entre cette pièce et la tragédie de Caton faite depuis peu par Mr. Addison Poète Anglais. A la Haye chez T. Johnson 1715* gewidmet à son Altesse royale Monseigneur le duc d'Orléans.

Der Inhalt dieses höchst wahrscheinlich unabhängig von Addison geschriebenen Stückes (der Stoff hat wiederholt dramatische Bearbeitung erfahren) ist in Kürze folgender.

In einer Schlacht gegen Arsaces, den König der Parther, ist Cato's Tochter Portia, die nach dem Tode der Mutter von Crassus' Gemahlin aufgezogen worden war, in die Gefangenschaft der Parther gerathen. Aber während Cato sie todt wähnt, hat Arsaces sie an Stelle der eigenen jüngst verstorbenen Tochter an Kindesstatt aufgenommen. Kurz vor seinem Tode theilt er Cato durch den treuen Boten Artabanus das Geheimniss mit; so dass dieser in Portia, oder, wie ihr Adoptivvater sie genannt hat, in Arsene seine Tochter sieht, ohne dass sie doch weiss, dass Cato ihr Vater ist; obgleich sie sich durch

---

* Davon eine englische Uebersetzung unter dem Titel „Cato d'Utique de Deschamps, représentée avec succès le 25/1. 1715 et traduit en vers Anglais par M. Ozeles" (John Ozell als Uebersetzer von Rabelais, Boileau, Molière, Corneille, Racine u. s. w. bekannt).

Dictionnaire portatif des Théâtres, Paris 1754.

einen unerklärten Trieb zu ihm hingezogen fühlt. Nun hatte Arsaces angeordnet, dass seine vermeintliche Tochter die Gemahlin des Pharnaces, des Sohnes von Mithridates von Partus, des Hauptbösewichtes in der Tragödie, werden soll. Arsene aber hat einen doppelten Grund, dieses Bündniss zurückzuweisen; einmal, weil, wie sie kürzlich erfahren, Pharnaces ihren einzigen Bruder Pakorus — d. i. ihren vermeintlichen Bruder, den Sohn des Arsaces — in einer Schlacht hinterlistig ermordet hat; man sieht nicht recht ein, weshalb; andrerseits, weil ihre Liebe schon Cäsar gehört, den sie unter der Verkleidung eines Legaten in Seleucia hat kennen lernen. So sehen wir die Helden beim Beginn der Handlung in den Schleier eines doppelten Geheimnisses gehüllt. Sie hat einen Vater, ohne es zu wissen, und ebenso unbekannt ist es ihr, dass es Cäsar, der schlimmste Feind dieses unbekannten Vaters, ist, dem sie ihre Liebe geschenkt hat. Es ist klar, dass die Enthüllung dieser Geheimnisse sie in das tragische Dilemma einer Wahl zwischen Vater und Geliebten stürzen muss. Diese Enthüllung aber soll bald genug erfolgen. Pharnaces fordert Cato auf, ihm bei seiner Werbung um Arsene's Hand behilflich zu sein. Zum Dank dafür will er ihm gegen Cäsar beistehen. Cato macht ihn mit dem Geheimniss ihrer Geburt bekannt; als Römerin könne sie nie die Gemahlin eines Königs werden. Voll Rachsucht beschliesst Pharnaces, Cato zu tödten und sein Haupt gegen entsprechende Belohnung Cäsar zu übersenden Um keine Zeit zu verlieren, schickt er sogleich einen Boten mit diesem Antrag in Cäsars Lager. Cäsar indessen ist viel zu grossmüthig, von einem solchen Anerbieten Gebrauch zu machen; er theilt dasselbe vielmehr seinem Gegner mit, in einer Unterredung, deren Hauptzweck, eine friedliche Verständigung zwischen den beiden, an der Hartnäckigkeit Cato's scheitert. Noch vor dieser Unterredung aber hat sich Cäsar den Zutritt zu Arsene zu verschaffen gewusst, hat sich ihr als Cäsar zu erkennen gegeben, und sie hat ihm arglos ihre Liebe gestanden. Arsene, ihres Glückes voll, eilt darauf zu Cato, ihm die frohe Botschaft zu bringen, dass jetzt durch ihre Verbindung mit Cäsar alle Gefahr für Utica vorbei sei. Jetzt darf Cato nicht länger zögern, er muss ihr das Geheimniss ihrer Geburt

mittheilen, wenn nicht das Entsetzliche eintreten soll, dass seine Tochter, eine Römerin, einen Tyrannen heirathet. Das Dilemma zwischen Vater und Geliebten ist für Portia da, aber nach kurzem Zaudern entschliesst sie sich als echte Tochter ihres Vaters für Cato gegen Cäsar.

Unterdessen ist aber auch Pharnaces nicht unthätig gewesen, sondern auf einem geheimen Weg in die Burg von Utica, in der sich das ganze Stück abspielt, eingedrungen. Cato eilt zu dem bedrohten Platz, wo ihm Cäsar schon zuvorgekommen ist, um in unbegreiflicher Grossmuth Cato an Pharnaces zu rächen. Das aber leidet der hartnäckige Stolz des Cato nicht; allein will er den Feind schlagen, und allein schlägt er ihn. So hätte Alles noch einen guten Ausgang nehmen können; aber Cäsars Soldaten, wuthentbrannt über ein Gerücht von einem auf ihren Feldherrn versuchten Attentat, ein Gerücht, dessen Wahrscheinlichkeit man nicht recht einsieht, wenden sich gegen Cato. Cäsar kommt zu spät, um sie zu beruhigen. Schon hat Cato, um dem Tod durch Feindeshand oder der Gefangenschaft zu entgehen, sich den Dolch ins Herz gestossen. Nachdem er Pharnaces erschlagen, verlässt Cäsar Utica; Cato wird auf die Bühne gebracht, wo er sterbend noch seinen Hass gegen die Tyrannen auf seine Tochter vererbt. Die Tragödie schliesst mit den Worten Portia's:

> Caton n'est plus; hélas pour comble de malheur
> Je ne saurais sans crime expirer de douleur!

Aus dieser Inhaltsangabe schon lässt sich zum grossen Theil ersehen, was Deschamps' Drama vor dem Addisons voraus hat.

Das eigentlich tragische Moment fehlt auch in diesem Drama, oder vielmehr, es ist in ihm verfehlt.

Es kann nicht geläugnet werden, dass das Dilemma, in welches Arsene-Portia im vierten Act versetzt wird, etwas echt Tragisches an sich hat; wendet sie sich ihrem Vater zu, so muss sie befürchten, durch Cäsars Hass unabwendbares Verderben über das Haupt des ersteren heraufzubeschwören; wendet sie sich dem Geliebten zu, so droht ihr Verstossung und Fluch vom Vater, da die Möglichkeit einer Versöhnung der

beiden durch den Bund mit Cäsar an dem unbeugsam starren Character des Cato scheitert. Wir erinnern uns, dass eine ähnliche Verwicklung auch den Inhalt der von Addison in Venedig gesehenen Oper ausmachte. Aber dies echt tragische Moment hat der Verfasser nicht ausnutzen wollen oder können. Ich sage mit Bedacht: wollen; denn das ist klar, dass eine solche Behandlung des Stoffes Arsene zur absoluten Heldin des Dramas gemacht und Cato zu nicht mehr als einer bedeutenden Nebenrolle herabgedrückt haben würde, während er jetzt wenigstens gleiches Interesse mit Arsene in Anspruch nehmen darf. Wollte der Dichter dies vermeiden, so hat er von einer Ausnutzung des tragischen Momentes im angedeuteten Sinne sogar absehen müssen. So nehmen wir also wahr, dass Arsene fast ohne jeden inneren Kampf mit einer psychologisch — mag der Verfasser der Vorrede gegen diesen schon damals erhobenen Vorwurf sich vertheidigen, wie er will — unmöglichen Raschheit des Entschlusses sich Cato zuwendet, während andrerseits die unerklärliche Grossmuth Cäsars, den Selbstvorwurf, ihren Vater durch ihren Entschluss ins Unglück gestürzt zu haben, für Arsene unmöglich macht. Dennoch muss bemerkt werden, dass dem Verfasser der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Auffassung vielleicht nicht ganz fern gelegen; denn in einer der letzten Scenen (V, 2) macht Portia sich den Vorwurf, dadurch, dass sie Cäsar in einer letzten erfolglosen Unterredung zu lange aufgehalten, den Tod ihres Vaters herbeigeführt zu haben; doch ist dies jetzt von keiner grossen Bedeutung mehr; und was die Hauptsache ist, das wirklich tragische Moment im vierten Act bleibt unbeachtet.

Was nun Deschamps vor Addison auszeichnet, ist zunächst die grössere Einheit und Mannichfaltigkeit der Handlung. In der parallèle heisst es: Addison et Deschamps d'abord ont aperçu la sécheresse de ce beau sujet. Nos deux poètes ont feint en effet, mais avec cette différence avantageuse pour le Français, que ses épisodes tiennent au sujet, qu'ils en font le nœud et qu'ils en produisent le dénouement. Les épisodes du poète anglais sont absolument détachés de l'action principale, ils la cachent, ils la font disparaître assez souvent, enfin ils ne servent qu'a fournir des scènes qui remplissent les vuides de

la tragédie. Was der Einheit der Handlung bei Deschamps dennoch Abbruch thut, ist der Umstand, dass ihr Steigerung und Höhepunkt fehlen, weil, wie schon ausgeführt, der Dichter das eigentlich tragische Motiv nicht zu ihrem Mittelpunkt machen wollte, und in engem innerem Zusammenhange hiermit steht, dass das Interesse nicht auf eine einzige Hauptperson sich concentrirt, sondern fast gleichmässig auf deren vier vertheilt wird. Cato und Portia, Cäsar und Pharnaces nehmen unsere Aufmerksamkeit fast gleichmässig in Anspruch, und nur am Schlusse werden wir, wie bei Addison, genöthigt, unsere Blicke ausschliesslich auf Cato zu richten. Dennoch ist nicht zu verkennen, und dies ist der zweite Vorzug Deschamps' vor Addison, dass der Dichter dem Helden, sowohl in dem Antheil, den er ihm an der Handlung giebt, als in der einheitlichen Durchführung seines Characters bei weitem mehr gerecht wird als Addison.

Schon dass Cato nicht hinter den anderen Personen zurücktritt, sondern wenigstens gleichen Antheil mit ihnen an der Handlung hat, ist ein Fortschritt über Addison. Beide Dichter haben mit richtigem Gefühl den Selbstmord Addisons hinter die Scene verlegt; der Tod desselben bei Deschamps aber lässt Addison weit hinter sich zurück. Nicht im Studirzimmer, wie bei Addison, auf dem Schlachtfeld angesichts des Feindes, von dem er keine Rettung mehr hoffen kann, stösst sich Cato den Dolch in die Brust, und anstatt, wie jener, im Tode seinem Character untreu zu werden und sich den Regungen der Freundschaft und Liebe, ja sogar der Reue zugänglich zu zeigen, sind seine letzten Gedanken Rom und der Freiheit gewidmet, überträgt er mit seinen letzten Worten seinen alten Hass gegen die Tyrannen als Erbe auf seine Tochter.

Etouffer d'inutiles douleurs
Rome seule en ce jour doit exciter vos pleurs.
Au milieu des horreurs du plus cruel destin
J'ai vécu glorieux et je meurs en Romain.

Wenn so in der Anlage der Handlung und der Charactere Deschamps' Cato vor dem Addisons den Vorzug verdient, besonders kann es nach allem Gesagten keinem Zweifel unter-

liegen, dass die Handlung bei ihm unverkennbar dramatischer ist, so bleibt er dagegen in der Ausführung unendlich weit zurück. Ich habe schon bei der Besprechung des Addisonschen Cato Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass im Cato sich leise Ansätze zur Carricatur finden. Deschamps' Cato, sowie die drei anderen Hauptfiguren, sind, man darf es sagen, nichts als Carricaturen, und was das Ergötzlichste ist, diese vier Personen tragen das volle Bewusstsein ihres Werthes und ihrer Stellung stets mit sich, und nehmen keinen Anstoss, dasselbe bei Gelegenheit in sehr naiver Weise zum Ausdruck zu bringen.

Zuerst Cato. Sicherlich gegen diesen Fürstenhasser waren die Tyrannenhasser des göttinger Hainbundes harmlose Kinder. Cato kann sich gar nicht genug thun in der emphatischen Kundgebung seiner Verachtung gegen Alles, was mit König nur im entferntesten Zusammenhang steht. Domitius, der Vertraute Cäsars, der ihm das Gesuch um eine Unterredung überbringen soll, spricht ihm von einem Auftrag Cäsars II, 2.

Quoi, unterbricht ihn Cato,
César vous commande et vous obéissez?

Dom.: Oui Seigneur!
Vile esclave — bricht da Cato aus — arrêtez, c'est assez,
C'est trop déshonorer vos glorieux ancêtres
Qui n'avaient comme moi qu'eux et les dieux pour maîtres.

Dürfen wir uns da weiter wundern, wenn er den Thron für einen rang honteux et illégitime hält, er, der sans un désordre extrême Ne saurait voir son sang souillé d'un diadême und der, als er von der Liebe seiner Tochter zu Cäsar hört, ausruft:

Dieux
N'était-ce donc pas un assez grand affront
Que la marque des rois déshonorât son front."

Und doch, sollte man es glauben, ist der Verfasser der eifrigste Royalist und Loyalist, der mit diesem seinen Cato am Ende nichts anderes lehren will als — den Gehorsam gegen den Herrscher. Hören wir seine eigenen Worte in der Vorrede! „Si Caton eût pris naissance dans une monarchie, le même

respect pour les lois qui lui fait aimer la liberté, lui eut fait chérir l'obéissance; et l'exemple de Caton qui s'immole pour l'indépendance doit nous porter à sacrifier nos jours pour le service et la conservation de nos rois.“ Mit andern Worten, der Unterthan ist einzig für den König da, oder, wie es einmal im Stück selbst heisst, III, 3:

Sachez qu'un citoyen
Se doit tout à l'état, et l'état ne lui doit rien,

wo wir uns nur an das berüchtigte l'état c'est moi erinnern dürfen, um den in der Vorrede aufgestellten Satz absolutistischer politischer Weisheit wiederzufinden.

Neben diesem Tyrannenhass hat nur noch ein Gefühl in Cato's Busen Raum, das ausgesprochenste Bewusstsein seiner eigenen Grösse und Tugend, welches in Wendungen, wie den folgenden, zu seinem vollen Ausdruck gelangt.

Rien ne peut désarmer l'inflexible Caton. O ciel reservais-tu
Ce prix à mes malheurs, ce trait à ma vertu.
D'une pièce qui des dieux va quitter la lumière
Ma fille recevez la vertu toute entière.

In diesem einen Character haben wir die Charactere auch aller anderen Personen.

Portia, die sich früher den Regungen der Liebe noch zugänglich gezeigt hat, wird, sobald sie sich für Cato entschieden, die echteste Römerin und die abgesagte Feindin alles dessen, was mit Tyrann in irgend welchem Zusammenhang steht, mit einem Wort die ganze Tochter ihres Vaters.

Que l'univers surpris admire une Romaine
Où ses yeux abusés n'ont vu qu'une reine

ruft sie im fünften Act bei der Kunde von den Heldenthaten ihres Vaters aus und etwas früher:

En me perçant le sein, montrons à l'univers
Qu'il est un chemin sûr pour éviter les fers.

Bei ihr aber, als bei einem Weibe, wirkt diese rodomontadenhaft zur Schau getragene Liebe zur Freiheit und Hass

gegen die Tyrannen noch unendlich lächerlicher und abstossender als bei ihrem Vater.

Mit Cäsar hatte der Verfasser nach den Worten der Vorrede beabsichtigt, einen Character zu schaffen, der zwischen Cato und Pharnaces die Mitte hält, il fallait placer un personnage entre les deux extrémités. Dazu passt schlecht, dass Cäsar von dem unbegreiflichsten Grossmuthfieber ergriffen wird, unter welchem je ein Bühnenheld gelitten hat. Obgleich voll von dem stolzen Bewusstsein seiner Grösse

> „Sait-elle (Portia) qu'il n'est point sous mes heureuses lois
> Un soldat qui ne soit né souverain des rois. III, 1.
>
> Que dans cette entrevue
> L'univers étonné jette sur moi la vue!

lässt er sich von Cato und von Portia nicht nur wie einen Schuljungen behandeln, sondern weiss auch, wie wir gesehen haben, gegen beide seiner Grossmuth kein Ende. So dass wir ihm wohl glauben müssen, wenn er von sich selbst aussagt:

> César plus qu'on ne pense abhorre le carnage,
> La clémence est toujours au dessus de l'outrage.

wenn wir ihn gleich bedauern, dass er für all' diese unendliche Grossmuth keinen bessern Trost hat als:

> Le ciel ferait en vain les mortels généreux
> S'il ne les rendait pas quelquefois malheureux.

Wenn man in einem Drama, wo man sich auch umschaut, nichts als bewusste Tugend und Grossmuth findet, so freut man sich, endlich auch einmal auf einen recht gründlichen Bösewicht zu stossen. Und das muss man dem Pharnaces lassen, als Bösewicht leistet er das Menschenmögliche. Nicht wie andre gewöhnliche Sterbliche begeht er einmal zur Erreichung irgend eines Zweckes ein Verbrechen; man möchte fast sagen, er hat wie ein Kaufmann in seinem Lager alle möglichen Arten von Verbrechen aufgespeichert, aus denen er dann bei Gelegenheit nach Bedarf wählt. Da mir das französische Citat augenblicklich nicht zur Hand ist, so will ich die hierhergehörigen Worte in der köstlichen Uebersetzung Gottscheds geben:

Ich muss, wie Cäsar that, die Macht durch Bosheit mehren,
Ein Frevel hilft mir leicht, und schafft mir Thron und Ruh,
An ein paar Lastern liegt's, so fällt mir Alles zu. I, 5.

Durch Morden, Gluth und Stahl verkehrt sich das Geschick,
Das meinem Haupte droht, in ein erwünschtes Glück. II, 5.

Solchen Carricaturen von Characteren ist denn auch die Sprache angemessen, voll von Phrasen und Bombast und so verkehrt wie möglich angebrachten Reminiscenzen aus dem Alterthum. So, um nur ein Beispiel zu geben, kleidet Cäsar, der nach der Unterredung mit Cato allein zurückbleibt, seine Bewunderung für diesen Helden in die abgeschmackten Worte:

Si je n'étais César, grands Dieux je voudrais être
Ce farouche Caton, qui ne veut point de maître. III, 3.

Man denke sich nun die besseren, erträglichen Theile aus den beiden besprochenen Dramen ausgeschieden, und den Rest in die denkbar erbärmlichsten deutschen Verse gekleidet, so hat man eine ziemlich genau zutreffende Vorstellung von Gottscheds sterbendem Cato.

Was Gottsched mit seinem Cato wollte, das sagt er uns elbst klar und deutlich in seiner Vorrede zu der ersten Auflage von 1732.* „Ich unterstehe mich eine Tragödie in Versen drucken zu lassen," so beginnt diese Vorrede, „und zwar zu einer Zeit, da diese Art von Gedichten in Deutschland seit dreyssig und mehr Jahren ganz ins Vergessen gerathen. Diese Verwägenheit ist in der That so gross, dass ich mich deswegen ausführlich entschuldigen muss." Er berichtet alsdann, wie ihn die Lohensteinischen Tragödien, die er schon mit seinem 17. Jahr las, unbefriedigt liessen, wie er überhaupt „in Absehen auf die theatralische Poesie in vollkommener Gleichgültigkeit oder Unwissenheit blieb", bis er, als er 1724 nach Leipzig kam, Gelegenheit fand, die privilegirten Dresdener Hofkomödianten zu sehen. Anstatt angezogen zu werden aber fühlte er sich durch diese Vorstellungen entschieden abgestossen.

---

* Wiederabgedruckt in: Herrn J. C. Gottscheds Sterbender Cato nebst des Herrn Erzbischof von Cambray, Fénelons Gedanken von Trauerspielen und einem kritischen Anhange. 10. Auflage. Leipzig, Teubner, 1741 (von Köllner, einem Anhänger Gottscheds, besorgt).

„Lauter schwülstige und mit Harlekins Lustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsactionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten, waren dasjenige, was man daselbst zu sehen bekam.“ Die Unnatürlichkeit dieser schlechten Stücke gaben ihm Anlass, sich eingehender, wie er es nennt, „um die Regeln der Schaubühne zu bekümmern.“ Er las die theoretischen Werke besonders der Franzosen und Engländer, da er „in allen deutschen Anleitungen zur Poesie kein Wort davon fand,“ und studirte die Dramatik des Auslandes und des Alterthums. „Je mehr ich nun durch die Lesung all' dieser Werke die wohleingerichteten Schaubühnen der Ausländer kennen lernte, desto mehr schmerzte michs, die deutsche Bühne noch in solcher Verwirrung zu sehen.“ Er beschloss, die Sache zugleich theoretisch und practisch anzufassen, theoretisch, indem sowohl er selbst als auch seine Anhänger die Meisterwerke der französischen Dramatik ins Deutsche übertrugen, practisch, indem er sich mit Johann Neuber und dessen Frau, der Neuberin, in Verbindung setzte, und es durch seinen Einfluss dahin zu bringen wusste, dass sie nur Stücke im „gereinigten Geschmack“ zur Aufführung brachten; der von Danzel im ersten Theil seines Buches über Gottsched mitgetheilte Briefwechsel zwischen Gottsched und dem Schauspielerpaar giebt hiervon ausreichend Kunde. Aber wie Danzel treffend bemerkt,* „eine gereinigte deutsche Schaubühne, die aus lauter Uebersetzungen bestanden hätte, würde über lang oder kurz die Zweifel rege gemacht haben, ob denn solcher Reinigung des Geschmacks die Deutschen selbst überhaupt fähig seien;“ es galt also eigene Stücke zu verfertigen, und auch hier ging Gottsched, wir dürfen kaum sagen, mit gutem Beispiel voran.

Danzel sagt einmal von Gottsched: „eine so vollkommen witzlose Individualität, wie Gottsched, kommt in der Literaturgeschichte nicht leicht wieder vor,“ wir dürfen vielleicht hinzufügen: und poesielose. Zum vollständigen litterarischen Hausrath der deutschen Nation gehörte für Gottsched auch ein wohleingerichtetes Theater; dass sich so etwas doch auch erst

* D. Gottsched S. 178.

entwickeln und langsam organisch herausbilden müsse, das kam unserm Gottsched nie in den Sinn; fertig, eine vollendete Pallas Athene, musste es aus dem Haupte des Zeus-Gottsched hervorspringen. Der Mann, der davor warnte Breitingers Dichtkunst zu kaufen, weil man aus ihr kein einziges Gedicht machen lernen könnte, der den ganzen Vorzug Homers vor Vergil darin sah, dass Homer „lange vor ihm ein Paar Heldengedichte geschrieben, und dem römischen Dichter dadurch die Ehre der Erfindung geraubet hatte,“ der konnte auch, wenn es Noth that, eine Tragödie machen.*

Es soll ja mit alledem nicht geläugnet werden, dass Gottscheds Streben die höchste Anerkennung verdient, aber sein Gebahren fordert andrerseits unwillkürlich den Spott heraus. Wie konnte auch ein so durchaus poesieloser Mann sich an die höchsten Aufgaben der Dichtkunst wagen!

Wie Gottsched dies auch in seiner Vorrede erwähnt, hatte er früher bereits den Anfang des Cato in reimlosen Jamben übersetzt, und zwar war dies geschehen bei Gelegenheit der Besprechung der Uebersetzung von Miltons Verlorenem Paradies durch Ernst Gottlieb von Berge, Zerbst 1682, in den kritischen Beiträgen I, S. 85 ff. Gottsched dringt hier, wie auch später bei der Veröffentlichung des Versuchs einer Uebersetzung des Anakreon in reimlosen Versen (ebd. II, 152 ff.), mit aller Entschiedenheit auf die Anwendung reimloser Verse bei Uebersetzungen. „Was auch die Trauerspiele und überhaupt die theatralischen Gedichte anlangt, so würde es sehr gut sein, wenn man darin das verdrüssliche Reimen abschaffete: weil es in solchen Handlungen ebenso natürlich klinget, als das unaufhörliche Singen in den Opern.“** Woran er dagegen grossen Anstoss nimmt, das ist die freie Bildung des Miltonschen Verses, für die es ein Ineinanderfallen von Vers- oder Couplet- und Satzende nicht giebt, die im Gegentheil mit vollster Souveränetät den Vers der Syntax unterwirft. Um so interessanter ist es wahrzunehmen, dass Gottsched in dieser reimlosen Uebersetzung, wo der strenge Begriff des Gedanken-

---

* So drückt er sich selbst aus. Kritische Beiträge II, S. 163: Soll ich künftig noch ein Trauerspiel machen.“

** Kritische Beiträge I, 99.

couplets mit dem des Reimcouplets zugleich verloren geht, sich häufiger ein Enjambement zu Schulden kommen lässt und auch im Satzbau sich freier bewegt, obgleich er sich selbst hiergegen ausdrücklich verwahrt.*

Es ist der Mühe werth zu bemerken, dass die eigentlichen Feindseligkeiten gegen Gottscheds Cato erst nach dem Erscheinen desselben in der deutschen Schaubühne beginnen. Dies liess sich auch nicht anders erwarten, da, wie Danzel überzeugend nachweist, der eigentliche Bruch zwischen Gottsched und den Schweizern vor dem Jahre 1740 nicht eintritt. Noch 1736 findet sich in den Kritischen Beiträgen (IV, 444 ff.) eine günstige Kritik über den im selben Jahre von Bodmer veröffentlichten Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks, und Danzel theilt einen Brief Breitingers an Gottsched vom 1. Juni 1739 mit, der voll ist von „stiller Verehrung für Gottscheds Verdienste, wie um die ganze Gelehrsamkeit, so vornehmlich um die deutsche Beredsamkeit und Dichtkunst."

Nun war die erste Auflage vom Cato 1732 erschienen, die zweite 1735 (angezeigt in den Kr. Beiträgen IV, 159), die dritte, ein heimlicher Nachdruck, wie Gottsched sie in der Vorrede zum ersten Theil der Schaubühne nennt, 1741, so dass die von 1742 im ersten Band der Schaubühne die vierte war. Es ist begreiflich, dass die unrechtmässige Ausgabe ziemlich unbeachtet vorüberging, und dass so erst der Cato in der Schaubühne die volle Aufmerksamkeit der Gegner auf sich zog, um so mehr, als er hier nicht mehr einzeln, sondern als ein Glied in einer geschlossenen Phalanx erschien, die von Gottsched zur Aufrechterhaltung und Befestigung seiner Kunstansichten ins Feld geschickt wurde. Es ist unerlässlich, auf die Schaubühne, soweit sie mit Cato in Verbindung steht, mit einigen Worten einzugehen. Im Jahre 1740 folgte die Neubersche Truppe einem Rufe nach Russland, und Gottsched sah sich einer Hauptstütze für seine dramatischen Bestrebungen beraubt; da galt es Ersatz zu schaffen. Konnte das lebendige Wort nicht länger für ihn zur Menge sprechen, so sollte eine Sammlung der theils von ihm, theils unter seiner Aegide über-

---

* Kr. B. I, 101.

setzten und geschriebenen Stücke Zeugniss ablegen für die Tüchtigkeit und Lebensfähigkeit seiner Bestrebungen.

So kündigte er im Jahre 1740 im VI. Band der Beiträge Seite 521 ff. die Herausgabe der Schaubühne mit den Worten an: „Damit aber der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüssig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft (d. i. der Neuberschen) wieder auf das alte Chaos verfallen möge, junge Dichter auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, die sie etwa übersetzt oder selbst verfertiget, gut aufführen zu sehen: so hat man sich entschlossen, nach Art der Ausländer, auch eine deutsche Schaubühne im Drucke herauszugeben, die aus Regeln und Exempeln der theatralischen Poesie bestehen wird.“ 1741 erschien zunächst der zweite Band, dem 1742 der erste folgte. Diese umgekehrte Folge hatte ihren Grund darin, dass der erste Band nach dem in der Ankündigung gegebenen Versprechen eigentlich eine mit Erklärungen versehene, von Gottsched besorgte Uebersetzung der Poetik des Aristoteles enthalten sollte. Aber selbst als der Band 1742 erschien, war diese Uebersetzung in ihm nicht enthalten, da, wie Gottsched sich entschuldigte, die Herausgabe der deutschen Uebersetzung des Bayle und die Vorbereitung der dritten Auflage der Kritischen Dichtkunst ihm keine Zeit zur Ausarbeitung der Anmerkungen liess. In diesem ersten Theil der Schaubühne nun erschien der Cato in vierter Auflage an dritter Stelle. Die erste Stelle nahm er erst in der zweiten Auflage der Schaubühne von 1746 ein. Die nicht ganz correcte Angabe in dem dieser zweiten Auflage vorausgeschickten Auszug aus der Vorrede zur ersten Auflage — wenn Gottsched in diesem Auszug den Cato das „erste Stück in der Ordnung“ nennt, so redet er eben von der Reihenfolge der Stücke in der vorliegenden zweiten Auflage — mag zu dem Irrthum Anlass gegeben haben, als sei gleich die erste Ausgabe der Schaubühne mit dem Cato eröffnet worden.

Lessing, in dem berühmten siebzehnten Litteraturbrief, vom 16. Februar 1759, sagt, wo er vom Cato spricht: „Eben dieses, dass er den Addisonschen Cato für das beste Trauerspiel hält, zeigt deutlich, dass er hier nur mit den Augen der

Franzosen gesehen“ u. s. w. Lessing hat vollkommen Recht. Gottsched tritt mit seinem Cato durchaus nicht aus dem Kreis der französischen Dramatik, dem, wie wir gesehen, auch das Addisonsche Drama durchaus angehört. Aber Addisons Cato ist unserem Reformator noch nicht regelmässig genug.

„Nachdem ich die ganze Einrichtung desselben nach theatralischen Regeln untersuchte, so fand ich: dass selbiger so regelmässig bei weitem nicht war, als die französischen Tragödien zu sein pflegen.* ... Nun wollte ich auf unserer deutschen Schaubühne nicht gern ein neues Muster aufführen lassen, das den Feinden aller Regeln einen neuen Vorwand geben könnte, zu sagen, dass ein Stück auch ohne dieselben schön sein könne. Daher änderte ich meinen Vorsatz, und beschloss einen ganz andern Cato als den, welchen Addison gemachet hatte, zu verfertigen.“ Dazu kömmt ihm denn Deschamps' Cato sehr gelegen, umsomehr da die angehängte Vergleichung des englischen und französischen Dramas ihn in seiner Ansicht von den Fehlern des englischen Cato noch bestärkt. Diese Fehler sind die auch von uns schon wahrgenommenen, der Mangel an Einheit der Handlung und die glücklichen Heirathen, die vor seinem Tode noch zu stiften Cato sich nicht enthalten kann. Mehr äusserlich ist die durch das strenge Festhalten an der Einheit des Ortes bewirkte Unzuträglichkeit, dass die Bühne mehrmals leer bleibt, ein Verstoss gegen die Regeln, den Gottsched nicht durfte hingehen lassen; ausserdem nimmt er noch Anstoss an dem Mangel der Eintheilung in Scenen, einem Mangel im englischen Drama, der nicht zu den Seltenheiten gehört; wie viel Acte giebt es nicht bei Dryden, die aus einer einzigen grossen Scene bestehen, und wo fand sich bei Shakespeare vor dem Jahre 1709, dem Jahre der Roweschen Ausgabe, eine Eintheilung in Scenen?

So wenig wie Addisons will Gottsched den Cato Deschamps' ganz übersetzen; mit dem Tode des Helden in diesem Stücke ist er nicht einverstanden. „Er lässt diesen grossen Mann nicht als einen Weltweisen, sondern als einen Verzweifelten sterben“; während wir gerade zu dem Ergebniss gekommen

* Vgl. Kr. Beiträge VIII, 167 f.

sind, dass der Tod des Cato dramatisch wirksamer bei Deschamps als bei Addison sei.

Und noch eins, wie Gottsched in der schon erwähnten Beurtheilung von Bodmers Briefwechsel über die Natur des poetischen Geschmackes sagt, ist ein Vorzug Addisons vor Deschamps, „dass er (Addison) den Helden in mehrere Umstände gesetzet, darin er seinen standhaften Muth hat können blicken lassen.“* Zu diesen Umständen gehört in erster Linie der Tod seines jüngeren Sohnes Marcus, an dessen Leiche er Gelegenheit hatte, sich als vollkommener Stoiker zu zeigen.

Diesen Zug durfte Gottsched sich nicht entgehen lassen. Er entnahm also den Marcus aus dem Addisonschen Stück, freilich nur insofern, als dessen Leiche im letzten Act dem Vater gebracht wird, und auch den Portius will er nicht entbehren; damit auf ihn, wie bei Addison, der sterbende Cato seinen Hass gegen die Tyrannen übertragen könne, während bei Deschamps dies Vermächtniss auf Portia übergeht, die Gottsched hier weniger gebrauchen konnte, da er sich hier ganz und gar an Addison hielt.

Nach diesen Auseinandersetzungen besteht also Gottscheds Cato aus drei Theilen. Die vier ersten Acte sind fast ausschliesslich von Deschamps entlehnt, der fünfte schliesst sich eng an Addison an, und einige Scenen, zumal die, in welchen Portius auftritt, sind von Gottsched hinzugedichtet worden. Die erste Abweichung von Deschamps findet sich in der fünften Scene des zweiten Actes, welche bei dem Franzosen aus einem Selbstgespräch des Pharnaces besteht, in dem er neue Missethaten beschliesst, um Arsene in seine Gewalt zu bekommen, während bei Gottsched Arsene-Portia ihren noch unbekannten Bruder Portius auffordert, den Frevel des Pharnaces zu rächen, welcher frech den grossen Cato anklage:

„Und gieb, mein Portius, der Hinterlist die Lehre,
Dass Rom die Bosheit nicht in Schutz zu nehmen pflegt,
Und keine Königin in Mörderarme legt.“

worauf Portius den Pharnaces alsdann mit den niederschmetternden Worten zurechtweist:

* Kritische Beiträge II, 453.

„In Pontus bist Du König,
Doch nicht in Afrika, hier gilt ein Prinz sehr wenig.“

Die sechste Scene desselben Actes enthält bei Deschamps ein Gespräch zwischen Pharnaces und seinem Vertrauten, Felix, während bei Gottsched an die Stelle des Felix Portius tritt, der ja durch Pharnaces, dem Cato es anvertraut hat, erfahren muss, dass Arsene, in die er sich natürlich bereits verliebt hat, seine Schwester ist. Der dritte Act bietet keine Verschiedenheit, nur hat Gottsched noch eine vierte Scene zwischen Cäsar und Pharnaces hinzugefügt, in welcher Pharnaces sich nach dem Eindruck erkundigt, den sein Anerbieten* auf Cäsar gemacht hat. Cäsar weist ihn tugendhaft ab. Man sieht nicht recht, wozu dies soll, da ja nun Pharnaces' Anschlag, den Cato in der Burg zu überfallen und sein Haupt Cäsar zu überbringen, so gut wie hinfällig geworden ist. Pharnaces weiss sich übrigens zu trösten:

„Er geht, und dankt mir nicht, dass ich's so gut gemeint.
Das ist der Römer Art! Sie achten keinen Freund.
Wohlan! Gedenk an mich; ich werde dich nicht scheuen,
Arsenen raub' ich doch! Der Stolz soll dich gereuen.“

Auch der vierte Act weicht nicht viel von Deschamps ab; in einigen Scenen bei Gottsched findet sich Portius. Der fünfte Auftritt, in dem bei Deschamps Portia ihr unglückliches Schicksal beklagt und ihren Entschluss kund thut, mit Cato zusammen zu sterben, ist bei Gottsched dem Schluss des vierten Actes bei Addison nachgebildet. Cato begegnet dem Leichnam seines Sohnes. Ich wähle die Worte Cato's an der Leiche, um eine Vorstellung von der Behandlung des englischen Originals bei Gottsched zu geben. Bei Addison lauten diese Worte:

„Welcome my son! Here lay him down my friends,
Full in my sight, that I may view at leisure
The bloody corse, and court those glorious wounds.
How beautiful is death, when earned by virtue!
Who would not be that youth? What pity it is
That we can die but once to serve our country.

---

* Vgl. oben S. 2.

Why sits that sadness on your brows, my friends?
I should have blushed, if Cato's house had stood
Secure, and flourished in a civil war.
Portius, behold thy brother and remember,
Thy life is not thy own, when Rome demands it.

Willkommen Sohn, hier legt ihn nieder Freunde,
Dass ich am blutgen Leichnam meinen Blick
Ersättge, seine Ruhmeswunden zähle,
Wie stirbt's sich für die Tugend doch so schön!
Wer möcht' nicht er sein? O, warum können wir
Uns opfern einmal nur für's Vaterland?
Was will der Gram auf euren Stirnen, Freunde?
Erröthen müsst' ich, stünde Cato's Haus
In sicherer Blüthe in dem Bürgerkrieg.
Sieh deinen Bruder, Portius, und bedenk',
Nicht Dir gehört, wenn Rom es heischt, dein Leben!

Hören wir jetzt, was in Gottscheds Uebertragung aus diesen Worten geworden ist.

Ihr Freunde, legt nur hier den Körper recht vor mich,
Damit ich sehen kann, wie er im Blute lieget;
Und dass der Wunden Zahl, wodurch man ihn besieget,
Sein Lob erheben mag. Willkommen, liebster Sohn!
Nun spricht dein Vater, auch durch dich, den Feinden Hohn.
Komm her mein Porcius! wie schön ist es zu sterben,
Wenn wir durch Tugenden uns Tod und Grab erwerben!
Wer stürbe nicht gleich ihm für unser Vaterland!
Begrabe mich dereinst zu seiner rechten Hand,
Dass unsrer Asche Rest beisammen kann verwesen.
Ihr Freunde, welcher Schmerz ist hier bei euch zu lesen?
Wie kömmt es? trauret ihr, da meines Hauses Pracht
Aufs allerhöchste steigt? Das hätt' ich nicht gedacht!
Es wär ein Schimpf für mich, wenn in den letzten Zügen,
Darin die Freiheit liegt, mein Haus allein gestiegen,
Mein Glück gewachsen wär.

Einige leichte Abweichungen zwischen dem Portius bei Addison und dem bei Gottsched machen sich hier geltend.

Der fünfte Act, wie schon bemerkt, hält sich fast durchgehends an Addison. Lucia wird durch Phönice, Lucius durch Phocas, Juba durch Artabanus vertreten, was denn freilich Anlass zu manchen Ungehörigkeiten giebt. So wenn Phönice im vierten Auftritt eine so grosse Angst um Cato an den Tag

legt, wie sie wohl der Römerin und Braut des Marcus, aber nimmer der Vertrauten der Portia zukömmt, und dies ist um so auffälliger, als sie doch gleich wieder in Worten, die bei Addison dem Lucius in den Mund gelegt sind, die allzu besorgte Portia zu trösten sucht.

Alles in Allem sehen wir, dass durch die Einführung des Portius Arsene etwas in den Hintergrund gedrängt wird, so dass ihr Antheil an der Handlung jetzt ziemlich ebenso bedeutend wie der Cato's ist.

Die schwächste Seite von Gottscheds Cato ist ohne Frage die Sprache.

Schon aus den bereits mitgetheilten Beispielen kann man sich eine annähernde Vorstellung von derselben machen, ich will hiernach eine kleine Blumenlese von dem Flachsten und Abgeschmacktesten folgen lassen, was sich in diesem wüsten Haufen von Flachheit und Abgeschmacktheit findet.

I, 4: Tyrannen helfen sich durch Schand und Laster auf,
Doch wer die Tugend liebt, geht lieber gar darauf.

II, 4: Er setzt ja Fürsten ab, und krönt sie auch zuweilen.

ebd.: Du gründest dich vielleicht auf das versprochene Band;
Ach ich verfluchte stets dergleichen Ehestand.
Und wusste doch noch nicht, dass durch dein kühnes Morden
Mein eigner Bruder war ins Grab gestürzet worden.

III, 3: Die Väter streben nur nach ihrer Kinder Tod;
Die Kinder suchen nichts als ihrer Väter Leichen.
Die Mütter sind bemüht, dem Jammer zu entweichen,
Und stürzen sich zuvor in beider blosses Schwert.

Man denke sich nur dies Bild, eine Mutter die sich in eines Vaters und Sohnes blosses Schwert stürzt!

ebd.: Dem Laster zum Behuf verübst du Tugendproben.

IV, 2: Als Portius erfährt, dass Arsene seine Schwester:
Nun ist es zwar entdeckt, doch anders als ich dachte,
Indem ich schon auf dich ganz andre Rechnung machte.

Ueber die Entstehungs- und Textesgeschichte des Cato ist wenig zu sagen. Nach der ausdrücklichen später mehrere Male wiederholten Mittheilung in der ersten Ausgabe wurde er verfertigt im Jahre 1730. Erwähnt findet er sich zuerst, so viel mir bekannt, in der zweiten Auflage der: Nachricht von

der deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt. Herausgegeben von dem Senior derselben 1731, wo es in den Mittheilungen über die Thätigkeit des Seniors, der kein anderer ist als eben Gottsched, fürs Theater heisst: „Ausser vielen anderen Uebersetzungen, die noch unter der Feder sind, ist auch des Seniors sterbender Cato fertig und wird ehestens auf der Schaubühne erscheinen.“ Die erste Auflage von 1732 trägt den Titel: Johann Christoph Gottscheds sterbender Cato, ein Trauerspiel nebst einer critischen Vorrede, darinnen von der Einrichtung desselben Rechenschaft gegeben wird. Die Zueignungsschrift ist gerichtet an den Hof- und Justizrath Gottfried Lange. Angehängt waren Fénelons Gedanken von der Tragödie. Dieser ersten Auflage folgten, einschliesslich der Bühnendrucke, bis zum Jahre 1757 noch neun andere.

Gottsched selbst spricht mehrfach von Verbesserungen, die er mit seinem Stück vorgenommen haben will. Schon in der zweiten Auflage, von 1735, will er einige Fehler „die Reinigkeit der Verse“ betreffend verbessert haben; besonders aber soll die vierte Auflage, im ersten Theil der deutschen Schaubühne 1742, wichtige Veränderungen erfahren haben. Da mir die erste Ausgabe nicht zugänglich war, so konnte ich einen Vergleich nicht anstellen. Die Abweichungen zwischen den drei von mir benutzten Ausgaben, der vierten, sechsten und zehnten, sind unbedeutend. Bereits vor seinem ersten Erscheinen im Druck war der Cato auf der Bühne erschienen. 1731 wurde er von der Neuberschen Truppe in Merseburg gegeben. Nach Gottscheds eigenem Bericht in der Vorrede zeichneten sich besonders Kohlhardt als Cato, Koch als Cäsar und die Neuberin als Portia aus. Dann folgten Aufführungen in vielen grösseren und kleineren Städten Deutschlands, in Strassburg, Berlin, Cassel, Rostock, Zerbst, ja sogar in Riga und Petersburg ging das Stück über die Bretter.* Als besonders bedeutend wird von Köllner die Vorstellung in Braunschweig hervorgehoben, indem Herzog Ludwig Rudolph zu Braunschweig, um mit Gottsched zu reden, „dem sterbenden Cato die Ehre

---

* Köllner S. 170 Anm.

anthat, ihn mit aller Pracht einer Oper aufführen zu lassen."* „Unter andern erschien," wie Köllner S. 135 berichtet, „Cäsar bei dieser Vorstellung mit einem Gefolge von 30 römisch gekleideten Soldaten, deren jeder eine brennende weisse Wachsfaçkel in der Hand trug, auf der Bühne." Dürfen wir uns darüber wundern, dass Gottsched auf einen solchen Erfolg seines Stückes sich nicht wenig einbildete, und es schlechtweg an die Spitze der neuen deutschen Dramatik stellte, zu deren Schöpfer er so selbstverständlich ward, so dass er noch 1751, als sein Ansehen schon in unaufhaltsamem Sinken begriffen war, in der vierten Auflage seiner kritischen Dichtkunst am Ende des zehnten Hauptstückes des ersten Abschnittes (S. 630) von den neuen Stücken reden durfte, die seit zwanzig Jahren entstanden waren, „seitdem mein Cato diese Art von Dichtkunst rege gemachet".

Der Ruhm des sterbenden Cato beschränkte sich nicht nur auf Deutschland, er drang auch ins Ausland, wo sich das Stück einflussreiche Gönner erwarb. Hier ist in erster Linie Riccoboni zu nennen, der in seinen Réflexions historiques et critiques sur les différents Théâtres de l'Europe dem Cato eine eingehende Besprechung und einen ausführlichen Auszug widmet, eine Ehre, die Gottsched unendlich schmeichelte, und deren er denn auch in beiden Auflagen seiner Schaubühne mit grossem Selbstgefühl Erwähnung thut. Ebenso fand sich der Cato günstig erwähnt im Journal des Savants, in den Lettres sur la littérature allemande, im Mercure de France 1750 und in dem Almanaque historique et chronologique de tous les spectacles Paris 1752. Freilich darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, dass all' diese Journale ihre Kenntniss über die damaligen Bühnenzustände Deutschlands eben nur aus Gottscheds Vorrede zum Cato schöpften.

Wir haben den Triumphzug Cato's durch Deutschland und Frankreich verfolgt, hören wir jetzt auch die Stimmen, die bald mehr bald minder nachdrücklich gegen ihn laut wurden.

Die erste durchaus noch nicht feindlich gesinnte, aber auch sehr unbedeutende Kritik findet sich in den Kritischen Bei-

---

* Vorrede zur Schaubühne II, S. 23.

trägen selbst:* Eines ungenannten Gönners unserer Arbeiten kritische Gedanken über den sterbenden Cato, die Gottsched durch einen Professor Stille übermittelt wurden. Es werden in dieser Kritik fast nur Aeusserlichkeiten getadelt, so: dass die Ueberleitung von einer Scene in die andere, um die Bühne nicht leer zu lassen, zu häufig durch die Worte wie, dieser oder jener kömmt bereits, geschehe, dass Phönice Cato's Character noch schildert, während jener schon sich nähert, dass Arsene einmal im fünften Auftritt des zweiten Actes ohne rechten Grund abgehe, u. s. w. Mehr auf die Sache geht der Vorwurf ein, dass Cäsars Character, wenn nicht grösser, so doch mindestens eben so gross wie der Cato's sei, und dass Portius und Pharnaces zuweilen zu niedriger Ausdrücke sich bedienen.

Diese Kritik ist nicht sowohl um ihrer selbst willen, als vielmehr dadurch interessant, dass sie auch zeigt, in welchem Ansehen damals Cato stand, und wie unendlich niedrig die Ansprüche waren, die auch von den Gebildeten jener Zeit noch an die dramatische Dichtung gestellt wurden. Gottsched antwortet alsdann** aufs höflichste. Die Richtigkeit einiger Einwürfe giebt er zu, andere sucht er zu widerlegen. Gegen den Einwand, dass Arsene Cato fast in dessen Gegenwart lobt, bemerkt er:*** „Vors erste gebe ich abermals zu, dass auf einer engen und kurzen Schaubühne, dergleichen auch die unsrige in Leipzig noch ist, freilich ein Theil der Worte von Cato gehöret wird, wenn er allmählich herzu kommt. Allein auf einer grösseren, dergleichen die Dresdener Churfürstl. Schaubühne ist, ginge es sehr wohl an, diese Worte auszusprechen, ehe Cato nahe genug käme. Er muss ja eben nicht gelaufen kommen, da er ein so ansehnlicher und zumal ganz kummervoller Mann ist. Und kann also in der Zeit, dass acht Zeilen gesagt werden schon zehn oder fünfzehn Schritte thun, ehe er zu ihr kommt.“

Interessant ist die Erwiderung auf den vierten Punkt, wohl den unwiderleglichsten, dass die Sprache oft ins Platte falle, interessant, weil sie einen streitigen Punkt der damaligen

* II, S. 39 ff.
** Krit. Beiträge II, S. 44 f.
*** Ebd. S. 50.

Aesthetik berührt. Elias Schlegel hat in seinen beiden Abhandlungen von der Nachahmung im 8. Bande der kritischen Beiträge Seite 46—371 ff. zuerst den Begriff der Nachahmung in der Kunst festgestellt: nicht um eine sclavische Wiedergabe des Vorhandenen handle es sich bei derselben, sondern um eine Wiedergabe, wie sie der betreffenden Kunstsphäre angemessen sei, wie er denn auch später gegen Straube die Comödie in gereimten Versen vertheidigt. Gottscheds Standpunkt war noch der der gemeinsten Naturnachahmung: „Die wahre Regel der Schreibart ist bloss die Wahrscheinlichkeit, und die allgemeine Pflicht des Poeten die Natur selbst nachzuahmen.“

Dass die dramatische, und besonders die tragische Dichtung, wenn sie Dichtung sein soll, für alle, auch die erbärmlichsten und niedrigsten Charactere, eine höhere Sprache als die des gewöhnlichen Lebens verlangt, die, indem sie der Dichtung das Gepräge der absoluten künstlerischen Einheit aufdrückt, in dieser Einheit auch der grössten Mannichfaltigkeit im Einzelnen noch Raum giebt, diese Auffassung lag Gottsched noch fern.

Im Uebrigen ist Gottsched ganz derselben Ansicht wie sein Kritiker, dass sein Cato ein dramatisches Meisterstück sei; es reimt sich schlecht mit der gemachten Bescheidenheit seiner Vorrede zusammen, wenn er hier sagt: ich habe niemals gedacht, dass irgend ein grosses Episches oder Theatralisches Gedichte ohne alle Fehler zu Stande gebracht werden könne,“ und dann Gelegenheit nimmt, sich mit Homer zu vergleichen, „der es auch leiden muss, dass eben dieser (Horaz) gesteht, dass er zuweilen matt werde, oder einschlafe.“

Diejenigen Angriffe, welche, neben seiner eigenen Erbärmlichkeit, vornehmlich dazu beitrugen, dem Cato seine traurige Berühmtheit zu sichern, gingen sämmtlich direct oder indirect von den Schweizern aus; 1742—44 sind die Jahre, in denen der Theorieenkampf, der nur zu oft in litterarische Klopffechtereien ausartete, am heftigsten zwischen Gottsched und den Schweizern wüthete; eine so auffallende Blösse, wie sich ihr Gegner mit seinem Cato, der praktischen Verwirklichung seiner Theorieen, der „That von seinen Gedanken“ gegeben hatte, musste nothwendig den Schweizern den willkommensten An-

griffspunkt bieten. Die Ausfälle, die aus dem Lager Bodmers und Breitingers gegen dieses Musterdrama Gottscheds hervorgingen, sind, mit einer Ausnahme, mehr darauf bedacht, dasselbe durch die leichten Waffen des Spottes, der Satire und Parodie, denen es in der That auch einen vortrefflichen Zielpunkt bot, lächerlich zu machen, als es mit dem schweren Geschütze der ernsten Kritik zu vernichten. Da es sich um interessante, oder für das Verständniss der Dichtung und Aesthetik jener Zeit wichtige Fragen in diesen Angriffen weiter nicht handelt, wird es genügen sie einfach aufzuzählen, und nur bei der Ausnahme etwas länger zu verweilen.

1) Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften, Stück 8: Sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstückes des Gottschedischen Cato.*

2) In den kritischen Beiträgen und freien Untersuchungen zur Aufnahme und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne. Bern 1743.**

3) Gottsched, ein Trauerspiel in Versen oder der parodirte Cato. Zürich 1765.***

Von ganz anderer Art als diese leichten Plänkeleien ist der Angriff, der gegen Gottscheds Cato von Pyra in seinem berühmten: Erweis, dass die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe 1743. 44, geführt worden ist. Pyra ging wie die Schweizer von dem freundschaftlichen Verhältnisse eines Mitstrebenden zu Gottsched aus, um sich in kurzer Zeit, wie jene, in seinen erbittertsten Gegner zu verwandeln. Seine Stellung in dem Theorieenkampf ist eine eigenartige, scharf umrissene und deshalb in hohem Grade anziehende. Vor Breitinger zeichnete er sich durch die positiv andringende, intensive

* Nicht unwitzig heisst es hier unter Anderm: „Ich habe mir von seinen theatralischen Regeln folgende als die tiefsinnigsten und brauchbarsten angemerket, ein Trauerspiel muss fünf Aufzüge haben; die Personen müssen nicht von der Bühne gehen, oder wieder kommen, ohne zu sagen warum u. s. w."

** Mir nur aus Jördens I, 137 bekannt.

*** Muss schon vor 1752 geschrieben sein, da es der Verfasser, nach seiner eigenen Angabe in der Vorrede, schon länger als dreizehn Jahre zur Zeit der Herausgabe in Händen hatte.

Recensirt von Herder. Suphan: Herders Werke I, S. 100.

Energie seines Angriffs aus, in dem er mit jugendlich feurigem Ungestüm und durchdrungen von dem Bewusstsein, Vorkämpfer einer guten Sache zu sein, ganz aufgeht; vor Bodmer durch den männlichen Ernst, der, wo er sich ungerecht angegriffen glaubt, oft in leidenschaftliche Heftigkeit übergeht, und den wir auch da durchfühlen, wo er sich unter der Hülle des Spottes verbirgt. Wenn man manches in Klopstocks religiöser Poesie auf Pyra zurückführen will, so hat andrerseits sein Erweis vielleicht Lessing zum Vorbild für sein Vade Mecum gedient; Anklänge an Lessingische Rede finden sich in dem ersteren unverkennbar. In dem ersten Theil des Erweises — des Entstehungsgeschichte, Wirkungen und Folgen einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben müssen — wird der Cato nur beiläufig erwähnt; der Hauptangriff findet erst in dem zweiten Theil statt, dessen zweites Stück sich eingehend mit diesem Meisterstück beschäftigt „Untersuchung der inneren Einrichtung des teutschen Cato, nach den Regeln des Aristoteles.“ Bodmer und seine Trabanten hatten sich damit begnügt, über den Cato zu spotten, Pyra scheut die Mühe nicht, bis ins Einzelnste, nach Aufbau, Handlung und den drei Einheiten, wie er selbst sagt (Erweis II, S. 63) den „Deutschen Cato des Herrn Professor Gottsched nach den Regeln des Aristoteles zu untersuchen.“

Denn, wie es an einer andern Stelle heisst (ebd. S. 69), „Das einzige, was noch die Deutschen wegen ihres grossen Beifalls, den sie diesen matten Versen geben, entschuldigen kan, ist dass man sie beredet hat, es sey das aller regelmässigste Stück. Vielleicht brauchen sie künftig ihre eigenen Augen bei Austeilung des Lobes, wann sie sehen, wie sehr man ihre Gutherzigkeit hintergangen habe. Es wird, wie ich hoffe, klar an die Sonne gelegt werden, dass nichts als das Vorurteil des Ansehns und die ziemlich reinen Reime dieses Gedicht haben in der Höhe erhalten können.“

Man wird mir auch ohne eine Wiedergabe des Ganges der Pyra'schen Beweisführung, die zum grössten Theil nur eine Wiederholung von bereits Gesagtem sein könnte, glauben, dass Pyra, was er beweisen will, auch wirklich beweist, und überzeugend darthut, dass dem Gottschedschen Stücke zu einem

Drama im wahrhaft aristotelischen Sinne einfach eben Alles fehlt.

Bemerkenswerth ist für einen Vorgänger Lessings, des Verfassers des Laokoon und der hamburgischen Dramaturgie, der bedeutsame Nachdruck, der auf die Handlung im Drama gelegt wird (Erweis II, S. 71 ff.); aber noch viel entschiedener gemahnt, was S. 70 über den Titel beim Drama gesagt wird, an die bekannten Ausführungen Lessings im 21. Stück der hamburgischen Dramaturgie (Lessing [Hempelsche Ausgabe] VII, S. 144/45).*

Es ist uns seit Danzels Buch über Gottsched geläufig, die Stellung Gottscheds in der deutschen Literatur in einem halb tragikomischen halb wirklich tragischen Lichte zu sehen, und dem Manne unsere Anerkennung und unser Mitleid nicht zu versagen, der seine Thaten und die Wirkungen derselben überlebt hat, und in seinem Alter, unfähig das Neue und Bessere, weil er in ihm nicht mehr Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein erkennen kann, als solches gelten zu lassen, zum Gespött der jüngeren Generation wird, die, was sie ist, doch immer nur mit seiner Hilfe geworden ist. Auch Pyra's Loos in der deutschen Literatur ist ein tragisches. Bodmer und Breitinger wurden trotz ihres rüstigen Streitens gegen Gottsched alt und hochbetagt, beiden ist es vergönnt zu erleben, wie das von ihnen Gewollte von jugendlich frischen Kräften fortgeführt und Neues vorbereitet wird. Pyra stirbt, ein jugendlicher Held, in der Schlacht, aber er stirbt wie

---

* Ich stelle hier zum Vergleich die betr. Stellen aus Pyra und Lessing zusammen.

Pyra.	Lessing.
Denn erstlich muss der Titel nie den Ausgang verrathen. Der Leser wird dadurch um das Vergnügen des unerwarteten gebracht. . . . Die Alten haben zwar auch den Namen ihres Helden ein Beiwort zugesellet; aber das entdeckt nicht die Beschaffenheit des Schlusses, sondern nur die Hauptperson; oder es ist von dem Orte hergenommen.	Ein Titel muss kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalt verräth, desto besser. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien selten anders als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder vier, die den Hauptcharakter anzeigten, oder etwas von der Intrigue verriethen.

Antigone, mit seinem Tode den Sieg des von ihm verfochtenen Prinzips besiegelnd, und auf ihn folgen, von ihm zum Theil angeregt, Klopstock und Lessing, die Sprache und Form der Dichtung, welche von Gottsched in die erdrückenden Banden der starren, unfruchtbaren Regel geschlagen worden waren, in neue von Pyra vorgeahnte Bahnen zu führen bestimmt waren.

Fürth. L. Türkheim.

Ueber den Gebrauch des Apostrophs.

Während über die Anwendung der eigentlichen Interpunktionen ziemlich bestimmte Gesetze bestehen, welche jeder sorgfältig Schreibende ganz von selbst befolgt, lassen uns die verschiedenen Hilfsbücher über den Gebrauch des Apostrophs in einem Halbdunkel, das sich bei Herstellung von Gedichtwerken für den nach Einheitlichkeit strebenden Setzer und Korrektor zu einem Chaos verfinstert; und da über diesen Punkt bei den Autoren nicht mehr Licht herrscht als in den Druckereien, so kann es gar nicht Wunder nehmen, dass sich derselbe in fast allen einschlägigen Werken als ein sehr dunkler Punkt, als ein Wirrwarr repräsentiert. Nur zwei kurze Beispiele will ich anführen. In der 1846 bei Petsch in Berlin gedruckten „Geschichte des deutschen Volkes" von Duller steht als Motto am Anfang eines Kapitels die bekannte Huttensche Strophe:

Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an,
Gott woll sie trösten, es muss gahn,
Und sollt es brechen auch vorm End.
Wills Gott, so mags nit werden gwendt;
Drum will ich brauchen Füss' und Händ'.
Ich hab's gewagt.

Also in 43 Wörtern 15 Abkürzungen, 12 ohne, 3 mit Apostroph. Jedermann wird einsehen, dass diese drei Apostrophe nicht in Einklang zu bringen sind mit dem radikalen Anlauf, der vorher genommen wurde. — In der von Dr. Strehlke redigierten Hempelschen Ausgabe von Göthes Gedichten steht u. a. folgender Vers:

Ich stellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr'.

Aus den angefügten Bemerkungen des Bearbeiters geht hervor, dass derselbe sich in Bezug auf Elision etc. nicht an die etwa noch aufbewahrten Originale gebunden hat, vielmehr dem heutigen Gebrauch gefolgt ist. Aus Pietät sind also die beiden vorhandenen Apostrophe nicht stehen resp. die beiden fehlenden nicht weg geblieben. — So sieht es in fast allen Büchern aus, die Gedichte enthalten, und in der Prosa verhältnismässig nicht besser. — Durch die eigentlichen Interpunktionen werden Lesepausen angedeutet, über den Apostroph muss man ohne Aufenthalt hinweggehen; für jene tritt sofort das Sprachgefühl ein, gegen diesen opponiert das Schönheitsgefühl, selbst wenn er nach dem Hergebrachten seinen Platz behauptet. Diese Opposition ist seit einiger Zeit stärker als sonst hervorgetreten, und hat sogar den Dichter Julius Grosse veranlasst, in ein anderes Extrem zu verfallen: in seiner vor kurzem erschienenen Gedichtsammlung „Aus bewegten Tagen“ sind daktylische Wörter wie „Könige“ an die Stelle von Trochäen gesetzt, offenbar um nur dem Apostroph aus dem Wege zu gehen. So berichtet Erwin Mansbach in einem Artikel der „Blätter für literarische Unterhaltung“, der ebenfalls für Verminderung der Apostrophe spricht und von dem ich erst Kenntnis erhielt, als ich den gegenwärtigen Aufsatz der Hauptsache nach bereits fertig gestellt hatte. Mansbach fordert den Apostroph bei allen Verkürzungen, welche nur als poetische Licenz zu betrachten sind, und verwirft ihn überall da, wo die kürzere Form bereits der Umgangssprache angehört. Da niemand eine bestimmte Grenze zwischen diesen beiden Gebieten ziehen kann, zumal die Umgangssprache immer mehr der kürzeren Formen sich aneignet, wie Mansbach selbst betont, so wäre uns mit Annahme seines Vorschlages nur wenig geholfen.

Durch die jetzt von allen deutschen Staaten angenommene preussische Schulorthographie ist der Gebrauch des Apostrophs gegen früher allerdings eingeschränkt. Die gegebene Regel ist aber so knapp gehalten, dass sie kaum für die Schule ausreicht; auch Duden in seinem „Wörterbuch“ und „Wegweiser“ hat sie nicht weiter verfolgt. Sie lautet:

„1) Wenn Laute, die man gewöhnlich bezeichnet, unterdrückt werden, so bezeichnet man in der Schrift ihre Stelle durch einen Apostroph, z. B. Ich lieb’ ihn. Das leid’ ich nicht. Heil’ge. Jedoch ist in der gewöhnlichen prosaischen Darstellung eine solche Verstümmelung der Wortform zu vermeiden, ausgenommen etwa im Pronomen

es, z. B. ist's, geht's. — Wenn die Präposition mit dem von ihr regierten Artikel verschmolzen wird, gebraucht man den Apostroph nicht; z. B. am, beim, unterm, ans, ins, zum.

2) Bei Eigennamen ist es nicht erforderlich, das *s* des Genitivs durch einen Apostroph abzutrennen; z. B. Ciceros Briefe, Schillers Gedichte, Homers Ilias. — Hingegen wird bei Eigennamen, welche den Genitiv auf *s* nicht bilden können, das Rektionsverhältnis durch den Apostroph bezeichnet, z. B. Voss' Luise, Demosthenes' Reden."

Also nicht einmal eine Bemerkung über die von Personennamen abgeleiteten Adjektive: ob Meyer'sches, Brockhaus'sches Lexikon oder Meyersches, Brockhaussches; man muss sich für die letztere Schreibweise entscheiden, obgleich das im zweiten Beispiele entstehende *ss* die meisten anfangs stutzig machen wird. — Heyse in seiner Grammatik fordert den Apostroph ausserdem noch in Wörtern wie: (ihr) ſeſ't, laſ't, (er, ihr etc.) ſpeiſ't, und bei den Genitiven von Personennamen.

Die grosse Schwankung im Gebrauch des Apostrophs erklärt sich daraus, dass dieses Zeichen, wie schon angedeutet, nur seiner Form, nicht aber seinem Wesen nach zu den Interpunktionen zählt: es tritt an die Stelle eines ausfallenden Vokals, es ist nur ein Aushilfsmittel, dient nur als Krücke für einen Lahmen und soll diesen befähigen, seinen Platz in der übrigen Gesellschaft ohne Gefahr behaupten zu können, nämlich ohne die Gefahr, falsch verstanden zu werden. Die Richtigkeit dieses Satzes zugegeben, dürfen wir nicht zögern, den unter unserer Obhut stehenden Lahmen seines auffälligen, unschönen Möbels zu entkleiden, sobald wir die Ueberzeugung haben, dass er ohne dasselbe sein Fortkommen finden kann. Das heisst: der Apostroph soll nur da stehen, wo sein Fehlen zu *falschem Sinn* oder *falscher Aussprache* verleiten würde.

Die genaue Befolgung dieser Regel führt allerdings zu einem Radikalismus, der manchem als verfrüht erscheinen wird. Bei näherem Eingehen auf die Frage dürften aber viele zu der Ueberzeugung kommen, dass sich anders feste, konsequente Normen nicht gut aufstellen lassen, sofern es dabei überhaupt auf möglichste Verminderung der Apostrophe abgesehen ist. Deshalb will ich auch meine Arbeit auf jene Regel gründen, ohne dabei auf allgemeine Zustimmung zu rechnen. Ich gebe mich dabei nur der Hoffnung hin, dass die Frage recht lebhaft diskutiert werden möge, damit aus Rede und Gegenrede schliesslich sich ein festes Gesetz herausbilde. Dies wird um so eher

geschehen, je mehr sich alle dabei Interessierten, namentlich auch die Schriftsteller, an der Diskussion beteiligen. Welcher Meinung aber auch der eine oder andere huldigen mag, jedenfalls kann er sich an der Hand der folgenden Erörterungen umfassendere Regeln bilden und diese in dem von ihm beherrschten Kreise an Stelle der bisherigen Unklarheit setzen. Der nächste Zweck ist also ein praktischer, das endliche Ziel mag immerhin ideal erscheinen.

Bei der Gliederung des Stoffes folge ich der grammatikalischen Einteilung der Wörter in zehn Klassen, weiche aber aus praktischen Gründen von der üblichen Reihenfolge ab. Eine andere Einteilung, z. B. nach Lautverbindungen, hätte ich mit meinen bescheidenen Mitteln nicht durchführen können. — Um etwaigen Missverständnissen zu begegnen, will ich ausdrücklich erklären, dass ich nur die mehr technische Behandlung des namentlich vom Dichter gegebenen, also metrisch bemessenen Ausdruckes im Auge habe, und dass da, wo von den *s*-Lauten die Rede ist, mir die am meisten verbreitete Schreibweise als Richtschnur dient, dass also ein Uebergriff in das orthographische Gebiet mir fern liegt. Wo daher in der Antiqua ſ und ß verwendet werden, ist dieselbe hier der Fraktur gleichzustellen.

Auch mache ich keinen Anspruch darauf, die Frage *vollständig* erörtert zu haben. Nur die hauptsächlichsten Erscheinungen sind beleuchtet. Vieles Fehlende wird sich natürlich durch Vergleichung mit ähnlichen Fällen ergänzen. Wenn z. B. beim Substantiv nichts gesagt wird über eine Abkürzung wie „Kön'ge", so findet man das Erforderliche unter den Adjektiven auf *ig*; und dass wegen der Verbalsubstantive das vom Verbum Gesagte genügt, bedurfte ebenfalls keiner besonderen Erwähnung.

I. Der Artikel.

Von diesem Redeteil werden die Formen *das* (Accusativ des Neutrums) und *dem* (Dativ des Maskulinums und des Neutrums) häufig in Verbindung mit Präpositionen gebracht und alsdann verkürzt. Die Einschiebung eines Apostrophs ist überflüssig und nach der oben citierten Schulorthographie unstatthaft. Ausser den daselbst erwähnten Beispielen mögen hier noch stehen: aufs, ums, durchs, vorm, hinterm. Selten, trotzdem aber nicht zu apostrophieren, ist eine Verkürzung wie die folgende, wo der Accus. Masc. mit der Präposition verschmilzt:

Es waren drei Gesellen, die stritten *widern* Feind. (*Rückert.*)

Mitunter, bei Wiedergabe volkstümlicher Redeweisen, wird auch der Nominativ des Neutrums bis auf das auslautende *s* verkürzt: 's Mailüfterl weht; oder der unbestimmte Artikel verliert das anlautende *ei*: 'ner, 'ne, 'nen. Eine solche Verkürzung (Aphäresis) verlangt natürlich immer den Apostroph. Wenn der Vers oder ein neuer Satz mit der Aphäresis beginnt, setzen einige nach dem Apostroph einen Versal: 'Ne. Dies ist eben so wenig zu empfehlen, als die Zusammenziehung mit dem Hauptwort in folgender Weise: s'Haus.

II. Das Pronomen. Unter den Pronomina ist in erster Reihe das sächliche Personale *es* zu nennen, dessen Vokal häufig ausfällt und dann nach dem herrschenden Gebrauch und auch nach der Schulorthographie durch den Apostroph ersetzt wird. Wenn das so verkürzte Wort einen Satz beginnt, so ist dasselbe zu beobachten, was soeben von dem in diesem Falle gleichgestaltigen neutralen Artikel gesagt wurde. Im anderen Falle, wenn der verbleibende Laut *s* mit dem vorhergehenden Worte verschmilzt, kann der Apostroph unbeschadet der Deutlichkeit wegbleiben. Folgende Stellen aus Schillers Taucher mögen dies veranschaulichen: die Ritter vernehmens — stille wirds — und hohler hört mans heulen — da hebet sichs schwanenweiss — und er ists — wie einen Kreisel trieb michs um — und obs hier gleich ewig schlief — da hing ich und wars mir bewusst — schaudernd dacht ichs, da krochs heran. Dasselbe Gedicht weist in der Stelle: „als gings in den Höllengrund" übrigens einen Fall auf, in welchem zwei *e* ausgestossen wurden. Trotzdem wir es hier mit einem Konjunktiv zu thun haben (vgl. unten das Verbum), darf der Apostroph wegbleiben, schon weil eine Verwechselung mit dem Indicativ Imperfecti nicht gut möglich ist. — Schliesst hingegen das vorhergehende Wort mit einem Vokal, so muss das ersetzende Zeichen eintreten: da's, du's, wie's, wo's.

Ganz ungewöhnlich und deshalb zu markieren ist der Ausfall des *e* in folgendem Vers:

Das Horn der Ziege fasst das ein' [Kind] *(Göthe)*,

während die Ueberflüssigkeit dieses Zeichens in „andre, andern, anderm" etc. auf der Hand liegt.

Vom Possessivum ist es hauptsächlich *unser*, das in den Formen unsre, unsrem, unsren, unsrer, unsres die Elision zeigt. In der Antiqua wird niemand den Apostroph vermissen, aber auch in der Fraktur,

also nach langem ſ, ist derselbe dem guten Geschmack fast ganz gewichen. Es ist jedoch ratsam, unſerm, unſern, unſers zu setzen, um die Verbindung ſr möglichst zu beschränken. Beim Adjektiv kommen wir auf diese Verbindung nochmals zurück.

Dessen (Genitiv des Demonstrativums oder Determinativums) und *wessen* (Gen. des Interrogativums) haben als zweite Form *dess* und *wess* und werden in dieser Form zuweilen mit Apostroph versehen. Hier ist dieses Zeichen mehr als überflüssig: es ist falsch. Die Schulorthographie schreibt übrigens ein einfaches *s* vor: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. (Bibel.)

In gleicher Weise wird das determinative *solch* und das interrogative oder relative *welch* nur fälschlich mitunter apostrophiert. Stehen diese Wörter im Singular und folgt dahinter ein Adjektiv oder der unbestimmte Artikel, oder liesse sich letzterer einfügen, dann darf niemals der Apostroph stehen:

> Solch [ein] Geschick blieb immer erträglich. (*Balde.*)
> Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! (*Göthe.*)

Dagegen ist derselbe zu setzen im Plural, wenn dem Pronomen kein Adjektiv folgt, z. B. (in älterer Redewendung) solch' Leute; vor einem Adjektiv bleibt er auch im Plural fort: welch nette Kinder.

III. Das Adjektiv. Die Adjektive auf *el*, *en*, *er* verlieren aus ihren durch die Deklination verlängerten Formen nicht selten ein *e*. Obwohl diese Elision durch die nach Kürze strebende Umgangssprache hervorgerufen und demnach jedermann geläufig ist, wird dieselbe doch oft markiert, namentlich bei den Formen auf *er*, zu welchen hier auch ein grosser Teil der Komparative gehört. Aus folgenden Beispielen möge der Leser ersehen, dass sich solche Wörter recht gut ohne Apostroph setzen lassen: bittrer Geschmack, heitrer Gesang, innrer Friede, lautre Freude, die obren und untren Schichten, jüngre und ältre Leute, schönre Zeit, bessre (beßre, beſſre) Tage, höhre Gewalt.

Die auf *ern* ausgehenden eignen sich zu Kürzungen nicht gut; nur *ehern* findet sich in solcher Form und muss einen Apostroph bekommen, weil „ehr“ an ein anderes Wort erinnert, den Sinn also augenblicklich trüben könnte:

> Das eh'rne Herz kühn aus der Brust gerissen. (*A. Grün.*)

Eben so schwierig ist es, in Verlängerungen der volltönenden Silbe *bar* das *e* zu elidieren. In einer mir vorliegenden Cottaschen

Schiller-Ausgabe findet sich jedoch der Dativ „furchtbarn“ wiederholt in derselben Gestalt wie hier.

Für das aus den Silben *ig* und *isch* ausgefallene *i* wird der Apostroph allerdings stets gesetzt; doch hat derselbe hier nicht mehr Berechtigung als an Stelle eines *e*. Niemanden wird beim Anblick der folgenden Wörter auch nur einen Augenblick ein Zweifel anwandeln: allmächtger und barmherzger Gott, dürftge Kleidung, durstge Kehle, einzger Freund, ewge Seligkeit, flüchtge Tage, freudges Leben, gierge Raben, giftger Hauch, gläubger Sinn, heilge Pflicht, kräftge Nahrung, selge Stunden; heimsches Land, irdsches Leid, olympsche Spiele. Dass bei adjektivischer Verwendung von Eigennamen (wo man früher ein *i*,* später den Apostroph setzte) der letztere nach der, allerdings nicht ausgesprochenen Regel der Schulorthographie wegbleiben muss, wurde schon im Eingange erwähnt. — Dagegen muss der Ausfall des *i* in *nig* bezeichnet werden, weil *ng* sonst als *ein* Laut ausgesprochen werden könnte: thran’ges Oel, thon’ger Boden. Dies gilt jedoch auch nur für solche Fälle, wo dem *n* ein (einfacher) Vokal vorangeht; denn da der Nasallaut nie nach einem Diphthong oder einem Konsonanten folgt, so ist keine Gefahr vorhanden, bei selbst flüchtigem Lesen diese Buchstaben in solcher Verbindung falsch auszusprechen: Das einge Deutschland, „ein sinnger Waller“ (Rückert), eine kernge Gestalt. — Die Silbe *sig* betreffend, so wird uns in der Antiqua ein Wortbild wie „grausge That“ nichts Anstössiges bieten, während man in der Fraktur allerdings besser grauſ’ge setzen dürfte; doch kommt es vielleicht auch hierbei nur auf die Gewohnheit an; jedenfalls entsteht durch „grausge“ keinerlei Missverständnis, wie man auch müßge, fleißge setzen kann. Der kurze scharfe Laut ſſ lässt sich hierbei in ß umwandeln: rißges Holz, bißger Hund; nur maßge könnte Anstoss erregen und deshalb maſſ’ge oder maſſge gesetzt werden. Uebrigens ersehe ich aus Arbeiten berühmter Offizinen, dass man es mit den sonst für unstatthaft gehaltenen Verbindungen zwischen ſ und gewissen anderen Konsonanten nicht mehr so engherzig nimmt.

---

* Ein Ueberbleibsel dieser, von manchen Pedanten auch jetzt noch gepflegten Methode ist die Form der bekannten Firma „Arnoldische Buchhandlung“. Viele sprechen dieses Adjektiv wie einen Antispast ⏑–´–⏑ aus, weil sie glauben, der Name des Begründers laute Arnoldi. Derselbe heisst jedoch Arnold, und deshalb muss das Wort als erster Päon –⏑⏑⏑ gesprochen werden.

Die in der (undeklinierten) Stammform auf *e* auslautenden Adjektive bedürfen bei der Abwerfung des Endvokals ebenfalls keines Apostrophs, wenn sie prädikativ verwendet, also dem Hauptwort nachgestellt sind: diese Sache ist bös, jener Bursche ist rüd. In dem Verse:

Schon träumt sie leis und leiser (*Geibel*),

wo das Adjektiv allerdings als Adverb gebraucht wird, könnte sich mancher versucht fühlen, die Verschiedenheit der *s*-Form durch die Schreibart leiſ' auszugleichen; doch möge er nur der Versuchung widerstehen.

Ist das Endungs-*e* eines appellativisch gebrauchten (vor das Hauptwort gestellten) Adjektivs fortgefallen, so muss der Apostroph eintreten. In der stehenden Phrase „Gut Nacht!“ und etwaigen gleichen Fällen erregt sein Fortbleiben keinen Anstoss.

Ob in der Endung *en* nach einem Vokal — oder nach einem Vokal und *h* — das elidierte *e* zu markieren ist, wird man nach Vorstehendem leicht entscheiden können. Ich würde ohne Bedenken setzen: „Vom hohn Olymp herab“, dagegen den Heineschen Vers:

Beleidigt die Götter, die alten und neu'n

in dieser Gestalt vorschlagen. Bietet auch der Sinn des ganzen Satzes und die darin enthaltene Antithese eine gewisse Garantie gegen Verwechselung mit dem Zahlwort, so könnte doch bei dem humoristisch-satirischen Charakter des Dichters der Leser stutzig werden, an ein Wortspiel denken und deshalb im Lesen stocken. Und auch bei ernsten Gedichten könnte solche Gefahr entstehen.

Durch Elision eines *e* zwischen *d*, *t* einerseits und der Superlativendung *ste* andererseits entstehen Härten in der Aussprache. Ein Gefühl der Beklemmung veranlasst manchen, sich durch einen Apostroph gewissermassen Luft zu schaffen. Es ist jedoch gar kein triftiger Grund vorhanden, das Auge in Mitleidenschaft zu ziehen, wenn dadurch der Zunge doch nicht geholfen werden kann. Man setze also: geradste, weitste, spätste etc.

IV. Das Adverb. Nach der ausführlichen Besprechung der Adjektive, die sich ja alle zugleich als Adverb verwenden lassen, kann ich mich über diesen Redeteil ziemlich kurz fassen.

Die Wörter *dran*, *drauf*, *drin*, *drüber* bedürfen eben so wenig eines Apostrophs als *heut* und *lang* („so lang“, acht Mal in Beckers

Rheinlied, zehn Mal in A. Grüns „Der letzte Dichter"). Dagegen muss die Aphäresis bei (he)raus, (he)rein etc. Ersatz bekommen. Andernfalls könnte man bei der Stelle aus „Lilis Park" von Göthe:

Und [Lili] kriegt sie [die Tiere] *rein*, weiss selbst nicht wie

an eine recht prosaische Handlung denken. Wie man statt *Genüge* auch *Gnüge* schreibt, kann man *gnug* statt *genug* schreiben. Dass der Wegfall des Schluss-*e* in . . . *weise* nicht markiert zu werden braucht, erhellt aus dem oben Gesagten. Das Wörtchen *ehe* wird seines unschönen, hiatischen Klanges wegen von den Dichtern nur höchst selten in voller Form gebraucht; es ist genügend, *eh* zu setzen.

V. Das Numerale. Ueber das bestimmte Zahlwort etwas zu sagen, ist nicht nötig, da dasselbe stets in voller Form auftritt. Allenfalls lassen sich die Ordinalia verkürzen: der zweit', dritt' etc., und möchte ich hierbei die Anbringung eines Apostrophs empfehlen. — Bezüglich der unbestimmten Zahlwörter *manche*, *einige*, *wenige* sei auf das Pronomen *solche*, resp. auf die Adjektive mit der Endung *ig* verwiesen. Wenn *viele* in *viel* verkürzt wird, wie dies Heine in dem Verse thut:

Es kommen viel kranke Leut,

so ist durch Weglassung des Apostrophs ein Verwechseln mit dem Adverb nicht möglich. Verfänglicher würde eine andere Stelle bei demselben Dichter sich gestalten, welche besagt: „Ich habe Menschen viel[e] . . . gesehn." Hier muss Ersatz für das *e* eintreten. Dagegen dürfte *all* für *alle*, *alles* etc. kaum jemals mit dem Adverb *all* = *ganz* verwechselt werden.

VI. Von Präpositionen ist nur *ohne* zu erwähnen, das sein *e* abwirft, ohne dass dafür ein Apostroph einzutreten brauchte. Doch wird ein solcher jetzt noch allgemein angefügt.

VII. Von Konjunktionen kommen nur *andrerseits* und *indes*(*s*) in Betracht. Vergl. wegen derselben das Pronomen.

VIII. Die Interjektionen sind ihrer Natur nach schon auf eine so geringe Silbenzahl (meist eine einzige Silbe) beschränkt, dass eine weitere Verkürzung unmöglich ist. „Wehe", ursprünglich Substantiv, dürfte der einzige Ausruf sein, der apokopiert wird, und zwar ohne Ersatz zu fordern:

O weh, o weh mir Armen! (*Bürger.*)

IX. Das Verbum. Alle Infinitive, welche vor ihrer Endung *en* einen Vokal allein oder einen Vokal mit folgendem *h* aufweisen,

können das *e* der Endsilbe ohne weiteres ausstossen: befrein, schaun, traun, bereun, gehn, stehn, mähn, mühn, nahn, ruhn, reihn, thun, weihn, zeihn etc. Das Schluss-*e* in der 1. Pers. Singul. des Präsens Indicativi wird gewöhnlich noch durch einen Apostroph ersetzt, doch kann derselbe bis auf wenige Fälle fortbleiben: ich hab, leb, sterb, red, wend, werd, ruf, sag, sing, verschweig, verberg, geh, rat, wach, wünsch, denk, deck, melk, fall, fühl, komm, stürm, lern, nenn, klapp, marschier, ehr, karr, les, ras, weis, rett, reit, hex, reiz. Verben, welche des Wohllauts wegen das *e* der Infinitiv-Endung verloren haben, werfen in der 1. Pers. Präs. gewöhnlich das vorletzte *e* aus: säubern, ich säubre oder ich säubere; fallen beide *e* fort, so muss für das letzte der Apostroph eintreten:

Von allen [Ratten] säubr' ich diesen Ort. *(Göthe.)*

Hier dient dieses Zeichen dazu, dem Auge das ungewohnte Bild schneller verständlich zu machen und infolge dessen sofort die richtige Aussprache zu treffen. — Nach gleichen Grundsätzen ist natürlich auch der übrige Teil des Präsens zu behandeln. — Wie bereits in der Einleitung erwähnt, fordert Heyse (und mit ihm viele andere) den Apostroph für die 2. und 3. Pers. Singul. und die 2. Pers. Plur. Präs. Ind. der Verben auf *sen*: du lies't, er reis't, ihr genes't. Der allgemeine Gebrauch hat diese Forderung nicht erfüllt. Nur beim Imperfekt (Indikativ und Konjunktiv) von *rasen* und *kosen* können Verwechselungen mit dem Präsens von *rasten* und *kosten* entstehen:

Als ras'te nirgends sonst der Streitenden Gedränge. *(Schiller.)*

In der Antiqua muss daher jedenfalls ein Apostroph eingefügt werden, in der Fraktur nur dann, wenn man das bequeme Aushilfsmittel verschmäht, ein rundes s zu wählen, also rasten, kosten zu setzen.

Durch Wegfall des Endungs-*e* der 3. Pers. Singul. Imperfecti (Indicativi und Conjunctivi) der schwach konjugierten Verben wird dieselbe gleichgestaltig mit dem Präsens: hier ist also ein Apostroph vonnöten:

Dort zerrauft' Er sich das Haar. (*Göthe.*)

Nicht so bei der 1. Person:

Und rasch verfolgt ich meine Reise (*Lenau*),
Sollt ich meinem Gott nicht singen? (*Gerhard*),

weil eine Verwechselung nicht zu befürchten steht. — Gellert reimt in seinem Gedicht „Der Tanzbär“ das Wort „Kette“ auf „redte“ =

redete und ist hierbei vom sächsischen Dialekt beeinflusst worden, der dieses Wort wie „rette" ausspricht, während es richtiger „rehdte" gesprochen würde. Ich habe, als ich jüngst eine Korrektur dieses Gedichtes las, mit Rücksicht auf den Reim und das Adjektiv „beredt" den Apostroph dort ausgemerzt.

Der allgemein übliche Gebrauch, das charakteristische *e* des Konjunktiv Imperf. bei seinem Wegfall zu ergänzen, lässt sich bedeutend einschränken. Ist der Konjunktiv schon anderweit in demselben Worte ausgedrückt, namentlich durch den Umlaut, dann ist eben das Schluss-*e* kein notwendiges Charakteristikum; solche Worter sind z. B.: (ich, er) hätt, wär, würd, spräch, zög etc. Wenn wir es aber mit Fällen zu thun haben wie:

Das Land und Volk gefiel' mir wohl (*Arndt*),
Ihm ists, als obs ihn hinüberrief' (*Körner*),
Ich will ... die Hand nicht werden, die dich ins Elend stiess' (*Chamisso*),

so ist der Apostroph unerlässlich. Zwar fände auch hier der Sprachgewandte den Konjunktiv heraus, doch darf man die weniger Geübten, namentlich unser auf den Schulbänken rutschendes junges Deutschland, ja selbst die unsere Sprache erlernenden Nichtdeutschen nicht ganz aus den Augen verlieren. Die schon früher citierte Stelle aus dem „Taucher": „als gings in den Höllengrund" liegt wesentlich anders: *ein* Apostroph würde etwaige Zweifel nicht beseitigen, *zwei* solcher Zeichen zu setzen, wird niemandem einfallen, deshalb ist es besser, von einer Ergänzung der ausgefallenen *e* ganz abzusehen.

Diese Andeutungen dürften für das Verbum genügen; das Weitere ergiebt sich von selbst aus dem früher Gesagten. Um darauf verweisen und mich kurz fassen zu können, habe ich das Verbum und

X. das Substantivum, zwei sonst umfangreiche Wortklassen, an das Ende gestellt.

Die auf *e* ausgehenden zweisilbigen Hauptwörter bedürfen beim Wegfall dieses Vokals, soweit es sich um den Singular handelt, in der Regel keiner Ergänzung: Rab, Red, Kuf, Sag, Weih, Krück, Ell, Muhm, Sonn, Ramp, Schmarr, Nas, Hütt, Treu, Löw, Hex, Katz; auch das Pluraletantum Leut(e). Dagegen würde „Rind" für „die Rinde", „Herd" für „die Herde" zu Missverständnis führen; in solchen Fällen muss also der Apostroph eintreten; steht der Artikel dabei, so bietet dieser allein genügende Sicherheit, wenigstens soweit

es sich um Maskulina und Neutra handelt. Substantive, welche durch Anfügung eines *e* an das Adjektiv gebildet werden, unterscheiden sich, wenn dieses *e* wegfällt, in der Mitte des Satzes noch genügend von dem Adjektiv durch den grossen Anfangsbuchstaben. Am Anfang eines Satzes oder Verses wären sie indessen nicht auf den ersten Blick zu unterscheiden, weshalb der Ausfall des *e* markiert werden muss. Dahin gehören Wörter wie *Tiefe* von *tief*, *Weite* von *weit*. Es ist zwar fraglich, ob sich für den zuletzt angenommenen Fall aus unserer gesamten Litteratur auch nur *ein* Beleg findet; das kommt aber hier, wo es sich lediglich um die Aufstellung von Gesichtspunkten handelt, nicht in Betracht. — Auf *e* ausgehende drei- und mehrsilbige Wörter sind, bevor man sich wegen des Apostrophs entscheidet, genauer zu prüfen, und zwar auf ihre Aussprache und Orthographie. So kann das Wort „Gestade“ ohne seinen Endvokal nur als Jambus ◡–, also richtig, gesprochen werden, weil *Ge* als Vorsilbe und somit als Senkung sofort zu erkennen ist und weil der weiche Auslaut die Länge des vorhergehenden Vokals *a* andeutet. Anders verhält es sich mit einem Worte wie „Hypothes’“ (in Lessings Nathan): hier dürfte der Apostroph eben so wenig zu entbehren sein als in Göthes:

Trompet’ und Trab und Trommel summt.

Desgleichen muss die Elision des *e* zwischen einem Diphthong und *r* bezeichnet werden: Dau’r, Fei’r, Ungeheu’r. Der Grund dieser Bezeichnung liegt in der Aussprache, die eine Schwierigkeit bietet, auf welche der Leser aufmerksam gemacht werden muss: einen Diphthong mit folgendem *r* streng einsilbig zu sprechen, dürfte nicht möglich sein; man hört zwischen beiden Lauten stets noch einen dritten (ein ganz kurzes *e*), der durch einen Luftstrom entsteht, welcher an den hinteren Teil des Gaumens stösst, wenn man die zum Uebergang vom Vokal zum Konsonanten nötigen Mundbewegungen macht. Sprachphysiologen werden das leicht und genau darlegen können. Also: einsilbige Aussprache ist nicht möglich, zweisilbige wäre fehlerhaft, folglich entsteht ein nur mit Mühe einzuhaltendes Mittelmass von anderthalb Silben, wenn man so sagen darf. Bei älteren Dichtern findet sich solche Verkürzung gar nicht selten, selbst vor Wörtern, welche mit einem Konsonanten beginnen; bei den heutigen Poeten gilt sie auch vor Vokalen nur als trauriger Notbehelf und wird daher seltener.

Wörter wie: Erinnrung, Erheitrung, Entwicklung, Vermindrung, Wandrer etc. seien nur flüchtig erwähnt.

Soviel über den Nominativ Singularis. Das in der Schulorthographie über den Genitiv von Eigennamen Gesagte lässt sich natürlich auch auf andere Hauptwörter anwenden, die den Genitiv auf *s* bilden: des Laubs, des Manns, des Geists.

Viele männliche und sächliche Substantive bilden den Dativ durch Anfügung eines *e* an die Nominativform; dieses *e* kann aber auch wegbleiben, wenn dies die Metrik oder der Wohllaut fordert. Trotzdem dieser Satz vollkommen elementar ist, so dass man sich scheuen muss, denselben auszusprechen, begegnet man hin und wieder doch noch dem Apostroph in solchen Dativen.

Für das Plural-*e* der stark deklinierten Hauptwörter lässt sich ein Ersatz nicht gut vermeiden, obgleich in den meisten Fällen der Artikel und die Pluralform des Verbums etwa entstandene Zweifel zerstreuen wird. Wir würden es, bei aller Abneigung gegen den Apostroph, doch für auffällig, ja unstatthaft erklären, wenn wir einen Satz fänden wie: Die Tag, die Jahr verschwinden. Wo aber „Jahre" als Zeitmass hinter Zahlen steht, lässt es sich ohne weiteres auch verkürzen:

Vater Noah war tausend Jahr. (*Kopisch?*)

Ebenso ist der Apostroph nicht nötig, wenn sich das Wort durch den Umlaut schon als Plural auszeichnet: Die Bäum erheben ihre Aest. Zur Erkennung des Plurals aber unbedingt erforderlich ist die Ergänzung der *e* in der Stelle:

[Herr Oluf probt] sein' Pferd' und Hund'. (*Herder.*)

Für den Ausfall des *e* in der (schwachen) Pluralendung *en* nach Vokalen (mit oder ohne *h*) wird nur höchst selten der Apostroph einzutreten brauchen: die Aun, Fraun, Herrn, Mühn, Höhn, Reihn. Dagegen: die Zeh'n; auch wohl

O jammervolle Schnörkelei'n (*v. Sallet*),

um die Auffassung als Plural vom Diminutiv „das Schnörkelein" unmöglich zu machen, obwohl der Sinn des ganzen Satzes dadurch nicht verändert würde.

Eine eigentümliche Pluralbildung findet sich in Göthes „Johanna Sebus“: drei arme Kind. Es liegt auf der Hand, dass trotz dieser Eigentümlichkeit ein Apostroph nicht am Platze wäre.

Ueber die Anwendung des Apostrophs bei der schriftlichen Wiedergabe einzelner Dialekte lassen sich, in Anbetracht der grossen Anzahl derselben, speziellere Regeln nicht aufstellen. Im allgemeinen darf man jedoch behaupten, dass das häufige Auftreten des Apostrophs das ohnehin nicht leichte Lesen dialektischer Schriften noch mehr erschwert.

Braunschweig. L. Irmisch.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Biltz sprach über den Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm (ed. C. Wendeler, Heilbronn 1880). Meusebach (1781—1847) war ursprünglich Jurist und lebte als solcher in Dillenburg, Koblenz und Berlin. Daneben war er ein eifriger Germanist und besonders Sammler der die deutsche Literatur betreffenden Raritäten. Seine Bibliothek, 1849 von der preussischen Regierung angekauft, findet sich seitdem der königlichen einverleibt. Vorausgeschickt ist dem Briefwechsel selbst eine Darstellung des literarischen Verkehrs Meusebachs überhaupt u. a. mit Hoffmann von Fallersleben. Der Vortr. hob hervor, dass, während sich in diesem Verkehr oft die eigensinnige und hypochondrische Natur Meusebachs zeigte, im Gegenteil in den Briefen an die Grimm seine ganze persönliche Teilnahme und Liebenswürdigkeit hervortritt.

Herr Marelle trug vor über Rabelais und Fischart. Ganghöfer in seinem Buche: Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais, München 1881, hat zu erweisen versucht, F. stehe höher als R., wie es Vilmar in Ersch und Gruber, später in seiner deutschen Literaturgeschichte gethan. G. vergleicht die beiden Vorreden und findet F. schöner; aber, sagt der Vortragende, R. hat die seinige erfunden, F. hat die von R. nur ausgedehnt; R. hat viel gelesen, F. fast gar nichts, R. überlässt sich seiner Laune, aber ohne sein Ziel aus den Augen zu verlieren; so steht also eher R. an künstlerischem Wert höher. Wenn zweitens G. den F. als moralischer hinstellt, so spräche auch dies gegen die Form, in die er sein Werk gekleidet habe. R. war ein begabter und vielseitig gebildeter Mann; er ist der Vater des Humors, eines Humors der aus dem Herzen, nicht bloss aus dem Verstande kommt. Wenn er gelegentlich so cynisch wurde, so hat man den Grund davon sowohl in seiner zeitweiligen Stellung als Arzt, als

auch in seinem überschäumenden Naturalismus zu suchen. Das besprochene Buch zeigt seinen Verf. als nicht competent genug, über beide R. und F. zu urteilen und als zu sehr beeinflusst von schlecht angebrachtem Patriotismus. In der sich daran schliessenden Debatte wurden die Urteile des Vortr. teils anerkannt, teils berichtigt.

II.

Herr Michaelis besprach, veranlasst durch das Erscheinen der neuen Ausgabe von Sievers Phonetik, die verschiedenen Methoden der Anordnung und Ergänzung der Vokale. Schon 1572 suchte Melissus in den Psalmen Davids die Vokalzeichen zu erweitern. 1630 ordnete Tilemann Olearius die Vokale nach der Tonhöhe; Johann Wallis ordnete sie 1653 in ein Viereck mit 9 Stellen. Samuel Reyher erkannte 1679 die verschiedene Abstimmung der Mundhöhle beim Flüstern der Vokale. Hellwag that 1781 zuerst den grossen Schritt, die Vokale in ein Dreieck zu ordnen. Dieses Dreieck wurde allmählich vervollständigt durch Chladni, du Bois-Reymond, Rapp, Ellis, Brücke, Lepsius, Haldeman und den Vortragenden. In England hat in neuer Zeit Melville Bell ein Vokalviereck mit 36 Stellen eingeführt, dem die Engländer grosse Vorzüge vor dem Vokaldreieck zuschreiben. Der Vortragende suchte nachzuweisen, dass das Vokaldreieck, in der rechten Weise geordnet und vervollständigt, alles das in sich schliesst, was das englische Vokalviereck irgend gewährt. Bei aller Anerkennung der Gründlichkeit der englischen Forschungen behalte auch unsere Anordnung ihre Berechtigung.

Herr Schmidt sprach über John Lyly. Er ging davon aus, dass im Zeitalter der Königin Elisabeth eine intensive poetische Stimmung herrschte, welche stets die Grundbedingung der Blüte der Literatur bildet. Indem er an einzelnen Beispielen zeigte, wie tief der klassische Geschmack damals in England eingedrungen war, charakterisirte er den affektirten Modestil, der mit dem Namen Euphyismus bezeichnet und John Lyly zugeschrieben zu werden pflegt. Nachdem er dann die dürftigen Nachrichten über die Lebensverhältnisse dieses Schriftstellers angegeben und bei seiner Beteiligung an der Mar Prelate Controversy etwas länger verweilt hatte, besprach er die beiden prosaischen Werke Euphues the Anatomy of Wit und Euphues and his England. Er wies nach, dass der Euphyismus zur Schöpfung einer poetischen Prosa sowie andererseits zur Entstehung einer rhythmischen Prosa wesentlich beigetragen habe, bestritt aber das ausschliessliche Anrecht Lyly's, dessen beide Werke allerdings diesen Stil auf die Spitze getrieben und die concetti gehäuft haben, auf Einführung desselben. Hierauf wandte er sich zu Lyly's dramatischen Werken, gab den Inhalt von Campaspe an und teilte Proben daraus in einer Uebersetzung mit.

III.

Herr Goldbeck besprach Caro, Fin du XVIIIe siècle. 2 vol. Paris 1881. Das Buch, dessen Titel nur ungefähr passt, enthält meist Aufsätze, die der Verf. früher in der Revue des deux Mondes veröffentlicht hat. In dem ersten Band ist interessant Diderot inédit, von dem soeben eine neue Ausgabe in den Grands écrivains de la France vollendet vorliegt, während die Abhandlungen über Rousseau und Montesquieu nicht gerade Neues bieten und die über „le secret du roi" früher von Broglin, La politique franç. sous Louis XVI genauer behandelt worden ist. Volles Lob verdient der zweite Band mit den Arbeiten über Mirabeau, Mme de Staël und A. de Chénier. Während die Geschichte der franz. Revolution legendarisch behandelt wurde, bis Sybel sein Werk begann, schrieb in Frankreich zuerst de Lomenie über Mirabeau, und aus dessen Abhandlung bietet Caro die Resultate. Für Mme de Staël wird die Correspondenz, deren Veröffentlichung d'Haussonville begonnen, viel neues Material bringen. Die Legende endlich, welche de la Touche 1819 um das Haupt von Chenier gelegt, hat Caro ebenfalls zerstört.

Herr Lamprecht zeigt an: 1) K. Brandt, Kurzgefasste franz. Grammatik, Salzwedel 1881. Das Buch ist nur eine im allgemeinen systematisch geordnete Zusammenstellung dessen, was Plötz im zweiten Teile bietet. Die zahlreichen Ungenauigkeiten, Lücken, Unklarheiten u. s. w. sind mit hinüber genommen. Die Beispiele sind nicht übel, obgleich auch unter ihnen etliche hätten gestrichen werden müssen. In der Formenlehre hat der Verf. nicht einmal das Dict. de l'Académie benutzt; unter den in der Vorrede angeführten Hilfsmitteln vermissen wir ungern die Grammatik von Benecke und besonders die von Lücking. Sonach scheint das Buch wenig geeignet, den französischen Unterricht zu fördern. 2) Lotheissen, Molière's Leben und Werke, Frankfurt a. M. 1880. In ihm ist das Quellenmaterial fleissig gesammelt, die Auffassung der Dichter seiner Zeit, der Vorgänger und Nachfolger derselben eine unparteiische und liebevolle, die Darstellung eine klare, übersichtliche, leichte und angenehme. Die Ergänzung, Vertiefung und Prüfung des vom Verf. Gebotenen ermöglichen Anmerkungen, das Nachschlagen ein Register. Somit verdient das Werk, eine würdige Fortsetzung von des Verf. „Geschichte der franz. Literatur im XVI. Jahrh.", die wärmste Empfehlung nicht nur für Fachleute, sondern auch für Laien.

Die Urteile des Vortragenden wurden durch Gegenbemerkungen etwas beschränkt.

Herr Buchholtz besprach die „Rhätoromanische Elementargrammatik mit besonderer Berücksichtigung des ladinischen Dialects im Unterengadin von Peter Justus Andeer, Pfarrer, Mit einem empfehlenden Worte von Prof. Dr. E. Böhmer, Docent der romanischen Sprachen in Strassburg; Zürich 1880", 112 S. Der Verf. und Böhmer

beanspruchen für das Rhätoromanische eine Stelle in der Reihe der romanischen Sprachen, weil etwa drei Viertel des Wortschatzes lateinischen Ursprungs ist. Der Vortragende meint, es zum Italienischen als eine Mundart zu stellen, würde man sich nicht bedenken, wenn es politisch zu ihm gehörte. Wiederum könne man entscheidende Eigentümlichkeiten für seine Selbständigkeit geltend machen. Erstens: der Conjunctiv impf. steht für das ihm fehlende Condizional. Auch das Rumänische hat nicht das gewöhnliche Condizional, hilft sich aber doch in einer an dasselbe erinnernden Art. Das Futur findet sich in dieser Sprache und in der vorliegenden Grammatik nach italienischer Art. Zweitens: das T-perfect ist dem Unterengadin die einzige Bildung dieses Tempus, selbst in der 2. Sing.; das Bündner Oberland hat daneben auch ein vocalisches Perfect. Drittens: für die Anrede giebt es „du", höflicheres „Ihr" und höflichstes „Er" zum Manne, „Sie" zur Frau (wie im vorigen Jahrhundert in Deutschland).

Die vorliegende Grammatik enthält: Formenlehre, Satzlehre, Uebungs- und Lesestücke. Die Kenntnis des Engadinischen wird im ganzen, besonders aber durch den letzten Teil, sehr gefördert. In den ersten Teilen hemmt die deutsche Sprache den Verf. etwas, so dass er hier und da weniger sagt als wünschenswert ist. Die Mundart des Bündner Oberlandes ist in dem Buche fast gar nicht berührt.

Herr Schmidt gab Nachträge zu dem Vortrag, den er in der vorhergehenden Sitzung über Lylly gehalten hatte, und teilte ausserdem ein Gedicht aus der Tabackszeitung über den Taback englisch und deutsch mit.

Herr Püschel zeigte seine vor kurzem erschienene Ausgabe von Christine de Pizan, Le livre du chemin de long estude, an. Die verglichenen Pariser, Brüsseler und ein Berliner Mss. bilden zwei Klassen, deren Verhältnis zueinander wie der Versbau in der Einleitung seine Erörterung findet, während den Schluss des ganzen etwa 6000 achtsilbige Verse umfassenden Werkes ein Glossar bildet.

IV.

Herr Vatke redete über: Prölss, Geschichte des modernen Dramas. Anstatt auf den Quellen basirt das Werk nur auf Quellenwerken, so z. B. im englischen Drama, wo die Mysterien oberflächlich behandelt worden sind und Klein, Geschichte des Dramas, mehr benutzt werden konnte. Die Parallele zwischen den deutschen und französischen Mysterien ist schief und fällt für letztere viel zu ungünstig aus. In der Geschichte des spanischen Dramas geht er mit Recht auf Rapp zurück. Im grossen und ganzen kennt der Verf. die einschlägige Literatur und hat auch verstanden, dieselbe zu benutzen.

Herr Schmidt trug Uebersetzungen von Stellen aus altenglischen Dramatikern vor.

Herr Förster besprach Reiseberichte über Spanien. Man kann die Verff. nach der Meinung des Vortr. einteilen in: solche Leute, welche ohne tiefen Sinn für das Volksleben, ohne Interesse für das Land, mit vorgefasster Meinung, selbstgenügendem und absprechendem Urteil über gleichgiltige Dinge (Hôtels, Eisenbahnen etc.) ihre Mitteilungen bieten; zweitens solche, die wie Herodot alles besuchen, viel notiren und über allerlei Mitteilung machen, es aber unterlassen, daraus das Gesammtresultat zu ziehen; drittens solche, die dichterisch angelegt, wissenschaftlich gebildet, unparteiische und vielseitige Beobachtungen zu einem Gesammtbild von Land und Leuten vereinigen. Zur ersten Klasse gehört unter den vorliegenden Werken v. Mohl, Wanderungen durch Spanien, Leipzig 1880; etwas besser ist schon Bettoni, Note di viaggio in Francia e Spagna. — Zur zweiten Klasse ist zu rechnen Foresto, La Spagna, in dem die Urteile im ganzen vernünftig, aber freilich das Geschichtliche meist falsch ist. — Die dritte Klasse hat ein treffliches Beispiel in de Amicis, Spagna, gut ins Französische übersetzt von Mme de Colomb, Paris 1878; dagegen schlecht ins Deutsche übertragen. Eine Parodie dazu bildet gleichsam das deutsche Werk von Simons, dessen Illustrationen alles Lob verdienen.

Herr Bourgeois trug ein von ihm verfasstes Gedicht komischen Inhalts vor, betitelt: L'oraison funèbre de Mme B . . . . s.

Zum Schlusse gab Herr Wetzel in der Kürze ein Referat über die bei Weidmann erschienene Ausgabe des Scottschen Marmion von H. Sachs. Von der Einleitung ist das Kapitel über die Metrik etwas flüchtig gearbeitet und geht auch insofern über den Standpunkt des Lernenden hinaus, als es vielfach auf Chaucer Bezug nimmt. Bei Besprechung der Anmerkungen, die durch Anglicismen und sonstige Inkorrektheiten des Ausdrucks oft Anstoss erregen, wurde auf die bekannten Recensionen von Zupitza hingewiesen. So besonders bei den häufigen und zuweilen falschen Etymologieen und ebenso bei den grammatischen Bemerkungen, wo mancherlei Falsches mit unterläuft und auch der Grundsatz, zunächst ähnliche Stellen des Gedichtes heranzuziehen, unberücksichtigt bleibt. An literarischen, geschichtlichen und geographischen Nachweisen findet sich viel Gutes. Ueberraschend wirkt dagegen eine ganz neue Lehre über den Reim. Sachs behauptet nämlich, dass Wörter wie profound und wound, weight und height im Reime ganz gleich zu sprechen wären. Es wäre zu wünschen gewesen, dass Sachs sich bei dieser Ausgabe seine eigene zu gleicher Zeit in zweiter Auflage erschienene Bearbeitung des dritten Kapitels der History of England von Macaulay zum Muster genommen hätte, die in durchaus sachgemässer Weise alle nötigen Erklärungen beibringt.

V.

Herr Förster besprach die lyrischen Gedichte des Italieners Herrn Arturo Graf in Turin, welche derselbe unter dem Namen

„Medusa“ veröffentlicht hat (2. Aufl., Turin 1880). Derselbe ging von der Betrachtung aus, dass die reine pessimistische Weltanschauung unabhängig von persönlichen Schicksalen und darum ebenso berechtigt sei wie der Optimismus, aber darum auch ebenso wenig wie dieser wissenschaftlich begründet oder bekämpft werden könne; dass dieselbe deshalb als eine zum Systeme entwickelte eingewurzelte Schwermut und individuelle Grundstimmung recht eigentlich den Gegenstand lyrischer Dichtung abzugeben habe. Grafs „Medusa“ biete uns einen Ausdruck des tiefsten Pessimismus, wie man ihn bei anderen Dichtern von dieser Unerbittlichkeit und Konsequenz kaum wieder finden möchte. Die Gedichte zeigten im Einzelnen feine Nuancen und eine Fülle origineller Bilder; der Dichter stütze das Abstrakte seiner Anschauungen und variire das Monotone seiner Grundstimmung durch konkrete Bilder aus dem Leben und der Natur; er ergiesse sich nicht zu einseitigen heftig und verzweifelt ausgestossenen Klagen. Schliesslich aber überwiege doch die Resignation, welche mit dem Leben abgeschlossen hat und nichts mehr hofft noch fürchtet, die noch tobende Aufregung der Leidenschaften. Der Vortragende wies noch auf die sprachliche und metrische Vollendung der Gedichte hin, welche er als eine der bedeutendsten Erscheinungen der modernen Lyrik charakterisirt, und analysirte dann die Ideen einer Anzahl der Gedichte.

Herr Buchholtz besprach einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der mundartlichen Literatur Italiens. 1) Leggende popolari siciliane von Salvatore Salomone-Marino. Palermo 1880. Man hat hier nicht an Heiligengeschichten zu denken, sondern erzählende und historische Volkslieder sind hier zum ersten Male auf Sicilien nachgewiesen und ihrer 61 herausgegeben. Der Vortragende beschrieb die Art der Lieder insgesammt und gab den Inhalt mehrerer ausführlich und sprach die Vermutung aus, dass zur „Frau von Calatafimi“ es unter mehreren Völkern verwandte Sagen geben möchte. Zu Formen wie nuddru nullus, iddra illa verglich er alttoscanisches valentre und corsisches fratedroni, auch fratetroni. 2) Vocabolario dell' uso abruzzese von Gennaro Finamore, Lanciano 1880. Dies Buch enthält den Entwurf einer Grammatik, ein Wörterbuch, ein etymologisches Wörterbuch, ein Verzeichnis von Namen in der Mundart der Abruzzen und Sprichwörter und Volkslieder in derselben. Das Material zur Schätzung dieser Mundart ist durch das Buch sehr vermehrt. Perfecta auf orno orono weisen nach Toscana, sonst das meiste nach Neapel, die starken Endverkürzungen vielleicht nach Norden. 3) Cristoforo Pasqualigo, Raccolta di Proverbi veneti, seconda edizione, Venezia 1878. Das Buch wird soeben schon in einer dritten Auflage gedruckt. Die Sprichwörter, echt aus dem Volksmunde, in den verschiedenen Untermundarten, erfreuen sehr. Insir = exire, welches man hier findet, stellt sich neben süditalienisches und rumänisches insurà von lateinischem uxor. Vergleiche auch sard. insoru, rum. însu, beide vom lat.

ipse. 4) Carlo Gambini, Vocabolario Pavese-italiano (assegnato come libro di premio dal Consiglio Provinciale Scolastico di Pavia) Milano Pavia 1879, ist anziehend, indem hier die ostpreussische dem a sehr nahe Art des e oder ä als in Pavia wieder zu finden nachgewiesen wird.

Herr Goldbeck zeigte an: Mangold, Molière's Tartuffe, Oppeln 1880. Das Buch zerfällt in fünf Theile: 1) Der Bildungsgang des Dichters und die religiösen Verhältnisse seiner Zeit, 2) Stoff, Entwurf und Tendenz des T., 3) Geschichte des T., 4) T. vom Standpunkt der dramatischen Technik, 5) Ethische und ästhetische Kritik. Wenn es auch fleissig gearbeitet ist, so lässt doch die Sprache manches zu wünschen übrig und besonders ist es fehlerhaft, dass der Verf. den Molière weiss zu brennen sucht. Letzteres zeigt sich daran, dass er das Verhältnis des Dichters zu Armande unberührt lässt, das Pfaffentum als das schlimmste, M. leidenschaftslos hinstellt, die Gegner M.s in unseren Tagen z. B. Veuillot und Lapommeraye, die in der Zeit Ludwigs XIV., z. B. Bourdaloue, Bossuet und Fénelon, zurückzuweisen gar nicht unternimmt.

VI.

Herr Kutschéra bespricht: Cann. Friends at home and abroad, or Social chat, a connected tale in a series of imaginary conversations to facilitate the acquirement of English as a living language. 2. Ed. Hamburg 1879. Das kleine Werk stellt sich die Aufgabe, als Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache zu dienen, und sucht dieselbe zu lösen in Form einer zwischen wenigen Personen sich abspielenden, teils in Gesprächs-, teils in Briefform gekleideten Novelle, die ihren Ausgangspunkt von der englischen Colonie in Florenz nimmt — der, beiläufig, der Verfasser selbst seit 17 Jahren als Lehrer des Englischen angehört — und die in ihrem weiteren Verlauf uns nach England führt. Der Verfasser hat mit vielem Geschick innerhalb eines kleinen Rahmens einen überraschend grossen Kreis von Gesprächsthemata zu berühren verstanden, ohne freilich auch nur ein einziges einigermassen erschöpfen zu können. Hierin liegt der Hauptfehler des Buches, das nur neben einem systematischen Vocabular pädagogisch verwertet werden kann. Dass ein solches und zugleich auch ein sehr gutes Lexikon — Hoppe's Supplement-Lexikon wird kaum zu entbehren sein — noch besser freilich ein eingeborener Lehrer — neben dem Buche dem Lernenden zu Gebote stehen, scheint der Verfasser übrigens selbst vorauszusetzen, da er grundsätzlich nichts, weder sprachlich noch sachlich, erklärt und nur einmal (S. 68) durch Zeitungsnotizen die Entstehung des Ausdruckes ordinary orange-peel death nachzuweisen sucht. Der Vortragende zeigte an einer Reihe von Beispielen (to know who's who 31, the „at homes“ 32, We may not want him, but he had better come 47, surprised at our all laughing at you 90 — hier, weil der Subjective Case für we

all besser all of us lautet, — u. v. a.) wie unentbehrlich besonders sprachliche Erläuterungen in einem derartigen Buche sind.

Uneingeschränktes Lob verdient dagegen die Sprache, welche die von dem Verf. im Vorworte versprochenen idiomatic expressions und every-day phraseology in geradezu vollendeter Weise darbietet. Auch darf wohl, da dies englische Werk aus einer italienischen Offizin in Florenz hervorgegangen ist, des fast fehlerlosen Druckes lobend gedacht werden.

Der Vortragende resümirte sein Urteil dahin, dass das Buch für jeden des Englischen Kundigen, der sich mit der guten Umgangssprache genauer vertraut machen will, eine vorzügliche Lectüre genannt werden muss, in seiner jetzigen Gestalt dem Lernenden aber nur unter ganz besonders günstigen Umständen von Nutzen sein kann. Denn dieser müsste vor allem die durch das ganze Buch verstreuten idiomatischen Ausdrücke ausziehen und nach Gruppen ordnen; dass dies, wenn es richtig geschieht, lehrreicher sein kann als die Benutzung einer fertigen Phraseologie, soll allerdings nicht geläugnet werden.

Herr Strack zeigte die von Brissac redigirte und seit Neujahr d. J. in Paris erscheinende Revue internationale de l'enseignement an. Sie bringt u. a. Nöldecke's Abhandlung über Töchterschulen, Hoffmanns Rektoratsrede, die Schrift von Hollenberg über die philosophische Propädeutik in Prima und die vita des seit Ostern emeritirten Leipziger Gymnasialdirektors Eckstein. Sehr interessant ist die teils vollendete, teils noch in der Ausführung begriffene Reform des französ. Gymnasialunterrichts.

Herr Vatke redete über die Anthologien englischer Lyrik, welche in unseren Schulen gebraucht werden. Sie zeigen eine sehr grosse Verschiedenheit; die sprachliche und sachliche Seite sei bei der Auswahl zu berücksichtigen, ausserdem aber das Verhältnis der beiden Länder zu einander. Diese Forderungen erläuterte der Vortragende an Beispielen.

VII.

Herr I. Schmidt sprach eingehend über Schleicher, Funktionslehre.

Herr Lamprecht behandelte aus Mol. BG. T. 2 das Liedchen Je croyais Jeanneton etc., in dem er das eine Hélas streichen will, um so einen Septain auf drei Reimen von dem Schema aβaacβc zu erhalten, und ebendaher den Dialogue en musique, wo er Worte abzuteilen vorschlägt: Ah! quitte pour aimer — Cette haine mortelle! so dass diese Worte mit den folgenden bis rencontrer ein Quintain auf zwei Reimen bilden würden.

Herr Püttmann hielt einen Vortrag über den roman de mœurs im 17. Jahrhundert. Nach Feststellung des von den Franzosen diesem

Namen untergelegten Begriffes gab er eine detaillirte Aufzählung der einschlägigen Werke und behandelte speciell die Aventures du baron de Foeneste von D'Aubigné und die Histoire comique de Francion von Charles Sorel. Die begonnene Besprechung des roman comique von Scarron und des roman bourgeois von Furetière zu vollenden hinderte die vorgerückte Zeit.

Herr Tobler trug vor über die Aufgabe des afr. Wörterbuchs. Bei der Herstellung desselben ist zu beachten 1) die örtliche Grenze des Afr. und Provenzalischen, die von Bringuier und Tourtoulon neuerdings so festgestellt worden ist, dass nur wenige zweifelhafte Denkmäler übrig bleiben. 2) Die zeitliche Grenze, welche, früher viel zu weit gesteckt, jetzt auf das 11. bis Ende des 14. Jahrh. beschränkt worden ist; dabei ist es jedoch nicht ratsam, die Wörter von jenseit des 11. Jahrh. unter die Kopfwörter aufzunehmen. Es dürfen sodann nicht wie bei Godefroy die Wörter fehlen, welche mit dem Nfr. übereinstimmen, z. B. arriver, venir de, se passer de etc., da arriver afr. nur landen heisst und se passer de afr. eine dem Nfr. grade entgegengesetzte Bedeutung hat. Ausschliessen aber will der Vortr. die Composita, z. B. die mit re, und dies Präfix als solches behandeln, ebenso tres vor Adjectiven und Adverbien. Die Mundarten ferner müssen dem Lexikographen alle gleich wichtig sein, und auszunehmen sind höchstens das Anglonormannische und das in Oberitalien gesprochene Französisch. Aber dabei wird schwierig die Anordnung; die Umsetzung ist zu unterlassen, sobald wir nicht bestimmt wissen, dass das Wort sich in der betreffenden Mundart findet, und zweitens ist die Umsetzung nur möglich, wenn wir über den Lautwert des Wortes ganz klar sind. Das Allerwichtigste ist endlich die Bestimmung der Bedeutungen; sie entnehmen wir aus lat.-franz. und franz.-lat. Glossaren, Uebersetzungen, z. B. der der Psalter und der noch besseren der Könige, aus dem Zusammenhang der Rede, wo zur Feststellung des Sinnes oft viele Stellen notwendig sind, und endlich aus den Schwestersprachen Provenzalisch, Italienisch und Spanisch.

VIII.

Für die letzte Sitzung vor den Sommerferien (25. Mai) veranstaltete die Gesellschaft im Englischen Hause eine Calderon-Feier, an welcher auch eine grosse Anzahl von Gästen teilnahm. Eröffnet wurde die Feier mit nachstehendem Prologe, der von Dr. Hans Herrig verfasst und von Herrn Quincke vorgetragen ward.

Habt ihr vielleicht von jenen Klöstern Kunde,
Die sich geweiht dem ew'gen Lobgesang?
Die Mönche lösten ab sich Stund' um Stunde,
Und wenn des Einen preisend Lied verklang,

Stimmt' an ein Andrer aus dem frommen Bunde,
Und Tage, Jahre, Hundertjahre lang —
Was draussen auch geschah im Weltgetümmel —
Erscholl ein ewiger Choral zum Himmel.

Die Menschheit auch nennt eigen solche Zungen,
Von denen ew'ger Lobgesang erschallt;
So glaubet nicht, wenn hier ein Ton verklungen,
Nun sei das Lied für immerdar verhallt;
Aus andrer Brust bald, kühn emporgeschwungen,
Tönt's durch die Welt mit siegender Gewalt,
Sein letzter Augenblick wird nie erscheinen,
So lange Menschen hoffen, lieben, weinen!

Und wer gestimmt in diese Weltchoräle,
Niemals verloren wieder geht sein Wort;
Ob ihm auch selbst des Lebens Sprache fehle,
Im Einklang aller Zeiten lebt es fort.
Dasselbe bleibt es, ob's aus fremder Kehle
Erschallen mag und ob an fremdem Ort.
Wer Ewiges in seinem Lied gedichtet,
Der hat sich auch die Ewigkeit verpflichtet.

Zweihundert lange Jahre sind verflossen —
In ferner Zeit sind wir, in fernem Land:
Da stehen trauernd Spaniens Volksgenossen,
Dass ihm der Tod solch edlen Schatz entwandt,
Und sich ein stolzer Dichtermund geschlossen,
Dem einst entströmt gewalt'ger Worte Brand;
Schlingt einen Lorbeer um die greisen Haare:
Denn Calderon liegt auf der Todtenbahre.

Der Bühne Meister war er. Hingerissen
Hat sich ihm oft der Hörer Schaar geneigt,
Wenn auf den Brettern, zwischen den Koulissen
Er ihnen seine bunte Welt gezeigt;
Doch eine grössre war's, das mögt ihr wissen,
Als von der Rampe sie zum Grunde reicht:
Ins Wunderreich, das keine Schranken drücken,
Wusst' er mit seinem Zauber zu entrücken!

Hier hält Natur nicht jene Grenzen inne,
Drin jedes Wesen an sich selber klebt:
Selbst im Leblosen lodert heisse Minne,
Dass voll Verlangen eins ins Andre webt,
Des Frühlings holder Duft berauscht die Sinne,
Der, wie ein süsser Hauch, darüber schwebt;
Die Blumen schimmern: es sind farb'ge Sterne, —
Die Sterne: Blumen hoch in blauer Ferne.

Des Daseins Pole müssen sich verbünden
Und traulich einen, was sich sonst nicht kennt:
Die graue Fabel aus der Zeit Abgründen,
Die neue Welt, von der das Meer uns trennt,
Was der Geschichte Blätter uns verkünden,
Was man des Tages lust'gen Zufall nennt,
Was gross ist, dass es weite Reich' erschüttert,
Und was im Busen eines Mädchens zittert.

Der König, der an Gottes Platz gebietet,
Der Bauer, der im Staub sich mühvoll plagt,
Der Ritter, der des Stammes Adel hütet,
Die Maid, die Alles an die Tugend wagt,
Der Zweifler, der in stiller Zelle brütet,
Der frohe Narr, den keine Sorge nagt,
Der Märtyrer, eingehnd in Himmelsräume,
Und der erkannt, dass Traum sind selbst die Träume!

Ein unerklärlich Feuer brennt in Allen,
Zu hellen Gluten wird der Blumen Duft,
Darin die Sterne trunken niederfallen:
So glänzt und leuchtet Morgens wohl die Luft,
Wenn aufwärts sich zu den azurnen Hallen
Die Sonne hebt aus dunkler Meeresgruft,
In Feuer taucht die Fluren eines Eilands: — —
Ist es das Flammenherz des Weltenheilands?

Sind es die Gluten jener myst'schen Liebe,
Die aus den Wunden des Erlösers quillt,
Und die der Wesen dumpf verworrne Triebe
Verklärt, dass sich ihr wahres Sein enthüllt? —
Ihr gieb dich hin und ihre Pflichten übe,
Denn wessen Herz ihr sel'ger Drang erfüllt,
Dem strahlt der Erd' alltäglichstes Ereignis
Im überird'schen Glanz, ein hohes Gleichnis.

Seltsames Reich, dess Heimat nur in Worten,
Unendlichkeit, die zierlich doch umspinnt
Das holde Reimspiel! Als die Herzen dorrten,
Und als die Zeit, die sich für klug hielt, blind —
Da schlossen auch sich Deine weiten Pforten,
Weil Jedem nicht der Eingang sich gewinnt:
Der Dichter auch kann pred'gen nicht den Tauben,
Und wer ihn hören will, muss an ihn glauben!

Da hiess es wohl, nun sei das Lied zu Ende,
Es herrsche Schweigen auf der Erde Rund;
Was Tod uns schien, war Wechsel nur und Wende,
Bald klang das Lied aus einem neuen Mund,
Vom Süden kam zum Norden jetzt die Spende,
Im deutschen Laut that sich die Schönheit kund:
Da sprangen auch die Pforten, lang verschlossen,
Und neu hat sich ihr Wunderglanz ergossen!

So ziemt denn uns auch die gerechte Feier
Des grossen Namens, welcher euch bekannt.
Was einst vor fremdem Volke sang die Leier,
Süss tönt es nach in unserm deutschen Land;
Der Dichter aber, der ein kühner Freier,
Die stolzeste der Musen sein genannt,
Um seinen Tod braucht Keiner je zu trauern,
So lang der Menschheit ew'ges Lied wird dauern.

Hierauf folgte ein Vortrag des Herrn Dr. Paul Förster, der Calderon als grössten christlichen Dichter feierte und drei seiner Stücke,

welche die Weltanschauung des Spaniers in ihrer ganzen Tiefe zeigen, nämlich den „wunderthätigen Magus“, das „Leben ein Traum“ und den „standhaften Prinzen“ ausführlich analysirte. Aus dem letztgenannten Drama trug schliesslich Herr Wilh. Henzen den herrlichen dritten Act vor, welcher auf keinen der Zuhörer seine Wirkung verfehlte.

Hierauf vereinigte man sich zu einem fröhlichen Festmahle.

Ein Glückwunsch-Telegramm ward nach Madrid abgeschickt und von der K. Akademie in freundlichster Weise beantwortet.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Freiherr Karl Hartwig Gregor von Meusebach und sein Briefwechsel mit Jacob und Wilhelm Grimm. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1880.

Allen Benutzern der Königlichen Bibliothek in Berlin, besonders denjenigen, welche sich mit der deutschen Litteratur des 15. bis 17. Jahrhunderts näher beschäftigen, ist jene Etikette bekannt, welche sich bei der bei weitem grössten Zahl der seltneren Bücher dieses Zeitraums auf der inneren Seite des vorderen Einbanddeckels aufgeklebt findet: „Dono Friderici Wilhelmi IV, regis augustissimi D. V. Nov. MDCCCL. Ex bibliotheca B. M. Kar. Hartwig Gregorii de Meusebach.“ Man weiss, dass alle diese Bücher aus der Bibliothek des früheren hiesigen Präsidenten des rheinischen Cassationshofes Freiherrn von Meusebach in die Königliche Bibliothek übergegangen sind, und schon wenn man die bedeutende Anzahl derselben erwägt, ergiebt sich, wie dürftig es vorher mit diesem Theile unserer Litteratur in unserer Königlichen Bibliothek bestellt gewesen sein müsse, und welche Schätze derselben mit jener Privatsammlung zugeflossen sind. Die unvergleichliche Reichhaltigkeit und Kostbarkeit derselben ist ja auch sonst, namentlich von den Herausgebern unseres geistlichen und weltlichen Volksliedes, an dessen Drucken sie besonders reich war, also Männern wie Ph. Wackernagel, Uhland, Hoffmann von Fallersleben in ihren Werken hinlänglich hervorgehoben und gerühmt worden. Lachmann erwähnt in den Anmerkungen zu seinen Liedern Walthers von der Vogelweide gelegentlich einmal, dass, wenn er um den Nachweis irgend einer entsprechenden Parallelstelle aus den späteren Jahrhunderten verlegen gewesen sei, er nur seinen Nachbar von Meusebach (er wohnte mit demselben in der hiesigen Karlstrasse) deshalb habe angehen brauchen, um sicher zu sein, das gewünschte seltene Büchlein „über den Zaun“ zugereicht zu erhalten. Jacob Grimm drückt in der Einleitung zum deutschen Wörterbuche die Genugthuung aus, welche es ihm gewährt habe, aus der Königlichen Bibliothek das früher in Meusebachs Besitz gewesene, mit dessen Zusätzen versehene Wörterbuch von Campe zu erhalten, indem er hinzufügt: „Meusebach, einer der liebenswürdigsten und sonderbarsten Menschen, die es geben kann, in den deutschen Büchern des 16. und 17. Jahrhunderts mit voller Seele bewandert, fand sich auch zu sprachlichen Forschungen höchst aufgelegt und verfolgte, was sich nur an die von ihm untersuchten Gegenstände, nah oder fern, anhing, mit unablässigem Eifer und seltener Spürkraft. Ganze Nächte, die er sich zu Tagen machte, konnte er über einzelnen Wörtern hinbringen. Das Sprachfeld zu überschauen und zu beherrschen vermochte er nicht. Aber

in allem Kleinen, worauf er nur geriet oder geleitet wurde, war er bald pünktlich zu Hause und widmete jeder Frage, die bei ihm gefangen hatte, unermüdlichste, mittheilsamste Antwort, während er andere Male geizig und eigensinnig zurückhielt.“ Sonst waren die Mittheilungen, welche bisher über das Leben des berühmten Sammlers und seinen Verkehr mit litterarischen Capacitäten in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, ziemlich sparsam. Verhältnissmässig das Ausführlichste hatte darüber Hoffmann von Fallersleben in seiner Selbstbiographie mitgetheilt, und jedermann, der sich jemals durch die, freilich sehr breit gehaltenen sechs Bände dieser Biographie durchgearbeitet hat, wird mit Ergötzen und Interesse die Schilderung von dem ersten Besuche gelesen haben, welchen der damals junge Hoffmann dem reichen Präsidenten, dem Hüter berühmter litterarischer Schätze, bei seiner Anwesenheit hier in Berlin abstattete. Wie, nachdem die Ceremonien des ersten Bekanntwerdens überwunden waren, der Präsident dem jungen Doctor die Pfeife präsentirt und nun beide Bücherliebhaber im liebevollen Betrachten der hier aufgespeicherten Schätze und besonders vor dem Schränkchen sitzend, welches die Juwelen darunter enthielt, Stunde nach Stunde verrinnen sehen, bis endlich, gegen zwei Uhr Nachts, Hoffmann des Aufbruchs gedenkt, und Meusebach ihn fragt, ob er denn jetzt schon gehen wolle. Hoffmann blieb von da ab, auch nach seiner Uebersiedelung nach Breslau, in fortdauerndem Verkehr mit Meusebach, theilte ihm mit, was er an verkäuflichen litterarischen Seltenheiten in dem Winkel irgend einer Bibliothek oder eines Antiquarladens entdeckte und sandte ihm gelegentlich Kisten voll zu, manchmal zu des Sammlers höchster Befriedigung, manchmal auch auf die Gefahr hin, sich von dem, mit dem grösseren Reichthum seines Besitzes auch immer eigensinniger und wählerischer Werdenden wegen des ihm übermittelten „Schundes“ ausschelten zu lassen. Ja nicht nur zu den todten, auch bis zu dem lebenden Schatze des Freiherrn, seiner Tochter Karoline, erhob der junge Breslauer Bibliothekar und Professor seine Augen, indem er sich denselben als Schwiegervater noch enger zu verbinden gedachte, eine Hoffnung, welche indessen nicht verwirklicht ward.

Bei diesen, wie gesagt, bisherigen fragmentarischen und einseitigen Mittheilungen über das Sammeln und den litterarischen Verkehr des Freiherrn (es existirt sonst in Betreff seiner Bibliothek noch eine Gelegenheitsschrift Zachers: „Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Characteristik der M. Bibliothek, Leipzig 1852) war es ein sehr dankenswerthes Unternehmen, welchem sich Hr. Dr. Camillus Wendeler in Steglitz unterzog, uns darüber aus den jetzt in der hiesigen K. Bibliothek verwahrten Originalschriften ausführlichere, gründlichere und mit einer reichen Zahl von Urkunden belegte Aufschlüsse zu geben. Er hat dies in zwei Büchern gethan, den „Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach. Mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen“, welche vor zwei Jahren bei Niemeyer in Halle erschienen sind, und dem „Briefwechsel des Freiherrn K. H. G. von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm“, welcher Anfang des vorigen Jahres bei den Gebr. Henninger in Heilbronn herausgekommen ist, und auf welchen ich die Aufmerksamkeit der geehrten Gesellschaft auf einige Minuten zu lenken mir gestatten will.

Hr. Dr. Wendeler war, abgesehen von seiner genauen und gründlichen Kenntniss jenes Zeitraums unserer Litteratur, welchem der Sammelfleiss Meusebachs galt, überhaupt zur Schilderung desselben namentlich auch durch die Liebe und Verehrung Fischarts befähigt, welche er mit Meusebach theilt, und welchem neben dem Volksliede und den litterarischen Urkunden der Reformationszeit Meusebachs Sammeltrieb in erster Reihe galt. Ich theile nicht ganz jene Begeisterung für den vielschreibenden Strassburger Rechtsgelehrten, welche seit einigen Decennien aufgekommen ist und im Ganzen jetzt noch besteht. Wenn W. Scherer im neusten, dritten Hefte seiner Litteraturgeschichte es mit Recht betont, dass die Mehrzahl

unserer gepriesenen höfischen Epiker des 13. Jahrh. doch nur eigentlich treue Uebersetzer aus dem Französischen waren und die Begeisterung für dieselben auf den gebührenden Grad ermässigen zu müssen glaubt, so gilt dies meiner Ansicht nach noch viel mehr von dem vielgerühmten Fischart, welcher Zeit seines Lebens nur, zum Theil aus buchhändlerischer Speculation, übersetzt und bearbeitet hat, dessen sprachlichen Helden- oder vielmehr Gewaltthaten, wie er sie namentlich in der „Geschichtklitterung“ zeigt, ich mehr mit Verwunderung als Begeisterung zuschaue, und der, wenn er selbstständig producirte, wie in seinem vielfach überschätzten „Glückhaften Schiff“ und noch mehr in seinen Geistlichen Liedern, bewies, dass die in ihm fliessende poetische Ader keine sehr reiche war. Wie dem indessen sei, immerhin bleibt Fischart eine interessante Erscheinung unserer Litteratur, auf den wieder hingewiesen und dessen Schriften in einer bis dahin auch nur annähernd nicht vorhandenen Vollständigkeit gesammelt zu haben, eines der hervorragendsten Verdienste Meusebachs ist. Ging dessen Verehrung Fischarts doch so weit, dass er, halb im Scherze, halb im Ernste, einen Fischartorden stiftete (Wilhelm Grimm schreibt sich in einem Briefe einmal den 3½sten Grad desselben zu), dessen Grosskreuz er sich selber beilegte und dessen geringere Grade er Denjenigen, je nach Eifer und Glück verlieh, die ihm Fischart'sche Seltenheiten zutrugen. mit deren sein Lebelang beabsichtigten Herausgabe er freilich nie zu Stande gekommen ist. Einen ziemlich hohen Grad dieses Ordens würde unzweifelhaft, wenn Meusebach ihn gekannt, der Herausgeber seines Briefwechsels mit den beiden Grimms, Dr. Wendeler selbst, und ganz verdientermassen erhalten haben.

Das mehrerwähnte Buch desselben zerfällt in vier Theile. Der erste Theil, 174 Seiten umfassend, behandelt den Verkehr Meusebachs mit gelehrten Freunden, von den beiden Grimms abgesehen, und die Schicksale seiner Bibliothek nach seinem im Jahre 1847 erfolgten Tode. Der zweite enthält auf 254 Seiten die zwischen Meusebach einerseits und Jacob und Wilhelm Grimm andererseits gewechselten Briefe, also den eigentlichen Kern des Buches. Der dritte, kürzeste Theil, eigentlich nur ein Anhang zum zweiten, bespricht auf 46 Seiten die Berufung der Brüder Grimm nach Berlin und bringt darüber manche neue und interessante Documente bei. Der vierte, 126 Seiten umfassende Theil enthält die Anmerkungen zum Briefwechsel, welche zum Theil aus biographischen Notizen bestehend, von einer Gründlichkeit der Forschung, von einem so liebevollen Eingehen in vielfach entfernt liegende Einzelheiten zeugen, dass man in der That sagen kann, wie dies auch schon in den verschiedenen öffentlichen Besprechungen des Buches anerkannt worden ist, dass der vorliegende Stoff in keine geeigneteren Hände gelangen konnte. Ich will mir erlauben, hier zur Orientirung zunächst einige Hauptdata aus dem Leben Meusebachs zu geben. Eine eigentliche Biographie desselben würde, wie Hr. Wendeler bemerkt, erst möglich sein, wenn die von ihm verfassten, zunächst noch von der Familie zurückgehaltenen sogen. „Geheimbücher“ der öffentlichen Benutzung überlassen würden. Geboren am 6. Juni 1781 in Neubrandenburg, erzogen auf dem Gute Vockstedt bei Artern, welches seinem Vater, dem Kammerrathe des Fürsten von Anhalt-Zerbst, Christian Karl v. Meusebach, gehörte, besuchte er die Gymnasien zu Rossleben und Magdeburg, studirte dann in Göttingen und Leipzig die Rechte und wurde im Jahre 1803 durch die Verwendung seines Oheims, des Nassauischen Geh. Regierungsrathes Justus von Meusebach, als Kanzlei-Assessor in der Fürstlichen Justizkanzlei zu Dillenburg angestellt. Nach Errichtung des Grossherzogthums Berg wurde er zum Procurator am Obergerichtshofe eben daselbst befördert. Schon hier in Dillenburg entwickelte sich seine Neigung für die mittleren Zeiten der deutschen Litteratur und schon hier legte er den Grund zu seiner so ausgedehnten Sammlung der Urkunden dieser Litteraturperiode. Unter wie

günstigen Bedingungen er dies that, wie leicht und mit welchem geringen Kostenaufwande es damals möglich war, Bücherschätze anzuhäufen, welche jetzt für den zehn- und zwanzig-, ja in einzelnen Fällen kaum für den hundertfachen Preis zu erlangen wären, darüber gestatte ich mir zwei charakteristische Belege anzuführen, welche ich der Einleitung zu der Schrift: „Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh.“ von dem verstorbenen Dr. Joh. Geffcken in Hamburg, gleichfalls einem bekannten glücklichen Büchersammler aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, entnahm. „Im Jahre 1807“, bemerkt Geffcken, „wurde in Nürnberg die Bibliothek verkauft, die sich Panzer (der bekannte Diakonus in Nürnberg, der Herausgeber der deutschen und lateinischen Annalen der älteren deutschen Litteratur, der Geschichte der Luther'schen Bibelübersetzung und anderer höchst schätzenswerthen bibliographischen Schriften) in einem langen Leben gesammelt hatte. Ich besitze ein Exemplar des Katalogs, 3 Bde. Octav mit den Auctionspreisen. Man staunt, wenn man sieht, auf welche Bücher, die dem Forscher unschätzbar gewesen sein würden, gar kein Gebot kam und die daher in Massen dem Käsekrämer in die Hände werden gefallen sein. Die drei ersten Ausgaben von Luthers grossem Kathechismus wurden für 8, 12 und 3 Kreuzer, die wichtigsten Ausgaben von Luthers vollständiger Bibel (z. B. 1534—35, 1540—1541) wurden für 36 Kreuzer und 1 Gulden verkauft.“ Wenn man erwägt, dass jene Ausgaben des Luther'schen Grossen Katechismus jetzt mit 60 bis 100 Mk. und darüber, die erwähnten Bibelausgaben mit 100, 150, auch 200 Mk. bezahlt werden, so lässt sich der ganze Unterschied der damaligen Zeiten von den unsrigen hinsichtlich der Beschaffung einer Bibliothek von der Art der Meusebach'schen ermessen. Freilich war wohl kaum eine Epoche weniger geneigt oder befähigt, die litterarischen Schätze der Vorzeit anzuerkennen, als diejenige, da die Napoleonischen Schaaren eben frisch ganz Deutschland überschwemmt hatten, und die Sorgen der Zeit ganz anderen Dingen galten, als den Luther'schen Katechismus-, Bibel- und Gesangbuchsausgaben. „Ein zweites Beispiel von der damaligen Werthlosigkeit der Bücher“, bemerkt Geffcken, „bietet uns die später, im Jahre 1835, nach England verkaufte Bibliothek des Dr. Med. G. Kloss in Frankfurt a. M., welche die grössesten Seltenheiten enthielt. Ich drückte Kloss, den ich nicht lange vor seinem Tode, im Jahre 1853, kennen lernte, meine Verwunderung darüber aus, wie es ihm möglich gewesen sei, solche Schätze zu erwerben. Er erzählte mir darüber Folgendes. Als junger Mann ging ich einmal mit einem Freunde über die Zeil, ein schwerer Lastwagen fuhr an uns vorüber; als wir genauer zusahen, fanden wir, dass er mit alten Büchern beladen war. Wir folgten dem Wagen, der in die Judengasse einbog und vor einem Hause in derselben abgeladen wurde. Wir gingen in das Haus und erfuhren, dass die Bücher als Maculatur sollten verkauft werden. Wir sahen uns unter den Büchern um und kauften, was uns vorzüglich wichtig schien, so weit unsere beschränkte Kasse reichte. Wir kehrten noch öfter dahin zurück, aber Vieles war schon verschwunden, Anderes konnten wir nur noch retten, nachdem die alten Buchdeckel schon abgerissen waren. Die Bücher hatten vor der Revolution einer fürstlichen Bibliothek angehört und hatten, geflüchtet in einem Oekonomiegebäude, längere Zeit unbeachtet gelegen.“

Es ist nicht zu verwundern, dass sich unter diesen Umständen Meusebachs Bibliothek schon in den Jahren seines Dillenburger Aufenthalts rasch und mit geringen Kosten vermehrte. Mir scheinen, um dies hier gleich im Voraus zu bemerken, überhaupt die gewöhnlichen Angaben über die Summen, welche Meusebach, der ja allerdings von seiner Familie her ein ansehnliches Vermögen besass, auf seine Sammlung verwendet habe, übertrieben zu sein. Bekanntlich wurde dieselbe im Jahre 1850 von der Regierung für 40,000 Thlr. angekauft. Prof. Haupt hatte sie auf 60,000 Thlr. geschätzt und der Antiquar Ascher hierselbst hatte der Familie auch einen

ähnlichen Preis geboten, ein Anerbieten, welches jedoch an dem von dem Erblasser ausdrücklich ausgesprochenen Wunsche scheiterte, dass seine Bibliothek nach seinem Tode zusammen bleiben sollte. Meusebach selbst hatte, wie mir ein alter Herr in Baumgartenbrück bei Potsdam, wo Meusebach nach seiner Pensionirung seine letzten Jahre verlebte, der dortige Restaurateur Herrmann, der mit dem Verstorbenen vielfach zusammen war, persönlich erzählte, wiederholt versichert, dass ihm seine Bibliothek über 100,000 Thlr. gekostet habe. Das Wort der beiden alten Herren in Ehren, so glaube ich doch an der Richtigkeit desselben zweifeln zu müssen. Denn nicht nur in jenen ersten Jahren der Begründung seiner Bibliothek, auch später, während der Vermehrung derselben, zahlte Meusebach noch verhältnissmässig geringe Preise für seine Bücher. Bei Auctionen überliess er zwar die Bestimmung des zu zahlenden Preises meistens kenntniss- und urtheilsfähigen Freunden, welche beiden Eigenschaften vorzüglich betont werden. Wenn er selbst einmal Preise auswarf, so sind diese, wie der Herausgeber unseres in Rede stehenden Briefwechsels, Dr. Wendeler, auf S. XIX der Einleitung bemerkt, nach unseren heutigen Begriffen fabelhaft gering und oft noch mit der Bedingung „nur wenn ganz sauber und wohl erhalten“ limitirt.

Es ist begreiflich, dass v. Meusebach bei seinem lebhaften Interesse für Litteratur und Poesie (das letztere bethätigte er in jener Zeit auch productiv, durch eigene, in verschiedenen Taschenbüchern veröffentlichte lyrische Ergüsse) schon in Dillenburg die Bekanntschaft namhafterer Litteraten und Dichter machte. Unter den letzteren ist vorzugsweise Joh. Georg Jacobi zu nennen, von welchem sich zwei, in der hiesigen Königl. Bibliothek aufbewahrte Briefe an Meusebach erhalten haben. Der eine derselben wird von Dr. Wendeler in der Einleitung mitgetheilt. Viel reicher gestaltete sich jedoch Meusebachs Leben in dieser Hinsicht, als er, nach einer kurzen Zwischenbeschäftigung in Trier, im Jahre 1814 als Vorsitzender des provisorischen Cassationshofes nach Koblenz versetzt wurde. „Die dortige Zeit,“ bemerkt der Herausgeber (Einleitung S. VIII), „war die glücklichste seines Lebens. Während er vorher in Dillenburg und nachher in Berlin die reichsten und besten Gedanken in Briefen ausmünzte — im „Geist aus seinen Schriften“ S. 59 und 60 hat er sich darüber selbst ausgesprochen — fand er am schönen Rheinstrom im beseligenden Umgang mit gleichgesinnten Freunden und Freundinnen höchstens so viel Zeit, seine täglichen Erlebnisse und die daran geknüpften Betrachtungen im Stile Jean Paulscher Gefühlsschwärmerei aufzuzeichnen.“ Unter den Männern, zu denen v. Meusebach damals in nähere oder entferntere Bekanntschaft trat, sind Görres, Gneisenau, Pfuel, Clausewitz, Max von Schenkendorf zu nennen. Aus jener Zeit datiren auch die ersten bestimmteren Beziehungen zu den Brüdern Grimm. Die erste namentliche Erwähnung Meusebachs von Seiten der Brüder Grimm findet sich in einem Briefe Wilhelms an Görres vom 21. Novbr. 1875, wo es heisst: „Wenn ich jede Woche nur einen Abend bei Ihnen zubringen könnte, das wäre mir eine Freude! Ich habe gar nicht gewusst, dass Herr von Meusebach auch Gedichte macht, nun sehe ich, dass er die Taschenbücher vollschreiben hilft. Das ist ja recht schön, sagt Goethe, wenn er sonst nichts weiss.“ Das erste Zusammentreffen Meusebachs mit den Brüdern Grimm dürfte, wie der Herausgeber vermuthet, allerdings wohl schon früher, und zwar in Kassel, stattgefunden haben. Die Brüder waren dort häufige Gäste des Oberjägermeisters, späteren General-Directors der Domänen im Königreiche Westphalen von Witzleben, dessen zweite Tochter von Meusebach im März 1804 geheirathet hatte. Doch sind diese Berührungen keinesfalls nachhaltigere gewesen, da sich keine weiteren schriftlichen Spuren davon vorfinden.

Jedenfalls trat der lebhaftere briefliche Verkehr zwischen den drei Liebhabern der Litteratur und alter deutscher Bücher erst seit der Ueber-

siedelung von Meusebachs nach Berlin ein, wohin derselbe im Jahre 1819 als Geh. Oberrevisionsrath zugleich mit dem rhein. Cassations- und Revisionshofe, dessen Präsident er später wurde, versetzt ward. Der erste, in der vorliegenden Sammlung veröffentlichte Brief Meusebachs an J. Grimm datirt aus Berlin vom 10. Juli 1820, und seit dieser Zeit dauert der Briefwechsel zwischen ihm und den Brüdern unausgesetzt, bis zu seinem Tode, fort. Ehe ich jedoch darauf eingehe, will ich, nach dem Beispiele des Herausgebers des Briefwechsels, noch einige Bemerkungen über den Verkehr Meusebachs mit anderen Gelehrten vorausschicken, da derselbe geeignet ist, auf seine Natur und sein Wesen charakteristische Schlaglichter zu werfen. Ueber sein Zusammensein und seinen Verkehr mit Hoffmann von Fallersleben habe ich schon in der Einleitung meines Vortrags gesprochen. Bezeichnend, wenn auch freilich nicht sehr schmeichelhaft für das Wesen Meusebachs sind seine Berührungen mit Halling, dem bekannten Herausgeber von Fischarts „Glückhaftem Schiff“. Halling, als junger Tübinger Student lebhaft für deutsche Litteratur interessirt, von Uhland, der ja dann auch die bekannte Einleitung zu der Ausgabe seines „Glückhaften Schiffs“ schrieb, wohlwollend unterstützt, wandte sich, als er den Plan zur Herausgabe jenes Gedichts gefasst hatte, unter dem 31. December 1827 an Meusebach, den ihm bekannten Besitzer Fischart'scher Schätze, mit der Bitte „um die ausführliche Beschreibung der von ihm besessenen Ausgaben Fischarts“. Da kam er aber bei Meusebach schön an, wie man zu sagen pflegt. Dieser beantwortete nicht nur das „unterthänige“ Ersuchen des Studiosus ablehnend, sondern verhielt sich auch, als dieser später selbst nach Berlin kam, fortdauernd kühl gegen ihn. Die später erfolgte Herausgabe des „Glückhaften Schiffs“ durch Halling schmetterte er mit einer überlegenen Recension nieder, welche natürlich für ihn, den langjährigen Besitzer und Kenner Fischart'scher Schriften, gegenüber einem jungen Anfänger in dieser Kunde kein „Heldenstück“ war. Trotzdem dass Halling de- und wehmüthig um Entschuldigung wegen aller Versehen und Irrthümer in Bezug auf den grossmächtigen Strassburger Polyhistor und seinen reichen Liebhaber bat, blieb Meusebach zurückhaltend und suffisant gegenüber dem jungen Fischartsorden-Aspiranten, welcher überhaupt mit seiner litterarischen Laufbahn kein rechtes Glück hatte und jung an der Schwindsucht starb. Auch Uhland fühlte sich von Meusebach, theils wohl wegen dieses Verhaltens gegen seinen Schützling Halling, theils wegen der versagten Unterstützung Meusebachs bei seinen Volksliederforschungen tief verletzt. Die Gründe zu diesem wenig freundlichen Verhalten Meusebachs sind doppelte. Einmal fürchtete er immer, von Anderen nur als litterarischer Handlanger benutzt und ausgebeutet zu werden, andererseits hat er, man kann sagen, Zeit seines Lebens, selbst die Absicht einer Herausgabe Fischarts und seiner aufgespeicherten Volksliedersammlungen gehabt, kam aber, wie es solchen Bibliophilen geht, unter fortwährendem Anhäufen neuer Schätze, niemals dazu, die schon vorhandenen auszunutzen: er gehört eben zu denen, welche stets spannen und niemals losdrücken. Dabei nahm er es aber als eine persönliche Beleidigung auf, wenn nun ein Anderer einen von ihm selbst aufs Korn genommenen Autor, durch Herausgabe desselben, um im Bilde zu bleiben, erlegte, und ihm damit die Jagd oder, wie seine stehende Klage lautete, „den Markt verdarb“.

Leidlicher gestaltete sich sein litterarischer Umgang mit solchen Männern, welche ihn durch Rath und That beim Ansammeln seiner Bücherschätze unterstützten, wie der alte Lassberg, wie Ebert, Bibliothekar in Wolfenbüttel, später in Dresden, wie der Sammler von Lutherschriften, Kreukling in Dresden. Seine Beziehungen mit Wilh. Wackernagel, der sich ebenfalls als junger Mann vertrauensvoll an ihn wandte, und Moritz Haupt, welcher in seinen Correspondenzen wiederholt als Magister „Pelz“, wohl mit Anspielung auf die bekannte Figur in Jean Pauls „Fibel“, figu-

rirt, waren wenn auch nicht ohne Störungen, so doch verhältnissmässig längerdauernd und ergiebig für die Betheiligten. Dass sein Verkehr mit einer so positiven und oft so positiv groben und verletzenden Natur wie Lachmann, trotz mehrjähriger freundschaftlichster Dauer, schliesslich einen Stoss erleiden musste, lässt sich bei der Natur Beider von vorn herein als selbstverständlich voraussetzen. „Aehnlich, nämlich mit allmählicher Abkühlung und endlichem Bruche, schloss sich," bemerkt Dr. Wendeler Einleitung XXXVII, „freilich fast jedes Verhältniss des in Folge organischer Verbildung (d. h. eines von Jahr zu Jahr zunehmenden Gehörsleidens) hypochondrischen Anwandlungen je länger, je mehr ausgesetzten Mannes."

Eine glänzende Ausnahme hiervon machte eben nur sein Verkehr mit den Brüdern Grimm, und zum Theil um auf der düsteren Folie diese glänzende Ausnahme desto lebhafter hervortreten zu lassen, war es zweckmässig, den anderweitigen litterarischen Verkehr Meusebachs vorher zu skizziren. Es ist als ob sich alles, was sich an gemüthlicher Theilnahme, an Liebenswürdigkeit und Feinheit des Gefühls in Meusebachs Wesen vorfand, auf diesen Verkehr mit den Brüdern Grimm concentrirt habe. Ununterbrochen, von dem ersten, wie schon oben bemerkt, am 10. Juli 1820 von Meusebach an J. Grimm gerichteten Brief bis zu dem letzten, am 9. Juli 1846 „mit treuer Freundschaft" von Wilhelm Grimm an Meusebach unterzeichneten, also während länger als eines Vierteljahrhunderts, dauert mit grösserer oder geringerer, durchschnittlich aber mit immer grösser werdender Wärme der Briefwechsel zwischen den drei Männern fort und schon deshalb ist die Veröffentlichung desselben eines der ansprechendsten Denkmäler, welches unserer germanistischen Litteratur gesetzt werden konnte.

Und zwar zeigt sich und bewährt sich die Aufmerksamkeit Meusebachs für die ausgezeichneten beiden Forscher in doppelter Hinsicht; sie ist nicht minder auf ihre persönlichen, als auf ihre wissenschaftlichen Interessen gerichtet. In letzterer Beziehung galt seine Theilnahme in erster Stelle den grossen grammatischen Leistungen Jacob Grimms, des Cæsar grammaticus, wie er denselben mit einem zuerst von Hoffmann von Fallersleben auf dem Titel seiner Ausgabe des Wessobrunner Gebets gebrauchten Ausdrucke scherzhaft und ernsthaft zu nennen liebt. Er bethätigte diese Theilnahme durch eine Abhandlung: „Zur Recension der deutschen Grammatik", welche von J. Grimm, Kassel 1826, „unwiderlegt herausgegeben" wurde. Meusebach, welcher, nach J. Grimms oben angeführtem Ausspruche „das Sprachfeld zwar nicht zu überschauen und zu beherrschen vermochte", hat sich in dieser Abhandlung, wie er selbst in dem Briefe vom 4. März 1826 sagt, aus der „in des Waldes tiefsten Gründen aus unzähligen Reisern dick zusammengebundenen grossen Ruthe" des Grimmschen Werkes nur ein einzelnes Reis herausgesucht, an welchem er sich übt. Dieses Reis sind einzelne Spracheigenthümlichkeiten, namentlich die Imperativcompositionen, wie Hüpf ins Holz, Gang mir nach, Rollenhagen (Roll in den Hag) sowie die Substantivcompositionen mit oder ohne s, Gesangbuchnoth oder Gesangbuchsnoth, Weisheitspiegel oder Weisheitsspiegel u. s. w., wie sie sich im 16. und 17. Jahrhundert gestaltet haben. Meusebach ist unermüdlich, auch in einzelnen Briefen, viele Seiten mit Beispielen in dieser Beziehung zu füllen und ganze Bände seiner seltenen Bücher zu dem Zwecke durchzulesen. Aber auch für die Mythologie, sowie für Wilhelm Grimms Deutsche Heldensage steuert er bereitwilligst Beiträge zu, eben wieder hauptsächlich aus den späteren Jahrhunderten, in deren Documenten er bewandert war. Im Uebrigen ist die strengwissenschaftliche Ausbeute des Briefwechsels nicht gerade gross. Bemerkenswerth ist die wiederholt kundgegebene Geringschätzung Paul Flemings von Seiten Jacob Grimms. Bekanntlich hatte J. Grimm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Grammatk vom Jahre 1822 schon den Ausspruch gethan, dass die schlesischen Dichter, welche als die Väter der neueren gelten, „tief, unter aller Vergleichung mit den älteren,

schmählich vergessenen mittelhochdeutschen ständen“ und dass ihm eine Strophe Walthers von der Vogelweide, wie die: owê war sint verswunden alliu mîniu jâr! einen ganzen Band von Opitz und Fleming aufwöge.“ Uebereinstimmend damit äussert er sich auch an einigen Stellen des vorliegenden Briefwechsels. „A. Gryphius und Fleming,“ heisst es in dem Briefe aus Kassel vom 28. Novbr. 1824 — „aus letzterm kann ich mir nur nicht viel machen; was bedeutets, dass Morhof ihn den grössten Dichter nennt?“ Er lässt sich darin auch nicht irre machen, dass er deshalb „sogar von einem, den er für einen gründlichen Kenner des 13. Jahrh. halte“ — von Lachmann nämlich — „angefahren“ werde. Ebenso urtheilt er, im Widerspruch zu der sonst herrschenden Ansicht, geringschätzig von Fischarts poetischen Leistungen, namentlich auch von seinem „Glückhaften Schiff“. „Ich habe diese Woche,“ heisst es in dem Briefe aus Kassel vom 23. September 1828, „auch das glückhafte Schiff, zum erstenmal, gelesen und es unter meiner erwartung gefunden. Es sieht doch aus wie gelegenheitsarbeit und könnte viel idyllischer gehalten sein. Wie ungleich höher steht Hebels wiese in poetischer auffassung! Der kehrab wird geradezu langweilig. Hans Sachs würde den stoff gemüthlicher und tüchtiger behandelt haben. Dem Fischart war nicht die gabe eigen, poetisch zu componieren und die worte mit anmutigem mass zusammenzuhalten, er ist bloss geistreich, kühn und wahr, wenn er aufs gerathewohl ungezügelt nach allen seiten hin schweifen darf.“

Bei Weitem grösser als das wissenschaftliche ist indessen das psychologische oder biographische Interesse, welches der Briefwechsel gewährt, eben wegen des treuen und regen Antheils, welchen v. Meusebach an allen wechselnden Lebensschicksalen unserer beiden germanistischen Dioskuren genommen hat. Das Leben derselben und ihre bibliothekarische Laufbahn in Kassel, die Verheirathung Wilhelms, die Geburt seines ersten Söhnchens, dem Meusebach die, jetzt in den Besitz des Herausgebers übergegangene erste Ausgabe des Dasypodius schenkte, mit dem Anheimgeben, sie seinem gelehrten Vater und Onkel manchmal zu borgen, der früh erfolgte Tod dieses Kindes, des vielbetrauerten und vielerwähnten Jaköbchens, der Ersatz desselben durch den darauf gebornen Hermann, jetzigen Professor an der hiesigen Universität, alle diese frohen oder betrübenden Ereignisse finden sich im Briefwechsel wiedergespiegelt. Ein besonders schönes Denkmal der Freundschaft Meusebachs ist sein Trostbrief vom 6. Januar 1827 bei dem Tode des kleinen Jacob. Die Art, wie er, anstatt auf den Verlust, welcher die Grimms betroffen hatte, einzugehen, vielmehr die trübe Erfahrung anführt, welche er selbst, gerade vor zwanzig Jahren, mit dem Tode seines eigenen erstgebornen Töchterchens machte, und wie er die rührenden letzten Stunden dieses Kindes beschreibt, sind ein Beispiel zartester freundschaftlicher Tröstung, welche es geben kann, und lassen uns die sonstigen, oben berührten Härten in des Briefstellers Charakter ganz vergessen. Wohl ist es erklärlich, wenn im Hinblick auf diese und ähnliche schriftliche Freundschaftsäusserungen Meusebachs Jacob Grimm später einmal bemerkt: „Der schöne Briefe schreibt, das sind Sie, liebster Herr von Meusebach, wer es so könnte, sollte man meinen, möchte die von andern gar nicht lesen. Aber Ihre herzliche teilnahme an uns rührt und bewegt mich; ich weiss wenig in meinem leben, das mir so wohl thäte, wie Ihre freundschaft und segne die stunde, zu der wir mit Ihnen bekannt geworden sind“ (S. 89). Auch nach der Uebersiedelung der Grimms nach Göttingen blieb der freundschaftliche Verkehr derselbe, ja er wurde durch einen dort den Brüdern von Meusebach abgestatteten mehrtägigen Besuch noch vermehrt und befestigt. Den Schmerz der beiden Grimms bei dem Verlassen ihres geliebten, heimischen Kassels, trotz der materiellen Verbesserung ihrer Lage, empfand ihnen Meusebach nach. „Ich fühlte,“ schreibt er am 1. Mai 1830, „recht genau und gut mit, was es sagen wollte: die Grimms ziehen

von Kassel nach Göttingen; und kaum bedürfte es heute noch, als ich Ihren letzten Kasseler Brief vom 15. Novbr. v. J. wieder las, für mich der alten mütterlichen Halstücher und Kleiderläppchen, an denen Ihre Frau Schwester Sie zurückhalten wollte, um von mir sagen zu können, wie der Frühprediger Flachs von sich: meine Herren, ich glaube, ich weine.“ In erhöhtem Grade und in thätiger Weise bewährte sich natürlich Meusebachs Antheil bei der Katastrophe, welche die beiden Brüder in Göttingen traf, bei ihrem darauf folgenden amtlosen Leben in Kassel und ihrer späteren Berufung nach Berlin.

Ein angenehmer Schmuck des Briefwechsels sind die humoristischen Bemerkungen und kleinen lustigen Züge, welche denselben wie Arabesken umranken und welche bezeugen, eine wie starke Ader von jener Gottesgabe des Humors Meusebach mit seinen Vorbildern Fischart und Jean Paul gemeinsam hatte. Von den Witzen, welche sich an den, Meusebach bei einem Besuche bei den Grimms bestimmten, aber nicht zum Verspeisen gekommenen Kalbsbraten anknüpfen, bis zu den über den „Meusethurm“ bei Baumgartenbrück, wohin Meusebach nach seiner Pensionirung im Jahre 1842 übersiedelte, ist der Briefwechsel reich an solchen kleinen Scherzen. Baumgartenbrück selbst, wo er sich schon Jahre lang vor seiner definitiven Uebersiedelung angekauft hatte, schildert Meusebach in dem Briefe vom zweiten Weihnachtsfeiertage 1836 in gemüthlicher Weise: „Baumgartenbrück,“ heisst es, „ist ein Ort, anderthalb Stunden vor Potsdam, der gleich dem Schweine seinen Namen mit Recht führt; denn seh ich aus meinem Saale hinten zum Fenster aus, so seh ich auf den schönsten Baum- und Weingarten. der sich an den Berg hinauf lehnt; seh ich von vorn heraus, so schaue ich auf die Havelbrücke, auf der wir am 7. October von unserm, nach Quedlinburg zurückreisenden Kinde und deren zwei Kindern Abschied nahmen. Darum ist die Brücke so schön! aber auch aus andern Gründen. Denn auf dem Hause, aus dem ich darauf sehe, haftet Last und Recht, den durchgehenden Schiffen mit Masten die Brücke aufzuziehen, einen ungeheuer langen Klingelbeutel hinabzureichen und einen Silbergroschen zu erheben. Da nun mein Gehör mir schon seit so vielen Jahren das Kirchengehn verbietet, so musste mir die Gelegenheit erwünscht sein, wenigstens eine kirchliche Handlung, wenn ich will, täglich zu begehen und den Klingelbeutel hinabzuhalten. Leider ist nur gerade in diesen Festtagen diese heilige Handlung zu vollziehen mir unmöglich, weil die rechts und links in Seebreite sich ausdehnende Havel selbst zur Brücke geworden. Zwar steht um meine Brücke ein ganz kleiner See noch offen, der trägt aber keine Schiffe, sondern nur Schwanen, die keine Silbergroschen, sondern nur geknickte Flügel haben wie ich. Und diese meine geknickten Flügel führten mich acht Tage nach dem Abschied von unserm guten Töchterchen wieder hierher sammt einer Kissenzieche voll Mord und Todtschlag (d. h. Criminalacten), mit dem ich noch immer nicht ganz fertig bin.“

Mit den Ortsangehörigen in Baumgartenbrück verkehrten Meusebachs in gemüthlichster Weise. „Kommt etwa,“ heisst es in demselben Briefe, „das kleine Mädchen unseres Wirthes, 1³/₄jährig, herauf und giebt ihr meine Frau, weil nichts Kuchenartiges da ist, ein Stückchen Zucker, so nimmts das, sagt ganz ruhig: „Kuchen nicht!“ und läuft nach der Thür zu; und hat dadurch den Vortheil, dass meine Frau mir jetzt express dazu Kuchen geschickt hat mit der autographischen Ueberschrift: „Kuchen nicht.“

„Die geknickten Flügel“, von denen der Briefsteller in der eben angeführten Stelle spricht, machten sich inzwischen immer mehr geltend, und der Scherz, welchen er so oft in seinem Briefwechsel mit den Anfangsbuchstaben seines Namens K. H. G. v. M. macht, indem er sie auf den sehnsüchtigen Ausruf deutet: „Komm, holdes Glück, verjünge mich!“ wollte sich je länger, je weniger bewahrheiten. Ende August 1847 brachten die Berliner Zeitungen die von seiner Gattin Ernestine und seinen Kindern:

Karoline von Witzleben, geb. von Meusebach, Carl und Otfried von Meusebach unterzeichneten Zeilen, mit welchen auch der vorstehende Briefwechsel schliesst: „Am 22. d. M. entschlief sanft unser geliebter Gatte und Vater der Geheime Oberrevisionsrath a. D. Dr. Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach in Folge einer Gehirnerweichung in seinem 67. Lebensjahre. Alt-Geltow bei Potsdam, im August 1847."

Berlin. Dr. Biltz.

Herr Eduard Lasker mit Setzerscholien. Von Peter Simplex. Abdruck aus dem Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Leipzig, Otto Schulze.

Man konnte erwarten, dass der bekannte Parlamentarier nach der vernichtenden Kritik, welche sein vorlautes Gesalbader über sprachwissenschaftliche Dinge wohlverdient überall erfahren, in sich gehen und in Zukunft nicht mehr über Sachen den Mund voll nehmen würde, von denen ihm selbst nicht einmal die Elemente bekannt sind; aber die von ihm kürzlich veröffentlichten „Wege und Ziele der Kulturentwicklung" zeigen, dass man die Einsicht und Selbsterkenntniss dieses Mannes überschätzt hat. Er kommt wieder mit denselben wahrhaft lächerlichen Aufsätzen, die nun in dem Magazin für die Literatur des In- und Auslandes eine neue und sehr energische Abfertigung erfahren haben, welche auch separat gedruckt worden ist. Der Verfasser, der unter dem Namen eines Schriftsetzers Peter Simplex eine bittere Satire geschrieben hat, liefert eine Reihe von Scholien und wendet auf die schriftstellerische Manier Laskers ein Wort von F. Lassalle an, welches dieser im Jahre 1862 gegen J. Schmidt vorbrachte:

„— — Um nun aber diese Sünden gegen die Bildung der Nation ungestraft begehen zu können, haben sich diese elenden Skribenten einen Stil erfunden, welcher vielleicht ihre schlimmste und gemeinschädlichste Seite bildet. Sie haben aus den Schriften der Denker und Gelehrten sich einiger vornehmer Ausdrücke bemächtigt und mit Hilfe derselben sich eine eigene Art von gespreizter ‚Bildungssprache' erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen! Man muss oft ein erfahrener Setzer, ein scharf aufpassender Setzer sein, um mit Sicherheit zu ersehen, dass in diesem unbestimmten belletristischen Wortgeflimmer auch nicht die Spur eines Gedankens vorhanden ist, der Autor vielmehr ganz bewusst einen Fandango auf Eiern tanzt und sich ganz klar darüber ist, dass er bei dem ersten soliden Schritt einbrechen und seine erstaunliche Gedankenlosigkeit und Unwissenheit über den Gegenstand verrathen würde. — — Die verheerenden Wirkungen, welche diese Kunst im Publikum anrichten musste, sind evident. Das Publikum — — musste sich endlich gewöhnen, flimmernde Nebelbilder für Gedanken zu halten und auch an sein eigenes Denken keine andere Anforderung zu stellen, als eine Verbindung unklar tönender Worte mit einem nach allen Seiten hin schielenden Reflexionsscheine zu produziren." — —

In eingehender Weise wird hierauf der Aufsatz durchgenommen: „Wozu studirt man Sprachen?" und in überzeugender Weise angegeben, dass unter je drei Sätzen jenes Aufsatzes der erste eine greuliche Unwissenheit, der zweite einen groben stilistischen Fehler, der dritte einen unverständlichen Wortschwall oder eine überflüssige Selbstverständlichkeit enthält; ein vierter glänzt dann durch die anmuthige Vereinigung aller dieser Zierrathe. Zum Schlusse heisst es dann:

„Und dieser selbe Schriftsteller, an dessen Unzulänglichkeit und Oberflächlichkeit zu zweifeln keinem Leser seines Buches erlaubt ist, der eines der erschreckendsten Beispiele für die suffisante Halbbildung, diese Signatur unserer Tage, abgibt, hat die Stirn, über Buckle, einen der ernsthaftesten Forscher dieses Jahrhunderts, zu schreiben:

> — — Buckle an der Spitze, der wie ein Momentfeuer die Bühne der europäischen Halbbildung beleuchtete; ein Zeugnis, wie im voreiligen Zusammenfassen die tiefste Gelehrsamkeit, namentlich die gediegenste Ausbeute des Bücherstudiums mit völliger Oberflächlichkeit sich verträgt.

Weil Buckle eine so klare, logische und von jeder Eitelkeit freie Sprache schrieb, weil er in keinen Satz ein grösseres Wissen hineingeheimnisste, als er besass, weil er nur über solche Dinge schrieb, die er gründlich studirt hatte, darum erscheint er Herrn Lasker „oberflächlich“. Buckle besass nicht die ‚Bildungssprache, mit der man unter grosser Prätention einen Unsinn hinstellt, der in der schlichten sinnlichen Kutschersprache des gewöhnlichen Lebens sich vor sich selber schämen würde.‘

Herr Lasker ist für mich kein Individuum, kein Einzelner, sondern ein Typus, sonst hätte ich nie meine dem ehrlichen Erwerbe gewidmete Zeit damit vergeudet, auch unter die Schriftsteller zu gehen und somit salva venia ein Kollege des Herrn Lasker zu werden. Da aber keiner der Herren von der Profession sich mit solcher groben Arbeit abgeben zu wollen schien, so fasste ich mir das Herz, meine bescheidenen Scholien zu veröffentlichen. Wie der Herr Doctor honoris causa Eduard Lasker schreiben Viele, — freilich ihre Zahl wird immer geringer und die ihrer Leser erst recht. Den Typus dieser Skribenten hat mein Kollege von anno 62 ebenso anmutig wie treffend durch das eine Wort gekennzeichnet: „Wortberauschung.“ Wir ganz Modernen nennen das ebenso sinnreich: Macht der Phrase. Und nur weil Herr Eduard Lasker als Schriftsteller jenen Typus in seiner höchsten Vollendung darstellt, darum — und nun gebe ich wiederum dem Setzer von vor 19 Jahren das Wort: ‚Nur darum habe ich ihn herausgegriffen, um ihn zur Kennzeichnung seiner ganzen Bande öffentlich zu enthüllen und ihn zu deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammeltem Volk zu schlachten, sicher, dass mir kein Engel in den Arm fallen und das geschwungene Schlachtschwert zurückhalten soll.‘“

Hülfsmittel für den Concentrationsunterricht.

The ancient classics. English reading book containing pieces selected and translated from the Greek and Latin Classical Authors. By A. Wittstock. (Bremen, Heinsius.)

L'antiquité littéraire. Extraits des classiques grecs et latins traduits en français. Par Albert Wittstock. (Iéna, Costenoble.)

In beiden Büchern liegt ein Versuch vor, die neusprachliche Lectüre im Sinne des concentrirenden Unterrichts zu bearbeiten resp. den Stoff hiernach auszuwählen. Die Concentrationsidee ist einer sittlichen Forderung entsprungen, nämlich der Forderung, dass die geistigen Kräfte ein Ganzes bilden sollen. Die Concentrationsidee verlangt deshalb vom Unterrichte, dass das Viele, was er darbietet, nun auch in der Einheit des Bewusstseins zusammengefasst werde. Sie fordert, dass im Unterrichte absichtliche Veranstaltungen dafür getroffen werden, dass herrschende Vorstellungsmassen entstehen, welche die durch Darbietung der verschiedenen Wissensgebiete in der Seele fortwährend neu erzeugten Vorstellungen und Gefühle apper-

cipiren. Durch die Concentrationsidee soll das Gemüth vor Zerstreuung und der Zögling vor Ueberbürdung geschützt werden. So verlangte schon A. H. Franke, dass kein Zögling „mit Arbeit überladen, noch mit Vielheit der Dinge confundiret, sondern das Wenige mit desto grösserem Fleisse und soviel gründlicher traktiret und hurtiger zu Ende gebracht werde.“ Der Unterricht muss für Einheit seines Wirkens Sorge tragen. Mit dem Stoffe muss Alles verknüpft werden, was auch nur der Unterricht aus den mannigfachen Wissensgebieten darbietet, und auf ihn muss Alles bezogen werden, was in der Schule getrieben, unternommen und vollbracht wird. Nach diesen Grundsätzen sind die Wittstockschen Bücher bearbeitet, die deshalb für Gymnasien, deren Vorstellungskreise sich auf das Alterthum zu concentriren haben, als eine recht nützliche Lectüre zu empfehlen sein dürften. J—n.

Die wichtigsten Regeln der englischen Syntax von Dr. David Asher. Braunschweig, G. Westermann.

Der Verf. dieser Schrift hat auf 44 Seiten die Hauptschwierigkeiten der englischen Sprache in übersichtlicher Ordnung zusammengedrängt und bietet dem Lernenden ein äusserst zweckmässiges Uebungsbuch zur Wiederholung der Grammatik. Gleich wie in den früher erschienenen Bändchen über „die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauche der englischen Sprache“ und in den „Exercises on the habitual mistakes of Germans in English conversation“ — erhalten wir in der vorliegenden Schrift, deren Besprechung leider in Folge eines Versehens hinausgeschoben wurde, ein treffliches Supplement zu allen englischen Grammatiken. Man überzeugt sich bald, dass der Verf. den modernen Sprachgebrauch vollständig beherrscht und zugleich pädagogisch tüchtig ist. Ref. kann demnach das Büchlein bestens empfehlen.

Die Prosodie oder richtige Silbenbetonung der französischen Sprache. Von E. Martin. Böhm. Leipa 1880.

Der vollständige Titel des seltsamen Buches, den ich als abschreckendes Beispiel hersetzen will, lautet also: „Die Prosodie oder richtige Silbenbetonung der französischen Sprache. Gegründet auf die Quantität der Silben nach Lévizac und Dubroca. Eine unentbehrliche Zugabe für alle französischen Grammatiken. Nebst einer Geschichte der französischen Sprache; Bemerkungen über die französischen Gedichte und Erklärung der Accente, des Apostroph, der Cédille, des Tréma, Bindestrichs und der Interpunktionszeichen. Aus dem Nachlasse des Professors der neuern Sprachen zu Paderborn, G. Reiche, Verfasser einer französischen Grammatik, bearbeitet von Erwin Martin, Direktor eines von der hohen k. k. Statthalterei autorisirten Institutes für französische Sprache, Stenographie etc., beeideter Translator für französische Sprache beim k. k. Kreisgerichte in Böhm. Leipa.“ Von den 84 Seiten dieses „unentbehrlichen“ Werkes sind 73 der Prosodie gewidmet; die andern auf dem Titel genannten Kapitel, bei denen bescheidener Weise der Abschnitt „Namen der vorzüglichsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen“ nicht einmal erwähnt wird, umfassen 11 ganze Seiten. An Kürze ist also bei diesen alles mögliche geleistet — leider nicht bei dem ersten Gegenstande, der Prosodie.

Der Verfasser hat erkannt, dass in Deutschland und Oesterreich (vermuthlich auch im grössten Teile Frankreichs) die Aussprache des Französischen in Bezug auf Betonung „grundfalsch“ ist. Wie nach ihm betont

werden muss, zeigt das folgende Beispiel (die mit Accent versehenen Silben sind die zu betonenden): Calýpso ne poúvait se consóler du départ d'Ulysse. Cepéndant elle se réjouíssait d'un naúfrage qui méttait dans son île le fils. Pendant que Télémaque párlait, Calýpso regárdait Méntor. Elle était étonnée, elle croýait séntir etc. Párler, ávoir, nous troúvons, il pleúvaît, le núage, il dísait, la dámnation etc. etc. Der Verfasser betont noch ausdrücklich, dass er nicht etwa von der rhetorischen Betonung spreche, sondern vom Wortton, vom Silbenaccent. — Die Verslehre wird auf einer halben Seite behandelt; eine Hauptregel lautet: „Rhythmus ist bei französischen Versen nicht erforderlich."!! Diese beiden Proben werden genügen, um zu zeigen, dass das Buch trotz des kleinen Umfanges viel — Neues enthält.

Brieg. Dr. Wershoven.

Der Sprachenbau in seiner natürlichen Entwickelung. Von Váceslav Bambas. Prag, Alois Hynek, 1880. Heft I. 24 S.

Das vorliegende Werk bezeichnet sich selbst auf dem Titel als „systematische Darstellung aller grammatischen, wie auch sehr vieler lexikalischen Wortformen aus denselben gemeinschaftlichen Urwörtern, aus welchen sich die indoeuropäischen Sprachen entwickelt und ausgebildet haben, — mit vorläufiger Anwendung auf folgende Sprachen: slavisch (in allen Dialekten), lithauisch, sanskrit, griechisch (in allen Dialekten), lateinisch, italienisch, rhätoromanisch, spanisch, französisch, deutsch, holländisch, gothisch, schwedisch, englisch, celtisch, magyarisch, finnisch, zigeunerisch, baskisch."

Dasselbe soll als das Resultat 33jähriger Arbeit das Sprachstudium erleichtern und reformiren und die Grundlage einer praktischen Sprachwissenschaft bilden. Die Methode besteht in der Selbstschaffung der grammatischen und lexikalischen Wortformen, bei deren Bildung vor allem die Aufstellung der Urwörter in ihrer ursprünglichen Form und Bedeutung in Betracht kommt. Der Verfasser, welcher mit drei Ausnahmen nur mindestens zweisilbige Urwörter annimmt, zeigt, dass man auf Grund des ursprünglichen Zeitworts, der Copula, die Formen aller übrigen Zeitwörter bilden kann. Den übrigen Theil des ersten Heftes nimmt die Bildung des Zeitwortes ein, auf die wir nach Erscheinen des zweiten Heftes zurückkommen werden.

Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Litteraturbriefe, von Prof. Dr. Paul Döring. 1880. Sonderburg, C. F. la Motte. 60 S. 8⁰.

Unter den Zeitschriften, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts das geistige Leben in Deutschland zum Ausdruck brachten, gebührt den Schleswiger Literaturbriefen eine hervorragende Stelle. Bereits ein Jahr früher, ehe das vorliegende Buch erschien, hatte Dr. Max Koch theilweise über denselben Gegenstand gehandelt in seiner Schrift: Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigischen Literaturbriefe mit Benutzung handschriftlicher Quellen. München 1879. Vgl. H. Lambel im Literaturblatt 1880 Nr. 12. p. 444—446. Seinem Titel entsprechend, zerfällt obiges Werkchen in zwei Theile und handelt S. 1—38 zuerst von dem nordischen Dichterkreise, welchem Männer wie J. E. Schlegel, Klopstock, J. A. Cramer, G. B. Funk, W. von Gerstenberg, H. P. Sturz, E. von Schönborn, G. Resewitz, Fleischer, Kleen, Oertling, Berger angehörten, sodann S. 38—60 von den Schleswiger Literaturbriefen, die hier gut analysirt sind. Nur Schade, dass das Ganze nicht übersichtlicher angeordnet ist;

auch wären die citirten Quellen und einzelne beiläufige Angaben besser in die Anmerkungen verwiesen worden. Möge der Wunsch des Verfassers nach einer neuen Ausgabe dieser Schleswiger Literaturbriefe oder „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ bald durch Dr. Max Koch in Erfüllung gehen!

John Koch, Ausgewählte kleinere Dichtungen Chaucers. Im Versmaasse des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen. Leipzig, W. Friedrich, 1880. XXII u. 66 Seiten.

Dies in stattlichem Gewande erschienene Büchlein bildet ein hübsches Pendant zu der Hertzberg'schen Uebersetzung der Canterbury Tales Chaucers. Die für ein grösseres Publicum bestimmte Sammlung enthält S. 1—58 vorzugsweise solche Dichtungen, welche geeignet sind, das Talent und die Persönlichkeit des Dichters von einer in seinem Hauptwerke nicht genug hervortretenden Seite zu beleuchten. Die Auswahl wird eröffnet mit der „Klage an Frau Mitleid“, ein Gedicht, das der Herausgeber dem Jahre 1373 zuweist. An zweiter Stelle folgt das „Geleit an den Schreiber Adam“ aus dem Jahre 1379 oder 80, an dritter Stelle das „Parlament der Vögel“. Von Gedichten aus der Zeit nach 1380 folgen weiter „Wahrheit“, „Adel“, „Beständigkeit“, „Fortuna“, „Geleit an Bukton“, „Geleit an Skogan“ und als letztes die „Klage an meine leere Börse“. Der Uebersetzung schliessen sich S. 59—64 Anmerkungen und Zusätze an. In dem den Schluss bildenden Anhang S. 65—66 über das Datum der Canterburyerzählungen stellt K. den 18. April 1391 als Tag der Pilgerfahrt fest. Möge dies Werkchen, welches das zum Verständniss Nothwendige beibringt und in Hinsicht auf sein Ziel nicht von gelehrtem Beiwerk strotzt, eine recht weite Verbreitung finden und dem Dichter in weiteren Kreisen neue Freunde erwerben!

Shakspere, sein Entwickelungsgang in seinen Werken. Von Edward Dowden. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Wilhelm Wagner. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879. XI u. 327 Seiten.

Der durch seinen rastlosen Fleiss auf dem Gebiete der englischen und griechischen Philologie rühmlichst bekannte Uebersetzer des Dowden'schen Werkes über Shakspere weilt seit fast einem Jahre nicht mehr unter den Lebenden; mit der Ausführung ausgedehnter wissenschaftlicher Arbeiten beschäftigt hat ihn der Tod im schöpferischen Mannesalter auf fremder Erde dahingerafft. Zu den letzten seiner zahlreichen theils in deutscher, theils in englischer Sprache geschriebenen Werken gehört die vorliegende Uebersetzung, deren Original mehrere Auflagen erlebt und in der alten wie in der neuen Welt gebührende Anerkennung gefunden hat; von deutschen Beurtheilungen Dowdens möge nur an die von K. Elze im zehnten Bande des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft erinnert sein. Das englische Buch in lesbarer Uebertragung wiederzugeben ist dem Uebersetzer wohl gelungen, eine Arbeit, die bei der eigenartigen Schreibweise Dowdens nicht leicht war. Indem letzterer die Entwickelung des Geistes und der Kunst Shakespeare's darzustellen suchte, kam es ihm besonders darauf an, den Dichter als Menschen psychologisch zu beobachten, wie er hinter dem Vorhange seiner Werke und Meinungen erscheint. Der Inhalt des Buches, in welchem der Uebersetzer seine abweichenden Ansichten

nebst Ergänzungen in den Anmerkungen angegeben hat, ist ein äusserst mannigfaltiger; fast alle Shakespeare'schen Stücke werden hier in Betracht gezogen. Die einzelnen Capitel über Shakspere und das Zeitalter der Elisabeth; die Entwicklung des Geistes und der Kunst Shakspere's; die erste und zweite Tragödie: Romeo und Julia, Hamlet; die englischen Historien; Othello, Macbeth, Lear; die Römerdramen; Sh.'s Humor; Sh.'s letzte Stücke, enthalten mehr als die Ueberschriften vermuthen lassen. Das Ganze bildet eine anregende, eine Fülle neuer Gedanken bietende Lectüre und ist seit Elze's Shakspeare das beste Buch über denselben Gegenstand Eine dankenswerthe Beigabe ist das Register, welches das Nachschlagen erleichtert.

Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie. Nach den Handschriften von Neuem herausgegeben von Dr. Hugo Andresen. Zweiter Band. III. Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger. Paris, F. Vieweg, 1879. 828 S.

Seiner in Bonn 1874 erschienenen Schrift über den Einfluss von Metrum, Assonanz und Reim auf die Sprache der altfranzös. Dichter liess Dr. H. Andresen im Jahre 1877 den ersten Band der Ausgabe des Roman de Rou (ziemlich viertehalbhundert Seiten) folgen. Besprechungen desselben erschienen von Suchier in Zarncke's Literarischem Centralblatt 1877, 17. Februar, No. 8, und von W. Förster in Gröbers Zeitschrift für roman. Philologie I, p. 144—159. Der zweite Band, welcher schon im März 1877 ausgegeben werden sollte, erschien 1879 in dem weit stärkeren Umfange von 828 Seiten; während im ersten Bande mit der Chronique ascendante 4739 Verszeilen publicirt sind, enthält der zweite 11502.

So ist die unsorgfältige Ausgabe Pluquets, welche A. als eine literarische Fälschung bezeichnet, durch eine mit Fleiss und Ausdauer gearbeitete neue ersetzt, welche dem Philologen ebenso wie dem Historiker die besten Dienste zu leisten vermag; nur wird letzterem die Lectüre erschwert, dadurch dass der Herausgeber nicht zwischen u und v, i und j der Handschriften geschieden hat. Da auch der zweite Band bereits eingehende Beurtheilungen gefunden hat — Nicols Besprechung vom 27. März 1880 in The Academy und die von Suchier im Lit. Centralblatt No. 7, 12. Febr. 1881, p. 227 ist weniger erschöpfend als die von G. Paris in der Romania No. 36, October 1880, p. 592—614, wo auch die Composition des Gedichts festgestellt ist — so möge hier nur der Inhalt desselben kurz vorgeführt werden. Auf S. 1—28 wird über die vier Handschriften zum dritten Theile des Roman de Rou, ihren Inhalt und ihr Verhältniss gehandelt; S. 29—482 folgt der mit der Devise der Romania anfangende Text nebst den Lesarten der Handschriften (V. 273—336 hat Uhland, der den Roman de Rou in Paris kennen lernte, zu seinem Richard ohne Furcht benutzt); S. 485—600 bringt eine Untersuchung über die grammatischen Eigenthümlichkeiten der Hss., über Syntax, Vers und Reim; S. 601—776 schliessen sich höchst werthvolle historische und sachliche von Belesenheit zeugende Anmerkungen an, besonders über die Quellen Wace's, über die Körting 1867 in seiner Dissertation eine Vorarbeit geliefert hatte; die Quellenangabe zum III. Theile beginnt mit S. 649; S. 777—781 werden Nachträge und Berichtigungen mitgetheilt; S. 782—824 enthält das Register zu beiden Bänden; endlich S. 825—828 sind die Seiten und Verse der Pluquet'schen und der Andresen'schen Ausgabe vergleichend zusammengestellt. Die Ausstattung und der Druck des Werkes sind gut; dafür verdient die Verlagshandlung besondere Anerkennung. Mögen bei dem Herausgeber die Früchte seines Fleisses nicht ausbleiben!

Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen von O. F. Gensichen. Berlin, Grossau 1881.

Unter diesem bescheidenen Titel erhalten wir eine Reihe von Arbeiten, welche ein sehr eingehendes gründliches Studium bekunden und zugleich als das Ergebniss scharfer psychologischer Untersuchungen anzusehen sind. Es gilt dieses ganz besonders von den literarischen Arbeiten über Lady Macbeth, Desdemona, Emilia Galotti, Heinrich von Kleist und Alfred de Musset. In dem letztgenannten Aufsatze, welcher mit vielen trefflichen eigenen Uebersetzungen nach dem Originale des franz. Dichters geziert ist, charakterisirt der Verf. Alfr. de Musset, indem er ihn mit Lord Byron, Béranger und H. Heine vergleicht und zuerst als Liederdichter betrachtet; hierauf wird dessen gedacht, was er auf dem Gebiete der reflectirenden und erzählenden Dichtung geleistet hat, und es schliesst sich daran eine lichtvolle Darstellung der Beziehungen, in denen das äussere und innere Leben des Dichters zu den hervorragendsten seiner Zeitgenossen stand. In das Gebiet der literarischen Legende wird die Ansicht verwiesen, welche für den späteren poetischen und moralischen Niedergang Mussets nur den Treubruch der George Sand verantwortlich macht. Als Ergebniss der ganzen Studie spricht schliesslich der Verf. seine wohlbegründete Ansicht dahin aus, dass A. de Musset für das gegenwärtige und kommende Geschlecht nur durch zwei Arten seiner literarischen Production unsterblich bleibe, nämlich durch seine sinnlisch frischen, kecken, sangbaren Lieder und durch seine reizenden einactigen Plaudereien. In dieser Gattung sei er am originellsten; in seinen reflectirenden, weltschmerzelnden Schöpfungen stehe er zu sehr in Byrons Bann, ohne ihn an Grösse der Gedanken, an Tiefe der Leidenschaft, an Energie des Ausdrucks auch nur annähernd zu erreichen. Für seine Zeit und sein Volk möchte er gerade mit diesen byronartigen Schöpfungen bedeutend sein, für uns Deutsche habe er überwiegend nur noch als Dichter der leichten, entzückenden Lieder und der geistvollen Plaudereien bleibenden Werth. — Schliesslich seien die Studienblätter bestens empfohlen. H.

Monsieur le Rédacteur,

On vient de me mettre sous les yeux l'Anthologie française de M. le Dr. F. H. Ahn, en me priant de vouloir bien donner publiquement mon avis sur la valeur de ce livre. Je ne le connaissais ni de nom ni de réputation. Je l'ai parcouru à la hâte, et je vous envoie les quelques réflexions que cette lecture m'a inspirées. Je compte sur votre obligeance, pour les insérer dans votre plus prochain numéro. J'aurais voulu être agréable à M. le Dr. Ahn; je ne le puis. L'impartialité, qui doit être la loi absolue du critique, m'oblige même à lui dire des choses désagréables. Je le regrette sincèrement. Mais la question est trop grave: il s'agit de l'éducation de plusieurs milliers de jeunes filles, de la bonne foi, facile à surprendre, de tel et tel chef d'institution qui, n'ayant point, en fait de littérature française, les connaissances nécessaires pour juger à bon escient du plus ou moins de valeur d'une méthode, sera tout disposé à faire bon accueil aux sollicitudes de M. le Dr. Ahn. C'est pourquoi je fais trêve de sentiment.

Je dirai, tout d'abord, qu'en lisant le titre du livre, j'ai cru que j'avais affaire à un recueil de petites pièces de vers. Tel est en effet le sens du mot Anthologie, et je me demandais, avec un certain étonnement, pourquoi M. le Dr. Ahn ajoutait „accompagnée d'introductions littéraires, de notices biographiques et de notes explicatives, à l'usage des classes supérieures des

institutions de demoiselles". Je ne saisissais pas le rapprochement; je ne voyais pas pourquoi, à propos de quelques pièces de vers, l'auteur allait nous dessiner le profil des auteurs français. Mais je ne veux point chicaner sur les mots; j'ai à faire à M. le Dr. Ahn des reproches autrement graves. Qu'il me suffise de dire que c'est „Morceaux choisis de littérature françaises" qu'il faut lire; c'est plus clair et plus juste. Je dirai bientôt un mot de ces morceaux choisis. J'arrive tout de suite aux Introductions littéraires, Notes biographiques etc. . . .

D'après M. le Dr. Ahn, il y a quatre périodes distinctes de la littérature française. C'est bien peu. La plupart des bons auteurs français ou allemands en comptent six; mais ce que les lettrés ou même les demi-lettrés ne liront point sans stupéfaction, c'est que la 1ère période de M. le Dr. Ahn ne comprend pas moins de six siècles. Elle va du 11e au 17e siècle. La période épique du 11e au 13e siècle, la période critique et historique des siècles suivants, la renaissance, tout cela est confondu. Pourquoi alors faire deux époques du 17e siècle? Est-ce que par exemple, la différence qui existe entre l'œuvre de Balzac et celle des écrivains du siècle de Louis XIV est plus caractéristique que celle qui distingue la chanson de Roland du Roman de la Rose? Evidemment non, et il n'est pas nécessaire d'être fin critique, pour reconnaître, dans le Discours sur l'histoire universelle, une réminiscence, une trace quelconque des passages les plus heureux de Balzac.

M. le Dr. Ahn ne doit pas ignorer que Balzac a enseigné à Pascal, aussi bien qu'à Bossuet les procédés de l'art d'écrire, les mérites de la diction et du nombre. Les Provinciales en font foi, comme le Discours. Au contraire, il y a un abîme entre les vieilles épopées françaises et le roman du Renard, pour ne citer que cette œuvre, entre le 13e et le 15e siècle, entre Joinville et Commines, entre Louis IX et Louis XI. Vous trouvez là l'enthousiasme, la foi naïve, les croisades; ici, le scepticisme, le calcul froid et réfléchi, la politique de Louis XI, la politique du renard.

M. le Dr. Ahn nous dit que du 11e au 17e siècle la langue française est en voie de formation et, en conséquence, il se croit autorisé à faire sa gigantesque période de 600 ans. Mais son ouvrage, ou plutôt sa compilation n'est pas une lexicologie; il ne se propose pas d'enseigner aux jeunes filles des classes supérieures, la connaissance raisonnée des mots, sous le rapport de l'étymologie, des acceptions. . . . Ce ne serait plus de la littérature, ce serait de la grammaire. Sa division de l'histoire de la littérature française est donc absolument fausse.

Comment a-t-il traité, du moins, cette première période? oh! il ne s'est pas mis en frais: 14 pages pour six siècles, un peu plus de deux pages par siècle. Je me demande quelle idée les jeunes filles qui suivent la méthode Ahn peuvent avoir des écrivains de cette période monstre; autant de fruits secs évidemment. Mieux vaudrait les passer tout de suite sous silence. Ainsi, huit lignes consacrées à Froissart, ce gentil chroniqueur de France, d'Angleterre, d'Ecosse et de Bretagne; quatorze à Amyot qui faisait les délices du bon roi Henri IV; treize à Montaigne qui de tous les anciens auteurs, a conservé le plus d'amis. Et l'auteur de Gargantua et Pantagruel, Rabelais, dont l'intéressante figure va sans cesse grandissant, Rabelais, qui étonnait La Fontaine malgré son indifférence et son scepticisme naïf, Rabelais, chez qui ont tour à tour butiné Molière et même Racine, ce délicat, Rabelais n'a obtenu que sept lignes, et ces sept lignes sont loin, hélas! de contenir la substantifique moelle dont se nourrissait, en cachette, la charmante Sévigné.

Et voilà de quoi nos jeunes Hambourgeoises devront se contenter!

Eh bien! non, je le déclare hautement, cela ne saurait leur suffire. Evidemment, M. le Dr. Ahn n'a aucune idée du niveau intellectuel de ces eunes filles; il ne sait pas que, dans telle et telle école que je pourrais

nommer, on écrit très-passablement le français dès l'âge de douze ans, et, qu'à quinze et seize ans, on est de taille à faire un excellent travail de six à huit pages sur la reine de Navarre, par exemple, que, soit dit en passant, M. le Dr. Ahn semble ne pas connaître du tout.

Ah! voilà qui n'est pas galant. Comment? La spirituelle reine a su émouvoir le corps le plus grave de l'univers, l'Académie française, et M. le Dr. Ahn fait la sourde oreille! Je le répète, cela n'est pas galant.

Mais que penser d'un professeur de littérature qui confond la sœur de François 1er avec la fille de Henri II, qui affirme carrément qu'elle devint l'épouse du Béarnais (Henri IV)? Cela est vrai, pourtant, M. le Dr. Ahn ne connaît point le poétique trio de Marguerite; il en supprime deux dont il fait sans sourciller jouer les rôles à la sœur du roi François.

Les réflexions que je viens de faire s'appliquent tout aussi bien aux périodes suivantes, mais avec des circonstances aggravantes. Le 17e siècle étant une époque exceptionnellement remarquable, veut être traité avec un soin tout particulier. Ici, plus qu'ailleurs on est en droit de se montrer difficile, car cette vaste partie du champ littéraire français a été explorée par un nombre considérable d'écrivains autorisés. Donc si la jeune génération ne tient pas absolument à s'asseoir à la table des dieux, elle ne veut cependant pas qu'on lui serve du réchauffé.

Et pourtant, quelle maigre pitance lui présente M. le Dr. Ahn! Quel tôt-fait de banalités sur le premier poète français, sur celui dont la gloire brille d'un égal éclat en France et à l'étranger. Savez-vous ce que M. le Dr. Ahn nous dit de Molière? Qu'il était fils d'un tapissier, que, se sentant peu de goût pour le métier, il se fit comédien, qu'il réussit fort bien et qu'enfin il mourut dans l'exercice de ses fonctions. Mon Dieu! non, ce n'est pas plus difficile que cela, et les jeunes filles qui auront lu le Bourgeois gentilhomme ou M. de Pourceaugnac seront persuadées que Molière était un joyeux vivant, qui ne manquait pas de galanterie et à qui la gaîté, sinon le bonheur, venait en dormant. Elles se seront forgé un Molière inédit, un Molière de fantaisie. Qu'il était pourtant simple de dire, en quelques mots, que la connaissance profonde que le poète avait du cœur humain avait déversé dans son âme un flot d'amertume qu'il était impuissant à endiguer. Car Molière était de la race des Bernardin et des Lamartine et non de celle des Gil Blas et des Figaro.

Encore quelques exemples pris au hasard: M. le Dr. Ahn nous dit que la morale de La Bruyère est meilleure que celle de Larochefoucauld, mais il se garde bien de nous dire en quoi consiste cette supériorité. Des affirmations, et encore, il n'en est pas prodigue; de preuves, point.

C'est à croire que M. le Dr. Ahn ne soupçonne pas même la nature des esprits auxquels il s'adresse. Le pourquoi, voilà ce qu'il faut dire, surtout quand cela coûte si peu. Les élèves de M. le Dr. Ahn ne sauront pas davantage pourquoi l'agréable Sévigné écrivait avec une sincérité parfois mélancolique. Ils croiront à un caprice féminin, tout simplement. ... On pourrait continuer ainsi indéfiniment, mais comme je ne veux exposer aujourd'hui qu'une vue d'ensemble, qu'un simple aperçu, je m'arrête. On s'étonnera peut-être que je n'aie rien dit du style de M. le Dr. Ahn. Je me trouve, à ce sujet, dans un cruel embarras. Il a pillé Demogeot et Gérusez, Demogeot surtout. Il leur a prestement enlevé un nombre respectable d'expressions et même de phrases. Quelques écrivains du moyen-âge appelaient cela f a i r e d e s c o n q u ê t e s; aujourd'hui on se sert d'une expression moins chevaleresque sans doute, mais certainement plus vraie. Donc, vous chercherez vainement la note personnelle chez lui. De style, il n'en a point.

Conclusion: L'Anthologie française de M. le Dr. F. H. Ahn n'a aucune valeur, tant au point de vue des idées qu'au point de vue de la forme. Les cinq ou six affirmations dont il gratifie chacun des écrivains français,

quand il ne les oublie pas, ne sauraient donner une idée exacte du caractère de ces écrivains, ni de leurs œuvres. Par conséquent, les jeunes filles qui suivront la méthode Ahn manqueront leur éducation supérieure (en ce qui concerne la littérature française, bien entendu); elles feront leur selecta pour la forme.

Mais pourquoi ne pas s'adresser tout de suite à Demogeot lui-même; il est complet, il a 600 pages de vraie critique. Il n'a pas d'extraits, il est vrai, mais il indique très exactement, et avec une compétence incontestable, les meilleures passages des écrivains français. Comme toutes les bonnes familles de Hambourg possèdent un théâtre classique français, et plusieurs recueils de morceaux choisis, je ne vois pas d'inconvénient à suivre Demogeot. J'ai dit.

Hambourg. P. L.

Widerruf.

In meiner Besprechung des „Englische Philologie von Joh. Storm" im 65. Bande dieses Archivs habe ich auf Seite 328, Zeile 22 von unten, eines „Herrn Minde, Agenten des Bibliographischen Instituts", in einer Weise Erwähnung gethan, die ich heute als vollkommen unbegründet erklären muss. Der betreffende Herr heisst nicht Minde; er ist von seinem Posten, den er seit vier Jahren inne hat, nicht entlassen worden; er steht nicht in schlechtem Rufe, im Gegentheil: sein Ruf ist vollkommen makellos.

Indem ich meinen Irrthum lebhaft bedaure, füge ich um so lieber hinzu, dass ich auch die Ausdrücke „Vorspiegelungen" und „malitiöse Weise", in Bezug auf jenen Herrn gebraucht, nicht aufrecht erhalte.

Leipzig, den 14. Juli 1881. Dr. D. Asher.

Miscellen.

Zum Wörterbuch.

Das Wort Theekessel in der Bedeutung „dummer Mensch, fig. Schafskopf, fig. Esel“ hat sich in unserer Sprache so eingebürgert, dass verschiedene Wörterbücher dasselbe mit den entsprechenden Uebersetzungen, frz. souche, engl. simpleton, aufführen. Obgleich sein Ursprung nicht fern liegt, scheint derselbe doch den Sprachgelehrten nicht allgemein bekannt zu sein; wenigstens fehlt das ursprüngliche Wort in jenen Büchern Dasselbe ist jedoch in der Heimat des „Theekessel“, in Sachsen, noch jetzt im Gebrauch und lautet „Däk-Esel“ = Teigesel, d. i. ein aus Teig geformter Esel (Spielzeug), mithin ein solcher, der mit seinem als dumm verschrienen Vorbilde in Bezug auf geistige Fähigkeiten nicht einmal verglichen werden kann, ein Esel „dümmer als dumm“. In gleicher Weise von Spielsachen entlehnte Schimpfwörter sind „Pflaumentoffel“ im oberen Sachsen, „Schotentoffel“ in der Leipziger Gegend, „Zwetschenkerl“, „Rosinenkerl“ in Norddeutschland. Um „Däkesel“ etwas abzuschwächen, hat man dann „Theekessel“ gesagt, zu welchem Zweck man nur die beiden betonten Vokale zu verwechseln und den ä-Laut kurz zu bilden brauchte.

Die gängigen Wörterbücher lassen auch eine (wohl die ursprüngliche) Bedeutung des Wortes Scheffel unberücksichtigt, die sich hier und da noch erhalten hat, nämlich: niedriges, kreisrundes Gefäss von unbestimmter Grösse, Scheuerfass, Tubben. In dieser Bedeutung wird „Scheffel“ wohl auch als Neutrum gebraucht.

In gewissen Kreisen besteht die Redensart: einen Häring (d. h. einen Verweis, Rüffel) bekommen; noch weiter gehend sogar: einen Fisch bekommen. Auch dieses ist eine scherzhafte Bildung des sächsischen (Leipziger) Dialektes und heisst: etwas anzuhören (hären, „här'n Se!“) bekommen.

Im Erzgebirge ist, nur noch vereinzelt und dem Aussterben nahe, ein Adjectiv im Gange, das ich für Sprachforscher erwähnen will, da ich selbst nähere Auskunft nicht geben kann: eirisch. Es wird von Personen gebraucht und bedeutet: von polterigem Wesen. Man muss sofort an die abgezogene Bedeutung von „Irish“ im Englischen denken; aber wie sollte dieses Wort in solcher Bedeutung ins Erzgebirge kommen? Es ist wohl anderen Ursprungs.

Im „Journal für Buchdruckerkunst“ macht Herr Oberfactor Wunder in Braunschweig den Vorschlag, zur Abstellung der technischen Schwierigkeiten die Punkte von Ä, Ö, Ü unter A, O, U zu setzen und diese Massregel eventuell auch auf die Minuskel auszudehnen. Diese neuen Buchstaben-

bilder würden sich deshalb leichter Eingang verschaffen, weil die Schriftgiessereien nicht nöthig hätten, zu ihren zahlreichen Garnituren besondere Stempel schneiden zu lassen; vielmehr können die Punkte vor dem Guss einfach angesetzt werden. So lange die Punkte über der Majuskel stehen, brechen sie bei aller Vorsicht sehr häufig ab und dadurch werden Fehler unvermeidlich. L. I.

Siraudin giebt seit einigen Wochen über die Chansonniers und Vaudevillistes der neueren Zeit im Figaro mancherlei interessante kleine Notizen, aus denen hier über Béranger, den „Béranger intime" folgen möge:

Béranger était grognon, taquin, sournois. Tournure épaisse. Lèvres gourmandes et railleuses; regard dissimulé par des lunettes à branches d'argent, dont il semblait si peu sentir le besoin qu'un jour, le fils du vaudevilliste Francis d'Allarde, un petit drôle élevé à la Jean-Jacques, s'était ingénié à enlever les verres desdites lunettes, oubliées sur un meuble, et Béranger les avait reprises et remises sur son nez sans s'apercevoir tout le temps du dîner qu'elles étaient veuves de la partie essentielle.

Ajoutons qu'il n'était sorte de niches qu'il ne fît aux enfants. Renverser leurs dominos, brouiller leurs cartes, voilà quelles étaient ses plaisanteries favorites. De nos jours, Béranger passerait pour un „fumiste" a raison de ses bonnes farces. Bref, l'auteur du *Dieu des bonnes gens* n'était content, mais là, bien content, que lorsqu'il avait fait pleurer ou gronder les enfants de ses hôtes. Aussi dès que cette jeune troupe entendait Béranger sonner à la grille, vite, elle accueillait le grand chansonnier à grands cris, en l'accompagnant d'un chœur, chanté à mi-voix, et composé probablement par le père d'un de ces petits démons.

C'est Béranger
Qui vient nous déranger!
Que l'diable l'emporte
Et qu'on l'mette à la porte!
C'est Béranger
Qui vient nous déranger
Quand donc d'ici voudra-t-il déloger?

Et lui, Béranger — un malin — au lieu de répondre par un de ses refrains, mieux placés sur un mirliton que dans ses œuvres:

Chers enfants chantez dansez
Votre âge
Echappe à l'orage
Par l'espoir gaîment bercés
Sautez, chantez, dansez.

— Béranger semblait ne pas entendre et n'en continuait pas moins ses „fumisteries".

N'oublions pas de mentionner que les victimes des tyrannies de Béranger étaient les fils de Rougemont, de Francis, de Désaugiers, Coupart et autres et qu'il leur arrivait fréquemment d'entendre à l'échappée, lorsqu'il était question de Béranger, des appréciations comme celle-ci: „C'est un bourru!"

Zur weiteren Stütze der Ansicht des Herrn Rudolf über den Ausdruck „Salamander reiben" (Archiv LXIV, 126) führe ich an, dass man in unsern Gegenden von der Köchin sagt, wenn die Speisen zu stark gesalzen sind, sie sei verliebt.

Dies beweist noch unmittelbarer als der von Herrn Nagele (Archiv LXV, 126) mitgeteilte Gebrauch ein altes Verhältnis zwischen Liebe und Salz.

Nürnberg. A. Stengel.

Der Recensent von „Ritter, Anleitung zur Abfassung von französischen Briefen“ in Heft I hält die Worte en attendant de vous lire bientôt für unrichtig und will voir lesen. Der Irrtum ist aber auf seiner Seite. Die in Rede stehenden Worte sind ein ganz gewöhnlicher Briefschluss, und noch so eben geht mir das gedruckte Circular der Redaktion einer Zeitung in Lyon zu, durch welches dieselbe Mitarbeiter sucht und das gleichfalls mit den Worten en attendant de vous lire bientôt schliesst, d. h. „in der Erwartung bald etwas von Ihnen zu lesen zu bekommen.“

Elbing. Brunnemann.

Curiosum.

Nachstehendes Circular verdient wegen der beigefügten anmuthigen Uebersetzung in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Genova, data del timbro postale.

Signor P. T.

Ho il vantaggio d'annunziarvi che avendo ottenuto dal mio Governo la patente di Spedizioniere presso la R. Dogana di Udine, dove da tre anni ho aperto una Succursale della mia Casa di qui, d'ora innanzi sarò in grado di servire chi avendo merci da far transitare dalla Dogana suindicta in destinazione per Italia e Francia e viceversa, vorrà onorarmi dei suoi ambiti comandi.

Mi pregio pure avvertirvi che tanto nella mia Casa principale di qui, quanto nelle mie Succursali di Udine e Venezia, si tratta attivamente il ramo delle spedizioni originali e delle commissioni in genere.

Vogliato ora prendere buona nota delle più prossime partenze notate in Circolare che vi unisco, e gradite i miei sinceri saluti.

Ich habe die Vortheil Ihnen zu verkundigen, welche ich von meinen Regierung die Patent Spediteur bei König Zollammt Udine erhalten habe, wo von drei Jahr habe ich mein Haus, Filial denjenige das in Genua halte; von nun an ich werde dinner können, wer die Waaren in diesem Zollammt habend, müssen der Uebergang in Frankreich und in Italien der Bestimmung machen.

Habe auch das Gefallen das, in meinem vornehemst Haus und in den Filialen Udine-Venedig man übet mit Thätigkeit der Ast Expedition und die Aufträgen überhaupt von der Ursprung.

Wollen Sie mich ehren ihrigen unrecht mässiges Reiben und ich bitte nehmen gute Note der nachst Abreisen in dem Herumgehn welche Ihnen verbinden.

Mit Achtung ich grüsse Sie.

G. Colajanni.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

F. Linnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. (Paderborn, Schöningh.) 6 Mk.

Lexicographie.

J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 12. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 7. Bd. 1. Lfrg. bearb. von M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
D. Sanders, Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache. 5.—8. Lfrg. (Berlin, Abenheim.) à 1 Mk. 25 Pf.
J. Kelle, Glossar zu Otfried's Evangelienbuch. 6. Heft. (Regensburg, Manz.) cplt. 22 Mk.
W. Dreser, Englische Synonymik. 2. Hälfte. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 2 Mk. 50 Pf.

Grammatik.

O. Oswald, Ueber Gemination im Altfranzösischen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.
U. Jarnik, Zur albanischen Sprachenkunde. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
A. Pumnul, Grammatik der rumänischen Sprache, neu bearbeitet von D. Isopescul. (Czernowitz, Pardini.) 2 Mk.

Literatur.

M. Riess, Ueber vier Eddasagen. (Leipzig, Schäfer.) 2 Mk. 50 Pf.
Speculum regale. Ein altnorweg. Dialog hrsg. von O. Brenner. (München, Kaiser.) 5 Mk.
G. Brandes, Die Literatur des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen dargestellt. I. Bd. Die Emigrantenliteratur. (Leipzig, Veit.) 5 Mk.
Goethe's Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum u. s. w. zusammengestellt von Fr. Strehlke. 1. Lfrg. (Berlin, Hempel.) 1 Mk.
P. Knauth, Die Faustsage in ihrer Entstehung, Verwickelung und Entwickelung. (Freiberg, Engelhardt.) 50 Pf.
A. Jundt, Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg. Ein Beitrag z. Gesch. des Schuldramas im 16. u. 17. Jahrh. (Strassburg, Schmidt.) 2 Mk. 40 Pf.

F. Koldewey, Lebens- und Charakterbilder. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 2 Mk. 50 Pf.

W. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. (Lahr, Schauenburg.) 1 Mk. 25 Pf.

Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt und übertragen von E. Oswald. (Leipzig, Friedrich.) 4 Mk.

Barbour's Legendensammlung nebst den Fragmenten seines Trojanerkrieges. (Heilbronn, Henninger.) 8 Mk.

Elis Saga ok Rosamunda. Mit Einleitung, deutscher Uebersetzung und Anmerkungen zum ersten Male hrsg. v. Eug. Kölbing. (Heilbronn, Henninger.)

M. Kaluza, Das Verhältniss des mittelenglischen alliterirenden Gedichtes „William of Palerne“ zu seiner franz. Vorlage. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

F. Gierth, Ueber die älteste Version der Assumptio Mariae. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

M. Miller, Uebungsbuch der deutschen Sprache f. d. erste Lateinklasse. (Amberg, Pohl.) 60 Pf.

O. Fischer, Uebungsstoff f. d. Unterricht in der neuen deutschen Orthographie. (Berlin, Müller.) 30 Pf.

G. Althof, Literaturheft zur deutschen Sprachschule. (Harburg, Elkan.) 40 Pf.

Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen, in Prosa und Poesie, erläutert für Schule und Haus, hrsg. v. Dietlein, Gösche und Polack. I. Bd. 3.—5. Lfrg. (Berlin, Hofmann.) à 60 Pf.

E. Löffler, Cours de langue allemande. I. C. élémentaire. (Metz, Deutsche Buchhandlung.) 1 Mk. 60 Pf.

F. von Wittinghausen, Uebungsbuch f. d. Oberstufe des franz. Unterrichtes. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 36 Pf.

Mignet, Hist. de la révolution française (4. Bd.: Directoire, consulat, empire) mit Anmerkungen herausgeg. v. A. Korell. (Leipzig, Teubner.), 1 Mk. 50 Pf.

Esther, trag. p. Racine, mit Erklärungen von O. Dickmann. (Gotha Schlössmann.) 1 Mk. 20 Pf.

Sammlung moderner englischer Dramen und Tragödien, mit Anmerkungen hrsg. v. Th. Weischer. 3 Hefte. (Rostock, Werther.) à 90 Pf.

Englische Schüler-Bibliothek, hrsg. v. A. Wiemann. 10 Bdchn. (Gotha, Schlössmann.) à 60 Pf.

Theophilus-Faust und Mephistopheles.*

Von

Adalbert Rudolf.

Aus welchem Volke, aus welcher Zeit der Name Mephistopheles stamme? Ob die Form desselben rein oder verstümmelt sei? Was der Name bedeute? u. s. w. Das sind Fragen, welche unzähligemal aufgeworfen und in diesem oder jenem Sinne, mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit beantwortet worden sind. Der geheimnisvolle Name des verneinenden Geistes erscheint wie eine Rune, den späteren Geschlechtern zum Schabernacke hingeworfen.

Altmeister Goethe, welcher an der Weltverbreitung der Faustsage den bei Weitem grössten Antheil hat, kannte den Ursprung des teuflischen Namen nicht und scheint auch kaum danach geforscht zu haben; erst in seinem Greisenalter ward er hiezu veranlasst: Professor Zelter (geb. 1758) in Berlin frug Ende 1829 bei seinem Freunde David Friedländer (geb. 1750), einem jüdischen Schriftsteller daselbst, an; dieser entgegnete sofort: „Woher der Name Mephistopheles für den schadenfrohen Dämon? Orientalisch ist er nicht. Wie denn die Dämonologie der Juden sich erst nach dem Exil gebildet; die Mosaisten wissen von keinem Engel noch von einem Teufel u. s. w. — Ich vermuthe, dass der Name aus dem Mittelalter und mit der Geschichte des Faust entstanden ist u. s. w.“ Zelter sandte diesen Brief an Goethe, und der greise Dichter

---

* Vergl. Band LXII, Seite 306 II bis zum Schlusse.

antwortete also: „Lässt man sich in historische und ethymologische Untersuchungen ein, so gelangt man meistens immerfort ins Ungewissere. Woher der Name Mephistopheles entstanden, wüsste ich direct nicht zu beantworten; beiliegende Blätter mögen die Vermuthung des Freundes bestätigen, welche demselben gleichzeitig phantastischen Ursprung mit der Faustischen Legende gibt; nur dürfen wir sie nicht wohl ins Mittelalter setzen: Der Ursprung scheint ins 16. und die Ausbildung ins 17. Jahrhundert zu gehören u. s. w.“ Näher spricht Goethe sich dann über die Faustsage in einer für Friedländer bestimmten Beilage aus, welche hier gleichfalls ihre Stelle finde:

„Die römische Kirche behandelte von jeher Ketzer und Teufelsbanner als gleichlautend (gleichbedeutend? A. R.) und belegte sie beiderseits mit dem strengsten Bann, sowie Alles, was Wahrsagerei und Zeichendeutung heissen konnte. Mit dem Wachsthum der Kenntnisse, der nähern Einsicht in die Wirkung der Natur scheint aber auch das Bestreben nach wunderbaren geheimnisvollen Kräften zugenommen zu haben. Der Protestantismus befreite die Menschen von aller Furcht vor kirchlichen Strafen; das Studentenwesen wurde freier, gab Gelegenheit zu frechen und lüderlichen Streichen, und so scheint sich in der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts dieses Teufels- und Zauberwesen methodischer hervorgethan zu haben, da es bisher nur unter dem verworrenen Pöbel gehauset hatte. Die Geschichte von F a u s t wurde nach Wittenberg verlegt, also in das Herz des Protestantismus und gewiss von Protestanten selbst; denn es ist in allen den dahin gehörigen Schriften keine pfäffische Bigotterie zu spüren, die sich nie verleugnen lässt.

„Um die hohe Würde des M e p h i s t o p h e l e s anschaulich zu machen, liegt ein Auszug abschriftlich bei, einer Stelle von F a u s t s H ö l l e n z w a n g. Dieses höchst merkwürdige Werk des räsonnirtesten Unsinns soll, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, zu Passau 1612 gedruckt worden sein. Weder ich noch meine Freunde haben ein solches Original gesehen; aber wir besitzen eine höchst reinliche vollständige Abschrift, der Hand und übrigen Umstände nach etwa aus der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.“

Die erwähnte abschriftlich auszügliche Beilage war einem

Werke der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar entnommen; der Titel lautet: „Praxis Cabulae nigrae Doctoris Johannis Faustii, Magi celeberrimi. Passau MDCXII“ oder mit einem zweiten Titel: „D. Johannis Faustii Magia naturalis et innaturalis, oder unerforschlicher Höllenzwang, d. i. Miracul-Kunst und Wunderbuch, wodurch ich die höllische Geister habe bezwungen, dass sie in Allen meinen Willen vollbringen haben müssen. Gedruckt Passau Ao 1612. — Erster Theil, Cap. 1. Handelt von der Eintheilung derer Geister und ihren Namen, auch was sie denen Menschen helfen können.“ Dieses erste Capitel zählt unter den Höllengeistern 7 Kurfürsten, 7 Pfalzgrafen, 7 kleine Grafen, 7 Barone, 7 adeliche Geister, 7 bürgerliche Geister etc. auf. Man dachte sich also einen grossartigen teuflischen Hofstaat; Fausts böser Geist, dessen Name hier übrigens nicht Mephistopheles, sondern Mephistoph*iel* lautet, wird hier unter den Kurfürsten genannt.

Es soll nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, alle Deutungen des Namen, welche das Licht der Welt erblickt haben, aufzuführen und zu betrachten; die Thatsache genüge, dass sie nicht durchgedrungen sind. Gehen wir ohne Abschweif zu der Deutung über, welcher, wenngleich auch sie noch nicht über allen Zweifeln erhaben steht, neuerdings der grösste Theil der Fachgelehrten zugestimmt hat. Zur Darlegung derselben aber ist es nothwendig, dass wir erst dem Ursprunge und Wesen der Faustsage nachspüren.

Wir haben in einer früheren Abhandlung* gesehen, wie das böse, gottfeindliche Wesen Ahriman-Locho-Hephästus-Prometheus-Lucifer kein urgeborenes Scheusal war, sondern ursprünglich ein gutes lichtes Wesen, welches aber später zur Strafe seiner Ueberhebung und Vermessenheit aus der Helle des Himmels in die tiefe Nacht unter der Erde, in die Hölle gestürzt ward. In den Faust- und verwandten Sagen nun wiederholt sich in grossen Zügen betrachtet jene: Der Mensch, welcher von der göttlichen Macht seine auf Leibliches oder

* „Meister Hephästus-Lucifer“, Band LXV, Seite 369 ff. Jene Abhandlung kann als erster Theil zur obigen angesehen werden.

Geistiges gerichteten Wünsche nicht in vollem Umfange gewährt sieht, wendet sich an die entgegengesetzte teuflische Macht, welche sich ihm willfähriger zeigt, macht sich dadurch des alten Titanen- oder Dursenfrevels schuldig und fällt zur Strafe der bösen, titanischen, dursischen, teuflischen Macht anheim. Dieser faustische Stoff ist als echtdeutsch und urgermanisch anzunehmen, wenngleich keine altgermanische Sage desselben oder ähnlichen Inhaltes uns aufstösst. Aber der Sagenstoff ist mehr als germanisch: er ist indogermanisch, und viele Spuren desselben lassen sich nicht nur unter den europäischen Völkern, sondern auch in den persischen und indischen Mythen verfolgen. Wo die eigentliche Urfaust-Sage bestimmt zu finden sei, mag zweifelhaft und gar unenthüllbar erscheinen; aber man kann mit Sicherheit sagen: Sie ist dem gesammten Indogermanenthum ureigenthümlich, und alle einschlägigen Aeusserungen sind Gestaltungen desselben grossen Gedanken.

Eine wichtige Rolle in der Entwickelung der Faustsage spielt unabläugbar die vielbesprochene, auf indogermanischem Grunde beruhende Heiligengeschichte der anatolischen Kirche, welche sich um den Kleriker Theóphilos oder Theóphilus gebildet hat. Die älteste Erzählung soll von einem gewissen Eutychianos* in griechischer Sprache niedergeschrieben worden sein. Danach hätte Theophilos wirklich und zwar im 6. Jahrhundert gelebt und jener Eutychianos wäre sein Schüler gewesen. Jedoch klingt die ganze Sache verdächtig. Es ist zwar nicht anzunehmen, dass die Legende vollständig erfunden ist. Wohl aber ist es möglich, dass der Verfasser die wunderbare Geschichte unter Benutzung einer alten indogermanischen Märe zusammengesetzt und, um ihr Glauben zu verschaffen, ein geschichtliches Aeussere gegeben hat. Vielleicht auch, dass in der Eutychianos-Handschrift ein geschickt veranstalteter literarischer Betrug seitens der Kirche vorliegt. — Aber wie? Sei es, wie es wolle. — Der gelehrte Langobarde Paul Warnefried,

---

* Der griechische Name Eu-tychianos bedeutet „Günstling des Schicksals, der Glückliche“, merkwürdiger Weise genau wie das lateinische Faustus. Ob hierin ein Räthsel liegt? — Der griechische Text ist stellenweise gedruckt bei Lambec. bibl. Vindob. VIII, 157 ff., vgl. Fabric. biblioth. graeca ed. Harles X, 339.

Diacon zu Neapel, mehr gekannt unter dem Namen Paulus Diaconus, zur Zeit Karls des Grossen lebend, soll alsdann die Legende in das Lateinische übersetzt und ihr so die Verbreitung im Abendland verschafft haben, wo sie bald mehren Bearbeitungen unterzogen ward. In Mitte des 10. Jahrhunderts brachte dann im Kloster Gandesheim (Gandersheim) die fromme Dichterin Hrotswita (Hrotsvitha) die Kirchensage in lateinische Hexameter, wobei sie die Uebersetzung des Paulus Diaconus benutzte. Sie legte dadurch den Grund zu der Volksthümlichkeit der Sage in Deutschland.

Der Inhalt ist nach Eutychianos etwa folgender: Theophilos war ein überaus frommer und gottergebener Mann, er lebte in Adana (Adona), einer Stadt in Cilicien, als oeconomus (vicedominus, archidiaconus, Statthalter, Verwalter) der Kirche daselbst. Nach des Bischofs Tode ward er, welcher bei dem Volke und bei den Geistlichen gleicher Gunst sich erfreute, zum Bischof erwählt; er jedoch, im demüthigen Gefühle seiner Unwürdigkeit zu solcher Ehre, lehnte die Wahl ab. Hierauf ward ein Anderer zum Bischof erkoren, und dieser, durch Verleumder verblendet, beraubte den Theophilos, welcher nach wie vor seinen Obliegenheiten mit hingebendem Eifer nachkam, seines Amtes. Durch solche unverschuldete Zurücksetzung bitter gekränkt, wendet Theophilos sich an einen Juden der Stadt, welcher den Ruf eines gewaltigen Zauberers hatte, und bittet ihn um Beistand, auf dass er sein Amt wieder erhalte. Der Zauberer führt den Theophilos in der folgenden Nacht in die Rennbahn (circus) der Stadt und ermahnt ihn, vor keinem Anblicke zu erschrecken, noch sich, was er auch sehe, zu bekreuzigen. Dort treffen sie eine Menge Männer an, welche mit brennenden Kerzen umherziehen und Lobgesänge erschallen lassen; in ihrer Mitte thront in höllischer Majestät Satanas, der Beherrscher der Finsternis, die Huldigungen seiner getreuen Unterthanen huldreichst entgegen nehmend. Auch Theophilos fällt auf die Kniee und küsst des Teufels Füsse. Satanas erhebt sich nach kurzer Zwiesprache ein wenig, streichelt den Bart des Pfaffen, küsst ihn auf den Mund und nennt ihn seinen Lieben und Getreuen. Theophilos entsagt darauf Jesus und der Maria und überreicht dem Satan die von ihm selber ge-

schriebene und mit Wachs besiegelte Urkunde. — Am folgenden Tage wird Theophilos vom Bischofe auf die ehrenvollste Weise in sein Amt wieder eingesetzt; er führt fortan als des Satans Lehnsmann ein übermüthiges Leben, herrlich und in Freuden. So geht es nun eine Zeitlang fort. Später aber ergreift den Theophilos Reue; er flehet 40 Tage und 40 Nächte hindurch in einer Kirche der Maria Panhagia um Beistand. Die Muttergottes lässt sich endlich erweichen, bewegt auch ihren Sohn, dem Sünder zu verzeihen, schafft dann die von Theophilos ausgestellte Urkunde wieder herbei und legt sie auf die Brust des in der Kirche endlich Eingeschlafenen. Erwachend findet er die Schrift, bekennt darauf öffentlich seine Sünde, rühmt die Gnade der ihm dreimal erschienenen Panhagia, verbrennt die ihm zurückgegebene Urkunde und stirbt drei Tage darauf eines seligen Todes.

Diese Legende muss in erster Reihe als Wurzel der eigentlichen, engeren deutschen Faustsage gelten, wenngleich sie dem Volksgeiste entgegen leider allzu sehr in Weihrauchnebel gehüllt ist und daher des frischen, erquickenden Waldesduftes, welcher die Sage von Faust durchzieht, entbehrt. Wie wir gesehen haben, hat sie von der alten Fassung des Sagenstoffes die künstliche Abänderung der belehrenden, bekehrenden Kirche erhalten, dass der Held der Erzählung nicht der ewigen Strafe verfällt, sondern durch Reue und die himmlische Gnade gerettet wird. Diese Richtung des Stückes, welche auch in den späteren Bearbeitungen uns vorführt, wie der Teufel durch Betrug oder Gewalt um die gewonnene Seele gebracht wird, ist entschieden unmoralisch, jesuitisch zu nennen;* sie muss stets dem Rechtlichkeitssinne unseres Volkes widerstrebt haben, welches sogar mit dem von Pfaffen und Heiligen überlisteten „dummen Teufel“ einiges Mitleid hatte. Wahrscheinlich liess der Volksglaube, entgegen der Legende, schon den Mönch Theophilus vom Teufel geholt werden, wie später die zauberischen Päpste Gregor VII., Benedictus IX. und Sylvester II. (Gerbert). Beweggrund der Teufelsverschreibung ist bei Theophilus nicht Wissensdurst, sondern ausschliesslich Rach- und Gewinnsucht. Es ist

* Hingegen ist in Goethes Faust die Handlung vollständig begründet.

bedauerlich, dass wir anstatt oder neben der fremdlichen Kirchensage nicht die, wie zu vermuthen, sehr frühe entstandene deutsche bez. germanische Volkssage von Theophilus besitzen; vielleicht würde auch der deutschen Strebsucht und dem Wissensdrange Rechnung getragen sein.

Der Theophilische Sagenstoff ward, nachdem Deutschland sich einmal desselben bemächtigt hatte, bald so volksthümlich, dass er vielfach aus- und umgearbeitet ward; das deutsche Volk machte die altsagenhaft anheimelnde Wundergeschichte zu seinem eigensten Eigenthum. Obgleich Hrotswita auch lateinische Dramen geschrieben hat, so gaben doch erst viel spätere Federn der anziehenden Sage von Theophilus dramatische Gestalt. Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts sind uns drei niederdeutsche Bearbeitungen (Trierer, Stockholmer, Helmstedter Handschrift) als sogenannte „Mysterien“, kirchliche Dramen, erhalten; eigentlich sind es nur im Laufe der Zeit entstandene Abweichungen eines ein halbes bis ein ganzes Jahrhundert zurück zu versetzenden dramatischen Urstückes, welches durch Weiterverbreitung im Volksmunde oder durch Abschriftnahme allmählich verändert worden ist. Wer der Verfasser und woher er war, ob er dem geistlichen Stande oder den fahrenden Sängern angehörte, ist ganz unbekannt; jedenfalls nimmt er unter den Schauspieldichtern des Mittelalters keinen unbedeutenden Rang ein. Der Kern des Stückes, des Theophilus Klage und Teufelverschreibung, ist in allen drei Handschriften fast wörtlich gleich, und die Bischofswahl und Teufelsprellung bieten wenigstens in der Handlung des Ganzen keine wesentliche Abweichung. Von den Zügen dieses Schaustückes wollen wir Einiges hervorheben:*

1) Entgegen den früheren Schilderungen wird streng zwischen dem Oberteufel „Lucifer“ und einem Unterteufel „Satanas“ unterschieden. Der Letztere ist auf die Erde geschickt zu denken, um Seelen, insbesondere die Seele des Theophilus zu gewinnen; er kehrt zu Lucifer zurück und erstattet Bericht. Man ist geneigt, ein Vorspiel in der Hölle anzunehmen.

* Ich folge den guten Text-Ausgaben von Hoffmann von Fallersleben 1853, 1854.

2) Die Klage und Teufelbeschwörung. Die Helmstedter Handschrift beginnt gleich mit des Theophilus Klage, während die beiden anderen vorher noch die Bischofswahl und Verfeindung und Ausweisung des Theophilus, wahrscheinlich in jüngerer Hinzudichtung, bieten. Ich benutze in der Anführung von Stellen vorzugsweise die Trierer Handschrift, um mundartliche Abweichungen möglichst zu vermeiden.

Ik bin geheiten Theophilus,
Myne klage begint aldus:
Ik was geheiten ein kloken man,
An pâpheit kundik my wol verstân
Und ôk noch als ik hoppe.
Ik was gekoren to einem bischoppe
Unde sold ein here syn gewesen,
Do verdrôt my singen unde lesen.
Nu hebben sei einen anderen koren,
De hevet my dôr synen toren
Verdreven unde myne provende nomen,
Dei my plach degeliks in to komen
An wyne und ôk an weite,
So dat ik nu ein arm man heite.
Seit, dat mojet my also sere:
Wistik ef jenich duvel were
Hyr an dusser êrden,
Syn eigen woldik wêrden!
De my helpen wold dâr an,
Dat ik worde so ryken man,
Dat ik dem bischop unde dem stichte
Mochte wederstân mit gichte.
Is ôk an dusser stunt
Jenich duvel an hellengrunt
Edder an der hellen dore,
De make drade sik hervore,
Edder wâr hei besloten sy,
De kome drade her to my!
Ik beswere dy, duvel Satanas,
By dem gode, de lôf unde gras
Und alle dink geschapen hât,
Des hemels lôp, der êrden stât;
Ik beswere dy by dem valle,
Den gy duvele vellen alle,
Du unde dyne medegenoten,
Do gy worden van dem hemel stoten;

Ik beswere dy by dem jungesten dage,
Wan godes sôn kumt mit syr klage
Over alle sunderlude,
Dat du to my komes hude
Mit bescheide und antwôrdes my
Allet des ik vrage dy!

Die Teufelsbeschwörung erfolgt nach der Trierer Handschrift durch die Hilfe von jüdischen Zauberern, zu welchen Theophilus durch einen Gaukler gewiesen wird, nach der Stockholmer Handschrift durch die Hilfe eines Schwarzkünstlers (magister in nigromantia), nach der Helmstedter Handschrift ohne fremde Beihilfe.

3) Die Teufelverschreibung. Nachdem Satanas dem Theophilus erschienen, verlangt Dieser Silber und Gold (zum Lebensunterhalte und zum Widerstande gegen den Bischof?) und verspricht seine Seele dafür; Satanas, welcher die Pfaffenlist fürchtet, fordert eine förmliche Verschreibung.

Theophilus.

Wat solen dei breive myn?
Myn wôrt doch recht solen syn!
Ik en wil dy nicht vòrleigen.
Wente woldik dy bedreigen,
Wat dochtik dan to einem papen?

Satanas.

Nicht, nicht! it is al anders schapen.
Woltu my wêrden underdân,
Dyne hantveste wil ik êrst entfân,
Dâr inne salstu dat schryven,
Dat du myn willes ewich blyven
Mit lyf, mit sele. Ok schryf dârby,
Dat nein trôst mêr an dy en sy,
Und ôk we vor dy bede,
Dat hei dy unrecht dede.
Hefstu leive to solken saken,
So wil ik den kôp mit dy maken
Unde wil dy so vêl gôdes geven,
Dat du moges hêrliken leven.

Nach dem um 1276 fallenden Gedichte des Brun von Schönebecke zur Ehre der Maria geschah die Ausstellung der

Handfeste des Theophilus anstatt mit Tinte schon mit Blute, wie es für die Faustsage wesentlich geworden ist. Bruns Stelle lautet:

Der tůvel dwank in alsô harte
Daz her gwan bluot ûz sîner swarte
Und schreip durch der rede urhap
Eine handvest unde gap
Si dem leidegen tůvel Sâthan.

Seltsam, dass dieser markige Zug in unserem niederdeutschen Schauspiele übergangen ist! Es scheint, dass dieses auf eine ältere Quelle gebaut hat. Satanas überbringt nun die Verschreibung seinem Meister Lucifer:

Nu vrouwe dy, meister Lucifer!
Ik wil dy seggen gude mer,
Dat Theophilus de wyse man
Godes is plat ût avestân
Unde môt eweliken unse blyven
Mit sele und ôk mit lyven u. s. w.

Er kehrt mit Schätzen beladen zu Theophilus zurück.

4) Die weitere Handlung ist nicht ausgeführt. Die Stockholmer und Helmstedter Handschrift knüpfen gleich die Reue und Errettung des Theophilus an; dass dies nicht ursprünglich gewesen sein kann, leuchtet ein. So hat denn auch die Trierer Handschrift, welche nur als Bruchstück vorliegt, die für das Stück nothwendige Wiedereinsetzung in das Amt, bez. die Rachenahme an dem Bischof im Auge gehabt; wir lesen allda gegen den Schluss, nachdem Satanas den Theophilus auf die Ovelgunne, den teuflischen Freudenort, gebracht hat:

Ok sal ju wêrden vôrt vertalt,
Wo Theophilus mit gewalt
Overtôch den bischop stark,
De êrst gewalt an eme wark.

5) Die unstreitig von der alten Volkssage abweichende kirchliche Fassung des Schlusses, wie sie uns auch von der Stockholmer und Helmstedter Handschrift vorgeführt wird, während die Trierer Handschrift vorher abbricht, wollen wir übergehen und nur noch Eins, ein scheinbar Unwesentliches be-

trachten: Als Theophilus auf Satanas' Verlangen Gott und nach einigem Widerstreben auch die Muttergottes abgeschworen hat und nun den Vertrag schreiben soll, regt sich in ihm das Gewissen. Dies wird in der Trierer Handschrift dadurch ausgedrückt, dass der Knecht des Theophilus, als er zum Schreiben das Tintefass (inket-hôrn) reicht, abmahnend zu seinem Herrn sagt:

Here, hyr is dat inkethôrn!
An it is my utermaten tôrn,
Dat so wysen man als gy sint,
Nu wil wêrden des duvels kint
Unde geven eme to grotem unheile
Um snode have lyf unde seile.

Der bessere, göttlich-menschliche Trieb erwacht in ihm, entgegen dem bösen, teuflischen Triebe. Hier nun sind beide widerstrebenden Regungen, Leidenschaften, ursprünglich in ihm wohnend, aus dem Menschen herausgerückt gedacht, so dass dieser als passiv erscheint; um ihn streitet der Vertreter des Guten, die bessere Hälfte des Menschen, der Gottesfreund (d. i. Theo-philus), als des Theophilus frommer Knecht gefasst, mit dem Vertreter des Bösen, des Theophilus schlechterer Hälfte, dem Gottesfeinde und Teufelsfreunde (Lucifero-philus?) Satanas. Noch verschärfter finden wir dies in der Stockholmer Handschrift ausgedrückt, indem daselbst nach der Teufelverschreibung zwei Knechte des Theophilus, ein guter und ein schlechter, auftreten, also wiederum ein Theophilus und Satanas ausserhalb des zum Spielballe der Leidenschaften dienenden Menschen:

Primus servus dicit (Böser Knecht):

Here, nu wille wy gân spasseren
Unde willen modich hoveren.
Gy scholet des lyves modich plegen,
Gy willet ju doch der sele vorwegen!
Ik sê dâr vele lude stân,
Dâr wille wy tosamene gân.
Lichte wat jy dâr mogen sên,
Dâr ju eventure mach van schên.

Theophilus dicit:

Truwen, knecht, du sechst al wâr.
Nu ga wy hen al openbâr

Mank de megede unde jungen wyf,
Dâr vorluste wy unse lyf.

Secundus servus dicit (Guter Knecht):

Here, wille wy den duvel nu bedoren?
Hyr moge wy godes wôrt horen.
Ein prêster is hyr up gestegen,
Dâr hebbet sik de lude by gevlegen,
Dâr to sint wy wol to mate komen.
Nu horet godes wôrt, dat mach ju vromen.
Ik rade dat up alle truwe,
Dat nên man godes wôrt en schuwe.

Theophilus dicit:

Nu ga wy hen in godes namen,
Eft wy des besten konden ramen.
(Se gingen albedille
Vor den prêster unde swegen stille.)

Satanas dicit:

Hore, hore, vedder du!
Nu segge, wâr wultu nu?

Dass unter dem bösen Knechte wirklich Satanas zu verstehen ist, geht auch daraus hervor, dass der Teufelsfreund und Unterteufel als solcher nach der Verschreibung vorläufig nicht mehr erwähnt wird; er birgt sich in unscheinbarer Hülle, um über die Seele des Theophilus zu wachen, weil vielfach Pfaffenkniffe über Teufelspfiffe gehen. Alles dies zeugt von einem poetisch feinen Verständnis seitens des gelehrten Verfassers, dessen Phantasie, aus dem überlieferten Namen Theophilus schöpfend, uns eine originelle Teufelsfigur geschaffen hat. Natürlich konnte dabei die Person Theophilus nicht völlig der Leidenschaften entkleidet werden; sonst würde sie dichterisch und gar dramatisch ganz unwirksam geworden sein.

Die Verse:

Ik beswere dy by dem valle,
Den gy duvele vellen alle,
Du unde dyne medegenoten,
Do gy worden van dem hemel stoten;

oder nach der Stockholmer Handschrift:

Ik beswere dy by deme valle,
Den jy duvele vellen alle,

Du unde alle dyne genoten,
Do jy van deme hemele worden gestoten;

oder nach der Helmstedter Handschrift:

Ik beswere dy by dem valle,
Den gy duvel deden alle,
Du unde dyne genoten,
Do gy van dem hemel worden gestoten

erinnern bedeutsam an Hugo von Trimbergs Verse im „Renner“:

Da Lucifer sin liep geselle
Sin wartet mit allen sinen genozen,
Die von Himel sint gestozen.

Es ist nicht anzunehmen, dass diese Reime unabhängig von einander entstanden sind, noch auch: dass der Verfasser des Volksschauspieles den Reim aus Trimberg geschöpft hat; sondern unstreitig hat Dieser die durch das beliebte Volksstück Theophilus volksthümlich gewordene Stelle wohlbewusst in sein Gedicht eingefügt. Das niederdeutsche Schauspiel in seiner Urgestalt würde also sicher vor 1300 gesetzt werden müssen; vielleicht fällt es noch in die Uebergangszeit, da der Oberteufel anstatt Lucifer den Namen Hephästus führte, was allerdings als eine gewagte Vermuthung angesehen werden könnte, weil nichts dieselbe zu stützen scheint. Und doch könnte ein schwaches Bleibsel des Namen Hephästus in einer Stelle der Trierer Handschrift enthalten sein. Als Satanas dem Lucifer die Verschreibung des Theophilus überbringt, sagt er u. A. (Vers 785):

Su, hyr hefstu es einen guden breif;

das hiesse wörtlich:

Sieh, hier hast du es einen guten Brief.

Das unbegründete, überflüssige Wörtchen „es“ macht mir die Reinheit des Verses verdächtig und den Gedanken rege, ob die Stelle nicht anfänglich geheissen haben könne:

Su hyr, Hefestus, einen guden breif!
Sieh hier, Hephästus, einen guten Brief!

vielleicht gar:

Su, her Hefestus, —
Sieh, Herr Hephästus, —

Aus Hépʰästus, Héfèstus ward mit ungenauer Betonung Hé-fēstus, Héfstus, und Letzteres ward danach, als Hephästus durch Lucifer ersetzt war, als „hefstu's, hefstu es" missverstanden, weil nicht mehr verstanden. Oben war neben der orientalen Form Satanas einer möglichen früheren occidentalen Form Luciferophilus entgegen dem Theóphilùs (Gottesfreund) ein bescheidenes Plätzchen gegönnt worden. Wenn nun die Annahme bezüglich Hephästus richtig wäre, so könnte Satanas früher den Namen Héphästóphilùs (d. i. Hephästus' Freund = Teufelsfreund) geführt haben, wenngleich derselbe in der Theophilus-Literatur nirgend mehr nachweisbar ist. Später, als dann das volle Verständnis für die Sage abgenommen hatte, der Gegensatz der beiden streitenden Kräfte nicht mehr so scharf ins Auge gefasst ward, und auch der Name Hephästus in Lucifer umgewandelt war, kam man dem Laienverständnis durch das geläufigere „Satanas" zu Hilfe.

Aus dem volksthümlichen Theophilus entwickelte sich alsdann der echtgermanische und echtdeutsche, auf Gefahr des Leibes und der Seele nach geistiger Vollkommenheit ringende Johannes Faust (wie schon im grauesten Alterthum unserer Göttersage um Wissen der Kopf verpfändet ward); von diesem Faust, dem jüngeren und edleren Theophilus, heisst es trefflich kennzeichnend im Volksbuche: Er „nahme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ' am Himmel und Erden erforschen." Zweifeln, Grübeln, Forschen ist die Eigenart, der Kern der Faustsage; das Verlangen nach leiblichen, irdischen Genüssen tritt bedeutend gegen das höhere Streben zurück. Faust verfällt der höllischen Strafe, wie es der Sagenrichtung gemäss ist, und wie wir auch anzunehmen haben, dass eine Volksbearbeitung der Theophilussage neben der Legende und dem geistlichen Bühnenstücke gehabt haben mag. Den Uebergang von der Theophilus- zur Faust-Sage recht zu deuten, ist nicht leicht. Wie die Faustsage vollendet vor uns liegt, ist ein grosser Schritt weiter geschehen: In der Gestalt des Faust sind die Theophilussage und spätere Geschichte zusammengeflossen. Ueber den geschichtlichen Faust ist viel geforscht und geschrieben worden; das Hauptergebnis ist folgendes:

Georgius (Johannes??) Sabellicus, zwischen 1480

und 1490 geboren, ein äusserst begabter, namentlich in den damals noch für zauberisch geltenden höheren Naturwissenschaften bewanderter Mensch, welcher aber seine Kenntnisse vielfach durch Marktschreiereien und betrügerische Gaukeleien entwürdigt zu haben scheint, wirkte vorzugweise im Anfange des 16. Jahrhunderts, indem er als fahrender Schüler inner- und ausserhalb Deutschlands umherzog, u. A. 1530 in Wittenberg auftauchte. Er nannte sich ruhmredig in Gelnhausen 1507 „Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, magus secundus, chiromanticus, agromanticus (aëromanticus?), pyromanticus, in hydra arte secundus“, d. i. „Meister Georg Sabellicus, Faustus der Jüngere, Quelle der Todtenbeschwörer, der zweite Magier, der zweite Handzauberer (Wahrsager aus der Hand), Land- (Luft-?) und Feuerkünstler und im Wasserzauber der Zweite.“ (Das „secundus“ bezieht sich auch auf die verschiedenen vorhergehenden Ausdrücke.) Die Bezeichnung Sabellicus ist schon einige Jahre nach ihrem Auftauchen verschwunden und hat dem ausschliesslichen „Faustus“ Raum gemacht. Sabellicus-Faust nannte sich in Erfurt 1513: „Georgius Faustus Helmitheus Hedebergensis“ (wahrscheinlich: Hemitheus Hedelbergensis, d. i. Halbgott von Heidelberg). Anstatt Georgius Sabellicus oder Faustus erscheint der Name Johannes Faustus zuerst bei Johann Mennel (latinisirt: Manlius), welcher sich auf seinen Lehrer Philipp Melanchthon (Schwarzert, missdeutig als Schwarz-Erd’ gräcisirt) als Gewährsmann stützt.

Man hat nun viel gestritten, ob Sabellicus der Familienname gewesen, oder ob der Gaukler diesen Ausdruck nur zur rühmenden Anpreisung, als Marktschreierei, in der Bedeutung von Zauberer (Sabeller = Sabiner), vielleicht auch als Täuschungname sich zugelegt habe; im ersten Falle würde Faustus junior als Künstler-Beiname gelten müssen, im zweiten Falle würde es „Faust Sohn“ bedeuten. Vieles spricht dafür, dass Sabellicus wirklich sein Familienname gewesen,* und dass er sich aus

* Vor Allem das Werk „Apologie pour tous les grands personnages, qui ont esté faussement soupçonnez de Magie“ von Gabriel Naudé, zuerst 1625 zu Paris erschienen. Darin erwähnt der Verfasser jenen Gelnhäuser Titel, unter welchem ein „gewisser Quacksalber“ sich ankündigte, und

Ruhmrederei anfänglich, auf einen älteren Zauberer anspielend, „Faustus junior, magus secundus etc." nannte, später aber anmassend einfach den Namen Faust, Dr. Faustus sich beilegte;* vielleicht ist auch lediglich so der Wechsel des Vornamen zu deuten. Kurz und gut: Der Name Faust machte den anderen vollständig vergessen. — Wer aber ist nun dieser ältere Faust? Das ist eine sehr schwierige, nicht sicher zu beantwortende Frage. Man hat gemeint, und gewichtige Gründe stützen die Meinung, dass der berühmte Goldschmied und Buchdrucker Johannes Fûst (d. i. Faust), der geistvolle Erfinder des Letterdruckes, welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Mainz lebte und dessen Nachruhm von dem Gutenbergs unverdienter Weise in den Hintergrund gedrängt worden ist,** dieser ältere Faust gewesen. Er hatte durch die Ausnutzung seiner Erfindung, welche die Wissenschaften zum Nachtheil der Kirche zum Gemeingut machte, einerseit die Verwunderung und Bewunderung der Welt auf sich gezogen, anderseit aber auch wol schon sehr frühe den Hass der Geistlichkeit und die Eifersucht der Mönche, deren Erwerb des Abschreibens geschmälert zu werden drohte, erweckt. Der Pfaffe Theophil erhielt nun ein anderes Gewand: Johannes Faust ergab sich der Schwarzkunst, und der Teufel bewirkte durch seine Geister Vervielfältigung der Bücher (seltsamer Weise waren es zuerst Bibeln!). Wie weit die Sage sich nunmehr entwickelte, ist nicht nachzuweisen; jedenfalls scheint daher der Name Johannes Faust, sowie dessen Wohnort Mainz, wie diesen wenigstens Eine Fassung des noch zu erwähnenden Puppenspieles hat, in die spätere Faustsage übergegangen zu sein. Nur vermuthen lässt sich, dass die der Neuerung

---

spricht von der „lächerlichen Prahlerei jenes Sabellicus". An einer anderen Stelle wird allerdings des „in neueren Zeiten berühmten Doctor Faust" Erwähnung gethan.

* Der Name „Faust" ist deutschen Ursprunges, er bedeutet „geschlossene Hand"; erst in der Folge ward derselbe, als „Faustus" latinisirt, in dem Sinne „Der Glückliche" gedeutet.

** Tritheims (Trittenheims) Werk: „Trithemius. Compendium sive breviarium primi voluminis annalium sive historiarum de origine regum et gentis Francorum. Mogunt., Joan. Schöffer, 1515" enthält eine Schlussschrift, in Kelchform gedruckt, mit fesselnden Mittheilungen über die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche hier Fust und Schöffer zugeschrieben wird, während Gutenberg ganz unerwähnt bleibt.

abholde und hasserfüllte Geistlichkeit unter Benutzung alten Volksglauben den zauberischen Buchdrucker erbarmunglos vom Teufel geholt werden liess; denn der thatkräftige Fust war kein reumüthiger Sünder Theophilus! Auch davon abgesehen lag es in der damals noch ziemlich geistesnächtigen Zeit nahe, dass besondere Begabungen und hervorragende Thaten leicht den Gedanken der teuflischen Zauberei, und daraus folgernd der Seelenverdammnis, erregten. — Obwohl Fust der Buchdrucker sich nie anders als so nannte und schrieb, so ist doch der Uebergang des mittelalterlichen Namen in die neuere Form „Faust“ ganz natürlich; und dass wirklich — wenigstens späterhin — auch die Namenform Faustus auf den Letterdrucker angewandt ward, erhellt z. B. aus „Julius Cäsar redivivus“ von Nicodemus Frischlin (etwa 1600), wo auf die Frage nach dem Urheber der Buchdruckerkunst die Antwort erfolgt: „Der Erfinder lebte zu Moguntia (Mainz) mit dem bedeutsamen Namen Faustus.“ — Entgegen dieser Ansicht, welche den Buchdrucker Fust als älteren Faust annimmt (auch Karl Simrock hat derselben gehuldigt), glaubt Julius Bode* eher eine Berührung der engeren Faustsage mit der in die früheste christliche Zeit fallenden Petrussage annehmen zu können. Allerdings klingen die darin vorkommenden Namen Helena (oder Selene), Faustus, Faustinus, Faustinianus und Justa an die Namen der Faustsage Helena, Faust und Justus (Beider Sohn) an; jedoch ist sonst kaum die mindeste Aehnlichkeit zu erkennen.

Genug — sei der ältere Faust, wer er auch gewesen — der jüngere, Georgius (Johannes?) Sabellicus, hat dem Sagenstoffe den letzten Stempel aufgedrückt. Viele der dem Volksbuche von Faust einverleibten Streiche finden ihre ganz einfache Deutung, wenn man sie auf den Landstreicher und Wundermann Georg bezieht. Und wenn die Sage diesen jüngeren und jüngsten Faust vom Teufel geholt werden lässt als „ein schreckliches Beispiel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmordes“, so scheint sogar dies schaudervolle Ende eine natürliche Erklärung zu erlauben, insofern zu vermuthen steht, dass

* „Die Faustsage“ im Neuen Lausitzischen Magazin, Band 56, Heft 2, S. 216 bis 242. Görlitz 1880. Die vorzügliche Abhandlung ist auch in Sonderdrücken vorhanden.

Faust bei einer nächtigen alchymistischen Arbeit durch eine Explosion umgekommen sei; in der ersten Erweiterung lautete dann der Bericht, dass man den berühmten und berüchtigten Doctor mit verdrehtem Halse gefunden habe, und nun hatte die Einbildungkraft, auf der älteren Sagenansicht weiterbauend, freies Spiel.

Diese jüngste Sagenverleiblichung, welcher eigenthümlich, wenn auch nicht wesentlich ist, dass sie nicht nur der Zeit der Reformation, sondern entgegen den älteren verwandten Legenden geradezu dem Protestantismus angehört (wie Das auch Goethe hervorhebt, vergl. oben) und nach der Protestantenstadt Wittenberg übergesiedelt ist, wo zugleich Sabellicus eine Zeitlang sich aufhielt, ward um so bedeutender, als sie das Erbe fast aller alten Zaubersagen in sich aufnahm. So und durch reges Weiterschaffen der Phantasie bildete sich um den vorhandenen Kern rasch ein gewaltiger Sagenstoff, welcher zunächst 1587 in dem schnell beliebt werdenden Volksbuche „Historia von Dr. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler“ niedergelegt ward, dessen ungenannter Verfasser — aus den häufigen Ausfällen gegen Papst und Katholicismus zu schliessen — ein protestantischer Geistlicher gewesen sein könnte; wie der erste Verleger, Johann Spies in Frankfurt a. M., angibt, wäre ihm die Handschrift von einem Freunde aus Speier zugegangen.* Dies Volksbuch fesselt uns hier besonders insofern, als es für den bösen Untergeist nicht den Namen Satanas, sondern Mephostophiles bietet, welcher bisher in keinem früheren Werke nachgewiesen werden konnte. In dem Volksbuche sagt Mephostophiles über sein Verhältnis zu Lucifer: „Du sollst wissen, Fauste, dass unter uns gleich so wohl ein Regiment und Herrschaft ist, wie auf Erden, denn wir haben unsere Regierer und Regenten und Diener, wie auch ich einer bin, und unser Reich nennen wir die Legion. Dann ob wohl der verstossen Lucifer aus Hoffart und Uebermuth sich selbst zu Fall gebracht, hat dieser eine Legion und ihr viel der Teufel ein Regiment aufgericht, den wir den orientalischen Fürsten nennen.“ — Die

---

* Curiosumshalber sei erwähnt, dass der Phantast Heinrich Heine trotzdem vermuthet, der Verleger sei zugleich der Verfasser gewesen.

Verschreibung geschieht mit Blute: „Als diese beide Parteien sich miteinander verbunden, nahm Faustus ein spitzig Messer, sticht sich eine Ader der linken Hand auf, und sagt man wahrhaftig, dass in solcher Hand ein gegrabene und blutige Schrift gesehen worden: ‚O Homo, fuge!‘ id est: ‚O Mensch, fleuch vor ihme und thu Recht!‘“ — Im Uebrigen wollen wir auf die meist rohe Darstellung des Volksbuches, welches in seinen beiden ersten Theilen uns den deutschen Forscher und Grübler vorführt, ihn danach aber vorzugsweise in volksthümlichen Zauberschwänken und Eulenspiegeleien herabwürdigt, und schliesslich den Faust der Hölle anheimfallen lässt, nicht näher eingehen, sondern gleich zu den daraus entsprungenen älteren bedeutenderen dramatischen Bearbeitungen übergehen: Die erste geschah zweifelsohne seitens des Engländers Christopher Marlowe etwa 1590, „Tragödie von Dr. Faustus“; die Bearbeitung, wenn auch nicht gerade schlecht, bietet für uns doch wenig des Beachtungswerthen. Das Stück beginnt mit dem Monologe, der Klage des Faust — unstreitig das Beste des ganzen Stückes:

> Lass dein Studiren, Faustus; schau die Tiefen,
> Die zu ergründen dich das Herze treibt;
> Heiss Theolog allein des Scheines wegen,
> Doch streb dem Endziel jeder Weisheit zu
> Und leb und stirb im Aristoteles.
> O süsse Analytik, meine Wonne!
> Bene disserere est finis logices;
> Gut disputiren ist der Logik Schluss.
> Kann diese Kunst kein grössres Wunder bieten?
> Dann lies nicht mehr: Das hast du lang erreicht.
> Nach höherm Ziele strebt des Faustus Geist.
> Fahr hin, Philosophie! — Galen, komm her!
> Sei, Faustus, Arzt und häuf dir Gold zusammen —
> Ja, werd ein Gott für eine Wunderheilung!
> Summum bonum medicinae sanitas.
> Der Heilkunst höchstes Ziel ist die Gesundheit.
> Wie, Faustus? bist du nicht schon längst am Ziele?
> Bewahrt als theures Denkmal manche Stadt
> Nich deine Recipes, die sie der Pest
> Entrissen und noch tausend grimmen Seuchen?
> Und bist doch nur der Faustus, nur ein Mensch!
> Ja, könntest du den Menschen ew’ges Leben

Gewähren, Todte aus den Gräbern wecken,
Dann wäre diese Kunst noch etwas werth.
Fahr wohl, Arznei! — Wo ist Justinian?
Si una eademque res legatur duobus,
Alter rem, alter valorem rei —
Armsel'ger Fall von ärmlichen Legaten!
Exhereditari filium non potest pater, nisi —
Ist dies der Kern der Institutionen,
Das ganze grosse Corpus Juris dies?
Das Studium ist einem Miethling gut,
Der nur nach fremdem Wegwurf lüstern hascht,
Für mich zu sklavisch, allzu wenig frei!
Da bleibt zuletzt das Erste doch das Beste!
Die Bibel Hieronymi — lass sehn!
Stipendium peccati mors est — ha, stipendium!
Der Sünde Lohn ist Tod — ei, das ist hart!
Si peccasse negamus, fallimur
Et nulla est in nobis veritas —
Wenn Einer sagt, er sei von Sünde frei,
Der täuscht sich, und er ist der Wahrheit bar —
Mit andrem Wort: wir müssen sündigen
Und müssen demzufolge sterben,
Ja, sterben, sterben einen ew'gen Tod.
Das heiss ich Weisheit! Qui sera, sera —
Was sein wird, wird sein — Bibel, fort mit dir!
Die Metaphysika der Zauberei,
Die Nekromantenbücher, die sind himmlisch!
Die Linien, Kreise, Lettern, Charactere —
Sie sind's, wonach es meine Seele drängt.
O welche Welt der Wollust, des Genusses,
Der Macht, des Ruhmes und der Allgewalt
Geht hie dem emsig-treuen Jünger auf!
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Ist mir gehorsam: Könige und Kaiser
Sind Jeder nur in seinen Marken Herren;
Jedoch der Meister dieser Kunst wird herrschen,
So weit der Menschengeist im Weltall schweift.
Ein wahrer Zaubrer ist ein halber Gott —
Hie gilt's, zu forschen um ein Himmelreich!

Die weitere Ausführung des Stückes, wenn gleich sie noch einzelne hohe Schönheiten bietet, reicht bei Weitem nicht an den vielversprechenden Monolog. — Wichtiger ist für uns das deutsche Volksschauspiel Faust, dessen Verfasser wahrscheinlich durch Marlowe angeregt ist, wie man aus einigen Aehn-

lichkeiten am Anfange schliessen kann, aber im Uebrigen — man lese die wirksamen Scenen — ganz selbständig gedichtet hat. Das Schauspiel ist uns zwar nicht in seiner Urform erhalten; aber aus den auf uns gekommenen, zu Puppenspielen erniedrigten Stücken, welche ziemlich genau denselben Gedankengang und vielfach fast wörtliche Wiederkehr von Stellen weisen, ist man ebenso auf ein Urstück zurückzuschliessen berechtigt, wie bei dem niederdeutschen Theophilusstücke. Die Puppenspiele sind in der Form, wie sie uns vorliegen, verhältnismässig jung; sie scheinen erst dem Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts anzugehören. Das ältere Volksschauspiel aber, die Mutter der Puppenspiele von Faust, darf man immerhin 50 bis 100 Jahre zurück versetzen, so dass es bald auf das Marlowe'sche Drama würde folgen können; die ältesten Nachrichten sind aus Bremen etwa 1648 und aus Danzig 1668.* Der Gesammtanlage nach ist das deutsche Stück besser als das englische, aber in der Ausführung steht es weit hinter diesem zurück. Ueber den Dichter des Volksschauspieles ist natürlich nicht der mindeste Anhalt vorhanden; vielleicht liesse die Menge lateinischer Brocken auf einen Studenten schliessen, wie auch zwei Tübinger Studenten unmittelbar nach dem Erscheinen des Volksbuches den sogenannten gereimten Faust, das „Tractätlein, eine Comödie“ (kein Drama, sondern ein Gedicht!) schrieben. Betrachten wir einige Züge der Puppenspiele, bez. des Volksschauspieles** zum Zwecke des Vergleiches mit Theophilus:

1) Vorspiel in der Hölle. Pluto, wie diesmal anstatt Lucifer im Theophilusstücke und im Volksbuche von Faust der Oberteufel, der Fürst der Hölle, hier heisst, schilt seine Teufel, Furien, wegen ihrer Lässigkeit in der Seelenzufuhr aus und sendet insbesondere seinen vertrauten Unterteufel, dessen

* Der Danziger Rathsherr G. Schröder gibt uns in seinem Tagebuche (Stadtbibliothek) eine ausführliche Inhaltsangabe des dortigen Faustspieles. Leider haben wir nicht das vollständige Bühnenstück; vielleicht wäre in Danzig die „Comödia von D. Fausto“ noch aufzufinden, wenn man nur gehörig suchen wollte und könnte. Ueber diese Danziger Faustaufführung ist vielfach irrige Auffassung eingerissen.

** Ich folge hiebei nicht Einem Puppenspiel, sondern mehren bedeutenderen, sie gegenseitig berichtigend und ergänzend.

Name Mephistophiles, Mephistopheles oder Mephistophles gelautet zu haben scheint, auf die Oberwelt ab, um Johann Faust in Wittenberg (Mainz), welcher unzufrieden mit sich selber und der Welt sei, für die Hölle zu gewinnen.

2) Fausts Klage. Dieser ähnlich schon bei Theophilus vorkommende Monolog hat äusserste Wichtigkeit; er ist — mit Simrock zu reden — „eine dramatische Einführung, weil er die innere Zwiespältigkeit des Helden, aus der der ganze Inhalt des Stückes sich entwickelt, exponirt". Er ist hier um so wesentlicher, weil mit ihm das eigentliche Stück beginnt, und nicht wie in zwei der Theophilus-Handschriften vorgängige Handlungen erläuternd uns vor die Sinne geführt werden. Der Monolog lautet also:

„Sicut avis ad volandum,
Ita homo ad laborandum:

Gleich wie der Vogel zum Fliegen, also ist der Mensch zur Arbeit geboren. O, wie unglücklich bist du, Johannes Faust! Immer dacht' ich: es müsse sich einmal das Blatt wenden; aber Alles umsonst! Was habe ich von meinen jahrelangen Mühen? Ein armseliger Tagelöhner, ein Knecht, welcher am Pfluge arbeitet, hat mehr Einnahme als ich. Vaterland, Vaterland! so belohnst du meinen Fleiss, meine oft durchwachten Nächte! — Nemo sua sorte contentus est — Ja, Niemand ist mit seinem Stande zufrieden: Der verächtliche Bettler trachtet, wie er doch einmal ein Bauer werde, der Bauer trachtet ein Bürger zu werden, der Bürger ein Edelmann, dieser ein Fürst, der Fürst ein König und Kaiser; der Kaiser aber wünscht ein Abgott seines Volkes zu sein — ja, nach einer höheren Glücksstufe würde er trachten, wenn solche auf dieser Welt anzutreffen wäre. — Variatio delectat:

Veränderung in allen Sachen
Soll dem Menschen Lust und Vergnügen machen.

Auch du, armer Faust, wünschest dir Veränderung; denn auch du bist mit deinem Schicksal unzufrieden. Variatio delectat! Ein schöner Spruch — fürwahr! Aber zur Befriedigung meiner Wünsche ist er nicht hinreichend. Jede Facultät und alle denkbaren Wissenschaften der Welt habe ich durchwandert.

Ich könnte mich vor vielen meiner Mitmenschen glücklich schätzen: Ohne Vermögen, ohne fremde Unterstützung habe ich es durch meinen Fleiss im studium theologicum hier in Wittenberg bis zur Doctorwürde gebracht, und Deutschland kennt den Namen Faust. Aber was hilft mir dies?

> Ich habe alle Bücher durchstöbert von vorn bis hinten
> Und kann doch den Stein der Weisheit nicht finden.

Doctor bin ich, Doctor bleibe ich, und weiter kann ich es bei der Theologie und in anderen Wissenschaften nicht bringen. Ich bin mit aller meiner Gelehrsamkeit so weit gekommen, dass ich mich fast vor mir selber schämen muss. Ha! ist das der stolze Geist, welcher von der spätesten Nachwelt bewundert und gefeiert sein möchte? Alles ist ein erbärmliches Possenspiel! O Schicksal, zeig mir auf dieser Welt einen einzigen weisen Mann, und ich will ihm auf den Knieen nachfolgen. Aber auf dieser Puppenwelt, wo es sich nicht der Mühe lohnt, den Draht zu ziehen, verachte ich Alles. Ich habe daher fest beschlossen, das Studium nigromanticum* zu ergreifen, um durch dasselbe das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Beim Himmel! ich will es nicht länger aufschieben. Fort mit dem Bücherwust, diesem mikrologischen Geschwätze! Es ist weiter nichts als eine Zerfetzung der Leidenschaften. Fort mit dem ganzen Plunder, welcher mir nicht einmal meine tägliche Nahrung gewährt! Du allein, o liebe Nigromantie, sollst mir jetzt willkommen sein. Mit deiner Hilfe hoffe ich, einen tiefen Blick in das Verborgene zu thun und alle Geheimnisse der Natur zu ergründen. Sistite mortales! concurrite et attendite mecum veritatem! Stehet still, ihr Sterblichen, und betrachtet mit mir die sonnenhelle Wahrheit!“

In solcher Weise tobt der Faust des Volksschauspieles seine Leidenschaften aus und schreitet zur Beschwörung. Dieser Monolog, so plump er trotz meiner Ueberarbeitung erscheint, enthält zweifellos grosse Schönheiten. Er scheint in kurzen Reimpaaren (Knittelversen) gedichtet gewesen zu sein; an einigen Stellen brechen noch jezt in den Puppenspielen die Reime durch.

---

* Der Ausdruck „Nekromantie“, d. i. die Kunst Todte zu beschwören, ward häufig in „Nigromantie“, d. i. Schwarzkunst, umgewandelt.

3) Die Teufelverschreibung. Auf Fausts Beschwörung ist eine Teufelschaar erschienen, und Jener hat aus derselben den Mephistophiles gewählt.

Faust. Sag an, höllische Furie, willst du mir dienen, so verspreche ich, nach einer bestimmten Zeit dein Eigenthum zu sein.

Meph. Wohl will ich, wenn Pluto es erlaubt.

Faust. Wer ist Pluto?

Meph. Mein Herr, der Fürst der Hölle. Ich verlasse dich, Faustus, ihn um die Erlaubnis zu fragen, ob ich einen Pact mit dir machen darf.

Nachdem Plutos Erlaubnis eingeholt ist, geht es an die Abschliessung des Vertrages. Faust verlangt Erfüllung seiner auf Geistiges und Leibliches gerichteten Wünsche. Mephistophiles stellt seine Gegenbedingungen, u. a.:

Meph. Der letzte Punkt ist, dass du nach den abgemachten vierundzwanzig Jahren mit Leib und Seele mir und dem Plutonischen Reiche verfallen bist.

Faust. Nun halt ein! meinen Leib will ich dir verpfänden, aber meine Seele nimmer.

Meph. Wenn du diese Bedingung nicht eingehen willst, so kannst du von uns Geistern nichts erlangen.

Faust. Ist Das Wahrheit?

Meph. Nur mit deiner Seele ist mir geholfen; wer es mit uns halten will, muss sich Dem fügen.

Faust. Ein hartes Muss! — Nun denn — es sei! — (Für sich:) Der Schritt ist schon halb gethan, und als ein kluger Mann werde ich mich mit der Zeit wieder losreissen können.

Meph. So gib mir deine Versicherung schriftlich. Hier ist das Pergament, der Pact geschrieben in optima forma.

Faust. Gut denn: Schwarz auf Weiss! ich werde unterschreiben.

Meph. Nicht Schwarz auf Weiss, sondern Roth auf Weiss: Es muss Blut sein! So fordern es unsere Gesetze im Plutonischen Reiche.

Faust. Mit Blut soll ich schreiben?

Meph. Ja, mit deinem eigenen Blute.

Faust. Blut? Man unterschreibt ja die vornehmsten Wechsel mit Tinte. Und woher soll ich Blut nehmen, ohne mir Schmerzen zuzufügen?

Meph. Halt deine Hand an meinen Mund.

Faust. Hier ist sie. Aber ohne Schmerzen — verlange ich.

Meph. Sei unbesorgt. (Bläst auf die Hand.) Hie hast du Blut.

Faust. In der That — zwei grosse Bluttropfen rinnen heraus, ohne mir die geringste Empfindung zu verursachen. Irre ich? Sie

scheinen sich zu zwei Buchstaben zu gestalten — Ein H und ein F. Was bedeutet dies, Mephistophiles?

Meph. Wie, Faust? Ein so grosser Gelahrter! und kannst diese Zeichen nicht enträthseln?

Faust. H und F? — Ja, so muss es sein: Homo, fuge! Mensch, flieh! Und vor wem soll ich fliehen? Ha, vor Niemand anders als vor dir, höllischer Geist!

Meph. Allerdings heisst es: Mensch, flieh! Aber du musst es nicht also übel auslegen; es heisst: Flieh aus der öden Welt in die Arme deines einzig treuen Freundes Mephistophiles.

Faust. Du hast Recht; so wird es heissen. Vergib mir! Es sei — — Hier ist die Handschrift.

4) Während der weitere Verlauf des Stückes bei Marlowe geradezu läppisch erscheint, ist derselbe in den Puppenspielen besser geschildert, aber — wie es scheint — nur lückenhaft erhalten. Wir wollen indess, weil sich keine Vergleichung zum Theophilusstücke bietet, nicht weiter darauf eingehen. Nur noch einmal sei der Schluss betont, dass Faust nach Ablauf der Frist vom Teufel Mephistophiles in die Hölle abgeholt wird.

5) Noch Eins sei erwähnt, was schon in die frühere Handlung gehört, aber erst hier abgehandelt werden soll, um ihm wirksamere Würdigung zukommen zu lassen: Ausser der Schilderung der im Innern tobenden Leidenschaften sind diese auch ausserhalb der Person als zwei widerstreitende Kräfte dargestellt, ähnlich wie die Knechte des Theophilus: nämlich das böse Princip, Fausts böser Geist, offenbar unser Mephistophiles, und das gute Princip, Fausts guter Geist, auch als Schutzgeist bezeichnet, der ungeschmälerte fromme Theophilus der alten Sage; letzterer führt entgegen dem Mephistophiles den Namen Ithuriel (Ituriel). Die beiden sich widerstrebenden Geister kommen zuerst vor der Beschwörung, unmittelbar nach Fausts Anfangs-Monolog, unsichtbar, als zwei Stimmen vor:

Stimme zur Rechten. (Guter Geist. Discant.) Fauste!
Faust. Ha! wer ruft da?

Stimme zur Rechten. Greif nicht zum studium nigromanticum! Fahr fort in dem studium theologicum, so wirst du der glücklichste Mensch sein.

Stimme zur Linken. (Böser Geist, Bass.) Fauste!
Faust. Ha! wer ruft denn da?

Stimme zur Linken. Fauste, erwähl das studium nigromanticum, so wirst du der gelehrteste und glücklichste Mensch sein.

Faust. Sonderbar! Zwei Stimmen lassen sich hören, eine zu meiner Rechten, die andere zur Linken. Ich muss doch von Beiden Näheres hören. Stimme zu meiner Rechten, wer bist du?

St. z. R. Dein Schutzgeist, welcher ob deinem nahen Falle weint. Dich zu warnen, kam ich hieher.

Faust. Das kann Jeder sagen! Stimme zu meiner Linken, wer bist denn du?

St. z. L. Ein Abgesandter aus dem Plutonischen Reiche, welcher bereit ist, dir zu dienen, dich glücklich und vollkommen auf der Oberwelt zu machen.

Faust. O, wie süss klingt das Wort „vollkommen"! Dies ist ja mein einziger Wunsch. Stimme zur Rechten, verlass mich! Stimme zur Linken, dich erwähle ich zu meinem Führer.

St. z. R. Wehe, Faust! Wehe deiner armen Seele!

St. z. L. Ha, ha, ha, ha!

Später, als Mephistophiles beschworen in menschlicher Gestalt sichtbar vor Faust steht, und der Vertrag bereits durch Fausts Unterschrift besiegelt ist, erscheint noch einmal der Gegensatz der beiden Geister: Faust will eben die Handschrift an Mephistophiles aushändigen —

Guter Geist (unsichtbar). O Faustus, thu es nicht! Dein Schutzgeist warnt dich zum letztenmal.

Meph. Soll ich nun diesen Contract dem Fürsten Pluto überbringen?

Faust. Was war Das für eine innere Stimme? (Er sinkt in Schlaf.)

Meph. Ha, mein Erzfeind! (Er entweicht.)

Guter Geist (Ithuriel, ist sichtbar geworden, in kindlicher Gestalt mit einem Palmenzweige).

> Faust, welch Schicksal hast du erkoren!
> Gib nicht die Schrift, sonst bist du ewig verloren!
> (Er verschwindet.)

Meph. (rasch zurückkehrend). Nun, Faust, was sinnst du? Alle Schätze stehen dir frei; Alles, was du begehrst, wird dein treuer Mephistophiles erfüllen.

Faust (erwachend). Wohlan denn! ich will die Welt und ihre Freuden geniessen. Nimm die Schrift hin!

Ithuriel (unsichtbar klagend). O Fauste, Fauste! —

Sind Das nicht herrlich dichterische Gedanken, die beiden gegnerischen Triebe des Menschen versinnlichend? Faust ist — man kann das nicht genug hervorheben — in zwei feind-

liche Theile gespalten anzusehen, in den Gottesfreund — Theophilus! — und in den Teufelsfreund — Mephostophiles oder Mephistophiles. Aber was ist Mephosto- oder Mephisto-philes? „philes“ ist wol unstreitig das verderbte „philus“ in Theophilus. Was ist aber „Mephosto, Mephisto“? Sollte es nicht eine Verstümmelung unseres Teufelfürsten Héphästus sein, und Méphistóphilùs gleich unserem bei Theóphilùs im Gegensatze zu diesem Gottesfreunde gemuthmassten Héphästóphilùs (Teufelsfreund!)??? So würde der rückwärts geschlossene Hephästophilus gestützt sein?!

Nun aber müssen wir die hauptsächlichsten Verschiedenheiten der Namenformen vergleichen, deren uns schon einige gelegentlich aufgestossen sind; wir wollen sie der Zeitfolge nach zusammenstellen:

Meph*o*stoph*i*l*e*s — Volksbücher von Faust 1587—1674.

Meph*i*stoph*i*l*i*s* — Marlowes Faust, entstanden etwa 1590, erste bekannte Ausgabe 1604.

Meph*o*stoph*i*l*u*s — Shakespeares „Lustige Weiber von Windsor“, etwa 1600.

Meph*o*stoph*e*l*e*s — Jacob Ayrers „Historischer Processus juris etc.“, Frankfurt a. M. 1617.

Meph*i*stoph*i*l*e*s — Marpergersche Ausgaben des Wagner-Volksbuches 1712 und 1714.

Meph*i*stoph*i*l*e*s — Faustbuch des „Christlich Meinenden“, 1716, 1728, 1797.

Meph*i*stoph*e*l*e*s — Frankfurter Theaterzettel 1767, für die von dem Schauspiel-Director J. F. v. Kurz veranstaltete Faustaufführung.

Meph*i*stoph*e*l*e*s — Allegorisches Drama „Johann Faust“, München 1775.

Die letzte Form blieb die herrschende. Ihrer bedienten sich Schiller in Fiesko (1783) und Goethe, welcher sie in einem Leipziger Puppentheater gehört haben wird, in seinem Faust-

---

* So (mit drei i) lautet die Namenform nach den ältesten Ausgaben! Vergl. The works of Chr. Marlowe by Alexander Dyce, 1850, 2. Band. Der erste deutsche Uebersetzer Wilhelm Müller (1818) hat Verwirrung angerichtet, indem er willkürlich den Namen des Geistes der Form des Volksbuches näher bringend als Mephostophil*i*s gab. Adolf Böttger hat richtig Meph*i*stophilis.

Bruchstücke von 1790; auch Lessing scheint dieselbe Form (nach dem Schreiben des Hauptmann von Blankenburg 1784) in seinem verloren gegangenen Faust gehabt zu haben.

Ausserdem kommen noch folgende Namenformen vor, deren Alter unbekannt oder zweifelhaft ist:

Meph*is*-Doph*ulus* — Pergament-Handschrift mit dem Titel: „Dr. Fausti Nigromantia und Mephis-Dophulus' Sigel. Eine Haupt-Conjuration auf Mephis-Dophulus. Wittemberg 1509." Dieselbe Form begegnet in „Doctor Faustens geheime Manuscripte". Dieses Buch sei eine getreue Abschrift von einem Manuscripte, das sich ehemals in der fürstlich kemptischen Benedictiner-Abtei befand; auf dem letzten Blatte steht die Bemerkung: „Diese Manuscripte seyen aufgefunden worden umb daſ Jahr 1540 in Doctor Faustens Nachlass, von seinem Famulus Christoph Wagner."* Man hat — und wohl mit Recht — das Alter dieser Schriften, besonders der ersteren, und damit das Alter der seltsamen Form Mephis-Dophulus verdächtigt, besonders weil viele andere Beschwörungbücher, welche Faustens Namen tragen, in der Zeitangabe zweifellos gefälscht sind; sie alle, auch die obigen, sollen erst aus dem 18. Jahrhundert stammen. Immerhin bleibt die Namenform merkwürdig.

Meph*i*stoph*iel*** in dem „Staatskalender der Hölle" in „D. Johannis Faustii Magia naturalis etc.", 1612 gedruckt (? — Handschrift der Weimarschen Bibliothek; s. oben).

Meph*i*stoph*i*l*e*s — Das alte Volkslied von Doctor Faust in „Des Knaben Wunderhorn", herausgegeben von Achim von Arnim und C. Brentano. Jedoch ist dieses Lied uns augenscheinlich nicht in seiner anfänglichen Gestalt überkommen, sondern, sei es nun durch Abschreiber oder durch Sänger, fah-

---

* Beide Handschriften befinden sich im Besitze des Herrn Karl Engel in Dresden, des Herausgebers der Bibliotheca Faustiana und mehrer anderer Faustschriften.

** Es wäre verkehrt, aus dieser vereinzelten Form ohne Weiteres — entgegen D. Friedländer — auf orientalischen Ursprung des Namen zu schliessen; vielmehr scheint sie bedeutend späterer Zeit anzugehören und lediglich zu Gunsten der Gleichmässigkeit der Teufelnamen im höllischen Staatskalender (Nadanniel, Marbuel u. s. w.) umgebildet zu sein. Ganz unwesentlich ist natürlich Widmanns Bemerkung in seiner Volksbuch-Ausgabe (Hamburg 1599) — „wird in obgemeldeter Beschreibung angezeigt, dass sich der Teufel Mephostophiles nennen lässt, welches denn ein persischer Nam sein soll".

rende Schüler, mannigfach verändert worden, wobei möglicherweise auch der Name des teuflischen Geistes eine Umwandlung erlitten hat; vielleicht haben auch die beiden Herausgeber die Form dem herrschenden Gebrauche angepasst.

Meph*i*stoph*i*les und Meph*i*stoph*e*les — in dem Volksgedichte „Doctor Faust“, fliegendes Blatt aus Köln.

Mev*e*stoph*i*l*u*s — Bänkelsängerlied ohne Druckort, Verleger und Jahrangabe, spätestens aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. *

Mev*i*stoph*i*l*u*s — Bänkelsängerlied, gedruckt in Steyr bei Joseph Greis ohne Jahrangabe; es scheint etwas jünger zu sein als das vorige. * —

Wenn wir die verschiedenen Namenformen betrachten, so drängen sich uns zunächst folgende Fragen auf: Wie kömmt es, dass Marlowe von dem doch älteren deutschen Faust-Volksbuche — habe Jenem nun unmittelbar dieses oder, wie wahrscheinlicher, eine englische Bearbeitung vorgelegen — die bedeutende Abweichung hat? Wie kömmt es ferner, dass hinwiederum die Zeit- und Volksgenossen Marlowe und Shakespeare nicht mit einander übereinstimmen? Woher mag Shakespeare die reine Gestaltung der Endsilben haben? Hatten die beiden Engländer neben dem Volksbuch andere Quellen gehabt? Man möchte bejahend antworten; aber jeglicher Anhalt fehlt uns bis jetzt. — Von den Endsilben abgesehen, finden wir vorzugsweise das Schwanken der Formen zwischen Meph*o*sto- und Meph*i*sto-philus. Jene — mit dem *o* in der zweiten Silbe — ist zwar, soweit nachweisbar, die ältere Form, wird aber durch die andere — mit dem *i* — bald zurückgedrängt und schliesslich vollständig verdrängt. Ausserdem halte ich schon nach den Lautgesetzen eher für denkbar, dass Meph*i*- in Meph*o*stophilus überging (indem das folgende o auf das i verdunkelnd einwirkte), als umgekehrt, und glaube demnach, dass die Form mit i, wenn auch nicht in ältester Ueberlieferung erhalten, doch die ältere ist. Dann ist bereits die grosse Wahrscheinlichkeit hingestellt worden, dass der Teufelsname als H e p h ä s t o p h i l u s

---

* Beide sind Eigenthum des Herrn Julius Bode in Sorau (Niederlausitz), des trefflichen Faustforschers und Verfassers der erwähnten Schrift „Die Faustsage“.

sogar in die Theophiluszeit zurückreiche, woraus zu folgern wäre: So weit nun unser vermuthetes altes Hephästophilus von Meph*o*stophilus abstehen würde, so viel mehr nähert es sich dem Meph*i*stophilus; denn aus Heph*ä*stophilus konnte zunächst leicht Heph*i*stophilus werden, und die aufgeführten zusammengehörigen Formen Mev*e*- und Mev*i*stophilus, wenn auch verhältnismässig jung, könnten den Uebergang des Selbstlautes kennzeichnen.

Schwieriger scheint mir die behauptete Umwandlung des H in M zu beweisen. Vielleicht kann das M aus einer Redewendung herübergezogen sein, z. B.:

> Ko*mm*, Héphästóphil, lass die saure Miene!
> Bin's nicht a*m* Héphästóphilus gewöhnt.

Oder die Form kann sonst im Volksmunde verstümmelt worden sein, wie wir z. B. auch die Puppenspieler gegen altclassische Namen und Ausdrücke mit arger Grausamkeit wüthen sehen. Auch die Aehnlichkeit der lateinisch geschriebenen Buchstaben H und M konnte die Verstümmelung bewirkt haben. Das allseitige Vorkommen der M-Form würde sich lediglich aus Einem Ursprunge, dem Volksbuche oder einer noch älteren Quelle, erklären lassen, wo die verderbte Form Eingang gefunden.

Es ist bedauerlich, dass wir in der dunkeln Zeitspanne zwischen den Theophilusstücken und dem Faust-Volksbuche keine Quelle nachzuweisen vermögen, welche als Zwischenglied dienen könnte. Wohl mag und muss eine solche vorhanden gewesen sein, das ergibt sich aus der Natur der Sache. Ausserdem weist der Titel eines zu Bamberg 1493 erschienenen Buches „Lucifers mit seiner Gesellschaft val. Und wie d'selben geist einer sich zu einem Ritter verdingt vnd ym wol dienete" unzweifelhaft darauf hin; aber leider ist dieses Buch bis jetzt vollständig verschollen und wird vielleicht nie wieder zum Vorscheine kommen. Dreierlei würde es uns geboten haben: 1) Eine Schilderung des Falles Lucifers und seiner Genossen, da sie vom Himmel wurden gestossen; 2) Ein Teufelbündnis seitens eines Ritters, ob mit, ob ohne den Namen Faust, jedenfalls einen faustischen Stoff, wahrscheinlich auch mit der Höllenfahrt am Schlusse; 3) Da das Buch einen ziemlichen Umfang

gehabt zu haben scheint, so wird auch kaum ein Name für den wichtigen dienbaren Geist gefehlt haben; und hier eben hege ich die Vermuthung, dass daselbst der Mephistopheles-, beztl. Hephästophilus-Name mehr oder weniger rein vorgekommen sei, und dass der Verfasser des Volksbuches, vielleicht auch Shakespeare, mittel- oder unmittelbar daraus schöpfte. Man darf die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, dass das wichtige Buch noch einmal gefunden werde.*

Beachten wir als Schlussbetrachtung noch einmal scharf den Gegensatz von Hephästophilus zu Theophilus, so muss man unwillkürlich auf den Gedanken kommen, dass der Name Hephästophilus sicher einer Zeit angehören müsse, in welcher die Theophilussage noch ganz mundgerecht war und die eigentliche Faustsage noch nicht bestand; denn derselbe ist unstreitig dem Namen Theophilus nachgebildet. Der Umstand, dass Fausts guter Geist im Gegensatze zu dem bösen Hephästophilus-Mephistophiles nicht, wie es naturgemäss wäre, Theophilus genannt wird, sondern dafür den Namen Ithuriel (Ituriel) führt, spricht sogar wesentlich für die Annahme, dass es auch eine Fassung des Theophilusstückes gab, in welcher schon die beiden entgegengesetzten Geister, etwa, wie oben auseinandergesetzt, unter der Gestalt der zwei Knechte vorkamen, von welchen der eine, anstatt des Namen der zu Grunde liegenden geistig-ungetheilten Person, den Aushilfe-Namen Ithuriel führte und der diesem oder, was dasselbe, dem Gottesfreunde Theophilus feindliche Geist, der dienende Teufel des Lucifer-Hephästus anstatt Satanas wirklich Hephästophilus hiess. Den Bearbeitern der e r h a l t e n e n Schauspiele von Theophilus scheint jene Fassung allerdings n i c h t vorgelegen zu haben, oder dieselben hatten kein volles Verständnis dafür; sonst würden sie die sachgemässeren Namen gewählt, beztl. beibehalten haben. Dem Verfasser des Volksbuches kann sie nur unvollkommen und schon verderbt vorgelegen haben, wenn er nicht — was am wahrscheinlichsten ist — aus dem Volksmunde geschöpft hat; er braucht seltsam für den Höllenfürsten den neueren

* Unausgesetztes Durchsuchen der Antiquariats-Buchhandlungen, besonders der kleineren, der Oeffentlichkeit weniger zugängigen, ist durchaus geboten.

Namen Lucifer, für den Unterteufel, den Geist des Faust, die auf dem älteren Namen fussende Form, verstümmelt in Mephostophiles.

Schliesslich würde aus meiner Namendeutung noch hervorgehen, dass die Kürzung Méphisto (nicht: Mephísto! — schon bei Marlowe ebenso) unstatthaft ist; sie führt uns unbeabsichtigt von dem Unterteufel Hephästophilus auf die höllische Hoheit Hephästus zurück.

Shakespeare's Heinrich V.

Von

Dr. B. T. Sträter.

Heinrich IV., zweiter Theil, steht an künstlerischem Werthe bedeutend unter dem ersten Theile. Nicht nur gehen die komischen Partien (mit Falstaff, Dortchen Lakenreisser etc.) weit über das Gebiet des auf der Bühne Zulässigen hinaus und lassen sich gar zu tief in das Possenhafte, Triviale und Unanständige ein, sondern auch die ernsteren Bestandtheile des Dramas haben nicht dieselbe Verve und Präcision und Genialität, wie im ersten Theile. Dies mag denn auch wohl der Grund gewesen sein, dass dem ersten Druck, der einzigen Quartausgabe von 1600, nicht dieselbe Sorgfalt ist zugewandt worden, wie den beiden vorhergehenden Stücken: sie ist so incorrect und nachlässig redigirt, dass wir sie offenbar wieder als eine unrechtmässige Raubausgabe nach einer Theater-Nachschrift anzusehen haben. Die Folioausgabe von 1623 ist also die Repräsentantinn des im Ganzen massgebenden Textes. Dabei ist es aber immerhin möglich, dass über einzelne Ausdrücke und Wendungen unter den Textkritikern divergirende Meinungen zum Vorschein kommen, da der erste Druck jedenfalls die Tradition der ersten Aufführungen enthält.* Wir halten uns hier dabei nicht auf und bemerken nur noch kurz, dass das Stück aus den bereits von Delius angeführten Grün-

---

* Um Einzelnes zur Charakteristik der Q. von 1600 anzuführen, bemerke ich nur, dass am Ende der 1. Scene des I. Aktes einmal 14 Zeilen, und bald darauf sogar 21 Zeilen fehlen, deren Auslassung den Sinn und

den jedenfalls 1598 entstanden, fast gleichzeitig mit oder unmittelbar vor Heinrich V., und dass die Quellen dieselben sind wie beim ersten Theil, Holinshed und „The Famous Victories“. Interessant ist besonders der eigenthümliche Prolog des Stückes: wie im Pericles der alte Gower als Chorus, in der Komödie der Irrungen die epische Erzählung des Aegeon, in der Zähmung der Widerspenstigen ein förmliches kleines Schauspiel den Beginn des Dramas einleiten, so steht in dieser „Induction“ die merkwürdige Gestalt der Fama („Rumour“), ganz mit feurigen Zungen bemalt, plötzlich vor uns, um uns die Gerüchte zu berichten, welche in Folge der Schlacht bei Shrewsbury sich über England verbreitet haben. Das Drama selbst beginnt dann mit dem Streit zwischen den falschen und den wahren Nachrichten, welche dem Vater des gefallenen Percy, dem alten Northumberland, überbracht werden, und stellt im weiteren Verlaufe die neun letzten Regierungsjahre Heinrichs IV. dar, untermischt mit den berüchtigten derbkomischen Scenen,

---

Zusammenhang des Ganzen völlig entstellt. Aber in einzelnen Ausdrücken ist die Folio dennoch durch die Quarto zu corrigiren: so ist I, 1, 44 „able heels“ offenbar ein Druckfehler in der Folio, veranlasst durch „able horse“ in der vorigen Zeile. Die Quarto enthält dafür das richtige „armed heels“, bereits von Delius und Andern mit Recht in den Text aufgenommen.

Ferner I, 1, 88:

> Tell thou an earl his divination lies!
> Sag einem Grafen, seine Ahnung lüge!

Ich finde dies einfacher und eigenthümlicher, als das überdeutliche

> Tell thou thy earl

der Folio: der Graf spricht zu einem seiner niederen Vasallen oder Pächter.

I, 1, 96:

> I see a strange confession in thine eye:
> Thou shak'st thy head, and hold'st it fear or sin,
> To speak a truth. If he be slain —

hier pausirt der Schauspieler in der Quarto, während die Folio noch das unbedeutende „say so“ hinzusetzt. Der Eindruck ist aber entschieden bedeutender, wenn der alte Northumberland sagt:

> Ein seltsames Geständniss seh ich zittern
> Im Auge dir — du schüttelst deinen Kopf,
> Und achtest für Gefahr es oder Sünde,
> Die Wahrheit reden. Ist Er todt —?

Es handelt sich ja doch um seinen tapferen Sohn Percy: man denke sich den bekümmerten Vater, wie er sich in der Frage unterbricht und angstvoll die Bestätigung in Mortons Augen sucht.

Ich könnte noch eine ganze Reihe ähnlicher Stellen anführen.

bis zum Regierungsantritt Heinrichs V., bei welchem Falstaffs grosse Erwartungen so bitter desavouirt werden. — —

Heinrich V. ist ein weit interessanteres Stück. Zwar lag auch hier die grosse Schwierigkeit vor, einen specifisch epischen Stoff dramatisch zu gestalten: aber hier scheint unser grosser Dichter diese schwere Aufgabe wie mit spielender Leichtigkeit brillant gelöst zu haben. Er hat dies vor Allem durch das eigenthümliche so eben hervorgehobene Mittel erreicht: Prologe oder Chorus-Reden, nicht nur vor dem ersten, sondern in stets höherer Schönheit und feinerer Ausarbeitung vor jedem der folgenden Akte, so dass uns alle dramatisch nicht verwertheten Zwischen-Ereignisse in epischer Erzählung berichtet werden. Auf diese Weise lässt sich allerdings eine weit grössere Fülle von Ereignissen in ein Drama zusammendrängen, immer freilich mit der grössten Gefahr für die specifisch dramatische Form, was unsere modernen Historiendichter wohl beachten mögen. Shakespeare aber hat auch dem eigentlich Dramatischen in seinem Stücke ein merkwürdiges Leben zu verleihen verstanden: da die Schlacht bei Azincourt im Jahre 1415 den Mittelpunkt und das höchste Interesse des Dramas bilden musste, so enthalten der dritte und vierte Akt die Vorbereitungen dazu und die Schlacht selbst, der fünfte Akt den Friedensschluss durch die Verlobung mit der französischen Prinzessinn Cathérine, der zweite Akt aber die Verhandlungen und Rüstungen in England und in Frankreich, sowie den versuchten und bestraften Verrath der Scroop, Cambridge und Gray. Diese letztere Scene (II, 2) bildet den dramatisch höchst wirksamen Mittelpunkt des zweiten Aktes: und diese Scene ist eingefasst von zwei komischen Scenen in Eastcheap, um den Contrast der lumpigen Jugendgenossen des Prinzen mit dem jetzt so energisch wie der Kriegsgott Mars selbst auftretenden Könige Heinrich V. noch einmal endgültig in volles Licht zu setzen. Diesem so wohldisponirten Hauptkörper des Ganzen ist im ersten Akte eine Einleitung gegeben, wie sie wohl selten sorgsamer als Exposition zu einer beginnenden „grossen und würdigen Handlung" von einem dramatischen Dichter ist motivirt worden: die Berathung der hohen Geistlichen, die genaueste Untersuchung der Ansprüche des

Königs auf die Krone von Frankreich, dann die Botschaft von Frankreich, die Antwort König Heinrichs und endlich der Beschluss, den Krieg zu beginnen — Alles das ist höchst detaillirt in einer äusserst reichen Sprache ausgeführt, mit so breitem Pinsel gleichsam entworfen, dass unser Publikum heutzutage vielleicht ungeduldig darüber werden würde.

Und dazu wird bei diesem bedeutenden Drama die Textkritik wieder fast ebenso wichtig wie beim Hamlet und bei Romeo und Julia. Denn es liegt wieder ein vollständiger Doppeltext vor: drei unrechtmässig zusammengestoppelte Raubausgaben, die Quartos von 1600, 1602 und 1608 — die letztere abgedruckt 1766 von Steevens in seinen „20 Plays of Shakesp." — stehen mit geringen Differenzen unter sich der Folio-Edition von 1623 derartig verschieden gegenüber, dass diese 1700 Zeilen mehr enthält, also beinahe doppelt so viel, als jene Quartausgaben (3500 : 1800). Es fehlen in den Quartos sämmtliche Chorus-Reden, die erste Scene des I., die erste des III., die zweite des IV. Aktes und eine ganze Reihe von einzelnen oder mehreren Versen.* Es kann also keine Frage sein, dass im Ganzen allerdings der Folio-Text massgebend sein muss. Aber im Einzelnen enthalten die Quartos manche genau zu prüfenden Abweichungen vom Folio-Texte, und ausserdem sind sie höchst interessant als wahrscheinliche Zeugnisse über die schon damals beliebten Streichungen und Kürzungen, welche eine praktische Theaterdirektion selbst mit dem idealsten Manuscripte auch heute noch vorzunehmen pflegt. Prüfen wir also den Gang des Stückes in den einzelnen Scenen und den

---

* Vgl. darüber das Nähere in Delius' Einleitung zu Heinrich V. — Die ehrenwerthe Colleginn unserer deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die „New Shakespeare Society" in England, hat sich ein grosses Verdienst um das Studium und namentlich um die Textkritik von Heinrich V. erworben, indem sie in drei verschiedenen Editionen zuerst die Quartausgabe, dann den Folio-Text, endlich die beiden Parallel-Texte, einander zu bequemer Vergleichung gegenübergestellt, hat im Druck erscheinen lassen. Diese dritte Publication, von Delius mit Anerkennung beurtheilt im XVI. Bande unseres Shakespeare-Jahrbuches (1881), hat den Titel:

„Henry V. The Edition of 1623, newly Revised and Corrected with Notes and an Introduction, by W. G. Stone." 1879.

Text, Commentar, wie Einleitung dieser kritischen Ausgabe sind des eingehendsten Studiums würdig: ich werde später vielleicht einmal genauer auf dieses werthvolle Buch zurückkommen.

englischen Text etwas genauer, als es bis jetzt in dieser Zeitschrift geschehen ist: und wir werden finden, dass das schöne Stück, wenn auch an künstlerischem Werthe nicht über Richard II. und Heinrich IV., 1. stehend, doch wenigstens einen äusserst würdigen Abschluss der sämmtlichen englisch-historischen Dramen bildet.*

Prolog.

O eine Feuermuse, die hinan
Den hellsten Himmel der Erfindung steige!
Ein Reich zur Bühne, Prinzen drauf zu spielen,
Monarchen, um der Scene Pomp zu schauen!
Dann käm' sich selber gleich der tapfere Heinrich
In Mars' Gestalt! Wie Hund' an seinen Fersen
Gekoppelt, würde Hunger, Feu'r und Schwert
Um Dienst sich schmiegen! — — —

Mit diesen prächtigen Versen sein patriotisches Gemälde des Helden von Azincourt beginnend, also wie ein antiker Dichter mit der Anrufung der Muse, bittet der Dichter dann in dem weiteren Verlaufe des Prologes um Entschuldigung, dass er in seine kleine Bühne, „in diese Hahnengrube die Ebenen Frankreichs“ und „die Helme fassen wolle“,

„Wovor bei Azincourt die Luft gebebt!“

Und wie ein echter Dramatiker mit Phantasie in Phantasie arbeitet, so ruft er die schöpferisch nachbildende Macht der

---

* Ich bemerke, dass ich die, für den Gang des Dramas im Ganzen besonders charakteristischen Stellen in deutscher Uebersetzung gebe und den englischen Text nur dort hervorhebe, wo er irgend welche Schwierigkeiten oder interessante Varianten für die Textkritik darbietet. Wer sich also für die künstlerische Composition eines Stückes nicht interessirt, sondern nur für die Textkritik — wie Leo — der braucht ja nur die Anmerkungen zu lesen, in welche ich überhaupt alle textkritische Exegese verwiesen sehen möchte. Der gelehrte Herausgeber des Shakespeare-Jahrbuches vergisst aber wohl gar zu sehr, dass nicht alle Leser, die Shakespeare auch im englischen Texte studiren und verstehen möchten, so raffinirte Kenner sein können, wie er selbst es durch seine langjährigen Arbeiten in diesem Gebiete ja allerdings allmälig geworden ist. Und da ich mir ein grösseres Publikum unter den Studirenden und den jungen Dichtern und allen Freunden der englischen Literatur überhaupt wünsche, als es ihm jemals zu Theil werden wird, so möge der gelehrte Herr mir gestatten, dass ich vorläufig in meiner allerdings mehr populären Manier verharre, nur um meine Leser bis dahin zu bringen, dass sie auch für die Textkritik und sogar für das fabelhafte Kunststück einer Erklärung des berüchtigten „Ullorxa“ (Jahrbuch 1881) das rechte Interesse empfinden.

Einbildungskraft seiner Zuhörer zu Hülfe, um etwaige Mängel der Darstellung freundlich zu ergänzen. Das allgemeine Gesetz der dramatischen Kunst, dass die Begrenzung des Kunstwerkes Zeiten und Räume aus der breit ergossenen Wirklichkeit in den engeren Rahmen einer Darstellung von wenigen Stunden auf dem schmalen Raume einer einzigen Bühne zu concentriren hat, ist dabei in einer so treffenden Wendung hervorgehoben, dass wir diese Verse als Beweis gegen diejenigen Kritiker uns merken wollen, welche einem so grossen und so tief überlegenden Dichter wie Shakespeare ein klares Bewusstsein von den ersten Gesetzen der dramatischen Kunst absprechen möchten.* Nicht wir also legen diese Gesetze und das Bewusstsein darüber aus unserer Aesthetik dem Shakespeare unter: vielmehr hat unsere philosophische Aesthetik alles Derartige erst aus Shakespeare's Praxis und Lehren in unser System herübergenommen. Wir lernen an ihm, wie solch ein Drama geschaffen wird.

Erster Akt.

In einem Vorzimmer des königlichen Pallastes zu London treten zuerst der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Ely auf und besprechen sich über die beabsichtigte Einziehung der Kirchengüter, dann über des neuen Königs milden und guten Charakter, seine vollständige Besserung und gänzliche Umwandlung, wie sie es bezeichnen, nach seinem wilden Jugendleben. Alles an ihm wird jetzt gerühmt, wie er über theologische Fragen spricht — über Staatsgeschäfte — über Krieg und Schlachten — vor Allem aber über Politik: da weiss er die Gordischen Knoten derartig zu lösen,

> dass, wenn er spricht,
> Die Luft, der ungebundne Wüstling, schweigt,
> Und stumm Erstaunen lauscht in Aller Ohren. . . .

---

* „O pardon!" u. s. w. bis zu den Worten:

> Turning the accomplishment of many years
> Into an hour-glass.

Die Emendation Stauntons: „spirits that have dared" ist zu beachten der deutschen Uebersetzung von Schlegel gegenüber. (Delius, Note 7.)

Welch ein charakteristisches Bild! — „Wie die süsse Erdbeere unter Nesseln sei er aufgewachsen!“ meint der Bischof von Ely — „er verbarg die Betrachtung, das zurückgezogene Nachdenken einsamer Hoheit im Schleier seiner Wildheit.“ Es ist unbegreiflich, wie die Quartos eine solche Scene auslassen konnten, in welcher der Grundton des Ganzen, die Charakteristik des Helden von Azincourt, so bestimmt, in einem so vollen und mächtigen Accorde angeschlagen wird. Dass Shakespeare diese Scene etwa erst später sollte hinzugefügt haben, ist durchaus unwahrscheinlich, da sie zu bestimmt die Exposition in einer völlig plausiblen Art und Weise beginnt. Die Geistlichen beschliessen dann, durch eine grössere Summe, auf einmal zu zahlen, die Abtretung der Güter noch hinzuhalten. Zugleich erfahren wir, dass es eben vier Uhr Nachmittags ist, die Stunde, wo Frankreichs Abgesandter um Audienz gebeten habe — alles Züge, die eine nothwendige Einleitung zu der folgenden Hauptscene (I, 2) bilden.

Ich kann mir also die Auslassung einer solchen Exposition nur so erklären, dass die Theaterdirection bei den ersten Aufführungen, lediglich der Kürzung wegen, Prolog und erste Scene gestrichen hat und dass danach die Quartos sind gedruckt worden.

Die zweite Scene beginnt also in den Qs. das Stück überhaupt mit den Worten:

Exeter.

Shall I call in th'ambassadors, my liege?

King H. V.

Not yet, my cousin till we be resolv'd
Of some serious matters touching us and France.

Die Folio dagegen verbessert diesen Beginn der Scene und namentlich den sechsfüssigen dritten Vers in folgender Weise:

King H.

Where is my gracious lord of Canterbury?

Exeter.

Not here in presence.

King H.

Send for him, good uncle.

Westmoreland.

Shall we call in the ambassador, my liege?

King H.

Not yet, my cousin: we would be resolved,
Before we hear him, of some things of weight,
That task* our thoughts, concerning us and France.

Dann erst tritt der Erzbischof von Canterbury ein und spricht die in beiden Ausgaben gleichlautenden Begrüssungsverse an den König; die ersten Worte des Königs selbst aber sind in der Folio:

Sure, we thank you.
My learned lord, we pray you to proceed
And justly and religiously unfold,
Why the law Salique, that they have in France,
Or should, or should not, bar us in our claim.

Und hier tritt es nun ganz deutlich hervor, dass die Quarto diese Verse nach dem Anhören im Theater nachlässig abgekürzt und dadurch die regelmässigen und gut gebauten Blankverse verdorben hat.** Der Folio-Text verdient also unzweifelhaft den Vorzug.

In höchst sorgsamer Weise wird nun der Anspruch des Königs von England auf Frankreich nach dem Recht der weiblichen Erbfolge motivirt, dann auch eine Vorsichtsmassregel gegen Schottland in Aussicht genommen und überhaupt Alles so geordnet, dass der auswärtige Krieg ohne Gefahr für das

* Hier bedeutend: „beschäftigen, in Anspruch nehmen" (Delius).

** Denn diese Verse lauten in der Quarto:

King.

Sure we thanke you:
And good my lord proceed
Why the law Salique which they have in France,
Or should or should not stop us in our claime.

Also statt bar das gewöhnlichere Wort stop, und die Auslassung der gerechten und religiös-gewissenhaften Betrachtung und Darlegung, welche dem gewissenlosen Nachschreiber im Theater unwesentlich erscheinen mochte. Ausserdem die Reducirung des vorhergehenden Verses auf einen halben Vers durch Auslassung des „we pray you": man wird uns zugeben, dass die Abkürzung nach dem ungefähren Sinne nicht in solcher Weise hätte geschehen können, wenn dem Nachschreiber ein Manuscript vorgelegen hätte. Auch im Folgenden sind ähnlich einzelne Verse ausgefallen; so der achte, neunte und zehnte Vers in der Rede des Königs:

eigene Land beginnen kann. Und hieran knüpft der Erzbischof von Canterbury nun die berühmte allgemeine Bemerkung über Staatsordnung überhaupt an:

Drum theilt der Himmel
Des Menschen Stand in mancherlei Beruf
Und setzt Bestrebung im beständigen Gang,
Dem der Gehorsam ist zum Ziel gesetzt.
So thun die Honigbienen, Creaturen,
Die nach der Regel der Natur uns lehren
Zur Ordnung fügen ein bevölkert Reich.
Sie haben einen König und Beamte
Von unterschiedenem Rang, wovon die einen
Wie Obrigkeiten Zucht zu Hause halten,
Wie Kaufleut' andre auswärts Handel treiben,
Noch andre wie Soldaten, mit den Stacheln
Bewehrt, die sammtnen Sommerknospen plündern
Und dann den Raub mit lustigem Marsch nach Hause
Zum Herrscherzelte ihres Kaisers bringen —
Der, emsig in der Majestät, beachtet,
Wie Maurer singend goldene Dächer bauen. . . .
Und daraus folgre ich dies:
Dass viele Dinge, die zusammenstimmen
Zur Harmonie, verschieden wirken können,
Wie viele Pfeile da und dorther fliegen
Zu einem Ziel!
Wie viel verschiedene Weg' in Eine Stadt,
Wie viele frische Ström' in Einen See,
Wie viele Linien in den Mittelpunkt
An Einer Sonnenuhr zusammenlaufen:
So, erst im Gang, kann tausendfaches Wirken
Zu Einem Zweck gedeihn, wohl durchgeführt
In grossen Siegen! Drum, nach Frankreich, Herr!"

Man sieht, alle diese geistlichen und weltlichen Berather des Königs triefen förmlich von staatsmännischer Weisheit. Und ihrem einstimmigen Rathe folgend beschliesst denn der König, seine Ansprüche geltend zu machen und mit Gewalt zum Siege zu führen:

Or nicely charge your understanding soul
With opening titles miscreate, whose right
Suits not in native colours with the truth.

Das Wort nicely steht hier in der dritten Bedeutung = sophistically, spitzfindig und schlau und trügerisch. Diese Verse können doch unmöglich ausgelassen werden.

Wir sind entschlossen — — —
Wir wollen dort einst mächtig waltend sitzen
In weiter hoher Herrschaft über Frankreich
Und die fast königlichen Herzogthümer:
Sonst ruhe dies Gebein in schlechter Urne
Grablos und ohne Denkmal über ihm. — — —

Dann empfängt er die Botschafter von Frankreich, weiss auf die scherzhaft-spöttische Sendung des Dauphins — eine Tonne mit Federbällen zum Ballspiel — sehr bedeutend, würdig und entschlossen zu antworten und entlässt zuletzt die fremden Gesandten, wie die englischen Lords, letztere ermahnend, Alles möglichst rasch zum Kriege vorzubereiten.*

Zweiter Akt.

Chorus.

Nun ist die Jugend Englands ganz in Gluth
Und seidene Buhlschaft ruht im Kleiderschrank:
Die Waffenschmiede nun gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in aller Brust.

---

* Der englische Text in diesem ganzen ersten Akte behält im Ganzen den Charakter bei, den wir in Bezug auf das Verhältniss zwischen Quarto und Folio bereits in der vorigen Anmerkung angedeutet haben: eine Reihe von Versen sind in den Quartos ausgelassen, weil der Nachschreiber nicht rasch genug folgen konnte; und einzelne Verse sind mit einer ganz unglaublichen Nachlässigkeit corrumpirt, zu sechsfüssigen erweitert, zu vierfüssigen abgekürzt, ohne irgend welchen Sinn für das Metrum. So beginnt z. B. die in der Uebersetzung citirte Rede des Erzbischofs in den Quartos folgendermassen:

Bishop.

True, therefore doth heaven (3—4 Füsse)
Divide the fate of man in diverse functions (6 Jamben)
Whereto is added as an ayme or but obedience (6 Jamben)
For so live the honey bees, creatures that by awe (?)
Ordaine an act of order to a peopled kingdome. (6 Jamben!)

Wer glaubt, dass Shakespeare jemals solche Verse könne geschrieben haben, der hat gewiss niemals einen regelmässigen Blankvers scandirt. Man vergleiche nur den weiteren Verlauf dieser zweiten Scene, sowie die Schlussscene, wie sie Delius in seiner Einleitung mitgetheilt hat, und man wird finden, dass nur allenfalls bei flüchtigem Hören und raschem Nachschreiben im Theater selbst eine solche bodenlose Corrumpirung des guten Textes hervorgehen konnte, völlig unmöglich schon, wenn dem Herausgeber auch nur das nachlässigste Manuscript vom Dichter selbst oder auch nur eine flüchtige Copie davon vorgelegen hätte.

Die Quartos von Heinrich V. sinken also durch solche genaue Vergleichung sehr tief im Werthe.

Sie geben um das Pferd die Weide feil,
Dem Spiegel aller Christenkönige folgend,
Beschwingten Tritts, wie englische Merkure.
Denn jetzo sitzt Erwartung in der Luft
Und birgt ein Schwert, vom Griff bis an die Spitze
Mit Kaiser-, Königs-, Grafen-, Freiherrn-Kronen,
Heinrich und seinen Treuen zugesagt.
Die Franken, welche gute Kundschaft warnt
Vor dieser Schreckensrüstung, zittern schon
In ihrer Furcht, und bleiche Politik
Bemüht sich, Englands Zwecke abzulenken.

Dann folgt die erste Andeutung der Art und Weise, wie durch Verrath man die drohende Gefahr zu beseitigen sucht: in Southampton, vor der Ueberfahrt nach England, soll die Entscheidung stattfinden. Von diesem „Südhafen" aus verspricht der Dichter noch, mit lächelnder Selbstironie sein Scheinbild selbst wieder kritisirend, die Zuschauer nach Frankreich hinüberzuführen, ohne dass Einer durch die Ueberfahrt seekrank werden soll. Zuvor aber soll noch eine Scene eingeschoben werden, deren Bedeutung uns bereits klar geworden: sie enthält einen künstlerisch wirksamen Contrast zu der nun bevorstehenden vollen Entfaltung der Herrschergrösse des Siegers von Azincourt.*

* Wieder gebraucht Shakespeare in diesem Prologe einen Ausdruck, der höchst treffend die Zusammenziehung der wirklichen Entfernungen in den Scheinraum der Bühne bezeichnet:

We will digest the abuse of distance,

d. h. wir werden den falschen Missbrauch zu grosser Entfernungen im Raume auf unserem Theater schon (gleichsam verdauen, d. h.) auflösend verarbeiten (reduce to nothing), so dass solcher Wechsel des Ortes Euch nicht mehr unwahrscheinlich erscheinen wird. Das gleich darauf folgende „force a play", was in diesem Zusammenhange nur den Sinn haben kann: „Wir werden unser Spiel schon dahin bringen, es gleichsam mit Gewalt dazu zwingen, Euch den Eindruck des Wahrscheinlichen zu machen," dieses „force" hat Keightley nicht übel in „forge" (= schmieden, gestalten) emendirt, so dass danach die interessante Stelle heissen würde:

Linger your patience on: and we'll digest
The abuse of distance as we forge our play.

Ich finde die ältere Lesart „force a play" nur noch drastischer, energischer, die souveräne Gewalt des grossen Dichters über die Bühne seiner Zeit documentirend. Ich scandire dann:

Th'abúse of dístance, fórce a pláy —

also ein vierfüssiger Jambus.

Diese erste Scene des zweiten Aktes, auf unserer Bühne in der vorliegenden Uebersetzung kaum zu ertragen, da Bardolph, Nym und Pistol doch gar zu witzlose Gesellen sind und Falstaff schon im Sterben liegt, mag zu ihrer Zeit auf Shakespeare's Bühne doch vielleicht Eindruck gemacht haben, da Pistols Bramarbasiren vortrefflich die Renommisterei der Marlow'schen Heldenschauspieler ironisirt, wie sie damals auf den kleineren Volksbühnen gewiss noch Beifall fanden. Die Verse Pistols:

> The grave doth gape and groaning death is near,
> Therefore exhale!

Und:

> Let floods o'erswell, and fiends for food howl on!

während er doch gleich darauf mit Nym Frieden schliesst, parodiren diese Heldenmanier vortrefflich. Der Schlussvers dieser Scene:

> Let us condole the knight! For, lambkins, we will live!

von Schlegel ganz unsinnig übersetzt, gibt dem sterbenden Falstaff seinen Scheidegruss mit ins Grab, indem Pistol sagen will:

> Klagt um den Ritter; denn wir wollen leben,
> Ihr lieben Lämmchen!

womit er nun dieselben anredet, die er vorher so grimmig schien massacriren zu wollen.

Im Ganzen fällt die Scene doch gewaltig ab, wenn wir sie mit den komischen Partien in Heinrich IV. (1) vergleichen: sie soll eben nur als Contrast dienen.

Es folgt in der 2. Scene des II. Aktes die Bestrafung der Verräther in Southampton, in der dritten nochmals die derbkomische Unterhaltung der Kneipgesellen in Eastcheap, mit dem Berichte über Falstaffs Tod und der feinen Anspielung auf seine letzten Witze — den Floh auf Bardolphs Nase etc. — endlich in der vierten die Darstellung des königlichen Pallastes in Frankreich selbst, in welchem König Karl VI., der Dauphin Louis, der Herzog von Burgund, der Connetable und Andere die zu treffenden Massregeln für den drohenden Krieg berathen. Dabei erinnert der Connetable nochmals an die gefährliche Umwandlung, welche im Charakter Heinrichs V. vor sich gegangen:

Ihr werdet sehn, sein ewig eitles Wesen
War nur des Röm'schen Brutus Aussenseite,
Vernunft in einen Thorenmantel hüllend!

Und der König selbst gedenkt der Schlacht bei Crecy (1356), wo der schwarze Prinz so furchtbar unter dem fränkischen Adel aufgeräumt hatte:

Dieser ist ein Zweig
Von jenem Siegerstamm: drum lasst uns fürchten
Die angeborene Kraft und sein Geschick!

Noch wird eine Vermittelung versucht: Lord Exeter tritt als Gesandter König Heinrichs in den Hofkreis von Frankreich ein, macht die Ansprüche seines Lehnsherrn geltend, indem er den Stammbaum der Plantagenets überreicht, und fordert die Abtretung der Herrschaft. Und während der junge Dauphin, in seinem Trotze verharrend, die gebührende Antwort erhält, verspricht der mildere König Karl, morgen seine Meinung über die Botschaft kund zu thun.

So enthält dieser ganze zweite Akt nur vorbereitende und überleitende Motive, welche indessen direct auf die beginnende Entscheidung im dritten Akte hinführen. Er ist im Ganzen in matterer Färbung gehalten, als Shakespeare sonst seine zweiten Akte zu gestalten pflegt; nur die Entdeckung des beabsichtigten Verrathes gibt demselben in der zweiten Scene einige dramatische Belebung.*

---

* Der englische Text dieses II. Aktes ist in hohem Grade interessant für die Textkritik. Wir haben bereits die geistreiche Emendation Keightley's anerkennend hervorgehoben, weil sie uns wenigstens den Sinn des force oder forge a play vollkommen deutlich macht. Pope hat dazu die Veränderung vorgeschlagen:

and well digest,

und die meisten Herausgeber haben dieselbe angenommen, ohne zu bedenken, dass dadurch der bedeutende Sinn völlig verändert wird. Denn dann sollen die Zuschauer „digest the abuse of distance" und vom Dichter und seinen Schauspielern fügt Pope nur hinzu: „while we force a play." Nach unserer Erklärung des tiefsinnigen Dichters sind alle diese willkürlichen Veränderungen mindestens unnöthig. Im Chorus des dritten Aktes erfüllt der Dichter schon sein Versprechen, die Entfernung von England nach Frankreich durch seine dichterische Phantasie und die zwingende Nothwendigkeit im Fortgange des Stückes aufheben zu wollen.

In Nyms Reden II, 1 ist der Druckfehler der Folio „a tired name" wieder durch die Quartos richtig corrigirt worden: „a tired mare."

Ob in Pistols Reden die Lesart take (F.) statt talk in der Quarto eine Verbesserung ist, könnte doch zweifelhaft erscheinen: der Schwadron-

Dritter Akt.

Mit einem prächtigen Seegemälde und Kriegsbilde, aus dem innersten Leben der Seefahrer-Nation geschöpft, beginnt der

Chorus.

So fliegt auf Fittigen der Phantasie
Die rasche Scene mit nicht minderer Eil',
Als des Gedankens Blitze. Denkt, Ihr sahet
Am Hampton-Damm den König wohlgerüstet
Sein Königthum einschiffen, sein Geschwader
Den jungen Tag mit seidenen Wimpeln fächeln,
Dem Sonnengotte stolz entgegenschwellend (fayning).*
Lasst Phantasie mitspielen und ihr seht
Am hänfnen Tauwerk Schifferjungen klettern:
Die helle Pfeife hört, die Ordnung schafft
Verwirrten Lauten! Seht die Linnensegel,
Die unsichtbare Winde schleichend heben,
Durch die gefurchte See die grossen Kiele,
Den Fluthen trotzend, ziehn — O, stellt Euch vor,
Ihr steht am Strand und sehet eine Stadt
Hintanzen auf den unbeständ'gen Wogen:
Denn so erscheint die majestät'sche Flotte,
Den Lauf nach Harfleur wendend — folgt ihr, folgt ihr!

Welch eine lebensvolle Anschauung! Welche Bilder aus dem Seeleben, wie sie freilich dem englischen Nationaldichter täglich vor Augen kommen müssen, wenn er nur einen Blick auf die Küste wirft, nur einen Spaziergang am Ufer der Themse macht! Dann folgt wieder die Aufforderung, „im Geiste, in des Gedankens Werkstatt" sich die Belagerung von einer Stadt vorzustellen:

Seht das Geschütz auf den Laffetten stehn,
Auf Harfleur mit den Mündern tödtlich gähnend.

---

neur Pistol ist sich stolz bewusst, dass er das Reden wie nur irgend Einer aus dem Grunde versteht.

„Groaning Death" ist schon des Wortklanges wegen besser als „doting death". Jenes ist das ursprünglichere und näher liegende Wort und ist gewiss bei den ersten Aufführungen gebraucht worden, wie die Qs. ergeben.

In dieser Weise könnten noch mehrere Stellen hervorgehoben werden, in welchen nicht jeder Kenner des Shakespeare den von Delius bevorzugten Lesarten seine Zustimmung geben würde. Ich werde dies im Shakespeare-Jahrbuch weiter ausführen.

* Ich habe versuchsweise einen Vers hinzugesetzt, um den wahrscheinlichen Sinn des „fayning" anzudeuten. Die Emendation „fanning" rührt nach Delius von Rowe her.

Ebenso wird noch die Vereitlung der Friedensverhandlungen mitgetheilt,* dann, um die Illusion vollständig zu machen, eine Kanonensalve hinter der Bühne abgefeuert, und mit der nochmaligen Aufforderung:

Eu'r Sinn ergänze, was die Bühne zeigt

geht der Vorhang auf, der Sturm auf Harfleur beginnt, und der König Heinrich V. selbst hält seine feurige Anrede an die stürmenden Krieger. Alles das ist höchst lebendig, mit grossem Geschick und für jene Zeit gewiss höchst wirksam und eindrucksvoll auf der Bühne vom Dichter angeordnet. Und wenn er nun in der zweiten Scene die Bardolph und Nym und Pistol und vor Allem den ein komisches Englisch sprechenden Walliser Fluellen, so wie den Schotten Jamy und den Irländer Macmorris dieses hohe Heldenpathos humoristisch parodiren lässt, so sind wir überzeugt, dass diese Scenen wieder einen Jubel ohne Ende unter den damaligen Zuschauern müssen erregt haben. Auch kann nur derjenige solchen raffinirten Galgenhumor im Augenblick der höchsten Gefahr für unnatürlich halten, der sich niemals selbst zwischen kämpfenden, marschirenden oder stürmenden Truppen bewegt hat. Bei unseren tapferen Soldaten finden sich diese verschiedenen Arten von Humoren in solchen gefährlichen Situationen ganz ähnlich, und mancher brave Märker sagte im Kartätschenhagel von Gravelotte zu seinem Kameraden: „Uf der Hasenhaide bei Berlin war's doch ejentlich gemüthlicher, als hier bei de blauen Bohnen!“ Und wie mancher muntere Sachse mag bei St. Privat ausgerufen haben: „Ei, Herr Jeses! Die schiessen ja auf uns! Und da stehen doch Leute: ja, derfen sie denn das? Des thut ja weh! Und wie das plitzt! Die plauen Pohnen scheinen ja hier sehr pillig ze sein!“ — In solcher Weise muss man sich die komische Wirkung dieser lebensvollen zweiten Scene vorstellen: und die Vermischung der Gattungen des Erhabenen und Humoristischen, die ein besonderes Kennzeichen des germanisch-charakteristischen

* Reizend naiv klingt es hier im englischen Texte, wenn der Dichter sagt:

Katharine his daughter and with her to dowry
Some petty and unprofitable dukedoms.

So ein paar Herzogthümer sind doch im Grunde nicht so ganz „unprofitabel“.

Styles ist, darf also hier als mit ganz besonderer Berechtigung vom Dichter angewandt erscheinen. Die Provinzialismen der Walliser, der Irländer und Schotten werden dabei auf der Bühne der Residenz denselben komischen Eindruck gemacht haben, wie wenn unser Döring die feinen Berliner durch die breite Aussprache der Braunschweiger oder Königsberger zum Lachen brachte: „Eben kommt er um die Acke herum!" Ein solches Wort genügt bekanntlich schon, um die eleganten Gründlinge des Parquets heiter zu stimmen: man mag sich danach vorstellen, welche Wirkung diese Scene damals gemacht haben muss, wo es Schlag auf Schlag in diesem Style weiter geht; in der Uebersetzung freilich ist sie für uns kaum geniessbar, man muss sie durchaus im englischen Texte lesen.*

Die dritte Scene des dritten Aktes führt uns zu König Heinrich selbst zurück: Harfleur wird ihm übergeben, sein Oheim Exeter besetzt es mit einem Theil der englischen Truppen, der König aber will sich vorläufig nach Calais zurückziehen.** Die vierte Scene, ganz in französischer Sprache geschrieben, lässt die Prinzessinn Cathérine bei ihrem Hoffräulein Alice

---

* Wie bezeichnend ist z. B. der Ausdruck Nyms: „I have not a case of lives" für das Deutsche: „Ich habe nur ein Leben zu verlieren!" — Wie natürlich kommt der Wunsch des kleinen Pagen heraus: „'Would I were in an ale-house in London! I would give all my fame for a pot of ale and safety!" Und wie treffend antwortet er im alten Balladentone auf Pistols Renommage:

As duly, But not as truly
As bird doth sing on bough!

Ebenso ist die Charakteristik der drei sauberen Gesellen durch den schlauen kleinen Burschen voll von treffenden Schlagwörtern: „Pistol has a killing tongue and a quiet sword — he breaks words and keeps whole weapons!" — „Nym never broke any man's head but his own, and that was against a post when he was drunk." — Nym and Bardolph — in Calais they stole a fire-shovel: I knew by that piece of service, the men would carry coals" — was die zankenden Bedienten in Romeo und Julia sogar verschmähen. Derartiges liesse sich noch Manches aus der hübschen Scene anführen: die Verwechselung des weichen b und d mit dem harten p und t z. B. macht im sächsischen Dialekt auch auf unserer Bühne noch eine hochkomische Wirkung. Das Einzelne ist übrigens von Delius vortrefflich erklärt (pag. 782—84 der Edition von 1876).

** Wir machen besonders darauf aufmerksam, dass diese Scene dem erklärenden Lehrer eine vortreffliche Gelegenheit darbietet, die eigenthümliche Einrichtung der altenglischen Bühne (mit dem erhöhten Balkon im Hintergrunde etc.) seinen Schülern auseinanderzusetzen. Vgl. dazu Delius: „Ueber das Englische Theaterwesen zu Shakespeare's Zeit. Ein Vortrag." 1853.

Englisch lernen; so piquant sie einem raffinirten Geschmack erscheinen mag, so bleibt sie doch immer ein bedenkliches und höchst seltsames Wagestück von Seiten des Dichters. Aber Shakespeare konnte um diese Zeit eben schon Alles wagen: und bei geschicktem Spiel kann die Scene wirklich humoristisch wirksam werden.

Die folgenden drei Scenen stellen abwechselnd die französische Heeresleitung (5), dann das englische Lager in der Picardie (6), endlich wieder das französische Lager, und zwar jetzt schon bei Azincourt am Vorabend der Schlacht dar (7). Alles drängt also zur Entscheidung hin, die nun im vierten Akte vorgeführt wird. Der Dichter hat alle diese Scenen in durchaus charakteristischem Style behandelt, wobei denn namentlich auf die renommistische Stimmung im französischen Lager unmittelbar vor der Niederlage mancher ironische Seitenhieb fällt. Auch diese Scenen machen in der Uebersetzung nicht den Eindruck, den sie im englichen Original unzweifelhaft hervorbringen.

Vierter Akt.

Ein grossartiges Bild vom nächtlichen Lagerleben leitet den vierten Akt ein:

Chorus.

Nun lasset Euch gemahnen eine Zeit,
Wo schleichend Murmeln und das spähnde Dunkel*
Des Weltgebäudes weite Wölbung füllt.
Von Lager hallt zu Lager, durch der Nacht
Unsaubern** Schooss, der Heere Summen leise,
Dass die gestellten Posten fast vernehmen

---

* Now entertain conjecture of a time,
When creeping murmur and the poring dark
Fills the wide vessel of the universe.
From camp to camp, through the foul ** womb of night etc.

Die Ausdrücke conjecture, poring und foul scheinen mir nicht ganz richtig von Schlegel übersetzt zu sein, obwohl im Ganzen das Bild herauskommt, welches dem Dichter vorschwebte: „Haltet jetzt fest die Vorstellung einer Zeit, wo leise schleichendes Gemurmel und düster brütende Finsterniss die weite Himmelswölbung erfüllt. Von Lager zu Lager hallt durch der Nacht unheilschwangeren Schooss leise das summende Flüstern beider Heere. . . .“ In solcher prosaisch umschreibenden Uebersetzung wird uns das kolossale Lagerbild dieses berühmten Prologes zum vierten Akte schon deutlicher.

Der gegenseit'gen Wacht geheimes Flüstern.
Wachtfeuer hier und dort! Die bleichen Flammen
Beleuchten jedem Heer das braune Antlitz
Der Schaar ihm gegenüber! Jedes Ross
Droht schon dem andern, schmetternd dringt ihr Wiehern
Ins dumpfe Ohr der Nacht! Und von den Zelten,
Den Rittern helfend, geben Waffenschmiede,
Die Rüstung nietend, mit geschäft'gem Hammer,
Der Vorbereitung grauenvollen Ton.
Der Dörfer Hähne krähn, die Glocken schlagen
Des schlafbetäubten Morgens dritte Stunde.

Dann schildert der Prolog weiter, ganz nach Holinshed, wie die überlustigen, in falscher Sicherheit gar zu sehr sich selbst vertrauenden Franzosen die zu fangenden Engländer schon unter einander „ausknoblen“ (auswürfeln), während die armen, durch den Krieg schon arg mitgenommenen Engländer wie grause hohläugige Geister bei den Wachtfeuern sitzen, die morgige Gefahr überdenkend und ernst erwägend. Und nun das Bild des Feldherrn dazu, wie er Muth und Trost spendend die Wachtfeuer besucht — fürwahr, ein Kriegsbild, wie es kein Dichter schöner und eigenthümlicher gezeichnet hat! Unmittelbar aus der epischen Erzählung geht es dann in die dramatische Anschauung über (Scene 1), wie der König mit seinen Truppen spricht, mit den Führern, wie auch incognito mit dem gemeinen Manne. Und es muss für die Zuschauer bei diesem ganzen Cyklus englischer Historien ein furchtbar ergreifender Moment gewesen sein, wenn der durch die unheilschwangere Nacht tröstend und betrachtend dahinwandelnde Fürst endlich unmittelbar vor dem Beginn der denkwürdigen Schlacht in das Gebet ausbricht:

O Gott der Schlachten — — —
Heute nicht, o Herr,
O heute nicht, gedenke meines Vaters
Vergehn mir nicht, als er die Kron' ergriff!

Wie er dann an das Schicksal des gemordeten Richard II. erinnert, wie er erzählt, dass täglich 500 Arme für seine abgeschiedene Seele beten und zwei Kapellen erbaut seien:

Wo ernste feierliche Priester singen
Für Richards Seelenruh. Mehr will ich thun. . . .

Und wie nun sein Bruder Gloster auftritt, durch seinen Namen schon an denjenigen erinnernd, der einst mit diesem ganzen Geschlechte abrechnen und aufräumen soll für alle Frevel, die mit dem Abfall Heinrichs IV. begonnen haben — niemals ist die grossartig hohe historische Stimmung, wie sie den Betrachtenden ergreift, wenn er ein ganzes Jahrhundert grossen geschichtlichen Lebens überschaut, gewaltiger auf Einen Punkt, in Einen Moment concentrirt worden, als in diesem Schluss der ersten Scene des vierten Aktes.*

Die Stimmung im französischen Lager (IV, 2), die letzten Verhandlungen im englischen Lager (3), endlich die höchst humoristische Ausführung verschiedener Schlachtscenen (4—8) — nur die Scene 6 und der Schluss sind ernster gehalten — schliessen dann die breit entwickelte Composition dieses merkwürdigen vierten Aktes würdig ab in einer Darstellung, wie sie allerdings nur der charakteristische Styl gestattet. Alle diese Scenen sind auf unserer Bühne sehr schwer wirksam zu spielen. Im englischen Texte aber — darauf mache ich nochmals hier aufmerksam — entfaltet sich die herrliche Sprache des Dichters, wie wir schon im Prolog gesehen haben, zu einem Reichthum, einer Fülle und Eigenthümlichkeit im Klang, in den Bildern und Wendungen, in den Constructionen und ausgeführten Gleichnissen, dass sie in den bedeutendsten Stellen geradezu als Beispiel und Muster für die volle Reife seines charakteristischen Styles darf betrachtet werden. Wir sind hier auf dem glänzenden Höhenpunkte der dritten Periode angelangt: und über dem Tempel des Ruhmes, den des Dichters kunstreiche Hand auf dieser sonnigen Höhe seiner Nation erbaut hat, steht mit leuchtender Goldschrift der Name eingegraben „Azincourt."** —

---

* I know thy errand — I will go with thee!

so sagt der Dichter Richards III. hier mit König Heinrich V.

** Ich habe hierbei besonders die grossartige Stelle im Auge, in welcher Shakespeare einmal wieder die ganze Hoheit seiner erhabenen Dichterseele kund gegeben hat (IV, 1, King Henry):

No, thou proud dream,
That play'st so subtly with a king's repose:
I am a king that finds thee, and I know,
'Tis not the balm the sceptre and the ball etc. — — —

Fünfter Akt.

Vergönnt, dass denen, welche die Geschichte
Nicht lasen, ich sie deute. Wer sie kennt,
Den bitt' ich ziemlichst um Entschuldigung
Für Zeit und Zahl und rechten Lauf der Dinge,
Die hier in ihrem grossen wahren Leben
Nicht darzustellen sind. — Den König bringen
Wir nach Calais: dort sei er; dort gesehn,
Hebt ihn auf den beflügelten Gedanken
Die See hinüber: Englands Küste, seht,
Umpfählt die Fluth mit Männern, Weibern, Kindern;
Sie überjauchzen das tiefstimmige Meer,
Das, wie ein mächtiger Marschall, vor dem König
Den Weg zu bahnen scheint: so lasst ihn landen,
Und feierlich seht ihn nach London ziehn.

Mit diesen einleitenden Versen des Prologes zum fünften Akte hat sich der Dichter bereits drei dramatische Scenen erspart: eine in Calais, eine an der Küste von England, eine vom Einzuge in London. Die letztere führt er im Prologe noch etwas weiter aus, beschreibend und erzählend also, so dass der Unterschied der epischen von der dramatischen Darstellung völlig deutlich hervortritt. Und hier hat er denn die schon mehrfach hervorgehobene Stelle eingefügt, welche für die Zeitbestimmung Heinrichs V. entscheidend wichtig ist. Er schildert den Einzug des siegreich zurückkehrenden Königs:

Wie — sei's ein kleinres, doch ein liebend Gleichniss —
Wenn jetzt der Feldherr unsrer gnäd'gen Kaiserinn,
Wie er es leichtlich mag, aus Irland käme
Und brächt' Empörung auf dem Schwert gespiesst:
Wie viele würden diese Friedensstadt
Verlassen, um willkommen ihn zu heissen?
Viel mehr noch thaten, und mit viel mehr Grund
Dies unsrem Heinrich! —

Diese Stelle bezieht sich auf die Expedition des Grafen Essex nach Irland, die im Sommer 1599 stattfand: um diese Zeit muss also der Dichter den fünften Akt geschrieben und das Stück überhaupt vollendet haben, so dass die ersten Aufführungen im Herbst und Winter des Jahres 1599 stattfanden. Ueber diese Jahreszahl sind daher alle Shakespeare-Forscher

einverstanden, wie bereits im Anfange der vorigen Abhandlung über Richard II. und Heinrich IV. erwähnt wurde.

Und noch eine vierte Scene erspart sich der Dichter, die Rückkehr des Königs nach Frankreich nemlich, so dass nun der letzte Akt gleich mit den Scenen in Frankreich selbst beginnen kann. Er schliesst seinen Prolog dann mit der nochmaligen Bitte an die Zuschauer, solche epische Abkürzung des dramatischen Spieles sich freundlichst wollen gefallen zu lassen:

Uebergeht
All die Ereignisse, die vorgefallen,
Bis Heinrich wieder rückgekehrt nach Frankreich.
Dort müssen wir ihn haben, und ich spielte
Die Zwischenzeit, indem ich Euch erinnert,
Sie sei vorbei. Drum duldet Abkürzung,*
Und wendet Euren Blick mit den Gedanken
Flugs wiederum zurück ins Land der Franken!

Die humoristisch-boshafte Scene (1), in welcher der Schwadronneur Pistol moralisch todt gemacht wird von dem Walliser Fluellen, beginnt dann den fünften Akt; der Dichter scheint das Bedürfniss gefühlt zu haben, mit all den unsauberen früheren Genossen des Prinzen aufzuräumen, bevor er ihn mit der Prinzessinn von Frankreich vermählt und so zum gesetzten Hausvater und Familien-Oberhaupte macht. Dann folgt nur noch eine zweite grosse Schlussscene, bei Troyes in der Champagne, in welcher der Friede zwischen König Karl und König Heinrich geschlossen und die erste Annäherung zwischen dem letzteren und seiner Prinzessinn Braut mit derbem, aber köstlichem Humor ausgeführt wird. Mit grosser Geschicklichkeit vollendet hier der Dichter das Gemälde seines Helden von Azincourt:

„Verwünscht sei der Ehrgeiz meines Vaters!

Er dachte auf Bürgerkriege, als er mich erzeugte: deswegen kam ich mit einer starren Aussenseite auf die Welt, mit einer eisernen Gestalt, so dass ich die Frauen erschrecke, wenn ich

---

* Brook abridgement heisst der bezeichnende Ausdruck im englischen Texte, wie früher „Digest the distance".

komme, um sie zu werben.“ ... „Könnte ich eine Dame durch einen Sprung in den Sattel mit voller Rüstung gewinnen, so wollte ich mich geschwind in eine Heirath hineinspringen! — Oder könnte ich für meine Liebste einen Faustkampf halten oder mein Pferd für ihre Gunst tummeln! — aber wirklich, Käthchen, all dein Leben lang ziehe einen Mann von schlichter Beständigkeit vor; denn der muss dir nothwendig dein Recht widerfahren lassen, weil er nicht die Gabe hat, andrer Orten zu freien; denn diese Gesellen von endloser Zunge, die sich in die Gunst der Frauen hineinreimen können, die wissen sich auch immer herauszuvernünfteln. Ei was! So ein Redner ist ja doch nur ein Schwätzer und ein Reim ist nur eine Singweise. Und ein gutes Bein fällt ein, ein gerader Rücken wird krumm, ein schwarzer Bart wird weiss, ein krauser Kopf wird kahl, ein schönes Gesicht runzelt sich, ein volles Auge wird hohl: aber ein gutes Herz, Käthchen, ist die Sonne und der Mond, oder vielmehr nicht die Sonne und nicht der Mond, denn es scheint hell und wechselt nie, sondern bleibt getreulich in seiner Bahn. Willst du so eins, so nimm mich, nimm einen Soldaten, nimm einen König!“ — —

Wir wollen damit unsere Darstellung Heinrichs V. beschliessen und nur noch erwähnen, dass der Dichter in dem Epilog des interessanten Stückes bereits auf die weiteren Geschichten von Heinrich VI. hindeutet, die er aber schon früher geschaffen hatte (in drei Theilen); deshalb schliesst er mit den Worten:

> Was oft auf unsrer Bühne vorgegangen;
> Und wollet drum auch dies geneigt empfangen! *

---

* Dieser Schluss scheint mir den vollen Beweis dafür zu enthalten, dass auch Henry VI. ein echtes Stück Shakespeare's und dass es ein Jugenddrama des Dichters, viel früher geschaffen, als die übrigen englischen Histories. Der englische Text lautet ausführlicher:

> Henry the Sixth, in infant bands crown'd king
> Of France and England, did this king succeed.
> Whose state so many had the managing,
> That they lost France, and made his England bleed:
> Which oft our stage has shown. And, for their sake
> In your fair minds let this acceptance take.

Vorstudien zu Goethes Faust.

I.

Ueber den Ursprung des Namens Mephistopheles.

Ueber diesen Punkt vergleiche man Schröer, Goethes Faust I, 19, von Löper, 2. Aufl. seiner Faustausgabe S. L, II und D. Sabell in seiner Festschrift zum 28. Aug. 1879, S. 61–72. Sabell führt zuerst die älteren Formen des Namens an und gibt dann die Deutungen, nemlich 1) *μεγασόφιλος*, der gern gross sein möchte, 2) Freund mephitischer Gerüche, 3) *μὴ φωτοφίλης* = der nicht das Licht liebt, 4) *μὴ Φαυσοφίλης* = Faustfeind. Schon 1861 hat Unger 2., 3. und 4. combinirt; aus Mephostophiles sei mit der Zeit Mephistophiles geworden theils wegen leichtfertiger Aussprache und Schreibung, theils weil man dabei an das Mephitische, die Schwefelausdünstungen des Teufels dachte. Sabell übersetzt Hagemanns Graudenzer Osterprogramm 1872, der wie Unger erklärt: Faustfeind. Gegen ihn wird in der Allgemeinen Zeitung 1872, 209 in dem Aufsatz: „Mephistophelische Silbenstechereien" mit Recht bemerkt, die alten Quellen geben kein Beispiel davon, dass aus Faustus Fostus wurde, wie aus plaustrum plostrum, aus Flaurus Florus. Vollständig ist Sabells Aufzählung nicht. In den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1877, S. 116 behauptet G. Zart in Fürstenwalde, bei den orientalischen Chronographen Syncellus und Georgius Cedrenus erscheine der Name *μασιφατ* für den *ἄρχων τῶν δαιμόνων*; dieser sei eine Gräcisirung des hebräischen Namens מַשְׂטֵמָד (mastümad) = Anfeindung z. B. Hosea 9, 7. 8. „So gelangen wir, lesen wir weiter, zu einer Verbalwurzel satam (satan). Im Abendland entstanden daraus mit Anknüpfung an den bösen Rathgeber Ahitophel die Formen

Mastiftofel, mit der Endung Mastiftopheles, dann Mephostopheles; sodann nach mundgerechten griechischen oder lateinischen Wörtern Mephotophiles, Mephitophiles, Mephistophiles und dergl., nach dem Namen des hinkenden Sohnes Jonathans Mephiboseth: Mephibofet und andere mannigfaltige Formen. — In derselben Zeitschrift 1877, S. 494 führt Dr. Krenkel in Dresden eine von Dr. Grässe herrührende, im letzten Grund auf Dr. Seydel in Leipzig zurückzuführende Erklärung an, welche vor jeder anderen den Vorzug der Ungezwungenheit vorauszuhaben scheine. Demnach wäre das Wort eine Zusammensetzung aus מֵפִיץ (Mephīz) = Zerstreuer, Verderber und טֹפֵל (tophēl) Lügner; cf. Nahum 2, 2., Hiob 13, 4. Es sei beachtenswerth, dass die aus dieser Etymologie sich ergebende Uebersetzung des Namens sich in den bekannten Worten Fausts finde: „Bei euch, ihr Herrn — Fliegengott, Verderber, Lügner heisst.“ Da nun Fliegengott offenbar das hebräische בַּעַל זְבוּב (baal sebub) übersetzen solle, so sei wahrscheinlich, dass der Dichter auch die folgenden Worte „Verderber, Lügner“ als Uebersetzung eines hebräischen Namens betrachtet wissen wolle, somit die obige Etymologie von Mephistopheles bereits gekannt habe. Professor Weizsäcker in Tübingen, Mitherausgeber der genannten, jetzt eingegangenen Zeitschrift, bemerkt dazu: „Meph*o*stophiles ist sachlich und sprachlich unmöglich. Durch die obige Ableitung ist die Frage erst definitiv erledigt.“ Allein 1) Goethe wusste selbst die Ableitung des Namens nicht; er billigte sogar die Ansicht Friedländers, dass der Name nicht orientalisch sei (vgl. Sabell a. a. O. S. 67); 2) Verderber ist Abaddon, Apok. 9, 11 erläutert durch *ἀπολλύων*, und Lügner = *διάβολος*, Verläumder; Joh. 8, 44. — Alle diese Erklärungen sind höchst gekünstelt, vgl. Sabell a. a. O. S. 70. In der neuesten Zeit hat nun Rudolf in Herrigs Archiv 1879, S. 289—318; 1880, S. 227; 1881, S. 369—382 (cf. Goethe-Jahrbuch I, S. 385) die Ableitung aus Hephaistophilus zu begründen gesucht. Leider kann ich ihm nicht beistimmen. Rudolf selbst gibt zu, willkürlich und unbewiesen sei die Annahme, dem Hephaistos, der ursprünglich kein eigentlicher Unterweltsgott war, habe man beim Uebergang zum Christenthum wegen seines vulcanischen Wesens die Rolle eines Höllenfürsten zugeschrieben; die Quelle der Hephaistossage

läuft nach ihm sehr spärlich, viele Sagen mögen nicht auf uns gekommen, vielleicht gar nicht aufgezeichnet gewesen sein — mir ist von einer mittelalterlichen Hephaistossage gar nichts bekannt. Der altdeutsche Name Locho (Loki), behauptet Rudolf weiter, sei spurlos vorübergegangen; der gefallene Engel habe im Mittelalter nicht Locho heissen können, denn die heidnisch deutschen Namen anzuwenden, sei arg verpönt gewesen; es sei für diesen daher nur Hephaistos oder Prometheus übrig geblieben, und da Letzteres als Beiname aufzufassen sei, einzig Hephaistos; da im ganzen Mittelalter die Sucht herrschte, classische Namen anzuwenden, so sei auch für den gefallenen Engel der Name Hephästus (anstatt Vulcanus) üblich und, wenn auch dem grossen Haufen unverständlich, wie so manches Andere volksthümlich geworden; kirchliche Bedenken gegen den Namen Hephästus seien nicht vorhanden gewesen; erst nach Jahrhunderten tauche Locho in Lucifer wieder auf, erst im Volksbuch von Dr. Faust (1587) komme diese Anschauung vor; doch 1881, S. 377 behauptet Rudolf, wann für Hephästus der neue Name Lucifer entstanden, sei unbekannt; nachgewiesen sei er zuerst bei dem Dichter Hugo von Trimberg um 1300; die frühere Ansicht, dass der Lucifer der christlichen Legende den Morgenstern bedeute und die Stelle des Propheten Jesaias „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“ Beziehung zu jenem Licht- und Feuerwesen habe, könne als überwundener Standpunkt angesehen werden. — Freilich ist diese Erklärung für die heutige Exegese ein überwundener Standpunkt; sie war es aber für frühere Jahrhunderte keineswegs. Ich verweise den Verfasser auf Strauss, Dogmatik II, 10: „Wenn es in der Stelle des Jesaja 14, 12 ff. hiess: ‚Quomodo cecidit de coelo lucifer etc.‘, so trug man kein Bedenken, dieses bildlich von dem Untergang des stolzen Königs von Babylon Gesagte in Vergleichung von Hiob 38, 7 von dem Falle eines Engelfürsten zu verstehen.“ Strauss führt als Belegstellen Origenes de princ. I, 55 und Augustin. de civit. dei XI, 15 an; Roskoff, Geschichte des Teufels I, 267 nennt ausserdem Euseb. demonstr. evang. IV, 9 und Athanas. contra Arian. I und II. Der Name Lucifer zieht sich durchs ganze Mittelalter und durch die Reformationszeit hindurch; er findet sich (Roskoff a. a. O. S. I, 333) bei Rudolf von Hohenems,

der wahrscheinlich bald nach 1254 starb, bei Gottfried von Viterbo, † 1191 — (Roskoff I, 315), bei Caesarius von Heisterbach gegen Ende des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Roskoff I, 322); ums Jahr 1223 wird von einer Secte der Luciferianer geredet (Roskoff I, 327); bei Petrus Lombardus und Bonaventura heisst der Teufel Lucifer, weil er, wie Bonaventura sagt, prae ceteris luxit suaeque pulchritudinis consideratio eum excoecavit; in den Mysterien und noch bei Jakob Böhme ist Lucifer der gewöhnliche Name des Teufels. Die Römer und Griechen sodann kannten keinen Teufel, ihre Religion war nicht dualistisch. Warum sollten denn die Deutschen einen griechischen oder römischen Gott, von dem man allerhand schadenfrohe Züge zu erzählen wusste, als das personificirte böse Princip in den Kreis ihrer religiösen Vorstellungen einführen? Im Mittelalter begegnen uns dafür die Ausdrücke Satanas, Beelzebub, Lucifer, Teufel, Valant, der Hellemor, der Hellewirt. Belegstellen für diese finden sich überall; Rudolf möge aber nur eine Stelle anführen, wo der Name Hephaistus für Teufel vorkommt. Warum der Name Loki mit den sich an ihn knüpfenden Sagen verschwunden ist, während doch andere Götter wie Thor und Wodan zum Theil in ihrer ursprünglichen, zum Theil in verwandelter Gestalt ihre Rolle fortspielten, weiss ich nicht; möglich, dass der Bekehrungseifer der christlichen Missionare sich hauptsächlich auf die Ausrottung des Lokinamens und Lokimythus richtete. Der Name Hephästus ist also nicht, wie Rudolf meint, im Lauf der Zeit verloren gegangen, sondern er ist im Sinn von Teufel nie dagewesen; auch Vulcanus kommt nirgends in diesem Sinn vor. Zudem hätte sich gewiss nicht der griechische, sondern der römische Name erhalten; man sagte ja auch nicht Artemis, sondern Diana, man dichtete von einer Frau Venusin, aber nicht von Aphrodite. Endlich verwickelt sich Rudolf in einen Widerspruch mit sich selbst, wenn er das eine Mal behauptet, für den gefallenen Engel sei im Mittelalter der Name Hephästus üblich gewesen, und dann wieder bis zum Auftauchen des Namens Lucifer finde sich überhaupt kein Name für den gefallenen Engel.

Damit ist der neuen Hypothese über Mephistopheles = Hephästophilus schon der Boden unter den Füssen weggezogen.

Rudolf stützt sich auf die Sage von Theophilus und findet in ihr das Gerippe des späteren Faust. Den zweiten Schritt that nach ihm der Buchdrucker Johannes Fust oder Faust, den dritten der Gaukler Georgius Sabellicus, der sich Faustus junior, magus secundus nannte; dies wäre der jüngere oder jüngste Faust, der im Anfang des 16. Jahrhunderts lebte. Und — so frage ich — der Zeitgenosse Melanchthons und Kaiser Karls V. verhielt sich dabei rein leidentlich? Mit Anknüpfung an die zwei Geisterstimmen (zur Rechten und zur Linken) im Volksbuch behauptet nun Rudolf: „Faust ist in zwei feindliche Theile getrennt anzusehen, in den Gottesfreund — Theophilus! und in den Teufelsfreund — Mephostophiles! Aber was ist Mephostophiles, Mephosto, Mephostophilus? Sollte es nicht eine Verstümmelung unseres Hephaistos, Hephästus sein und Mephestophiles — Hephästophilus???" (Die drei Fragezeichen sind von Rudolf selbst; er scheint über seine Hypothese erschrocken zu sein.) Der Name Hephästophilus ist nach Rudolf dem Namen Theophilus nachgebildet und gehört einer Zeit an, in welcher die Theophilussage noch ganz mundgerecht war und die eigentliche Faustsage noch nicht bestand, etwa dem Mittelalter in seinem Uebergang zur neueren Zeit. Dann aber müsste ganz gewiss Hephästophilus (Mephistopheles) nicht den Teufel oder einen Teufel, sondern einen Menschen bedeuten, der ein Freund des Teufels ist, gleichwie Theophilus einen Freund Gottes bedeutet. Rudolf jedoch belehrt uns, Hephästophilus, dieses von ihm gezimmerte Wort, bedeute einen Unterteufel, einen Freund und Diener der höllischen Majestät Hephästus. Allein dann müsste Theophilus einen Engel bedeuten. Ferner wissen wir gar nichts von einer Zeit, wo die Theophilussage ganz mundgerecht war. — Wie wurde aber nach Rudolf aus Hephästophilus Mephistopheles? Die ältere Form ist bekanntlich Mephostophiles. Rudolf beruft sich nun auf die Schreibweise Mephis-Dophulus in einer Handschrift von 1509, gibt jedoch die Möglichkeit zu, dass diese Jahreszahl unecht sei. Nach den Lautgesetzen hält er eher für denkbar, dass Mephistopheles in Mephostopheles übergehen konnte (indem das folgende o auf das i verdunkelnd einwirkte), als umgekehrt. Gewagter scheint ihm der Uebergang von H in M. „Vielleicht,

sagt er, kann das M aus einer Redewendung herübergezogen sein, z. B.

> Warum‿Hephisto solche saure Miene?
> Bins nicht am‿Hephistopheles gewöhnt —

oder die Form kann sonst im Volksmunde verstümmelt worden sein, wie in Puppenspielen Promelha (Prometheus) u. dergl. Auch die Aehnlichkeit der lateinisch geschriebenen Buchstaben H und M könnte die Verstümmelung bewirkt haben." Verzweifelte Ausflüchte. Abgesehen davon, dass mit dem Oberteufel auch der Unterteufel fällt, woher denn die „Verstümmelung" in Mephistopheles? Haben sich denn die Leute, die den Sinn von Hephästophilus wussten, bei Mephistopheles gar nichts Neues gedacht? Prometheus ist doch nicht von Promelha verdrängt worden, und das ursprüngliche Hephästophilus sollte von dem verstümmelten Mephistopheles so ganz und gar verdrängt worden sein, dass sich keine Spur mehr davon findet? Credat Judaeus Apella, non ego. — Auf Rudolfs Mittheilung (Archiv 1880, S. 227) von den drei alten Volksliedern von Dr. Faust, die (ohne Jahresangabe) in Steyr gedruckt seien und in denen der Name des bösen Geistes „Me*ve*- und Me*vi*stophilus" laute, so dass der Uebergang von Hephä- zu Hephistophilus darin erkennbar sei — entgegen der o-Form — antworte ich, dass auch in dem sehr alten fliegenden Blatt aus Köln Mephistophiles steht, dass es ferner darauf ankommt, den Namen vor 1587 nachzuweisen und dass, wie aus der Schreibung des Namens mit v statt ph erhellt, der Volkspoet das Wort blos vom Hörensagen kannte.

Auf der richtigen Fährte ist nach meiner Ansicht Sabell a. a. O. S. 70 begriffen. Er erinnert an die Verwandtschaft des Namens mit Stoffel, wie Kasperle in den Puppenspielen den Geist zu nennen pflege. „Der Teufel, fährt Sabell fort, liebt das Christliche zu parodiren; so nennt er sich Voland, Faland im Gegensatz zu Heiland; statt Christoffel (wie der Name Christophorus im 16. Jahrhundert lautete) liesse sich ein gegensätzlicher Name Mepho- oder Mephi-Stoffel denken und die Frage wäre dann nur: Was bedeutet Mepho? oder Mephi? Hiess nicht so ein alter orientalischer Götze u. s. w.?" — Schon vor mehreren Jahren, ganz unabhängig von Sabell, bin

ich auf den Gedanken gekommen, dass der Name ursprünglich Mephistophel hiess, dass in der zweiten Hälfte des Worts Stoffel oder Christoffel steckt und dass der ganze Name — das mythologische Gegenbild zu dem heiligen Christoph, Christophorus, Christoffel, nicht zu Christus selbst, bildet. Bei der Hebung von Schätzen wurde nach Wuttke, deutscher Volksaberglaube, 2. Aufl. § 641 als Zauberformel vielfach das Christophorusgebet, Christoffelgebet gebraucht. „Der Jesusknabe, sagt Wuttke, ernennt darin den Christophorus, nachdem er ihn getauft, zu seinem Schatzmeister und gibt in seine Gewalt alle verborgenen Schätze der Erde. Beim Aufnehmen des Schatzes darf man sich nicht umsehen, wenn man sich mit Namen rufen hört; das sind die Erdgeister, die dem Menschen den Schatz nicht gönnen.“ Möglich nun, dass im Gegensatz zum heiligen Christoffel der dem Menschen die Schätze missgönnende Erdgeist den Namen Mephistoffel bekam. In dem Schlüssel zu Fausts dreifachem Höllenzwang bei Scheible (Kloster 2, 907) findet sich eine solche Beschwörung; Christofeus indessen ist hier offenbar ein Druckfehler für Christofelus.

Hier begegnen uns auch die Namen Mefiafractus und Mephistophiel unter einer Menge anderer höchst willkürlicher Wortbildungen zur Bezeichnung von Teufeln. Ob dabei an das Hebräische (z. B. in Mephiboseth) oder an Mephitis (muffig, müffig?) zu denken ist, bleibt ungewiss. War nun Mephistoffel ursprünglich der neidische Erdgeist, so konnte er, wenn er zum Dienst eines Menschen durch Beschwörung gezwungen wurde, leicht die Bedeutung eines den Menschen dienenden Kobolds annehmen, wie Mephostophiles bei Wiedmann (Scheibles Kloster 2, 344) ausdrücklich sagt, er sei kein Teufel, sondern ein spiritus familiaris, der gerne bei den Menschen wohne. Wollte man also den anderen Zug in seinem Wesen hervorheben, den Neid, die Lust, den Menschen zu täuschen, ihnen allerhand Gaukelwerk, wie eben die vergrabenen Schätze vorzumalen, so war Mephistopheles bald zu einer Art Unterteufel gestempelt. — Woher aber die Form Meph*o*stophiles in den ältesten Volksbüchern? Von der Erinnerung an das doppelte o in Christophorus? Dann müsste der Name lauten: Mephist*o*pholus. Das Wahrscheinlichste ist mir: weil die Form Meph*o*stophiles voller und runder klingt, als das abgeschliffenere und

pfiffigere Mephistopheles oder Mephistophiles. Das fünfsilbige, bombastisch volltönende Wort wäre, wenn der Name von Melanchthons Landsmann und Zeitgenossen herrühren sollte, ganz im Character eines mit einem Teufelsbündniss prahlenden Landstreichers und die Form Mephistopheles (philes), die uns später begegnet, ein Versuch, das Wort in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Sabell a. a. O. kommt von der richtigen Spur wieder ab, wenn er Mepho oder Mephi durchaus aus dem Orient erklären will und die Endung el jedenfalls für hebräisch hält, nachdem er doch in der zweiten Hälfte des Worts den Namen Stoffel gefunden hatte. Die älteste Form des Namens, behauptet Sabell, sei Mephostophiel, wie er in Fausts Höllenzwang, dem Staatskalender der Hölle, heisse. Allein Fausts Höllenzwang ist nach Scheible (Kloster 2, 20) trotz der Jahreszahl 1508 erst etwa im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts irgendwo in Oesterreich gedruckt worden — zu einer Zeit, setze ich hinzu, wo der Name Mephostophiles längst bekannt war. Da aber im Höllenzwang die Teufelsnamen auf el oder iel ausgehen, so musste auch Mephostophiles, in der Endung wenigstens, hebraisirt werden.

Die Richtigkeit meiner Behauptung kann ich nun freilich nicht beweisen, aber die Unrichtigkeit von Rudolfs Erklärung glaube ich bewiesen zu haben.

II.

Ueber den „Erdgeist“ in lexikalischer Hinsicht.

Der Artikel „Erdgeist“ ist in den grossen Wörterbüchern von Grimm und Sanders bei Weitem nicht erschöpfend behandelt. Grimm hat unter „Erdgeist m. spiritus terrenus, daemon“ nur eine Stelle und zwar aus Schellings Methode des akademischen Studiums, wo der Philosoph von der Einheit des Allem inwohnenden Erdgeistes redet; hier bedeutet das Wort den allgemeinen Geist der Menschheit. Unter „Geist“ 11, e (S. 2649. 50) bringt Hildebrand jetzt wenigstens den Erdgeist, den Faust beschwört, im Gegensatz zum Zeichen und zur Wirkung des Macrocosmus, nennt darauf die Anrede Fausts an den erhabnen Geist und geht zu der neuen philosophischen Naturforschung am Ende des 18. Jahrhunderts über, erinnert dann an die höllischen Erdgeister im 17. Jahrhundert, citirt eine Stelle aus

Körners Leier und Schwert („noch dem Erdgeist ist er preisgegeben, mit dem Staube kämpft der Genius“ aus dem Gedicht „Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand“) „vom weltschmerzlichen Ringen nach oben“ (aus welchen Worten man nicht klar wird, in welchem Sinn Körner hier den Erdgeist nennt; dem Zusammenhang nach, gemäss den unmittelbar vorangehenden Worten „Es ist nicht der Künste freies Streben, nicht verklärter Geister Weihekuss“ meint Körner den auf der Erde herrschenden bösen Geist, so dass das Wort eher im Sinn einer mythischen Person, als in dem einer bösen Gesinnung steht); zuletzt wird eine Stelle aus Fechners Tagesansicht „im Zusammenhang philosophischer Weltansicht“ angeführt. Hier ist alles Andere eher zu finden, als Ordnung und Zusammenhang, aber auch Vollständigkeit der Bedeutungen wird vermisst. Sanders unter Geist 7 b) nennt überirdische Wesen in den verschiedenen Elementen: Elementar-, Erd-, Feuer-, Luft-, Wassergeister und verweist auf drei Stellen im Faust und eine bei Matthisson.

Das Wort „Erdgeist“ kommt in drei Bedeutungen vor. 1) Im Sinn von irdischer Gesinnung hat Logau „Erdegeist“; vergl. Grimm unter „Erdegeist“. „Erdengeist“ hat in dieser Bedeutung Louise von François in dem Roman: die Stufenjahre eines Glücklichen, wo wir lesen: „dieser Mann war nur ein Halbgenie, denn ihm fehlte jener Bruchtheil von Kraft, mit welchem er die Fesseln des Erdengeistes gesprengt haben würde. Wenn in dieser Bedeutung nur „Erdegeist“ und „Erdengeist“ vorkommen sollten, so halte ich dies für einen Zufall.

2) Die Personification (Verpersönlichung) tritt hervor in der Bedeutung von Geistern, die im Innern der Erde, namentlich der Berge hausen. So sagt Wuttke, deutscher Volksaberglaube 2. Aufl. § 641: „Die Erdgeister wollen dem Menschen den Schatz nicht gönnen.“ Hieher gehören nach Wuttke § 45 auch die Zwerge und die mit ihnen verwandten Kobolde, welche die Bedeutung der Wolken- und der Erdgeister vereinigen, unter der Erde in Bergen wohnen und sehr emsig als Bergleute und Schmiede arbeiten. Der Kobold in der Beschwörungsscene von Goethes Faust ist nach v. Löpers richtiger Erklärung „der der Erde entstiegene Hausknecht der deutschen

Mythologie", der eben als Hausgeist im Dienst des Hauses sich abmüht — nicht, wie Schröer erklärt, der Erdgeist im Unterschied vom Geist der Erde (eine solche Unterscheidung ist nicht im Sinn und Sprachgebrauch des Dichters), der durch mühevoll beflissene Geberde sich kundgeben soll. Mit diesem Kobold, Erd- oder Berggeist, der nachher zum Hausgeist wird, haben wir von nun an nichts zu schaffen. Wir sprachen oben von Geistern; es kommt aber auch der Singular vor, als ob es nur einen Erdgeist gäbe. So bemerkt O. Glaubrecht in „die Schreckensjahre von Lindheim 1846" S. 16: „Der Aberglaube jener Zeit hatte eine Menge Geister erfunden und Luft und Erde mit ihnen bevölkert. Tellusazza war der Erdgeist, der die verborgenen Schätze bewachte. Seinen Aufenthalt entdeckte man durch die Erdspiegel und die Schätze konnten ihm nur durch bestimmte Zaubersprüchlein entrissen werden."

Der Erdgeist oder Geist der Erde bezeichnet aber auch 3) in mythologischer oder mystischer Personification das elementarische Leben des Erdplaneten, die schaffende, erhaltende, zerstörende und neu schaffende Kraft der Erde, in ihrer höchsten Spitze als den in der Menschheit waltenden Geist der Gesammtheit angeschaut. Als böse erscheint dieser Erdgeist z. B. in Novalis' Heinrich von Ofterdingen, wo ein entlegenes Kloster geschildert wird, dessen Mönche eine Art von Geistercolonie bilden. Ueber dem Kirchhof des Klosters findet sich ein Gedicht, dessen Schluss lautet:

> Helft uns nur den Erdgeist binden,
> Lernt den Sinn des Todes fassen
> Und das Wort des Lebens finden;
> Einmal kehrt euch um.
> Deine Macht muss bald verschwinden,
> Dein erborgtes Licht erblassen,
> Werden dich in kurzem binden,
> Erdgeist, deine Zeit ist um.

Damit vergleiche man Wallensteins Tod I, 2:

> Mich (Wallenstein) schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
> Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
> Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
> Dem guten u. s. w.

Hier wird der Geist der Erde ausdrücklich ein böser Geist genannt. Die falschen Mächte, die unterm Tage schlimmgeartet

hausen, die Lügengeister, von denen Max weiter redet, erinnern deutlich an die Erdgeister des Volksaberglaubens, die den Schatz nur gegen ein schweres Opfer dem Menschen in die Hände liefern. Auch Wallenstein möchte immer reicher und mächtiger werden; er bedient sich dazu des astrologischen Mittels. Der Volksaberglaube ist hier idealisirt.

In gutem Sinn braucht das Wort Schleiermacher in der Weihnachtsfeier 2. Ausg. S. 139: „Was ist der Mensch an sich anders, als der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden? — So ist auch kein Verderben in ihm und kein Abfall und kein Bedürfniss einer Erlösung. Der Einzelne aber, wie er sich anschliesst an die andern Bildungen der Erde und sein Erkennen in ihnen sucht, da doch ihr Erkennen allein in ihm wohnt, dieser ist das Werden allein und ist ein Abfall und Verderben, welches ist die Zwietracht und die Verwirrung und er findet die Erlösung nur in dem Menschen an sich. In Christo sehen wir den Geist nach Art und Weise unserer Erde zum Selbstbewusstsein in den Einzelnen sich ursprünglich gestalten. Andacht und Liebe sind sein Wesen“ u. s. w. Der Geist der Erde bezeichnet hier das Allgemeine und Ewige, wie es namentlich in der Kirche sich eine Gestalt gibt, im Unterschied von dem Einzelnen, das der Auflösung und Zerstörung anheimfällt.

Als schöpferischer Geist wird der Erdgeist gefeiert z. B. in Uhlands Gedicht: „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden“:

in der Höhle, wo die stille Kraft
des Erdgeists — räthselhafte Formen schafft.

Heinrich Noé in „Post Höhlenstein (über Land und Meer 1877, 3): „Man erfuhr aus einem englischen Werk, dass es dort im Südosten, an der Drau und Piave, Berge von Dolomitgestein gebe, welche durch ihre vielgestaltigen Formen als Thürme, Säulen, Würfel, Obelisken, Zuckerhüte, Sägen, Hörner die Verkörperung einer der wildesten Phantasieen des schaffenden Erdgeistes darstellen.“ Als zerstörend, vernichtend erscheint dagegen der Erdgeist bei Wilhelm Waiblinger in „die Nacht in St. Peter.“

Man weiss, wie donnernd aus erschlossnem Grund
Urweltlich oft von seinem Zorn getrieben

Der Erdgeist bricht durch seinen Flammenmund,
Dass Meere zittern, Berge selbst zerstieben:
So wehts gleich einer finstern Macht empor
Aus tiefster Seele mir, ein einzger Schauer
Vom Herzen steigt es auf, wo's mächtig gohr,
Ein Feuerbild voll schwermuthsvoller Trauer.

Nach beiden Seiten, der schöpferischen und der zerstörenden, tritt der Erdgeist auf bei Waiblinger 4, 37: „Hier (in Michel Angelos Bildern) wohnt nicht die heitere Seele Sancios, in dessen Welt der Gott der Liebe und Schönheit, der Sanftmuth und Ruhe nur im Hauch eines Frühlingswindes fühlbar wird, sondern der ungeborne stürmische Erdgeist, der die schäumenden Meere regiert, der über werdenden Gebirgen ruht, dessen Hauch Orkan ist, der die kreisenden Gestirne zügelt.“ Hier ist der Erdgeist nahe verwandt, wenn nicht dasselbe mit dem Weltgeist, von dem Waiblinger wenige Zeilen vorher sagt: „Der Weltgeist selbst und der schaffende Gott schwebt ausgebreitet über den Wassern und der werdenden Erde“ u. s. w. Wie Welt und Erde oft mit einander verwechselt werden, wie man Weltmeer und Welttheil sagt statt Erdmeer und Erdtheil, so ist auch bei Uhland in „Merlin der Wilde“ und in „die Ulme zu Hirsau“ der Geist der Welt, den Merlin in des Waldes Grunde erlauscht und der in dem zweiten Gedicht von der Erde hinauf in Licht und Luft ringt, so ziemlich eins mit dem Geist der Erde. — Statt Erdgeist findet sich Erdengeist bei J. G. Fischer, neue Gedichte S. 69: „als ob der Erdengeist verschied um diese dürre Stunde“ (um die dritte Stunde des Nachmittags).

In einer eigenthümlichen Bedeutung braucht Herder das Wort Erdengeist = ein Erdgeist, ein irdischer Geist, daemon, spiritus terrenus in den Ideen zur Philosophie etc. V, 6: „Der jetzige Zustand des Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten. Wenn höhere Geschöpfe auf uns blicken, so mögen sie uns wie wir die Mittelgattungen betrachten, mit denen die Natur aus einem Element ins andere übergeht. So ists auch mit der Menschennatur. Ihr Unförmliches fällt einem Erdengeist schwer auf; ein höherer Geist aber, der in das Inwendige blickt und schon mehrere Glieder der Kette sieht, die für einander gemacht sind, kann uns zwar

bemitleiden, aber nicht verachten“ (vergl. über die hier ausgesprochene Vorstellung einer Stufenleiter von Geistern meine Schillerstudien S. 255).

Lenken wir nun von einem Erdgeist wieder zu dem einen Erdgeist zurück, so können wir hier nach Hildebrands Vorgang Fechner nennen, der mit dem Erdgeist Ernst macht und in der rollenden Erdkugel den Körper sieht für einen Geist, der uns nur unerforschlich ist, ähnlich wie der Körper des Menschen einen solchen Geist verbirgt. Bei Goethe findet sich das Wort Erdgeist ausser im Faust noch in dem Gedicht „Requiem, dem frohesten Manne des Jahrhunderts, dem Fürsten von Ligne“. Er lässt dem Jüngling der Schlachten Ruf, der Prüfung Ruf erschallen.

> Das Entsetzen wie das Grauen,
> Das Zerstören als ein Bauen
> Nur voran mit Geistsgewalt!
> Wirbelt Pauke, Drommete schallt.

Der Erdgeist baut und zerstört; seinem ungestüm kriegerischen Wesen steht „der Genius“ gegenüber, der harmonische Geist der Besonnenheit, des Ewigen und Wahren, das im herrlichen Lichte der Sonne wohnt. Offenbar dasselbe Verhältniss, wie zwischen dem Macrocosmus und dem Erdgeist im Faust — worüber der nächste Artikel Aufschluss geben wird.

Als kleines Intermezzo betrachten wir:

4) die Stelle:

> Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
> Ein leidig Lied!

Das Fragment von 1790 hat: „Ein garstig Lied! Pfuy! ein politisch Lied ein leidig Lied!“ Dazu bemerkt Schröer, der ursprüngliche Sinn sei: „Ein politisch Lied ist ein garstig Lied.“ Ganz gewiss ist dies der Sinn, ob man so oder so liest; die verschiedene Interpunction thut nichts zur Sache. Schröer bemerkt weiter: „Eine Anspielung auf die Stelle findet sich schon in einem Briefe des Dichters vom 19. Februar 1776 an Johanna Fahlmer: „Liebe Tante ‚ein politisch Lied!‘“ Auch der Herausgeber der Briefe Goethes an Johanna Fahlmer, Urlichs, sagt S. 107: „Aus Faust, den also Johanna gekannt zu haben scheint.“

Es ist aber noch ein Fall möglich, nemlich, dass es zu

jener Zeit eine sprichwörtliche Redensart war, ein politisches Lied sei ein böses, leidiges Lied. Auf diesen Gedanken bringt mich der Anfang von Herders Gedicht: Coalition. Herder sagt hier:

> Politisch Lied, ein böses, böses Lied!
> So sagt das Sprichwort; und du willst, o Freund,
> Dass dichtend unsre Nation sogar
> Politisire?

Herders Gedicht ist jedenfalls nach 1790 entstanden; Herder hat darin in der Verbitterung über das damalige Kriegsgeschrei und den Ausgang der ersten Coalition gegen Frankreich einer einseitig humanistischen Richtung ihren Ausdruck gegeben. Der Schluss des Gedichts, das meines Wissens noch nie als Parallele zu Goethe angeführt worden ist, lautet:

> Sieh, Freund, so spricht die deutsche Politik
> Vom Fernsten immer und vom Weitesten,
> Nur nicht von sich: und lohnt es wohl der Müh,
> Die Musen mit dem Wuste zu entweihn?
> Verbannt aus Deutschland ist die Politik;
> Verbannt sei nur nicht die Menschlichkeit!

Die letzten Worte klingen an das bekannte Epigramm an:

Deutscher Nationalcharacter.

> Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
> Bildet dafür, ihr könnt's, freier zu Menschen euch aus.

Nach überwiegender Wahrscheinlichkeit ist dieses Xenion von Goethe; seinem Geist und Gehalt nach könnte es aber auch von Schiller sein (vgl. meine Schillerstudien S. 171). Möglicherweise rührt das Epigramm von beiden Dichtern zugleich her; denn, wie wir wissen, machte oft Schiller den Hexameter, Goethe den Pentameter oder umgekehrt. Zum Glück ist Herder sich mit seinem Widerwillen gegen die politische Poesie nicht gleich geblieben; wir haben von ihm mehrere politische Lieder. Aus den Worten vollends, die Goethe in Auerbachs Keller einem halb berauschten Studenten in den Mund legt, folgt nichts für des Dichters eigene Ansicht. Faust ist kein unpolitisches Gedicht; abgesehen vom II. Theil, wo Faust wirklich praktischer Politiker wird, weist schon der Erdgeist, der im Thatensturm hin und her weht, auf die Welt der Politik und Geschichte hin.

Gustav Hauff.

Beiträge zur Geschichte der Pastoraldichtung.

Von

Adolf Kressner.

I.

Einleitung. Montemayors Diana.*

Die Pastoraldichtung ist uralt. Schon in frühester Zeit scheint man den Contrast zwischen den verfeinerten Sitten, welche das Zusammenleben in den Städten erzeugte, und dem urwüchsigen Leben auf dem Lande gefühlt und diesem Gefühl poetisch Ausdruck gegeben zu haben. Viele Stellen der Bibel weisen darauf hin, dass diese Dichtungsart den Völkern des Ostens bekannt war, und das um das Jahr 950 v. Chr. von einem unbekannten Verfasser gedichtete und in den Kanon der Heiligen Schrift aufgenommene Lied der Lieder (Hohelied Salomonis) muss als das erste grössere Erzeugnis der Gattung angesehen werden; es schildert uns in fünf deutlich characterisierten Scenen das Liebeswerben des Salomo bei der Hirtin Sulamith, die aber die Anträge des Königs zurückweist und ihrem Hirten treu bleibt.

Wie bei den Völkern des Ostens, so werden auch bei den

---

* Ursprünglich beabsichtigte ich eine zusammenfassende Geschichte der Pastoraldichtung zu schreiben; da aber die Berliner Kgl. Bibliothek die notwendigen Bücher mir zu übersenden sich weigerte, so will ich mich vorläufig auf einzelne Abhandlungen beschränken. — Anregung und viele wertvolle Hinweisungen verdanke ich Dunlops trefflichem Buche: History of Fiction, deutsch von F. Liebrecht, Berlin 1851.

Griechen die Hirten Musik und Poesie getrieben und gepflegt haben. Schon Homer schildert sie uns, wie sie sich am Klange der Hirtenflöte, der Syrinx, ergötzen:

> *οἱ μὲν τάχα προγένοντο, δύω δ' ἅμ' ἕποντο νομῆες*
> *τερπόμενοι σύριγξι.*

heisst es Ilias XVIII. 525. Zu diesen musikalischen Belustigungen, denen sie sich in ihrer Einsamkeit hingaben, werden wohl bald Gesänge getreten sein, ursprünglich Hymnen an ländliche Gottheiten, an Pan und die dorische Artemis, mit deren Cultus nach den Mitteilungen mehrerer Grammatiker der Ursprung der Hirtendichtung verknüpft ist.

Bald aber drang in diese religiösen Dichtungen ein volkstümlich-humoristisches Element; als echte Naturkinder fassten die Hirten gewisse Vorgänge in der Tier- und Menschenwelt als höchst selbstverständlich auf und trugen kein Bedenken, dieselben in poetischer Form, mit derber Komik gewürzt, zu schildern. Besonders blühte diese volkstümliche Hirtenpoesie auf Sicilien; als ihre Hauptvertreter werden uns drei Männer genannt, Stesichoros, Philoxenos und Sophron, von deren Werken jedoch fast nichts auf uns gekommen ist. Aber wie beschaffen diese Poesie gewesen ist, das können wir erkennen aus den Idyllen des Theokritos, der beglaubigtermassen den Sophron sich zum Vorbilde nahm, aber als der erste unter den Griechen ihr wahrhaft künstlerische Form gegeben hat. Er lebte um das Jahr 260 v. Chr., meistenteils in Syracus; wir haben von ihm dreissig Idyllen, einige im dorischen, andere im ionischen, die drei letzten im äolischen Dialecte abgefasst, welche sich durch genaue Beobachtung des Hirtenlebens, durch lebensvolle Schilderung desselben und durch einen über sie ausgegossenen zart-lyrischen Anstrich auszeichnen, ohne an passenden Stellen eine gewisse, aber nie ins Zügellose gehende Derbheit zu verschmähen. (Theocriti Idyllia, ex recensione Fritzschii. Lipsiae, Teubner 1870. — Von demselben Herausgeber: Theocrits Idyllen mit deutschen Anmerkungen. Leipzig, Teubner. — Die Idyllen des Theokritos, übersetzt und erläutert von Fr. Zimmermann. Stuttgart 1859.)

Nachahmer fehlten dem Theokritos in diesem von ihm ge-

schaffenen Litteraturzweige nicht; die bekanntesten sind Bion aus Smyrna, um 200 v. Chr., von dem wir neben einem längeren Gedichte *Ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος* nur Fragmente besitzen, und Moschos aus Syracus, um 180 v. Chr., von dem kleinere epische Dichtungen und eine Anzahl Fragmente vorhanden sind. (Bionis et Moschi carmina ex codicibus Italis ed. Chr. Ziegler. Tübingen 1868.)

Der bedeutendste aber aller Nachahmer des Theokritos ist P. Vergilius Maro (70—19 v. Chr.) in seinen Bucolica genannten Gedichten. Durch eifrige Lectüre des griechischen Vorbildes hatte er sich trefflich die Behandlungsweise desselben angeeignet; dasselbe warme Gefühl für die Schönheit der Natur und dieselbe naturgetreue Schilderung des einfachen Lebens des Hirtenstandes treffen wir bei ihm. Freilich besteht immerhin ein nicht wegzuleugnender Unterschied zwischen beiden Dichtern. „Während Theokrit als glücklicher Landschaftsmaler uns überall die Scene klar vor die Augen führt, verschwimmen Vergils Landschaftsbilder, ausser, wo er uns die Lage seines eignen Gutes schildert, ins Unbestimmte; während Theokrit als scharfer Beobachter und Menschenkenner überall den rechten Volkston zu treffen weiss, haben Vergils Hirten die Kenntnisse und reden im Tone der gebildeten Römer; während Theokrit endlich auf das glücklichste individualisiert, allegorisiert Vergil auf künstliche Weise“ (Ladewig in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Vergils Bucolica und Georgica, Berlin, Weidmann). Zu dieser Allegorie war Vergil gezwungen worden durch seine persönlichen Verhältnisse; als er sein Gut, ja sein Leben durch die politischen Wirren des Landes gefährdet sah, suchte er die Gunst hochgestellter Personen durch seine Lieder, in denen er unter fingierten Namen und Verhältnissen seine eigene Lage schildert, zu erwerben und sie zum Schutze seines Eigentums durch feines Lob anzuregen. Unter seinen Landsleuten wurde Vergil nachgeahmt von Calpurnius Siculus, um das Jahr 60 n. Chr., von dem wir sieben Eclogae übrig haben, und von Decimus Magnus Ausonius, um 350 n. Chr., in seinen Idyllia XX. Aber von dem weitgreifendsten Einfluss waren Vergils Eclogen mit ihren vielfachen Allegorien auf die Hirtendichtung des Mittel-

alters. Denn er gehörte ja bekanntlich zu den Dichtern, dessen Werke zu studieren man selbst in der Zeit der grössten mittelalterlichen Verdummung nicht aufgehört hatte, und als das Morgenrot der Renaissance hereinbrach, da wurden sie ein Gegenstand der höchsten Bewunderung und steter Nachahmung, nicht nur in lateinischer Sprache, sondern auch in verschiedenen modernen Idiomen. Bevor wir aber diese Nachdichtungen besprechen, müssen wir einen Schritt zurückgehen, um die Bekanntschaft eines nicht minder gewichtigen, ja wohl noch einflussreicheren Werkes zu machen, der *Ποιμενικὰ τὰ κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην* (Hirtengeschichte von Daphnis und Chloe) des Griechen Longos. (Ausgabe von Villoison, 2 vol. Paris 1778 — Griechisch und Deutsch von Passow, Leipzig 1811. — Griechisch und lateinisch von Seiler, 1835. 1843. — Uebersetzt von Jacobs, Stuttgart 1832.) Dieses Werk, wahrscheinlich im V. Jahrhundert nach Chr. verfasst, ist insofern Epoche machend, als es die erste romanhaft ausgeschmückte Darstellung von Hirtengeschichten in Prosa ist, wobei wir mit „romanhaft“ die in mystisches Dunkel gehüllte Geburt der beiden Helden, sowie die Wiedererkennung durch ihre Eltern bezeichnen; denn sonst lebt seine Hirtenwelt ebensowenig wie die des Theokritos in einem idealen goldenen Zeitalter, sie ist vielmehr voller Sorge, Mühe und Gefahren; raffinierte Wollust sucht der ländlichen Unschuld zu schaden; Gefangenschaft und Feindesnot tauchen als drohende Gespenster auf und erschrecken das arme Landvolk. Aber über das Ganze liegt eine so heitere Anmut ausgebreitet, die Geschichte der naiven Kinder fesselt, rührt und unterhält uns so, dass, wenn auch einige erotische Scenen der üppigsten Art den Genuss der Lectüre stören, wir doch das Buch mit der grössten Zufriedenheit zu Ende lesen und mit dem Bewusstsein aus der Hand legen können, eines der besten Denkmäler spätgriechischer Litteratur kennen gelernt zu haben. Zugleich aber wollen wir gestehen, dass von allen alten und modernen Hirtenromanen der des Longos der beste, natürlichste und unterhaltendste ist; dass er der einzige ist, in dem die Fabel strict und ohne Umschweife oder langatmige Episoden zu Ende geführt wird; dass er der einzige ist, in dem wahres Leben frisch pulsiert, in dem

nicht eine geschminkte, übertünchte Gesellschaft sich künstlich in einen Urzustand zurückzuversetzen sucht, den sie nie gekannt hat.

Nach dem Erscheinen dieses Werkes des Longos ruhte die Pastoraldichtung lange Zeit; die politischen Stürme der nächsten Jahrhunderte, in deren Wirbel alle west-europäischen Staaten hineingerissen wurden, hinderten die Menschheit, sich der heiteren, leichten Dichtung hinzugeben, und von Sturm und Drang erfüllt, wie sie war, sehnte sie sich vielleicht auch gar nicht nach jenem ruhigen Leben in der Natur.

Erst im XII. und XIII. Jahrhundert begegnen wir bei den Provenzalen und den Nordfranzosen wieder Hirtendichtungen, die jedoch in trivialer Weise fast alle dieselbe Scene schildern: der Dichter geht spazieren, trifft eine schöne Schäferin, macht derselben Liebesanträge, oft in recht handgreiflicher Sprache,* und findet meistens seines Wunsches Gewährung, oder aber er wird durch hinzukommende Hirten verjagt. Bei den Altfranzosen scheint besonders das Schäferpaar Robin und Marion in Ansehen gestanden zu haben, die in treuer Liebe an einander hängen und die ein Ritter vergeblich durch seine Werbung zu trennen sucht. Eine grosse Anzahl längerer oder kürzerer Gedichte betrifft diesen Stoff, der Dichter Adam de la Halle (XIII. Jahrh.) hat ihn sogar dramatisch behandelt. Doch macht die Dichtung, einzelne Stellen abgerechnet, einen wenig erfreulichen Eindruck; interessant ist sie wohl besonders deswegen, weil uns dort Spiele der Hirten vorgeführt werden und wir so einen Einblick in die damaligen Volksbelustigungen bekommen. (Théâtre français au moyen-âge p. p. Monmerqué et Michel. Paris 1874, pg. 31—48; 102 bis 135.)

Als Italien im XIV. Jahrhundert sich der Hirtendichtung bemächtigte, trat dieselbe in eine neue Phase. Die Renaissance

---

* Toza, fi m'eu, gentils fada
vos adastret, quan fotz nada
d'una beutat esmerada
sobre tot' autra vilana.
e seriaus ben doblada
sim vezi' una vegada
sobeiras e vos sotrana. Marcabrus (XII. Jahrh.).

hatte inzwischen ihr aufklärendes Licht über die Menschheit ausgegossen; die alten Schriftsteller wurden von dem Staube der Bibliotheken, der Jahrhunderte lang auf ihnen gelastet hatte, befreit, und die moderne Welt suchte in freudiger Begeisterung ihnen nachzustammeln. Den Reigen beginnt Boccaccios Ameto (herausgeg. v. Sansovino, Venezia 1545), offenbar beeinflusst durch die Dichtungen der Trobadors und durch Vergil; eigentümlich ist diesem Idyll, dem ersten in italiänischer Sprache, die Abwechselung zwischen Prosa und Poesie. Der Ameto diente als Vorbild der Arcadia des Sannazaro (1471—1533). Auch hier finden wir Poesie und Prosa sich abwechselnd, aber noch in gleichem Verhältnisse, während bei den Späteren, die dasselbe Verfahren adoptierten, die Prosa bedeutend überwiegt, und nur gelegentlich zur Ausschmückung ein Sonett, eine Ecloge, ein Villancico eingeschoben wird. Bei Sannazaro zeigt sich besonders der obenerwähnte Einfluss des Vergil; seine Arcadia ist weniger ein Roman, als „eine Schilderung der Beschäftigungen und Zeitvertreibe der Hirten, deren Handlungen und Gefühle der Einfachheit des ländlichen Lebens gewöhnlich recht gut angepasst sind“ (Dunlop). Des Sannazaro Werk ahmte nach, wie er selbst an mehreren Stellen gesteht, der Portugiese Fernão d'Alvarez do Oriente (um 1570) in seiner Lusitania Transformada, eintönigen Schilderungen aus dem Hirtenleben, mit zahlreich eingeflochtenen Allegorien, in denen nur selten das natürliche Gefühl sich geltend macht.

In Italien war es auch, wo die dialogische Form der Ecloge zum Drama ausgebildet wurde; in diese Gestalt kleidete Poliziano (1454—1494) seinen Orfeo, Beccari sein Sacrificio (1554), Lollio seine Aretusa (1563), Agostino degli Arienti seinen Sfortunato (1567), Tasso seinen Aminta (1573); das bedeutendste der italiänischen Hirtendramen ist aber der Pastor fido des Guarini (1537—1612), das ganz Europa pries und zu lesen sich beeiferte.

Auch das Prosawerk des Longos wurde wieder hervorgeholt, übersetzt, nachgedichtet und in der Ursprache studiert. 1559 übersetzte Amyot die Abenteuer des Daphnis und der Chloe, Gambara dichtete dieselben in lateinischen Versen nach

(1569), die erste griechische Ausgabe erschien 1598. Spanien war es, welches zuerst die von dem Griechen gezeigte Bahn einzuschlagen versuchte; aber wir müssen bedenken, dass tausend Jahre dahingegangen waren, seitdem jene reizende Nachblüte griechischer Litteratur das Licht der Welt erblickt hatte; dass die Gesellschaft viele durchgreifende Revolutionen durchgemacht und nicht mehr das richtige Verständnis für arcadische Zustände hatte; dass vor allem das glanzvolle Rittertum über sie dahingestrichen war und nachhaltige Eindrücke hinterlassen hatte. Wenn es also auch unbestreitbar feststeht, dass des Longos Buch den Anstoss zu den Schäferromanen des XVI. und XVII. Jahrhunderts gegeben hat, so darf man sich auch andererseits nicht verhehlen, dass sie eigentlich nur darin übereinstimmen, dass sie die Scene auf das Land verlegen, dass die handelnden Personen Hirten sind und dass hier und da einmal eine antike Anschauung, eine antike Gottheit uns begegnet, die sich allerdings seltsam genug in ihrer modernen Umgebung ausnimmt; die behäbige Schönheit und Naturfrische des Griechen erreichen sie nicht; sie sind im Gegenteil matt, weitschweifig, oft allegorisch, mit romantischen Episoden überladen, die gewöhnlich das ganze Interesse in Anspruch nehmen und die Haupthandlung in den Hintergrund drängen. Daher ist denn auch der Eindruck, den die Lectüre dieser Werke hinterlässt, meist ein recht unerquicklicher; das Streben der überfeinerten Gesellschaft, sich in Zeiten und Gefühle zu versetzen, die ihnen so unendlich fern stehen und fremd sind, das Geschraubte, Stelzenhafte der Ausdrucksweise, die gedrechseltste Ziererei statt wahrer Empfindung lässt uns meist gähnend derartige Werke halbgelesen bei Seite legen. Und doch muss andererseits jeder, der sich auch nur wenig unter den litterarischen Erzeugnissen jener Epoche umgesehen hat, gestehen, dass die Rolle der Pastoralromane in der Litteratur nicht unbedeutend ist, dass ihr Einfluss auf die Bildung der damaligen Gesellschaft nicht unterschätzt werden darf, dass sie bei ihrer Wichtigkeit für die Kulturgeschichte nicht ganz die Verachtung verdienen, mit der die Nachwelt sie gestraft hat, dass bei dem ehrwürdigen Alter der Pastoraldichtung ihnen die Aufmerksamkeit der Litteraturfreunde gebührt.

Der erste Schäferroman, der das Vorbild aller noch zu nennenden wurde, ist die Diana des Montemayor (1520 bis 1561). Dies Werk, sowie seine Fortsetzungen und Nachahmungen, zeigt sogleich die oben berührten Schwächen; die Allegorie steht in schönster Blüte, die Haupthandlung ist auf ein Minimum beschränkt und unser ganzes Interesse wird durch die eingeschalteten Episoden in Anspruch genommen. Die Diana (7 Bücher umfassend) ist von Montemayor nicht beendet worden; Alonzo Perez von Salamanca liess 1564 eine Fortsetzung in 8 Büchern erscheinen, ohne dass auch er zu einem Abschluss gelangte.* Unabhängig von ihm führte Gaspar Gil Polo die Diana in 5 Büchern 1574 zu Ende; seine Fortsetzung scheint besonders den Beifall der Zeitgenossen gefunden zu haben, wenigstens lässt sich dies aus der Scene in Cervantes' Don Quixote schliessen, in der der Pfarrer und der Barbier des Ritters Bibliothek verbrennen; „die Diana des Salamankers," sagte der Pfarrer, „möge die zum Scheiterhaufen verdammten begleiten und ihre Zahl vermehren, die des Gil Polo hingegen muss bewahrt werden, als hätte Apoll selbst sie verfasst." (I, 6.)

Von den spanischen Nachahmungen des Montemayor ist die bekannteste die Galatea des Cervantes, welche 1584 zum ersten Male im Druck erschien und gleichfalls von grossem Einfluss auf die späteren Werke dieser Art war. Ferner sind zu erwähnen Los diez libros de Fortunas d'Amor von Pedro Frasso (1573), El Pastor de Iberia von Bernardo de la Vega, El Pastor de Fílida von Luis Galvez de Montalvo (1582), El Desengaño de Celos von Lope de Enciso (1586), Las Ninfas de Henares von Gonzales (1587).

Montemayors Diana muss sehr bald in England bekannt geworden sein, denn sie hat offenbar Sir Philip Sidney

---

* Dunlop sagt p. 356, dass er nie des Alonzo Perez Fortsetzung gesehen habe; in der Ausgabe von Montemayors Diana, die mir vorgelegen hat (La Diana de George de Monte Mayor. Primera y segunda parte. Agora nuevamente corregida y emendada. En Lisboa, Craesbeeck 1624) war das Buch des Perez unmittelbar dahinter gebunden, mit dem Titel: Segunda Parte de la Diana de George de Monte Mayor. Por Alonzo Perez 1624.

(† 1586) das Muster zu seiner Arcadia (The Countess of Pembroke's Arcadia, London 1590) gegeben. Das Werk hat auch darin mit seinem Vorbilde Aehnlichkeit, dass es unvollendet geblieben, und dass neben dem pastoralen Element sich ein starker Zug nach der bunten Abenteuerlichkeit der Ritterromane in ihm findet.

Im XVII. Jahrhundert wanderte der Hirtenroman nunmehr nach Frankreich, woselbst 1610 der erste Band von D'Urfés Astrée* erschien und sofort das grösste Aufsehen erregte, nicht sowohl wegen des romanhaften Inhalts, als wegen der unter Hirtennamen darin auftretenden wohlbekannten Persönlichkeiten und ihrer Liebeshändel. Sobald indessen spätere Generationen das Verständnis für diese Allegorien und Anspielungen verloren hatten, sank das Ansehen des Buches bald, wozu auch seine Langatmigkeit und die Unnatürlichkeit seiner Begebenheiten nicht wenig beitrugen. Doch ist an vielen Stellen, wo der Dichter von der Allegorie absieht, ein wahrhaft poetisches Gefühl nicht zu verkennen, besonders da, wo er sich in Naturschilderungen ergeht; so lässt es sich denn auch erklären, dass Männer wie La Fontaine und Rousseau das Werk immer wieder mit Freuden lasen.

Auch Deutschland trug im XVII. Jahrhundert sein Scherflein zur Geschichte der Hirtendichtung bei; Opitz (1597—1639) schrieb das armselige Singspiel Daphne, eine Schäferei und die Schäferei der Nymphe Hercynia, und die Nürnberger Pegnitzschäfer erfreuten ihre Zeitgenossen mit arcadischen Süsslichkeiten. Der letzte Ausläufer dieser Richtung in Deutschland ist Salomon Gessner (1730—1788), dessen weichliche, widerlich süssliche Idyllen ihrer Zeit sehr beliebt waren, von denen aber „ein gesundes Gemüt sehr bald sich mit Widerwillen wegwendet“ (Vilmar).

Noch einmal wurde im XVIII. Jahrhundert den Schäferromanen das Wort geredet von dem enthusiastischen Verehrer spanischer Litteratur, dem französischen Dichter Florian (1755—1794), der des Cervantes Galatea in seine Muttersprache übertrug und selber einen Hirtenroman, Estelle, verfasste.

---

* Erst 1647 wurde der Roman vollständig in 5 Bänden herausgegeben.

Aber mit dem zur Neige gehenden Jahrhundert erlosch auch das Interesse für die Hirtenwelt, deren Erlebnisse viele Menschenalter hindurch die Gesellschaft ergötzt hatten, und sie schläft jetzt, in den Staub der Bibliotheken gehüllt, jenen ihr wohl zu gönnenden Schlaf, aus dem sie höchstens alle Decennien einmal die Hand des stöbernden Litterarhistorikers weckt.

In den folgenden Blättern geben wir den Lesern des Archivs eine möglichst übersichtliche Inhaltsangabe von Montemayors Diana, jenem Werke, das, wie wir soeben auseinandergesetzt haben, von so bedeutendem Einflusse auf die späteren Hirtenromane gewesen ist. Die Haupthandlung, die, wie gesagt, unser Interesse weniger erregt als die Episoden, ist in schnellen Umrissen von uns skizziert, woher es denn auch kommt, dass die drei letzten Bücher verhältnismässig wenig Raum einnehmen, während wir auf den besten Teil des Buches, auf die Episoden, möglichst genau eingegangen sind, ja sogar die des IV. Buches meist wörtlich aus dem Spanischen übertragen haben. Auffallend ist, dass die jetzt abgeschlossene Rivadeneyrasche Biblioteca de Autores Españoles das Werk des Montemayor nicht berücksichtigt hat, sondern nur im dritten Bande eben jene Episode des IV. Buches abdruckt. (Historia del Abencerraje y la hermosa Jarifa.) Möge unsere bescheidene Arbeit zur Ausfüllung jener Lücke beitragen.

Jorge de Montemayor stammt aus Portugal; er wurde bei Coimbra, in dem Oertchen Montemor, um 1520 geboren. (Er schildert seine Heimat im Anfange des siebenten Buches der Diana in prächtigen Farben.) In früher Jugend kam er an den spanischen Hof, woselbst er im Dienste von Karls V. Sohn, Philipp, als Musiker ein Unterkommen fand. Als dieser als Philipp II. den spanischen Thron bestieg, blieb Montemayor als Dichter in des Königs Umgebung und verharrte in dieser Stellung bis zu seinem Tode (um 1561). Noch als junger Mann, um 1545, begann er seine Diana, wobei er nicht nur den Zweck verfolgte, einen interessanten Hirtenroman zu schreiben, sondern auch „verschiedene Ereignisse zu erzählen, die sich wirklich zugetragen haben, obgleich sie hier unter der

Hülle einer Hirtendichtung erscheinen“ (seine eignen Worte im Argomento). So sollen die Erlebnisse des Silvano eine Jugendliebe des Herzogs von Alba darstellen; mit der Diana soll eine hochgestellte Dame gemeint sein, die er in seinen (dem Roman vorgedruckten) Sonetten Marfida nennt und in die er verliebt gewesen; er fand dieselbe bei der Rückkehr von einer Reise verheiratet und schildert ihre unglückliche Ehe in der Erzählung von der Verbindung der Diana mit Delio, sein eignes Weh aber in dem Unglück des Sireno.

Erstes Buch. Glücklich und zufrieden hatte der Schäfer Sireno gelebt, nur auf seine Schafe bedacht, die schöne Natur geniessend, auf der Stockpfeife und Schalmei spielend und Verse machend, bis die Liebe zu der schönen Hirtin Diana ihm sein Glück und seine Freiheit nahm: „zu Bächen wurden seine Augen, sein Antlitz veränderte sich, sein Herz wurde so vom Unglück eingenommen, dass, wenn das Geschick ihm einigen Trost hätte gewähren wollen, er ein neues Herz gebraucht hätte, um ihn aufzunehmen.“ Herab steigt er von den Bergen von Leon, an die Ufer des Ezla, und den Ort sehend, wo er zuerst die Treulose erblickt hat, bricht er in Thränen aus und verwünscht sein Gedächtnis, das ihn an all sein verlorenes Glück und an die Untreue der Geliebten erinnert. Sirenos Zuneigung zu der reizenden Diana war nämlich von dieser erwidert worden, und zwar so innig, dass alles, was nicht ihren Hirten betraf, ihr abscheulich und langweilig schien, und alle Zeit schlecht angewendet, wo sie nicht von ihrer Liebe hören oder reden konnte. Trotz alledem hatte Sireno, der sich auf einige Zeit aus seinem Heimatsorte entfernt hatte, bei seiner Rückkehr die Geliebte in den Armen Delios gefunden. Zwar sagte das Gerücht, dass sie mit ihm nicht glücklich lebte, denn Delio war ein Mann reich an Glücksgütern, aber arm an Schätzen, die die Hirten achten, wie da sind Instrumente spielen, singen, tanzen, Wortkämpfe bestehen; er schien nur geboren um zuzuhören und zuzuschauen. Während nun Sireno den Qualen seines Herzens in einem traurigen Liede Ausdruck giebt, naht sich ihm der Schäfer Silvano, früher sein Neben-

buhler, aber seitdem die Liebe Sirenos und Dianas bekannt geworden war, dessen Freund, denn die Zuneigung, die er zu Diana hegte, gestattete ihm nicht, gegen den zu sein, dem sie in Liebe sich zuwandte. Als sie nun in gebundener und ungebundener Rede die verlorene Geliebte beklagen, tritt eine Schäferin zu ihnen aus dem dichten Gebüsch an den Ufern des Ezla. Auf ihre Frage teilen sie ihr die Ursache ihres Kummers mit, worauf jene, nicht minder trostlos, ihre Lebensgeschichte* mit folgenden Worten erzählt:

In dem mächtigen und unbesiegbaren Königreiche Lusitanien giebt es zwei wasserreiche Ströme, welche, müde den grösseren Teil unseres Spaniens zu bewässern, nicht weit von einander entfernt sich in den Ocean ergiessen. An einem derselben, am Duero, liegt mein Heimatsdorf, in dem ein prächtiger Tempel der göttlichen Minerva steht, der zu gewissen Zeiten des Jahres von den angesehensten Hirten und Hirtinnen jener Provinz besucht wird. Nun begab es sich, dass eins der Hauptfeste der Göttin herannahte, welches wir Hirtinnen mit süssen Gesängen und Hymnen feiern, die Hirten aber mit Wettkämpfen untereinander im Laufen, Tanzen, Ringen, Stangenziehen, wobei Kränze von grünem Epheu, hübsche Schalmeien und Flöten, Hirtenstäbe von knorriger Esche, und andere vom Hirtenvolk hochgeschätzte Dinge als Preise für die Sieger ausgesetzt wurden. Als der Tag des Festes gekommen war, zogen wir Hirtinnen unsere gewöhnliche und gemeine Gewandung aus und legten die beste an, die wir hatten, denn wir sollten, wie wir es schon die anderen Jahre gethan hatten, die Nacht vorher in dem Tempel wachen. Während wir uns nun in Gesellschaft unserer Freundinnen in dem Heiligtume befanden, sahen wir eine Schaar von schönen Hirtinnen eintreten, begleitet von einigen Hirten. Nachdem letztere ihre Andacht verrichtet hatten, gingen sie wieder hinaus, denn es bestand die Einrichtung, dass kein Hirt den Tempel betreten durfte, es sei denn um ein kurzes Gebet zu sprechen, und dass er sich dann sofort wieder hinausbegeben musste, bis am folgenden Tage ihnen allen der Eintritt gestattet wurde, damit sie

* Diese Episode hat der italiänische Novellist Celio Malespini in seine Ducento Novelle aufgenommen, und befindet sie sich daselbst im I. Teile unter No. 25.

an den Ceremonien und dem stattfindenden Opfer teilnehmen konnten. Als nun die Hirtinnen, von denen ich eben sprach, ihre Gebete verrichtet und ihre Gaben vor dem Altar niedergelegt hatten, setzten sie sich zu uns anderen, und mein Geschick wollte, dass an meiner Seite sich niederliess eine, durch die ich unglücklich werden sollte alle Tage meines Lebens. Bald bemerkte ich, dass diese ihre Augen nicht von meinem Gesicht abwandte; sah ich sie aber an, so schlug sie den Blick nieder, indem sie sich stellte, als ob sie mich nur dann anzublicken wagte, wenn ich fortsah. Ich hätte zu gerne gewusst, wer sie wäre, und wohl tausend Mal war ich im Begriff sie anzureden, ganz verliebt in ihre schönen Augen, die sie allein unverhüllt trug. Endlich ergriff ich mit aller möglichen Höflichkeit die schönste und zarteste Hand, die ich je gesehen habe, und auch sie ergriff die meine und hielt die Augen darauf geheftet. „Schöne Hirtin," sagte ich zu ihr, „nicht diese Hand allein ist bereit Euch zu dienen, sondern auch das Herz und Gemüt derjenigen, der sie angehört." Ismenia (denn so nannte sich die, welche der Grund aller Unruhe meines Herzens wurde), welche sich schon ausgedacht hatte, mir den Spott anzuthun, den Ihr gleich vernehmen werdet, antwortete mir ganz leise, damit niemand es hörte: „Anmutige Hirtin, dergestalt bin ich Euer, dass ich mich erdreistete zu thun, was ich that. Ich bitte Euch, dass Ihr mir nicht zürnt, dass ich beim Anblicke Eures Antlitzes nicht mehr Macht über mich hatte." Hocherfreut darüber trat ich näher an sie heran und sagte lächelnd zu ihr: „Wie geht es zu, Hirtin, dass, da Ihr doch so schön seid, Ihr Euch in eine andere verliebt, der soviel daran fehlt und ausserdem ein Weib ist wie Ihr?" „Ach, Hirtin," antwortete jene, „das ist die Liebe, welcher am wenigsten ein Ende droht und deren Genuss das Geschick gestattet, ohne dass Schicksalsschläge oder Wechsel der Zeit ihn hindern." Sofort entgegnete ich ihr: „Wenn doch die Natur es mir gegeben hätte, auf so höfliche Worte zu antworten! Aber glaubet mir, schöne Hirtin, dass selbst der Tod nicht im Stande sein wird, mich von meinem Vorsatze, Euch zu gehören, abzubringen." Und dergestalt waren unsere Umarmungen und soviel Liebesworte sagten wir einander und so aufrichtig waren sie

von meiner Seite, dass wir nicht auf die Gesänge der Hirtinnen achteten, noch auf den Tanz der Mädchen sahen, noch auf die anderen Lustbarkeiten, welche im Tempel stattfanden. Da drang ich in Ismenia, dass sie mir ihren Namen sagte und ihre Umhüllung ablegte; sie aber entschuldigte sich deshalb mit grosser Verstellung. Als aber schon Mitternacht vorbei war und ich die grösste Sehnsucht von der Welt hatte, ihr Gesicht zu sehen und ihren Namen zu erfahren, fing ich an mich über sie zu beklagen und sagte, dass es unmöglich wäre, dass die Liebe, die sie zu mir hätte, so gross wäre, wie sie mir durch ihre Worte zu verstehen gegeben; denn, nachdem ich ihr meinen Namen gesagt hätte, verhehle sie mir den ihrigen; wie aber könnte meine Liebe Bestand haben, wenn ich nicht wüsste, wen ich liebte? Meine Worte und meine Thränen halfen mir, das Herz der hinterlistigen Ismenia zu rühren, so dass sie sich erhob, mich bei der Hand ergriff und beiseite führte an einen Ort, wo niemand uns hören konnte, und dann folgende Worte zu mir sprach, wobei sie sich stellte, als ob sie ihr aus dem Herzen kämen: „Schöne Hirtin, geboren zur Unruhe meines Herzens, welches bisher unabhängig gelebt hat, wer könnte es über sich gewinnen, Dir eine Bitte zu versagen, wenn er Dich zur Herrin seiner Freiheit gemacht hat? Die Verkleidung, von der Du wünschest, dass ich sie ablege, siehe, hier lege ich sie ab; dass ich Dir meinen Namen sage, darauf möge Dir nicht viel ankommen, denn vielleicht wirst Du, wider meinen Willen, mich noch öfter sehen, als Dir lieb sein wird.“ Mit diesen Worten legte sie ihre Umhüllung ab, und meine Augen sahen ein Gesicht, das zwar ein wenig männlich schien, dessen Schönheit aber so gross war, dass ich in Erstaunen geriet; und indem Ismenia ihre Rede fortsetzte, sagte sie: „Und damit, o Hirtin, Du das Unheil erfahrest, das Deine Schönheit mir angethan hat, und dass die Worte, welche wie im Spasse unter uns gewechselt wurden, wahr sind, so wisse, dass ich ein Mann bin und kein Weib, wie Du früher dachtest. Jene Hirtinnen, welche Du dort siehst, haben mich des Spasses halber (denn sie sind alle meine Verwandten) auf diese Weise gekleidet.“ Als ich vernommen, was Ismenia mir gesagt hatte, und ihr ins Gesicht schaute und nicht jene Weichheit bemerkte, welche wir

Frauen zum grössten Teil zu haben pflegen, da hielt ich für Wahrheit, was sie mir sagte, und ich war so ausser mir und so bestürzt, dass ich nicht wusste, was ich ihr antworten sollte. Inzwischen betrachtete ich jene mir so offenbarte Schönheit, und wunderte mich über die Worte, die sie mir mit einem solchen Anschein von Wahrheit sagte, dass ich nimmer die Verstellung der listigen und grausamen Hirtin merkte. Es sah mich jene Stunde so eingenommen von Liebe zu ihr und so entzückt darüber, dass auch jene es von mir war, dass ich nicht wüsste, wie ich es hätte mehr sein können. Endlich nahm ich alle meine Kraft zusammen und sprach zu ihr folgendermassen: „O schöne Hirtin, wer könnte dem entgehen, was das Geschick ihm bestimmt hat? Glücklich würde ich mich nennen, wenn Du mit Absicht gethan hättest, was Du durch Zufall thatest; denn wenn Du Dein von der Natur Dir zugewiesenes Gewand gewechselt hättest, um mich zu sehen und mir Deine Wünsche auszusprechen, so würde ich das meinem Verdienst und Deiner Liebe zuschreiben; aber dass Deine Absicht eine andere war, obgleich die Wirkung dieselbe ist, das schmälert mir mein Glück. Und nun wundere Dich nicht über meine so grosse Sehnsucht, denn es giebt kein besseres Zeichen dafür, dass man eine Person von ganzem Herzen liebt, als dass man wünscht, von ihr geliebt zu werden. Aus dem, was Du gehört hast, kannst Du entnehmen, wie sehr Dein Anblick mich fesselt; möge es Gott gefallen, dass Du die Macht, die Du über mich erlangt hast, nie missbrauchst; meine Liebe wird nimmer aufhören, so lange das Leben mir dauern wird.“ Die verschlagene Ismenia wusste mir so gut zu antworten auf das, was ich sagte, dass niemand dem Betruge hätte entgehen können, in den ich verfiel, wenn ihn nicht das Geschick mit dem Faden der Klugheit aus diesem Labyrinth geführt hätte. So verweilten wir, bis es Morgen ward, von Dingen sprechend, welche der sich vorstellen kann, der die wahnwitzige Krankheit der Liebe kennen gelernt hat. Sie sagte mir, dass ihr Name Alanio wäre und Galia ihre Vaterstadt, drei Meilen entfernt von unserem Dorfe. Wir verabredeten, uns recht oft zu sehen. Als der Morgen kam, trennten wir uns mit vielen Umarmungen, Thränen und Seufzen; als ich jedoch den Kopf umwandte, um

zu sehen, ob sie mir nachblickte, sah ich sie lachend davongehen; ich glaubte aber, dass meine Augen mich getäuscht hätten. Nun erfahret, ihr Hirten, dass diese falsche und treulose Ismenia einen Vetter hatte, Namens Alanio, den sie mehr als sich selbst liebte; dieser glich ihr im Antlitz, in den Augen und in allem Uebrigen so, dass, wenn sie nicht von verschiedenem Geschlecht gewesen wären, niemand sie hätte von einander unterscheiden können. Und so gross war die Liebe, die sie zu ihm hegte, dass, als im Tempel ich nach ihrem Namen fragte, und sie nun einen Hirtennamen zu nennen hatte, der erste, der ihr einfiel, Alanio war. Denn nichts steht fester, als dass bei plötzlichen Anlässen das Herz auf die Zunge tritt. Dieser Hirt nun liebte sie zwar sehr, aber doch nicht so sehr, wie sie ihn. Als nun die Hirtinnen aus dem Tempel traten, um zu ihrer Heimat zu gehen, trat er unter die jungen Leute seines Dorfes und beschloss sie zu begleiten (wie er auch that), womit Ismenia nicht wenig zufrieden war. Und ohne zu überlegen, was sie that, erzählte sie ihm, was mit mir vorgegangen war, und wie ich geglaubt hätte, sie wäre ein Mann, und beide lachten viel darüber. Nach Verlauf von acht Tagen, welche mir achttausend zu sein schienen, kam der Verräter Alanio (so muss ich ihn wohl mit gutem Grunde nennen) in mein Dorf und stellte sich so auf, dass ich ihn erblicken musste, wenn ich mit den anderen Mädchen zur Quelle ging. Als ich ihn sah, war ich voller Freude, in dem Gedanken, dass er derselbe wäre, der in Hirtinnenkleidung zu mir im Tempel gesprochen hatte; sogleich gab ich ihm ein Zeichen, dass er nach der Quelle kommen sollte, wo ich hinging, und dies Zeichen zu verstehen war nicht schwer. Er kam und wir schwatzten dort so lange als es möglich war, wodurch die Liebe, wenigstens meinerseits, so fest wurde, dass, obgleich der Betrug in wenigen Tagen entdeckt wurde, ich doch damals keinen Grund hatte, meine Gedanken zu ändern. So pflegten wir mehrere Tage lang unsere Liebe mit dem grössten Geheimnis; aber doch war es nicht so gross, dass die kluge Ismenia nichts gemerkt hätte, und da sie nun sah, dass sie die Schuld hatte, nicht nur, weil sie mich betrogen, sondern auch, weil sie die Ursache gewesen war, dass Alanio, dadurch dass sie ihm

das Vorgefallene entdeckt hatte, mich liebte und sie vergass, wollte sie schier den Verstand verlieren. Entschlossen, den Betrug, welchen sie zu ihrem Unglück ins Werk gesetzt hatte, wieder gut zu machen, schrieb mir Ismenia folgenden Brief:

Brief der Ismenia an Selvagia.

Selvagia, wenn wir die Verpflichtung hätten, die zu lieben, welche uns lieben, so giebt es niemand, den ich mehr lieben müsste, als Dich. Aber ob man die, welche Ursache sind, dass wir vergessen werden, verabscheuen muss, das überlasse ich Deinem Scharfsinne. Ich möchte Dir einige Schuld beimessen, dass Du die Augen auf meinen Alanio geworfen hast; aber was soll ich Unglückliche thun, da ich die ganze Schuld an meinem Unglücke trage? Zu meinem Unheil sah ich Dich, Selvagia; wohl könnte ich entschuldigen, was zwischen uns vorging, aber übertriebene Artigkeit hat in den seltensten Fällen guten Erfolg. Dafür dass ich eine Stunde mit meinem Alanio gelacht habe, indem ich ihm das Vorgefallene erzählte, werde ich mein ganzes Leben weinen, wenn Du kein Mitleiden empfindest. Ich bitte Dich, so sehr ich nur kann: lass diese Worte Dir genügen, vergiss den Alanio und setze mich wieder ein in meine Rechte.

Als ich diesen Brief empfing, hatte mich Alanio schon über den Betrug aufgeklärt, welchen Ismenia mir gespielt hatte, hatte mir aber noch nichts erzählt von der Liebe, welche zwischen ihnen beiden bestand, worauf ich jedoch nicht viel gab, da ich so überzeugt war von der Liebe, welche er mir bewies, dass ich keinen Grund zu sehen vermochte, weswegen er mich verlassen könnte. Und damit mich Ismenia nicht für unhöflich halten sollte, antwortete ich auf ihren Brief folgendermassen:

Brief der Selvagia an Ismenia.

Ich weiss nicht, schöne Ismenia, ob ich mich über Dich beklagen soll oder Dir danken dafür, dass Du mich in eine solche Lage versetzt hast, und nicht eher werde ich wissen, was von beiden ich thun soll, als bis der Erfolg meiner Liebe es mir raten wird. Einerseits thut mir Dein Unglück leid,

andererseits sehe ich, dass Du es Dir selbst zugezogen hast. Frei war Selvagia zur Zeit, wo Du im Tempel sie betrogst, jetzt ist sie dem Willen desjenigen unterworfen, den freizugeben Du bittest. Du sagst mir, ich soll aufhören, den Alanio zu lieben; mit dem, was Du in diesem Falle thun würdest, kann ich Dir antworten. Eins schmerzt mich ausserordentlich, und das ist, zu sehen, dass Du eine Qual erdulden musst, über die Du Dich nicht beklagen kannst. Ich denke an Deine Augen und an Dein Antlitz und es thut mir wehe, dass ein Wesen, das meinem Alanio so gleicht, solche Leiden erduldet. Für die Freigebigkeit, die Du mir erzeigt hast, indem Du mir das köstlichste Kleinod gabst, das Du hattest, küsse ich Dir die Hände. Ich bitte Gott, dass er Dir helfen möge und dass er Dir die Ruhe gebe, die Du ersehnst, wofern es nicht auf Kosten meines Glückes geschieht.

Ismenia konnte diesen Brief nicht zu Ende lesen, denn schon in der Mitte waren der Seufzer und der Thränen, die aus ihren Augen rannen, so viele, dass sie glaubte, weinend das Leben verlieren zu müssen. Ich aber trachtete, so sehr ich konnte, danach, dass sie aufhörte den Alanio zu lieben, und wandte dazu alle möglichen Mittel an, wie z. B. dass ich ihn von allen Orten fern hielt, wo er sie sehen konnte, nicht weil ich sie hasste, sondern damit sie einsähe, dass ich ihr damit einen Teil meiner Schuld bezahlte. Da aber die Not erfinderisch macht, so dass sie sich Mittel verschafft, wo niemand sie zu suchen gedenkt, so verfiel auch die unglücklich liebende Ismenia auf eins (wollte Gott, dass es ihr nie in den Sinn gekommen wäre!). Sie stellte sich, als ob sie einen anderen Hirten, Namens Montano, liebte, der sich schon lange um ihre Gunst beworben hatte, einen Hirten, mit dem sich Alanio sehr schlecht stand; und was sie beschlossen, setzte sie ins Werk, um zu sehen, ob sie mit dieser plötzlichen Wandlung den Alanio nicht zu dem bringen könnte, was sie wünschte. Denn es giebt nichts, dessen Verlust den Leuten nicht ans Herz geht, wenn sie es plötzlich verlieren sollen, mögen sie es noch so gering achten. Als Montano sah, dass Ismenia es für gut hielt, die Liebe zu erwidern, die er so lange für sie gehegt hatte,

kann man sich wohl denken, was er fühlte. So gross war die Freude, die er empfand, so viele Dienste leistete er ihr, in so viele Mühen stürzte er sich ihretwegen, dass dies zusammen mit dem Unrecht, welches Alanio ihr angethan hatte, bewirkte, dass wahr wurde, was die Hirtin im Betrug begonnen: es schenkte Ismenia ihre Liebe dem Hirten Montano mit solcher Festigkeit, dass es kein Wesen gab, das sie mehr liebte, als ihn, und keins, das sie weniger zu sehen wünschte, als meinen Alanio. Und dies gab sie ihm so bald als möglich zu verstehen, in der Meinung sich dadurch für seine Vernachlässigung zu rächen. Obgleich es nun Alanio ausserordentlich schmerzte, Ismenia verloren zu sehen um eines Hirten willen, mit dem er sich so schlecht stand, so war doch andererseits seine Liebe zu mir so gross, dass er es sich nicht merken liess. Als er aber nach Verlauf einiger Tage überlegte, dass er die Ursache wäre, dass sein Feind so von Ismenia begünstigt wurde und die Hirtin seinen Anblick floh, da glaubte er vor Kummer den Verstand verlieren zu müssen und beschloss, Montanos Glück auf jede Weise zu stören. Deshalb fing er von neuem an, auf Ismenia seine Augen zu werfen und mich nicht mehr so öffentlich zu besuchen und nicht mehr so oft von seinem Dorfe abwesend zu sein. Die Liebe zwischen Ismenia und Montano ging ihren Weg, und wenn die meinige mit Alanio rückwärts ging, so war dies nicht meine Schuld, da nur der Tod mich von ihm trennen konnte, sondern die seinige. Nie glaube ich ein wankelmütigeres Wesen gesehen zu haben, denn da die Erbitterung gegen Montano nur durch Liebe zu dessen Ismenia gestillt werden konnte, da ferner das Kommen zu meinem Dorfe ihm sehr hinderlich war und da Abwesenheit von mir in ihm Vergessenheit meiner bewirkte und die Gegenwart der Ismenia grosse Liebe zu ihr, so kehrte er zu seiner ersten Neigung zurück und überliess mich meiner Verzweiflung. Aber trotz aller Dienste, die er Ismenia erwies, trotz aller Geschenke, die er ihr schickte, trotz aller Klagen, die er ihretwegen anstellte, konnte er sie nimmer von ihrem Vorsatze abbringen und nichts von alledem vermochte auch nur um eine Wenigkeit ihre Liebe zu Montano zu erkälten. Während ich nun den Alanio, Alanio die Ismenia, Ismenia den Montano liebte, ereignete es sich,

dass mein Vater in Geschäftsverbindung trat mit Felino, dem Vater des Hirten Montano, und zwar zu einer Zeit, wo Montano, sei es wegen der übertriebenen Gunst, die Ismenia ihm erwies (denn bei Menschen von niedrigem Geiste verursacht dies Ueberdruss), sei es, weil er immer noch eifersüchtig war auf Alanios Bestrebungen, schon ein wenig kälter in seiner Liebe geworden war. Schliesslich, da er mich immer wieder sah, fing er an mich dergestalt zu lieben (wenigstens zeigte er es mir jeden Tag), dass weder ich zu Alanio, noch Alanio zu Ismenia, noch Ismenia zu ihm eine grössere Zuneigung haben konnte. Welch seltsames Liebesspiel! Wenn zufällig Ismenia auf das Feld ging, so folgte Alanio ihr; wenn Montano zur Heerde ging, so folgte Ismenia ihm; wenn ich mit meinen Schafen zum Gebirge zog, so kam Montano hinter mir; wenn ich wusste, dass Alanio in einem Walde war, wo er auszuruhen pflegte, so eilte ich hinter ihm her. Es war das seltsamste Ding von der Welt, zu hören, wie Alanio seufzte: „Ach Ismenia!“ und wie Ismenia klagte: „Ach Montano!“ und wie Montano seufzte: „Ach Selvagia!“ und Selvagia: „Ach mein Alanio!“ Nun ereignete es sich, dass eines Tages wir vier uns in einem Gebüsch trafen, welches mitten zwischen beiden Dörfern liegt; die Ursache war, dass Ismenia einige ihr befreundete Hirten besuchen wollte, welche da herum wohnten; als Alanio es erfuhr, machte er sich, gezwungen von seiner veränderlichen Neigung, auf, sie zu suchen und fand sie neben einem Bache, sich ihr goldenes Haar kämmend. Ich, benachrichtigt von einem Hirten, meinem Nachbar, dass Alanio nach dem Buschwerk im Thale gegangen war, nahm eilends ein Paar Ziegen, die neben meiner Hütte in einem Hofe eingeschlossen waren, um nicht ohne Grund zu kommen, und wanderte flugs dahin, wohin mich meine Sehnsucht trieb, und fand ihn weinend über sein Unglück und die Hirtin lachend über seine Thränen und seine glühenden Seufzer verspottend. Als Ismenia mich sah, freute sie sich nicht wenig über mich, obgleich ich nicht über sie, sondern ich hielt ihr die Gründe vor, die ich hatte, zornig zu sein wegen des früheren Betruges. Sie aber wusste sich so bescheiden zu entschuldigen, dass, während ich dachte, sie schulde mir Genugthuung, sie mir mit wohlgesetzter Rede

zu verstehen gab, dass ich die wäre, die ihr verpflichtet wäre. Denn wenn sie sich einen Scherz mit mir erlaubt hätte, so hätte ich mir doch so gut Genugthuung verschafft, dass ich ihr nicht nur den Alanio, ihren Vetter, geraubt hätte, den sie mehr geliebt als sich selbst, sondern ihr auch jetzt den Montano nähme. In diesem Augenblicke kam Montano an, der von einer mir befreundeten Hirtin, Namens Solisa, benachrichtigt worden war, dass ich mit meinen Ziegen zum Gebüsch im Thale gegangen sei. Als wir vier unglücklich Liebende uns zusammenfanden, was wir da empfanden, das lässt sich gar nicht aussagen. Ich fragte meinen Alanio nach dem Grunde seines Vergessens; er bat die verschmitzte Ismenia um Mitleid, Ismenia beklagte sich über die Lauheit des Montano, Montano über die Grausamkeit der Selvagia.* — Hierauf ging ein jeder von uns wieder in seinen Ort, denn es ziemte sich für unsere Ehrbarkeit nicht, bei so verdächtiger Stunde ausserhalb zu sein. Am folgenden Tage schickte mich mein Vater, ohne mir den Grund zu sagen, aus dem Dorfe, und brachte mich in das Eure, in die Hütte der Albania, meiner Tante, welche Ihr sehr gut kennt, woselbst ich nun seit einiger Zeit verweile, ohne den Grund meiner Verbannung zu kennen. Später hörte ich hier, dass Montano sich mit Ismenia verheiratet hat und dass Alanio im Begriff wäre, sich mit einer Schwester von ihr, Namens Silvia, zu vermählen. Möge es Gott gefallen, dass er sich seiner jungen Gemahlin freut; meine Liebe zu ihm erleidet durch diesen meinen Wunsch keinen Abbruch."

Als Selvagia unter vielen Thränen und Seufzen ihre Geschichte beendet hat, trösten sie Sireno und Silvano und verabreden, am nächsten Tage wieder bei der Quelle sich zu treffen.

Zweites Buch. Am nächsten Tage begiebt sich Selvagia an die Quelle, den Ort des Rendezvous, und sich an den Rand derselben setzend klagt sie in Prosa und Liedern um den treulosen Geliebten. Sie vernimmt der unglückliche Hirt, den die Leidenschaft zu Diana so von Sinnen gebracht hat, dass

---

* An dieser Stelle machen die Liebenden ihrem Gram unter strömenden Thränen in Liedern Luft.

er heut schlecht von der Liebe spricht, morgen sie preist, dass er den einen Tag fröhlich ist und den anderen trauriger, als alle Traurigen, dass er heute den Frauen Böses nachsagt, morgen sie höher als alle Wesen stellt. Er antwortet der Selvagia mit einem Gesange, worauf sie beide Betrachtungen anstellen über den Satz, dass keine wahrhaft gefühlte Leidenschaft richtig durch die Zunge des, der sie leidet, dargestellt werden kann. Noch mit der Discussion beschäftigt hören sie ein Sonett vortragen, und bald stösst auch Sireno mit seiner Heerde zu ihnen. Kaum haben sie sich begrüsst, als ein wunderbarer mehrstimmiger Gesang aus einem benachbarten Lorbeerhain in ihr Ohr dringt; sie nähern sich heimlich demselben und erblicken drei Jungfrauen, so schön, dass in ihnen die Natur einen deutlichen Beweis gegeben zu haben scheint von dem, was sie vermag. Gekleidet sind sie in weisse Gewänder, oben geschmückt mit Blätterwerk von Gold; ihre Haare, die die Sonne an Glanz verdunkeln, sind nach hinten zurückgebunden und mit Schnüren von orientalischen Perlen aufgenommen; diese bilden auf der krystallhellen Stirn eine Schleife, in deren Mitte ein goldener, Diamanten in seinen Klauen haltender Adler sich befindet. Aus dem Gespräch der Jungfrauen, das sie belauschen, erfahren sie den Namen derselben, Dorida, Cinthia, Polidora; sie unterhalten sich von der Liebe des Sireno und der Diana, und Dorida trägt ein langes Lied über dieselbe vor, was dem Sireno neue Thränen entlockt. Da plötzlich springen aus dem hohen Stechginstergebüsch zur rechten Hand des Wäldchens drei Wilde von erstaunlicher Grösse und Hässlichkeit hervor; bewaffnet sind sie mit Harnischen und Helmen von Tigerhaut; als Armschienen haben sie Schlangenrachen, aus denen ihre feisten und haarigen Arme hervorragen; auf dem Helm führen sie furchtbare Löwenköpfe, in den Händen tragen sie Stöcke mit spitzigen, eisernen Stacheln, auf dem Rücken Bogen und Pfeile. Es sind der drei Jungfrauen verschmähte Liebhaber, die jetzt mit Gewalt ertrotzen wollen, was ihnen die Liebe verweigert. Trotz der Zornesworte Doridas, die ihnen die Schmach vorhält, wehrlose Weiber anzugreifen, und ihnen versichert, dass sie eher das Leben lassen würden, als die Ehre, binden die Unholde ihnen die Hände mit der

Schnur ihres Bogens. Da stürzen die beiden Hirten und Selvagia hervor ihnen zu Hilfe und schleudern einen Hagel von Steinen auf die Wilden; die aber stürmen, einen der Ihrigen bei den Gefangenen zurücklassend, mit gezückten Schwertern auf die Angreifer ein, welche verloren gewesen wären, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit angelangt wäre. Kaum hat diese die kritische Lage der Hirten überschaut, als sie einen spitzigen Pfeil auf ihren Bogen legt und ihn dem einen Wilden tief ins Herz sendet; ein gleiches Schicksal trifft den zweiten. Ehe sie jedoch einen neuen Pfeil auflegen kann, stürzt der dritte Wilde herbei und dringt mit seinem Schwerte auf sie ein; dies aber zerbricht an dem eisernen Stabe der Hirtin in zwei Stücke, worauf sie ihm einen solchen Schlag auf das Haupt versetzt, dass er leblos zusammenbricht. Die befreiten Jungfrauen glauben, dass eine Göttin sich ihrer angenommen, und Dorida dankt in ihrem Namen der unbekannten Helferin mit folgenden Worten: „Sicherlich, schöne Hirtin, wenn Ihr nach dem Mut und der Tapferkeit, die Ihr bewiesen habt, nicht die Tochter des wilden Mars seid, so müsst Ihr nach Eurer Schönheit zu urteilen die der göttlichen Venus und des schönen Adonis sein, und wenn Ihr keiner von beiden Tochter seid, so müsst Ihr die der klugen Minerva sein (denn so grosse Klugheit kann keinen anderen Ursprung haben), obgleich es wohl das sicherste ist anzunehmen, dass die Natur Euch die Haupteigenschaften von allen gegeben hat. Mögen wir einst im Stande sein Euch Eure That zu vergelten.“

Von den Anstrengungen und den Schrecken des Kampfes ermattet lassen sich die Hirtinnen und ihre neuen Bekannten bei der Quelle nieder, während die Hirten nach dem Dorfe eilen, um Speise und Trank herbeizuschaffen. Inzwischen erzählen die drei Jungfrauen ihrer Retterin und Selvagia, dass sie Priesterinnen der Göttin Diana wären, worauf die heldenmütige Kämpferin, die sich Felismena nennt, ihre Geschichte mitteilt. Sie stammt aus der Provinz Vandalia und der Stadt Soldina. Ihre Eltern, Andronico und Delia, blieben lange Zeit kinderlos; endlich jedoch erhörte der Himmel Delias Flehen und sie fühlte sich guter Hoffnung. Nun liebte sie über alles die alte Geschichte, und als sie eines Nachts sich unwohl befand und nicht schlafen konnte,

bat sie ihren Mann, ihr doch etwas vorzulesen. Dieser wählte die Geschichte von dem Urteil des Paris; als sie dieselbe vernommen, war sie der Ansicht, dass Venus den Apfel in ungerechter Weise bekommen hätte, denn wenn der Apfel der Schönsten gegeben werden sollte, so wäre damit nicht körperliche Schönheit, sondern die des Geistes gemeint und folglich gebührte der Preis der Minerva. Andronico widersprach ihr, und nachdem sie eine Zeit lang hin und her gestritten hatten, fiel Delia in einen tiefen Schlaf; in diesem erschien ihr Venus mit drohender Geberde und verkündete ihr, dass die Geburt des Kindes ihr das Leben kosten und dass dies Kind später sehr unglücklich in der Liebe sein würde. Aber gleich darauf hatte sie ein zweites Gesicht; Minerva erschien ihr und beruhigte sie mit der Nachricht, dass ihr Kind sehr glücklich in den Waffen sein würde. Nach einem Monat gebar sie einen Knaben und ein Mädchen, doch, wie Venus ihr vorhergesagt, starb sie bei der Geburt und ihr Mann folgte ihr bald. Die verwaisten Kinder wurden bis zu ihrem zwölften Jahre in einem Nonnenkloster auferzogen, dessen Aebtissin ihre Tante war; dann kam der Knabe an den Hof des Königs von Lusitanien, wo er bald in Folge seiner Tapferkeit eine grosse Rolle spielte, Felismena aber zu einer Grossmutter aufs Land. Hier sah Don Felix sie und verliebte sich sterblich in sie. Durch eine Dienerin schickte er nach langem, stummem Werben einen Brief an sie, die sich bisher immer kalt ihm gegenüber gezeigt hatte. Als die Dienerin das Schreiben überreichte, warf ich es ihr in die Augen mit den Worten: „Wenn ich nicht überlegte, wer ich bin und was man sagen könnte, so würde ich Dein Gesicht, das so wenig Scham hat, so zeichnen, dass es unter allen zu erkennen wäre. Da es aber das erste Mal ist, so mag das Gethane genügen; hüte Dich vor dem zweiten Male.“ Ich glaube die Verräterin Rosina noch zu sehen, wie sie mit freundlichem Gesichte zu schweigen verstand, indem sie ihre wahren Gefühle über meinen Aerger verheimlichte, und mit verstelltem Lachen zu mir sagte: „Ich gab es Euer Gnaden, damit wir zusammen uns darüber lustig machten, und nicht, damit Ihr Euch so darüber ärgert. Wenn es meine Absicht war, Euch zu ärgern, so möge Gott mir mehr Aerger schicken, als je die Tochter

meiner Mutter gehabt hat.“ Und noch viele Worte fügte sie hinzu, um den Zorn zu beschwichtigen, den ich über sie empfand, und sie nahm den Brief und verliess mich. Alsbald begann ich mir Gedanken zu machen, was wohl kommen könnte, und die Liebe legte mir den Wunsch ins Herz, den Brief zu lesen, die Scham aber verbot mir, die Dienerin zurückzurufen, nachdem das, was ich eben erzählt habe, vorgefallen war. So verbrachte ich den Tag bis zur Nacht in mannigfaltigen Gedanken. Als Rosine wieder eintrat, um mich zu entkleiden, Gott weiss, ob ich wünschte, dass sie wieder anfangen sollte mich zu bitten, das Schreiben anzunehmen. Aber sie sprach kein Wort. Um nun zu sehen, ob, wenn ich ihr auf den Weg hülfe, sie fortfahren würde, sagte ich: „So wagt denn, Rosina, der Herr Felix an mich zu schreiben?“ Sie antwortete mir sehr trocken: „Herrin, das sind Dinge, welche die Liebe so mit sich bringt. Ich bitte Euch, mir zu verzeihen; wenn ich gewusst hätte, dass Ihr Euch ärgern würdet, so hätte ich mir eher die Augen ausgerissen.“ Was ich bei diesen Worten dachte, Gott weiss es, und die ganze Nacht quälte mich mein Wunsch und liess mich nicht schlafen. Wahrhaftig, es war für mich die qualvollste und längste Nacht, die ich bis dahin verbracht hatte. Als nun der Tag gekommen war (viel später als ich wünschte), trat die kluge Rosina wieder ein, um mich anzukleiden, und dabei liess sie geschickt den Brief auf den Boden fallen. Als sie ihn nun aufhob, fragte ich: „Was ist es, was dort fiel?“ „Es ist nichts, Herrin!“ sagte sie. „Zeige es mir her,“ entgegnete ich; „mach mich nicht böse, sondern sage mir, was es ist.“ „Jesus, Herrin, warum wünscht Ihr es zu sehen? Es ist der Brief von gestern.“ „Das ist nicht wahr,“ sagte ich, „zeige ihn mir, ich will sehen, ob Du lügst.“ Nicht sobald hatte ich diese Worte gesprochen, als sie ihn mir überreichte und sagte: „Gott thue mir ein Leid, wenn es etwas anderes ist.“ Obgleich ich ihn nun erkannte, rief ich aus: „Wahrlich, dies ist er nicht; ich kenne ihn wohl, und Du bist gewiss in Jemand verliebt; ich will ihn lesen, um doch zu sehen, was man Dir zu schreiben hat.“* — Die Lectüre dieses

* Diese sehr geschickte Scene erinnert an eine ähnliche in Crestiens Chevalier au Lyon ed. Holland, v. 1591 flg.

Briefes erweckte in Felismenas Brust Gegenliebe, und ein Jahr lang lebten beide in grösster Seligkeit, als plötzlich Felix' Vater die Sache erfuhr und den Sohn schleunigst an den Hof der Prinzessin Augusta Cesarina schickte, damit er sich dort zum Weltmann ausbilde. Lange jedoch ertrug Felismena nicht die Trennung; sie beschloss ihm nachzureisen, einerseits da sie ohne seinen Anblick nicht leben konnte, andererseits Gefahr für ihre Liebe fürchtend. Durch eine Freundin verschaffte sie sich Männerkleidung und kam nach einer Reise von zwanzig Tagen bei Hofe an. Gleich in der ersten Nacht hatte sie Gelegenheit, sich von der Untreue ihres Geliebten zu überzeugen; denn während Schlaflosigkeit sie wach erhielt, hörte sie eine Serenade an, die Felix seiner nunmehrigen Geliebten Celia brachte. Um ihm nahe zu sein und zu gleicher Zeit ihn zu überwachen, trat sie als Page in seine Dienste und gewann als solcher bald sein Vertrauen dergestalt, dass er sie in seine Liebe einweihte und ihr alles darauf Bezügliche mitteilte. Nun traf es sich, dass irgend jemand der Celia hinterbracht hatte, dass sie nicht Felix' erste Liebe wäre, sondern dass er schon in seiner Heimat eine Dame bethört hätte; daher nahm sie den Besuch des Ungetreuen nicht mehr an und dieser, trostlos darüber, schickte seinen Pagen mit einem Brief an sie. Kaum aber hatte Celia den zarten Jüngling erblickt, so entbrannte sie in heftiger Liebesglut zu ihm. Dadurch jedoch kam Felismena in ein arges Dilemma; einerseits war es ihr recht, denn auf diese Weise vergass Celia des Felix, andererseits aber ging es ihr sehr nahe, dass Felix sich über die Vernachlässigung seiner Geliebten abhärmte. Ein unerwartetes Ereigniss löste plötzlich alle Zweifel; als nämlich Celia sah, dass der Page ihre Liebe nicht erwiderte, dass er vielmehr zu Felix' Gunsten sprach, schloss sie sich in ihr Zimmer ein und starb dort eines plötzlichen Todes. Bei dieser erschütternden Nachricht verschwand Felix und nun schweift die unglückliche Felismena schon zwei Jahre lang durch alle Lande, um ihn zu suchen.

Kaum hat Felismena ihre Geschichte beendet, da kehren unter Gesängen die Hirten zurück, und nachdem sie alle sich an Speise und Trank erquickt haben, machen sie sich auf den

Rat der drei Jungfrauen nach dem Tempel der Diana auf, um dort Linderung ihres Liebesleides zu finden.

Drittes Buch. Auf ihrer Wanderung nach dem Tempel der Diana kommen die Jungfrauen und ihre Begleiter gegen Abend an einen See, in dessen Mitte eine kleine Insel sich befindet; auf dieser beschliessen sie zu rasten und begeben sich auf einem durch das Wasser geführten Steinweg dorthin. Kaum angelangt werden sie eine Hütte gewahr und entdecken in ihr eine in Schlaf gesunkene Schäferin, deren Schönheit sie in nicht geringeres Erstaunen setzt, als wenn die Göttin Diana selbst vor sie hingetreten wäre. Sie war in ein blaues Gewand gekleidet, das ihre anmutige Büste prächtig hervortreten liess; ihre Haare, strahlender als die Sonne, hingen gelöst und in lieblicher Unordnung um ihr Antlitz, aber nie zierte Ordnung so die Schönheit, als diese Unordnung; in der Sorglosigkeit des Schlafes sah der weisse Fuss aus dem Gewande hervor, doch nicht so weit, dass es den Augen der Schauenden unanständig schien; ihr Gesicht zeigte Spuren von Thränen und ihr Schlaf war von häufigen Seufzern unterbrochen. Plötzlich erwacht sie und die Hirtinnen gewahrend bricht sie in folgende Worte aus: „Wer, glaubt Ihr, lässt das grüne Kraut der Insel spriessen und das Wasser, das sie umgiebt, anwachsen, wenn nicht meine Thränen? Wer, denkt Ihr, bewegt die Bäume dieses schönen Thales, wenn nicht der Hauch meiner Seufzer? Warum, denkt Ihr, singen die kleinen Vöglein auf den Wiesen, wann der goldene Phöbus mitten in seiner Kraft steht, wenn nicht, um mir zu helfen, mein Unglück zu beweinen?“ Mit thränenden Augen reden die anderen ihr Trost ein und auf ihr Bitten erzählt sie ihnen ihre Geschichte:*

In ihrem, Belisas, Heimatsorte lebte ein Schäfer Arsenio, der nach kurzer Ehe seine Gemahlin Florinda verlor, aber nun seine Zärtlichkeit auf seinen einzigen Sohn, Arsileo, übertrug. Fünfzehn Jahre waren bereits seit dem Tode Florindas verstrichen, da verliebte sich Arsenio in Belisa, die jedoch ihm gegenüber sich ziemlich kühl zeigte. Nun traf es sich, dass um

* Diese Geschichte der Belisa hat Celio Malespini in seine Ducento Novelle aufgenommen; es ist die 94. des II. Teiles.

diese Zeit Arsileo von der Universität zurückkehrte, wo er sich besonders der Poesie befleissigt hatte; dies benutzend liess sich Arsenio, ohne seinem Sohne seine Liebe zu gestehen, von diesem durch Vermittlung eines Freundes ein Gedicht auf Belisa anfertigen und übersandte es ihr. Das Poem erweckte nun zwar ihre Zuneigung für Arsenio, aber nicht minder erregte es ihr Interesse für den jungen Dichter. Dieses Interesse aber wurde zur Liebe entflammt, als an einem schönen Sommerabend der thörichte Alte seinen Sohn aufforderte ein Lied zu singen und nun Arsileo einen bezaubernden Gesang anstimmte; bei einem darauf folgenden Gespräch fanden sich ihre Herzen. Ohne daran zu denken, dass der eifersüchtige Arsenio beständig ihr Haus umschwärmte, gab sie dem Jüngling eines Nachts ein Stelldichein; dabei aber wurde er von jenem entdeckt, der den begünstigten Rivalen durch einen Pfeilschuss niederstreckte. Doch an den letzten Worten des sterbenden Arsileo erkannte er seinen Sohn, und vor Schmerz über seine Unthat stürzte er sich in sein Schwert. Von dem blutigen Schreckensbilde gepeinigt hat Belisa schon sechs Monate lang ihre Heimat gemieden und erwartet, einsam auf jener Insel, den Tod, der allein sie von ihren Qualen befreien kann.

Die Geschichte lässt die Thränen der Hörenden reichlich fliessen, und, nachdem sie ihr jeden möglichen Trost gespendet, fordern sie sie auf, mit ihnen zum Tempel der Diana zu gehen, um dort vielleicht Milderung und Heilung ihrer Leiden zu finden.

Viertes Buch. Bei Anbruch des folgenden Tages macht sich die um Belisa vermehrte Gesellschaft auf den Weg und gelangt nach kurzer Wanderung zu einem dichten Walde, den sie unter der drei Jungfrauen Leitung auf einem für das ungeübte Auge kaum wahrnehmbaren Wege passiert. Nachdem sie eine Meile zurückgelegt haben, kommen sie zu einer grossen von zwei wasserreichen Flüssen eingeschlossenen Ebene, in deren Mitte sich ein prächtiger weithin strahlender Palast erhebt; eine Mauer aus weissem und schwarzem Marmor, nach der Weise eines Schachbrettes gefügt, umgiebt ihn; vor demselben dehnt sich ein grosser von Cypressen besetzter Platz

aus, in dessen Mitte ein aus gesprenkeltem Marmor gearbeiteter und mit vier gewaltigen bronzenen Löwen gezierter Brunnen sich befindet. Sie werden von der Vorsteherin dieses Palastes, Felicia, mit der grössten Freundlichkeit aufgenommen, besonders aber scheint Felismena, die mutige Retterin der drei Jungfrauen, ihre Huld zu geniessen. Ein prächtiges Mal wird ihnen aufgetischt und ihr Ohr von der wunderbarsten Musik entzückt. Hierauf wird ihnen das Innere des Palastes gezeigt, das dem prachtvollen Aeusseren vollkommen entspricht. Zunächst kommen sie in einen Hof, dessen Bogengänge und Säulen von geflecktem Marmor sind, mit Capitälen aus Alabaster; die Wände weisen die kostbarste Mosaikarbeit auf. Mitten in dem Hofe befindet sich eine bronzene Statue des Mars, auf deren Sockel Scenen aus der Geschichte zu sehen sind. Da erblickt man Hannibal, Scipio, Horatius, M. Scävola, Varro, Cäsar, Pompejus, Alexander den Grossen, und viele andere ihrer Waffenthaten wegen berühmte Helden, besonders spanische, wie den Cid, Fernando Gonzalez, Bernardo del Carpio, Fonseca, Luys de Villanova. Von hier treten sie in einen kostbaren Saal, aus Elfenbein und Alabaster hergestellt und mit kunstvoll geschnitzten Bildern aus der alten Geschichte geziert. Aber dieser Saal ist „Luft“ gegen den, welchen sie nunmehr betreten; die Wände sind von Gold und der Fussboden von kostbaren Steinen; eine lebensgrosse Statue der Diana und viele Bildsäulen spanischer Frauen zieren ihn. Das Wunderbarste aber in diesem Raume sind vier goldene Lorbeerbäume, zwischen denen eine Quelle reinen Silbers fliesst, eine goldene Nymphe umflutend; an der Quelle sitzt Orpheus, der beim Nahen der Gesellschaft in seine Harfe greift und ein langes Lied zum Preise spanischer vornehmer Damen anstimmt. Jetzt treten sie in einen prächtigen Garten, zwischen dessen Bäumen Mädchen begraben liegen, die trotz aller Gefahren ihre Keuschheit bewahrt hatten; besonders erregt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft das Grabmal der Catalina von Aragon, ein schwarzer Marmorblock von vier Erzsäulen getragen. Von hier gelangen sie zu dem grasbewachsenen Platze vor dem Palaste, woselbst Felicia sie erwartet und wo sie sich zur Unterhaltung niederlassen; Sireno und Felicia beginnen ein Gespräch über die

Frage, ob die Liebe von der Vernunft stammt; Silvano und Polidora sprechen über die Qualen eines Verliebten; Selvagia, Belisa und Cynthia erörtern, warum bei Entfernung und Abwesenheit die Liebe meistenteils erkaltet. Nachdem sie ein kostbares Mal zu sich genommen haben, will auch Felismena zur Unterhaltung der Freunde beitragen und erzählt folgende Geschichte: *

Zur Zeit des tapferen Infanten Don Fernando, später König von Aragon, lebte in Spanien ein Ritter, Namens Rodrigo Narvaez, der durch seine mannhaften Eigenschaften im Frieden wie im Kriege alle seine Zeitgenossen überragte. Besonderen Ruhm erntete er, als der genannte Fürst den Mauren die Stadt Antequera abgewann, und gab durch viele Unternehmungen und Waffenthaten zu verstehen, dass im Kriege ein tapferer Sinn, ein unbesiegbarer Mut und Herzensgüte von sicherem Erfolge sind. Daher wurde dieser gute Feldherr nicht nur von seinem Volk, sondern auch von dem fremden hoch geehrt, und Don Fernando übertrug ihm zur Belohnung seiner Dienste, obgleich denselben nicht entsprechend, die Statthalterschaft und Verteidigung der beiden Städte Antequera und Alora. In letzterer Stadt verweilte er mit Vorliebe, umgeben von einer Schar auserlesener Ritter im Solde des Königs, mit denen er manchen kühnen Streifzug unternahm zur Verteidigung des christlichen Glaubens, zur Erwerbung eigener Ehre und zur Befestigung ihres Ruhmes. So brach er in einer schönen Sommernacht, die Musse, welche der Frieden mit sich brachte, verschmähend, in Begleitung von neun tapferen Gefährten auf, um das benachbarte Gebiet der Mauren zu recognoscieren. Als sie nun auf ihrem Ritte zu einer Stelle kamen, wo der Weg sich teilt, beschlossen sie sich zu trennen; fünf von ihnen sollten den linken, fünf den rechten Weg einschlagen, mit der Verabredung, dass, wenn sie sich in Bedrängnis sähen, sie auf ein Hornsignal hin einander zu Hilfe eilen wollten. So ging denn der Statt-

* Auch diese Erzählung hat Malespini für seine Ducento Novelle verwandt; sie steht im II. Teile unter N. 36. — Auch sonst ist der Stoff mehrfach bearbeitet worden; vergl. F. Wolf, Rosa de Romances. Leipzig 1846, p. 107. — Bereits erwähnt haben wir, dass diese Geschichte im dritten Bande der Rivadeneyraschen Sammlung spanischer Autoren aufgenommen worden ist.

halter und vier von ihnen nach der einen Seite, und die anderen fünf nach der anderen. Während nun die Letzteren ihres Weges zogen und von diesem und jenem sprachen und jeder von ihnen ein Ereignis herbeisehnte, um sich auszuzeichnen, hörten sie nicht weit von sich die Stimme eines Mannes, der sehr anmutig sang und bisweilen aus tiefstem Herzen seufzte, wodurch er zu erkennen gab, dass irgend eine Liebesleidenschaft seine Seele erfüllte. Die Ritter verbargen sich in einem am Wege liegenden Gebüsch, und da der Mond hell leuchtete, sahen sie bald einen Mauren auf sich zukommen, einen so schönen Mann und von so edler Gestalt, dass man seine vornehme Herkunft und seine gewaltige Kraft auf den ersten Blick erkennen konnte. Er sass auf einem Grauschimmel, war gekleidet in ein langes Gewand von carmoisinrotem Samt mit silbernem Besatze, und hatte auf dem linken Arm einen Schild, in der rechten Hand eine Lanze von Eisen und im Gürtel einen prächtigen Säbel. Anmutig kam der Maure einher, und als die Ritter auf den Gesang achteten, vernahmen sie folgende Worte:

In Granada einst geboren,
Aufgewachsen in Cartama,
Hab ich, lebend in Alora,
In Coyn mein Herz verloren.

Ob Granada mich gebar
Und ich aufwuchs in Cartama,
Weilt mein Herz doch in Coyn,
All mein Sehnen geht dahin.
Ob ich leb auch in Alora,
Nach Coyn nur steht mein Sinn.

Die fünf Ritter, sei es, dass sie in der Leidenschaft der Liebe wenig Erfahrung, sei es, dass sie deren genug hatten, achteten mehr auf den Vorteil, den eine so gute Beute ihnen versprach, als auf den Liebesgesang des Mauren, und stürmten aus ihrem Hinterhalt hervor. Obgleich nun bis dahin die Liebe seine Gedanken beherrscht hatte, fasste sich der tapfere Maure doch sofort, begann mit der Lanze in der Hand die fünf Christen von sich abzuwehren und gab ihnen in kurzer Zeit zu erkennen, dass er eben so tapfer als verliebt war. Einige, die diese

Geschichte berichten, sagen, dass sie ihn einzeln angriffen; die aber, welche die Wahrheit ergründet haben, melden, dass sie alle zusammen auf ihn losstürzten, und letzteres ist wohl zu glauben, da sie ihn zu fangen beabsichtigten. Er aber verteidigte sich in dieser Not so tapfer, dass er drei der Angreifer niederstreckte und dass die beiden anderen alle ihre Kraft zusammennehmen mussten, um seinem Ungestüm zu widerstehen; denn wenn auch an einem Schenkel, obgleich ungefährlich, verwundet, war sein Mut doch nicht der Art, dass er durch tödliche Wunden hätte geschreckt werden können. Aber in der Hitze des Kampfes verlor er seine Lanze; da gab er seinem Pferde die Sporen, als ob er fliehen wollte, und als nun die beiden Ritter ihm eifrig folgten, warf er sich plötzlich herum, fuhr wie ein Wetterstrahl zwischen ihnen durch, stürmte zu der Stelle, wo einer der drei lag, die er zu Boden gestreckt hatte, liess sich vom Pferde gleiten, ergriff die herrenlose Lanze, und mit grosser Leichtigkeit sich wieder im Sattel zurechtsetzend schickte er sich zu einem neuen Angriffe an. Und so unwiderstehlich war seine Kraft, dass, wenn nicht schleunigst einer der beiden Ritter in das Horn gestossen und damit den Statthalter herbeigerufen hätte, sie den Weg der drei Gefährten gegangen wären, die auf dem Felde leblos dalagen. Als Rodrigo Narvaez ankam und sah, wie tapfer der Maure kämpfte, schätzte er ihn sehr hoch und wünschte sehnlichst, sich mit ihm zu messen. Daher redete er ihn höflich folgendermassen an:* „Sicherlich, Ritter, Eure Kraft und Eure Tapferkeit sind nicht der Art, dass man nicht grosse Ehre gewönne, wenn man Euch besiegte. Wenn dies das Glück mir gewährte, so würde ich es um weiter nichts bitten; und obgleich ich weiss, dass ich mich in grosse Gefahr bringe im Kampfe mit einem Manne, der so gut sich zu verteidigen versteht, so werde ich doch nicht unterlassen es zu thun, da schon ihn angreifen viel Ehre einbringen muss.“ Alsbald begann der Kampf zwischen den beiden Rittern, und mit solcher Lebhaftigkeit stachen sie aufeinander los und griffen einander mit so viel Mut an, dass, wenn die

* Die Anrede wird auch im Original ganz regellos bald mit Du, bald mit Ihr gegeben.

frühere Ermüdung und die Wunde, die der Maure davongetragen hatte, ihm nicht hinderlich gewesen wären, der Statthalter nur mit Mühe den Sieg davongetragen haben würde. Aber eben dies und der Umstand, dass sein Pferd sich nicht mehr rühren konnte, versprachen ihn dem letzteren; der Maure jedoch kannte keine Feigheit; sondern als er sah, dass dieser Kampf über sein Leben entscheiden sollte, nahm er alle seine Kraft zusammen und sich in den Steigbügeln erhebend versetzte er dem Statthalter einen gewaltigen Lanzenstoss auf den Schild. Der aber fing den Stoss auf und beantwortete ihn mit einem anderen auf den rechten Arm; dann sich auf seine Kraft verlassend packte er ihn so gewaltig, dass er ihn aus dem Sattel zog und mit ihm zu Boden stürzte. Obgleich nun das Leben des Mauren in seiner Hand lag, tötete er ihn doch nicht, sondern jene Milde walten lassend, die der tapfere Sieger immer dem vom Glück Verlassenen zu bezeugen pflegt, half er ihm auf, verband selber seine Wunden, die nicht so schwer waren, dass sie ihn hinderten das Pferd zu besteigen, und schlug dann mit seiner Beute den Weg nach Alora ein. Wie nun der Statthalter beständig seine Augen auf den Gefangenen gerichtet hielt und seine edle Figur und Haltung bewunderte, schien ihm die Traurigkeit, die jener zeigte, durchaus nicht im Verhältnis zu stehen mit dem grossen Mute, von dem er soeben Proben abgelegt hatte; und da der Maure auch tiefe Seufzer ausstiess, was einen ungewöhnlichen Schmerz verriet, wollte er sich über den Grund dieser Niedergeschlagenheit unterrichten und redete ihn folgendermassen an: „Ritter, denke daran, dass der Gefangene, der in der Gefangenschaft den Mut verliert, das Recht die Freiheit zu erlangen aufs Spiel setzt, und dass man im Kriege sein Unglück mit Seelengrösse ertragen muss. Und es will mir nicht scheinen, dass diese Seufzer der Tapferkeit und dem Mute entsprechen, die Du gezeigt hast; auch sind Deine Wunden nicht so schwer, dass Dein Leben dadurch auf dem Spiele steht, zumal Du doch bewiesen hast, dass Du es nicht so sehr achtest, um es nicht der Ehre wegen preisgeben zu wollen. Wenn aber etwas anderes Dich quält, so sage es mir; denn bei der Ritterehre schwöre ich Dir, dass ich Dir so viel Freundschaft erweisen will, dass

Du Dich nie beklagen sollst, es mir gesagt zu haben.“ Als der Maure die Worte des Statthalters vernahm, die einen edlen und grossen Geist verrieten, und das Anerbieten ihm zu helfen, hielt er es für seine Pflicht, ihm die Ursache seines Leides nicht zu verbergen, und das Antlitz erhebend, das er unter der Last der Traurigkeit geneigt hielt, antwortete er ihm: „Wie heissest Du, Ritter, der Du so viel Mitgefühl mit meinen Leiden zeigst?“ „Das will ich Dir nicht verhehlen,“ sagte der Statthalter, „man nennt mich Rodrigo de Narvaez, ich bin Statthalter von Alora und Antequera, welche beiden Festungen mir von meinem Herrn, dem Könige von Castilien, übertragen worden sind.“ Als der Maure dies hörte, sagte er mit einem etwas heitereren Gesicht, als bisher: „Ich freue mich, dass ich in meinem Unglück noch das Glück habe, in Deine Hände gefallen zu sein, von dessen Kraft und Tüchtigkeit ich schon so viel gehört habe, und ich fühle die Last meines Kummers etwas erleichtert, da ich mich in der Gewalt eines so bedeutenden Mannes weiss. Ich bitte Dich nun, dass Du Deine Ritter sich entfernen heissest, damit Du vernimmst, dass nicht der Schmerz der Wunden und der Unmut darüber, dass Du mich gefangen genommen hast, allein meine Traurigkeit verursacht.“ Als der Statthalter diese Worte des Mauren vernahm, schätzte er ihn sehr hoch, und da er sehr begierig war, den Grund seines Leides kennen zu lernen, befahl er seinen Rittern, ein wenig vorauszuziehen. Als nun beide allein waren, stiess der Maure einen tiefen Seufzer aus und sprach folgendermassen: „Tapferer Statthalter, da Dein Wille mich zwingt, Dir mein Leben zu erzählen, ein Leben, das zu jeder Stunde von tausend Unruhen und Aengsten umgeben ist, von denen die geringste Dir geringer erscheinen wird, als tausend Tode, so wisse, dass ich mich nenne Abindarraez der Junge, zum Unterschiede von meinem Onkel, der denselben Namen führt. Ich bin vom Stamme der Abencerragen von Granada, an deren Unglück man unglücklich zu sein lernen könnte, und da Du wohl weisst, wie gross das ihrige war, so kannst Du einen Schluss auf das meinige machen. Es ist Dir nicht unbekannt, dass in Granada es ein Geschlecht der Abencerragen gab, dessen Thaten, Kriegstüchtigkeit und Klugheit im Frieden und in der Regierung un-

seres Landes sie zu Stützen des Königreiches machten. Die alten sassen im Rate des Königs, und die jungen übten sich in ritterlichen Thaten und Damendienst. Sie waren sehr beliebt bei dem gemeinen Volk, und nicht unbeliebt bei den Vornehmen, die sie in ritterlichen Eigenschaften alle überragten; auch der König schätzte sie sehr hoch; nie begingen sie etwas, was man von ihnen nicht erwartet hätte; so gerühmt wurde ihre Tapferkeit, Freigebigkeit und höfisches Wesen, dass man zum Beispiel sagte: Es kann keinen feigen, knickerigen, unliebenswürdigen Abencerragen geben. Während sie nun sich dieses Glückes erfreuten und in dem wünschenswertesten Rufe standen, da kam das auf die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen neidische Geschick und stiess sie aus jener Höhe herab in die traurigste und unglücklichste Lage, die man sich denken kann. Dies aber kam so. Der König hatte zwei Abencerragen eine gewisse Beleidigung zugefügt und diese wurden beschuldigt, sich mit zehn anderen Rittern ihres Stammes verschworen zu haben, den König zu ermorden und das Reich unter sich zu teilen, aus Rache für die erlittene Beleidigung. Die Verschwörung jedoch, mochte sie nun existieren oder nicht, wurde entdeckt, die Teilnehmer gefangen genommen und ohne Weiteres zum Tode verurteilt. Als sie nun zur Richtstätte geführt wurden, da war es kläglich mit anzuhören, wie in der ganzen Stadt aus Mitleid mit den Rittern gejammert und geklagt wurde. Alle liefen zum Könige und wollten seine Verzeihung durch grosse Summen Gold und Silber erkaufen; aber seine Härte machte dem Mitleid nicht Platz. Als das Volk dies sah, da fing es von neuem an zu weinen, es weinten die Ritter, in deren Gesellschaft die Verurteilten zu leben pflegten, es weinten die Damen, denen sie gedient hatten, es weinte die ganze Stadt, sich der Ehre und des Ansehens erinnernd, das solche Bürger ihr verliehen. Der König aber verschloss allen diesen Thränen und Klagen sein Ohr und von dem ganzen Geschlecht blieb ausser meinem Vater und meinem Oheim kein einziger am Leben. Hierauf wurden ihre Häuser niedergerissen, ihre Habe wurde confisciert und der Befehl gegeben, dass kein Abencerrage mehr in Granada leben dürfte, ausser meinem Vater und meinem Oheim, aber auch diese nur mit der Bedingung, dass, wenn

sie Kinder hätten, sie die Söhne sofort ausser Landes schicken müssten, dass dieselben niemals nach Granada zurückkehren dürften, und dass sie, wenn erwachsen, nur ausserhalb des Königreiches sich verheiraten sollten.“ Als der Statthalter diese seltsame Geschichte des Abindarraez hörte, konnte er die Thränen nicht zurückhalten und verriet dadurch sein Mitgefühl, das man ja auch mit einem so unseligen Geschick empfinden musste, und zum Mauren gewandt sagte er: „Sicherlich, Abindarraez, Du hast guten Grund den Sturz Deines Hauses zu beklagen, von dem ich nie glauben werde, dass es einen solchen Verrat begangen hat, und wenn es keinen anderen Beweis gäbe als den, dass ein so tüchtiger Mann wie Du aus ihm hervorgegangen ist, so würde mir der genügen um zu glauben, dass Bosheit unter ihnen keine Wurzel schlagen kann.“ „Diese gute Meinung,“ antwortete der Maure, „die Du von mir hast, Allah möge sie Dir vergelten, und er ist mein Zeuge, dass man dieselbe allgemein von meinen Vorfahren hat. Als ich nun zur Welt kam, schickten mich die Meinigen, um nicht dem Befehle des Königs zuwider zu handeln, in eine Festung, die von den Mauren Cártama genannt wird, indem sie mich dem Befehlshaber derselben anvertrauten, mit dem mein Vater in Freundschaft lebte, einem Manne von bedeutendem Ansehen im Reiche und von grossem Reichtum. Sein schönster Besitz aber war seine Tochter, die das höchste Gut ist, das ich in meinem Leben habe, und Allah möge es mir nehmen, wenn ich irgendwann ausser ihr etwas finde, was mir Befriedigung gewährt. Meine Kindheit verlebte ich mit ihr, die wähnte, wir seien Geschwister, da wir ganz so mit einander verkehrten und ihr Vater mich wie seinen Sohn auferzog. Die Liebe, die ich zu der schönen Xarifa empfinde (denn so heisst die Dame, die über mein Herz und meine Freiheit gebietet), würde nicht gross sein, wenn ich ihr Worte zu verleihen wüsste. Ich nahm zu an Jahren, aber viel mehr noch wuchs meine Liebe, die von ganz anderem Metall war als von dem der Verwandtschaft. Ich erinnere mich, dass eines Tages, als Xarifa im Jasmingarten war, damit beschäftigt ihr schönes Haupt zu schmücken, ich sie erblickte und ganz geblendet dastand von ihrer Lieblichkeit, und das quälende Gefühl, dass sie nur meine Schwe-

ster war, durchdrang mir das Herz. Mit ausgebreiteten Armen eilte ich auf sie zu, und auch sie, sobald sie meiner gewahr wurde, kam mir entgegen, und wir setzten uns zusammen an die Quelle und sie sprach zu mir: ‚Bruder, warum liesset Ihr mich die ganze Zeit allein?‘ Ich antwortete: ‚O meine Herrin, schon lange suche ich Euch, und ich fand Niemand, der mir gesagt hätte, wo Ihr wäret, bis mein Herz es mich lehrte. Aber nun sagt mir, welche Gewissheit habt Ihr, dass wir Geschwister sind?‘ ‚Keine andere,‘ sagte sie, ‚als die grosse Liebe, die ich zu Euch habe, und da ich sehe, dass alle Leute uns Geschwister nennen und dass mein Vater uns beide wie seine Kinder behandelt.‘ ‚Und wenn wir nicht Geschwister wären,‘ fragte ich, ‚würdet Ihr mich ebenso lieben?‘ ‚Seht Ihr denn nicht,‘ antwortete sie, ‚dass, wenn dem nicht so wäre, man uns nicht immer zusammen und allein umhergehen lassen würde, wie man es doch thut?‘ ‚Wenn wir dieses Gutes verlustig gehen sollten,‘ sagte ich, ‚so will ich es gern ertragen, dass wir nur Geschwister sind.‘ Da erglühte ihr schönes Antlitz und sie sprach zu mir: ‚Was verliert Ihr denn dabei, dass wir Geschwister sind?‘ ‚Euch verliere ich,‘ antwortete ich. ‚Ich verstehe Euch nicht,‘ versetzte sie, ‚aber es scheint mir, dass, da wir Geschwister sind, wir uns auch natürlich lieben müssen.‘ ‚Mich,‘ erwiederte ich, ‚zwingt nur Eure Schönheit Euch zu lieben, denn dass wir Geschwister sind macht mich manchmal recht unglücklich,‘ und damit senkte ich die Augen verlegen über das was ich sagte. Da erschaute ich ihr Abbild im Wasser der Quelle, ganz so wie sie war, so dass, wohin ich auch den Kopf wandte, ich sie vor mir sah, und sagte zu mir selbst: Wenn ich mich jetzt in dieser Quelle, wo ich meine Herrin erblicke, ertränkte, wie viel gerechtfertigter würde mein Tod sein als der des Narcissus! O, dass sie mich liebte wie ich sie liebe, wie glücklich würde ich sein, und wenn das Geschick uns gestattete, immerdar zusammen zu leben, wie köstlich würde mein Leben mich dünken! Darauf erhob ich mich, und die Hände zu einem der Jasminsträucher ausstreckend, von denen die Quelle umgeben war, vereinte ich seine Blüten und Myrte zu einem schönen Kranz und setzte ihn mir auf das Haupt. Da schlug sie die Augen freundlicher,

wie es schien, zu mir auf, und mir den Kranz nehmend, setzte sie ihn sich auf; schöner als Venus erschien sie meinen Augen, und das Gesicht mir zuwendend, sagte sie zu mir: ‚Was dünkt Dich jetzt von mir, mein Abindarraez?‘ Ich antwortete: ‚Es scheint mir, als ob Ihr jetzt die ganze Welt überwunden hättet und dass man Euch zur Königin und Herrin derselben gekrönt hat.‘ Da erhob sie sich, ergriff mich bei der Hand und sagte: ‚Wenn das wäre, o Bruder, dann solltet Ihr nichts dabei verlieren.‘ Ohne ihr zu antworten, schritt ich neben ihr her, bis wir den Garten verliessen. Einige Tage später, als der harte Liebesgott mich endlich über mein künftiges Los aufklären wollte, erfuhren wir, dass keine Verwandtschaft zwischen uns bestände, und auf diese Weise wurde unsere Leidenschaft in ihre richtige Bahn gelenkt. All meine Seligkeit war sie, neben ihr erschien mir alles schlecht, überflüssig und nutzlos in der Welt; mit ganz anderen Augen als früher sah ich sie an, mit meinen Blicken verzehrte ich sie und war dabei besorgt beobachtet zu werden; eifersüchtig war ich auf die Sonne, die sie berührte, und obgleich sie mit derselben Freundlichkeit wie bisher mir begegnete, so wollte es mir doch nicht so vorkommen, denn Misstrauen und Zweifel bewegen stets ein wahrhaft verliebtes Herz. Nun ereignete es sich eines Tages, als sie an der hellen Quelle bei dem Jasmingebüsch stand, dass ich zu ihr trat, und als ich mit ihr sprach, da schien es mir, als ob ihre Rede und Haltung nicht mehr wie früher wären; sie bat mich, ich sollte singen, denn das hörte sie sehr gern; ich aber war damals so voller Zweifel, dass ich glaubte, sie bäte mich zu singen, nicht um sich an dem Gesange zu erfreuen, sondern um mir nicht Zeit zu lassen ihr meine Leiden zu gestehen. Doch auf nichts Anderes bedacht als das zu thun, was meine Gebieterin mir auftrug, fing ich sofort in arabischer Sprache ein Lied an, in dem ich mich über die Härte beklagte, die ich bei ihr vermutete. So viel vermochten diese Worte bei der, an die sie gerichtet waren, dass ich eine Thräne fliessen sah, was mir die Seele so bewegte, dass ich nicht sagen kann, ob meine Freude grösser war, als ich ein so wahrhaftiges Zeichen der Liebe meiner Herrin sah, oder mein Schmerz, darüber dass ich ihr Thränen verursacht hatte. Und mich beim

Namen nennend zog sie mich neben sich nieder und sprach folgendermassen: ‚Abindarraez, ob die Liebe, die ich fühle, gering ist, oder derart, dass sie selbst mit dem Leben nicht aufhören kann, das, hoffe ich, werden meine Worte Dich erkennen lassen, bevor wir diesen Ort verlassen. Die Zweifel, die Du hegtest, will ich Dir nicht als Vergehen anrechnen, denn ich weiss, dass Liebe ohne Misstrauen nicht sein kann. Doch als Heilmittel dagegen will ich Dir gestatten Dich als Herrn meiner Freiheit anzusehen, und das soll auch zugleich ein Mittel gegen die Traurigkeit sein, die ich fühlte, wenn ich mich einige Zeit fern von Dir sah.‘ — Doch nur wenige Tage sollte unsere Freude dauern, da sandte der König von Granada Xarifas Vater weit fort von Cartama, an die Grenze, nach Coyn; ich aber sollte, so lautete der Befehl, unter der Gewalt des folgenden Statthalters zurückbleiben. Wehmütig trafen wir uns am Tage vor ihrer Abreise an einem entlegenen Orte, um noch einmal unser Unglück zusammen zu beweinen; ich nannte sie: Meine Herrin, meine Seele, mein einziges Gut, und mit vielen anderen Namen, die die Liebe mir eingab. Weinend sagte ich zu ihr: ‚Wenn Ihr nun fern von mir seid, werdet Ihr auch bisweilen an Euren unglücklichen Ritter denken?‘ Hier erstickten Thränen und Seufzer meine Worte, und als ich mich bemühte noch mehr zu sagen, brachte ich nur einige unzusammenhängende Reden hervor, an die ich mich nicht mehr erinnere, denn meine Herrin hat all meine Denkkraft nach sich gezogen. Unaussprechlich war auch der Schmerz, den meine Gebieterin über die Trennung fühlte; die Worte aber, die sie darauf zu mir sprach, will ich Dir, tapferer Statthalter, nicht wiedersagen, denn wenn Deine Brust nie von der Liebe verwundet worden ist, so würden sie Dir unmöglich erscheinen, und ist sie es je gewesen, so wirst Du begreifen, welche Gefühle sie in mir erregten. Es mag genügen zu sagen, dass sie mir schliesslich mitteilte, dass, wenn sie Gelegenheit hätte, sei es wegen Krankheit oder Abwesenheit ihres Vaters, sie mich rufen lassen würde, damit ausgeführt würde, was zwischen uns verabredet worden war. Mit diesem Versprechen beruhigte sich mein Herz etwas und ich küsste ihr die Hände für die Gnade, die sie mir gewährte. Gleich am nächsten Tage reisten sie ab;

ich aber blieb zurück wie einer, der über steile und unwegsame Gebirge wandert und in dichter Finsternis weilt, nachdem ihm die Sonne untergegangen. Ich fing an, ihre Abwesenheit bitter zu fühlen und suchte jegliches trügerische Heilmittel dagegen auf: ich weilte vor den Fenstern, aus denen sie sich herauszulehnen pflegte, in dem Zimmer, wo sie schlief, in dem Garten, wo sie ruhte und die Siesta verbrachte, bei dem Wasser, in dem sie badete — aber die Erinnerung, die an allen diesen Orten haftete, mehrte nur meine Qual. Nun wollte es mein gutes Schicksal, dass heute Morgen meine Herrin ihr Wort erfüllte, indem sie mich durch eine Dienerin, auf die sie sich wie auf sich selbst verlassen kann, rufen liess, da ihr Vater auf Befehl des Königs nach Granada abgereist war, um Rechenschaft über die Verwaltung seiner Statthalterschaft abzulegen. Freudig erregt durch diese unerwartete gute Nachricht machte ich mich sofort auf den Weg, in die Gewandung gehüllt, in der Du mich getroffen, die heiterste, die ich finden konnte, um meiner Gebieterin die Fröhlichkeit und Zufriedenheit meines Herzens zu zeigen. Ich wanderte von Cartama nach Coyn, eine kurze Tagereise, obgleich die Sehnsucht sie mir viel länger erscheinen liess, der fröhlichste Abencerrage, den man je gesehen; ich ging auf den Ruf meiner Herrin, um meine Herrin zu sehen, mich meiner Herrin zu freuen, mich mit meiner Herrin zu vereinen: nun sehe ich mich verwundet, gefangen und in der Gewalt eines Mannes, von dem ich nicht weiss, was er mit mir thun wird, und das Alles gerade in der heutigen Nacht, in der mein Glück sich erfüllen sollte. Höre also auf, o Christ, mich in meinem Seufzen zu trösten, und wenn Du meine Augen sich mit Thränen füllen siehst, so schreibe es nicht der Feigheit zu."

Der tapfere Narvaez war tief bewegt durch die Worte des Mauren, und da es ihm schien, dass seiner Liebesangelegenheit nichts mehr schaden könnte als Verzögerung, sagte er zu ihm: „Abindarraez, ich will, dass Du siehst, dass mein Wille mehr vermag, als Dein Unstern, und wenn Du mir versprichst, bis zum dritten Tage in meine Gefangenschaft zurückzukehren, so will ich Dir die Freiheit geben, auf dass Du Deine angefangene Reise weiter fortsetzen kannst, denn es würde mir schwer

auf die Seele fallen, ein solches Unternehmen verzögert zu haben.“ Als der Abencerrage das hörte, warf er sich ihm zu Füssen und sagte: „Statthalter von Alora, wenn Ihr das thätet, so würdet Ihr mir das Leben geben und eine grössere Herzensgüte beweisen, als sie je einer gezeigt hat. Verlangt von mir jede Bürgschaft, die Ihr wollt, ich werde erfüllen, was Ihr festsetzt.“ Da rief Rodrigo Narvaez seine Begleiter und sagte zu ihnen: „Ihr Herren, überlasst mir diesen Gefangenen, ich bürge für sein Lösegeld.“ Alle antworteten sogleich, dass er ganz nach seinem Willen über ihn befehlen sollte. Alsbald ergriff der Statthalter des Abencerragen rechte Hand und sprach: „Ihr versprecht mir bei Eurer Ritterehre, in mein Kastell zu Alora zu kommen und mein Gefangener zu sein innerhalb dreier Tage?“ Er antwortete: „Ich verspreche es.“ „So gehet denn mit gutem Glück, und wenn Ihr irgend einer Sache bedürft, so saget es, sie soll Euch gewährt werden.“ Der Maure dankte ihm und nahm ein Pferd an, das der Statthalter ihm anbot, denn das seine war im Gefecht verwundet worden; und ob er gleich sehr angegriffen und ermüdet war durch den Verlust des Blutes, so kehrte er doch sofort um und schlug in grosser Eile den Weg nach Coyn ein. Rodrigo Narvaez dagegen und seine Gefährten wandten sich nach Alora, sich viel über die Tapferkeit und die guten Manieren des Mauren unterhaltend. Bei der Eile, die der Maure anwandte, dauerte es nicht lange, dass er die Festung Coyn erreichte; dann ritt er, wie ihm aufgetragen war, rings um dieselbe herum, bis er eine geheime Thür fand, und als er das Feld recognosciert hatte und sah, dass Alles sicher war, schlug er mit dem Schaft der Lanze an die Thür, denn das war das Zeichen, welches ihm die Dienerin gegeben hatte; sofort öffnete ihm diese und sagte zu ihm: „Herr, Euer Zögern hat uns in grosse Bestürzung versetzt. Meine Gebieterin erwartet Euch schon lange; steiget ab und geht zu ihr hinauf.“ Da stieg er vom Pferde, brachte es an einen sicheren Ort, lehnte Schild, Schwert und Lanze an die Mauer und liess sich leise und vorsichtig über eine Treppe zu dem Gemach Xarifas führen. Sie, welche sein Kommen schon bemerkt hatte, eilte ihm mit der grössten Freude von der Welt entgegen, und in höchster Seligkeit und Lust hielten sich

beide umfangen, ohne ein Wort zu sprechen. Als sie nun wieder zu sich kamen, sagte sie zu ihm: „Wo habt Ihr so lange geweilt, Herr? Euer Zögern hat mich in grosse Angst und Bestürzung versetzt.“ „Meine Gebieterin,“ antwortete er, „Ihr könnt Euch wohl denken, dass es nicht aus Nachlässigkeit meinerseits geschah; aber die Dinge geschehen nicht immer so, wie der Mensch es wünscht; wenn ich also gezögert habe, so seid überzeugt, dass es nicht in meiner Hand gelegen hat, früher zu kommen.“ Sie, seine Rede abschneidend, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ein prächtiges Zimmer, und nachdem sie sich auf einem dort befindlichen Bette niedergelassen, sprach sie zu ihm folgende Worte: „Ich habe gewollt, Abindarraez, dass Ihr sehet und erkennet, in welcher Weise die Gefangenen der Liebe ihr Wort erfüllen; denn von dem Tage an, wo ich sie Euch gestand, als Unterpfand meines Herzens, habe ich nach Mitteln gesucht, sie wieder von Euch einzulösen. Ich liess Euch zu diesem Kastell kommen, damit Ihr mein Gefangener seid, sowie ich die Eurige bin; ich habe Euch hierher berufen, auf dass Ihr mein Herr und Gebieter seid und der der Habe meines Vaters unter dem Namen eines Gatten. Wohl weiss ich, dass ich gegen den Willen meines Vaters handle, der mich einem reicheren Manne geben möchte; ich aber halte Euch für den grössten Reichtum von der Welt.“ Nach diesen Worten senkte sie das Haupt und eine liebliche Verlegenheit zeigte sich auf ihrem Antlitze, darüber dass sie sich soweit erklärt hatte. Der Maure aber schloss sie in seine Arme und bedeckte ihre Hände mit Küssen für die Gnade, die sie ihm erwies, und sprach zu ihr: „Herrin meiner Seele, als Gegengabe für das grosse Gut, das Ihr mir gewährt, habe ich nichts Neues Euch anzubieten, denn ich bin ganz Euer. Nur das schulde ich Euch noch, dass ich Euch zu meiner Gattin mache, auf dass Ihr die Verwirrung der Schamhaftigkeit verlieret, die Ihr zeigtet, als Ihr mich empfingt.“ Und damit legten sie sich in ihr Bett nieder, wo sie das Feuer ihrer Herzen mit neuer Erfahrung entflammten. Hierbei sprachen sie viele Liebesworte und thaten viele Liebeswerke, welche eher die Phantasie sich vorstellen, als die Feder niederschreiben kann. Während jedoch der Maure an ihrer Seite ruhte, überkam ihn plötzlich

ein tiefes Sinnen und sein Verhalten zeigte eine so tiefe Traurigkeit, dass die schöne Xarifa es merkte und ganz bestürzt darüber wurde. Die tiefen Seufzer, die sie ihn ausstossen hörte und die Unruhe, mit der er sich hin und her warf, sah die Dame als Beleidigung ihrer Schönheit und Liebe an, und sich ein wenig im Bette aufrichtend sagte sie zu ihm mit heiterer, obgleich ein wenig zitternder Stimme: „Was ist, Abindarraez? Es scheint, dass meine Liebe Dich traurig gemacht hat; ich höre Dich seufzen und schluchzen und Herz und Körper viel hin und her werfen. Wenn ich Dein einzig Gut und Deine ganze Lust bin, warum hast Du mir nicht gesagt, weswegen Du seufzst? und wenn ich es nicht bin, warum betrogst Du mich? Hast Du einen Fehler an mir gefunden, so sieh meine Liebe an, welche genügt, um viele zu bedecken. Dienst Du aber einer anderen Dame, so sage mir, wer sie ist, auf dass auch ich ihr diene; drückt Dich sonst noch eine Last, so teile sie mir mit, ich will sterben oder sie von Dir nehmen." Und mit diesen Worten packte sie ihn mit ungestümer Liebeskraft und wandte ihn herum. Da glaubte er, dass, wenn er sich nicht erklärte, er ihr Veranlassung zu grossem Verdachte geben würde, und mit einem leidenschaftlichen Seufzer sprach er zu ihr: „Meine Hoffnung! wäre ich allein, so würde ich die Last, die mich drückt, guten Mutes ertragen; aber jetzt, wo sie mich zwingt, mich von Euch zu trennen, habe ich keine Kraft es zu thun, und damit Ihr Euch nicht weiter ängstiget ohne zu wissen warum, so will ich Euch sagen, um was es sich handelt," und sofort erzählte er ihr das Geschehene ohne etwas auszulassen, und als er seinen Bericht beendet hatte, sagte er mit vielen Thränen: „Demgemäss, o Herrin, ist Euer Gefangener auch der des Statthalters von Alora; aber ohne Euch leben würde ich für den Tod selbst halten, und so seht Ihr wohl, dass meine Seufzer mehr durch Uebermass der Liebe verursacht werden als durch Mangel an derselben." Und damit wurde er ebenso traurig und nachdenkend, wie er es gewesen war, ehe er zu sprechen anfing. Sie aber sprach zu ihm mit heiterem Antlitz: „Grämt Euch nicht, Abindarraez, denn ich nehme es auf mich, Eurem Kummer abzuhelfen, um so mehr, da es doch fest steht, dass jeder Gefangene, der sein Wort

gegeben hat ins Gefängnis zurückzukehren, es erfüllt, wenn er das Lösegeld schickt, das man von ihm verlangen kann. Setzet nun selber die Summe fest, denn ich habe die Schlüssel zu allen Kasten und Reichtümern meines Vaters und ich werde sie alle in Eure Hand geben; schickt davon was Euch gut scheint, dem Rodrigo de Narvaez, dem wackeren Ritter, der Euch die Freiheit gab und der Eure Geschichte kennt. Ich glaube gewiss, dass er darin einwilligen wird, da, wenn er Euch in seiner Macht hätte, er doch nur dasselbe thun könnte, nämlich, Euch gegen ein Lösegeld frei lassen.“ Doch der Abencerrage antwortete ihr: „Es scheint mir, Herrin, dass Eure Liebe Euch keinen guten Rat erteilen lässt. Sicherlich, nie würde ich einen solchen Fehler wie diesen begehen, denn, wenn ich schon verpflichtet war mein Wort zu erfüllen, als ich kam um mich mit Euch allein zu sehen, so erstreckt sich jetzt, wo ich Euer bin, die Verpflichtung weiter. Ich werde nach Alora zurückkehren und mich dem Statthalter stellen, und nachdem ich meine Pflicht gethan, möge das Schicksal thun, was es will.“ „Nie wolle Gott,“ sagte Xarifa, „dass, wenn Ihr zum Gefängnis geht, ich frei bleibe, da ich es ja doch nicht bin. Ich will Euch auf dieser Reise begleiten, denn weder die Liebe, die ich zu Euch hege, noch die Furcht vor meinem Vater, den ich hintergangen habe, würden mich anders handeln lassen.“ Der Maure, vor Freude weinend, umarmte sie und sagte: „Immer mehr Gnade häufst Du auf mich, meine Seele; es geschehe was Du willst, denn dann will ich es auch.“ Mit diesem Beschlusse erhoben sie sich vor Tagesanbruch, und nachdem sie sich mit den für die Reise notwendigsten Sachen versorgt hatten, brachen sie in aller Stille nach Alora auf; und da der Morgen bereits dämmerte, so trug Xarifa das Gesicht bedeckt, um nicht erkannt zu werden. Als sie in Alora ankamen, gingen sie direct zur Burg, die ihnen von dem von allem unterrichteten Wächter sofort geöffnet wurde; der tapfere Statthalter aber selbst ging ihnen entgegen und empfing sie mit grosser Höflichkeit. Abindarraez ergriff seine Frau bei der Hand und zu ihm tretend sprach er: „Sieh, Rodrigo de Narvaez, wie ich mein Wort wohl erfülle; ich versprach Dir, einen Gefangenen zurückzubringen, und ich bringe Dir zwei,

von denen einer genügte um viele zu besiegen. Du siehst hier meine Herrin, urteile, ob ich mit gerechtem Grunde gelitten habe; nimm uns auf als die Deinigen, denn ich vertraue mich und ihre Ehre Deinen Händen an.“ Der Statthalter begrüsste sie mit freundlichen Worten und stellte ihnen sein Haus zur Verfügung, worauf sie sich zum Mahle niederliessen, denn sie waren ermüdet von der Reise und bedurften der Erholung. Der Statthalter fragte den Mauren, wie es denn mit seinen Wunden ginge. „Es scheint,“ sagte er, „dass durch die Reise und durch den Schmerz ich sie mir sehr entzündet habe.“ Sehr bestürzt darüber fragte die schöne Xarifa: „Was giebt es denn, Herr?“ Er antwortete: „Wer die Pfeile Eurer Liebe gefühlt hat, wird alle anderen Wunden für gering achten. Die Thatsache ist, dass bei dem Scharmützel in der Nacht ich zwei kleine Wunden bekam, und die Anstrengung des Weges und der Umstand, dass ich mich nicht kuriert habe, haben mir etwas geschadet; jedoch es ist nicht von Bedeutung.“ „Es wäre gut,“ sagte der Statthalter, „wenn Ihr Euch niederlegtet, und es soll ein Arzt kommen, den ich hier im Castell habe, und Euch heilen.“ Die schöne Xarifa, ganz bestürzt, jedoch mit vieler Ruhe und Freundlichkeit auf dem Gesicht, um ihm keinen Schmerz zu bereiten dadurch dass sie zeigte, dass sie welchen empfinde, hiess ihn sofort sich entkleiden; der Arzt kam und nachdem er die Wunden betrachtet hatte, erklärte er, dass, da sie schräg gingen, sie nicht gefährlich wären und bald heilen würden, worauf er mit einem gewissen Mittel, das er bereitete, den Schmerz milderte; und nach vier Tagen, zumal da er mit vieler Sorgfalt gepflegt wurde, war der Abencerrage gesund. Eines Tages, als sie gespeist hatten, sagte derselbe zum Statthalter: „Rodrigo de Narvaez, bei Deiner Klugheit wirst Du aus der Art und Weise meiner Ankunft wohl schon das Uebrige erraten haben. Ich hege die Hoffnung, dass unsere jetzt so geschädigte Angelegenheit durch Deine Hand geheilt werden wird. Dies hier ist die schöne Xarifa, von der ich Dir erzählte, dass sie meine Herrin und Gattin ist; sie wollte nicht in Coyn bleiben aus Furcht vor ihrem Vater; denn obgleich er nicht weiss, was vorgegangen ist, so fürchtete sie doch, es könnte die Sache herauskommen. Ihr Vater ist jetzt bei dem

Könige von Granada, und da ich weiss, dass der König Dich liebt wegen Deiner Tapferkeit und Tugend, obgleich Du ein Christ bist, so bitte ich Dich es mit seiner Hilfe durchzusetzen, dass er uns verzeiht, dass wir dies ohne seine Erlaubnis gethan haben.“ Der Statthalter antwortete ihm: „Tröstet Euch, ich verspreche Euch als Edelmann, in dieser Sache zu thun, was in meiner Kraft steht,“ und damit liess er Papier und Tinte bringen und schrieb einen Brief an den König von Granada, der folgendermassen lautete:

„Allmächtiger König von Granada! Der Statthalter von Alora, Rodrigo de Narvaez, Dein Diener, küsst Deine königlichen Hände, und teilt Dir mit, dass der Abencerrage Abindarraez, der, in Granada geboren, von dem Statthalter von Cartama auferzogen wurde, sich in dessen Tochter, die schöne Xarifa, verliebte. Später, um dem Statthalter eine Gnade zu erweisen, versetztest Du ihn nach Coyn; die Liebenden jedoch, um sicher zu gehen, verlobten sich heimlich, und der Abencerrage, von Xarifa während der Abwesenheit ihres Vaters zu ihr gerufen, machte sich auf den Weg nach der Festung. Ich begegnete ihm unterwegs, und in einem Scharmützel, das ich mit ihm hatte, in dem er sich sehr tapfer und mutig zeigte, gewann ich ihn als Gefangenen. Als er mir seine Geschichte erzählte, liess ich, gerührt von seinen Bitten, ihn für zwei Tage frei. Er ging und erwarb sich die Gemahlin. Als diese aber sah, dass der Abencerrage in mein Gefängnis zurückkehren wollte, war sie entschlossen mit ihm zu kommen, und so sind sie jetzt alle beide in meiner Macht. Ich bitte Dich, stosse Dich nicht an dem Namen des Abencerragen, da dieser und sein Vater ohne Schuld waren an der gegen Deine königliche Person angezettelten Verschwörung (zum Zeugnis dafür leben sie noch heute). Ich ersuche Deine Hoheit, mit mir die Heilung der beiden Liebenden zu beschliessen; ich werde auf sein Lösegeld verzichten und ihn in Freiheit setzen, und Du befiehl ihrem Vater, da er Dein Vasall ist, dass er ihr verzeihe und ihn zum Sohne nehme; denn abgesehen davon, dass Du mir eine besondere Gnade damit erweisest, wirst Du thun, was von Deiner Tugend und Deiner Grösse man erwartet.“

Mit diesem Briefe schickte er einen seiner Knappen ab;

der König aber, als er erfuhr, von wem er war, freute sich sehr, denn unter allen Christen liebte er den Statthalter allein wegen seiner Tapferkeit und seiner Persönlichkeit. Als er den Brief gelesen hatte, nahm er den Statthalter von Coyn bei Seite und gab ihm denselben mit den Worten: „Lies dieses Schreiben!“ Er las es, und als er sah, was vorgegangen war, geriet er in grosse Bestürzung. Der König aber sagte: „Werde nicht zornig, obgleich Du Grund dazu hast; denn nichts wird mich hindern dem Statthalter von Alora alles zu thun, was in meiner Macht steht, und so befehle ich Dir denn, dass Du ohne Verzug nach Alora gehst, Deinen Kindern verzeihst und sie sofort in Dein Haus einführst; ich werde Dir für diesen Dienst immerdar gnädig sein.“ Dem Mauren ging es sehr nahe, aber da er sah, dass er nicht anders handeln konnte, machte er gute Miene zum bösen Spiel, und sich zusammennehmend so gut als er konnte, sagte er, er werde es thun; darauf brach er so schnell als möglich nach Alora auf, wo man bereits durch den Knappen von dem, was vorging, unterrichtet war und wo er von allen sehr gut empfangen wurde. Seine Tochter und der Abencerrage erschienen vor ihm mit vieler Scham und küssten ihm die Hände, er aber nahm sie freundlich auf und sagte: „Man spreche nicht von vergangenen Dingen. Der König gebietet mir, es zu thun, und ich verzeihe Euch, dass Ihr Euch ohne mein Wissen vermählt habt. Uebrigens, meine Tochter, wähltest Du Dir einen besseren Gatten, als ich ihn Dir zu geben wusste.“ Rodrigo de Narvaez freute sich sehr, als er sah, was vorging, und feierte ihnen zu Ehren viele Feste. Als sie eines Tages gespeist hatten, sagte er zu ihnen: „Ich schätze es so hoch, einen Anteil an dem guten Verlauf der Dinge gehabt zu haben, dass nichts mir mehr Freude bereiten kann. So will ich denn die Ehre, Euch als meine Gefangenen gehabt zu haben, als Lösegeld ansehen. Ihr seid frei, Abindarraez, und habt somit die Erlaubnis zu gehen, wohin es Euch gefällt und wann Ihr wollt.“ Dieser dankte ihm herzlich dafür, und sogleich am anderen Tage schickten sie sich an aufzubrechen, und von Rodrigo de Narvaez begleitet verliessen sie Alora und kamen nach Coyn, wo den Vermählten grosse Feste gefeiert wurden. Als diese vorbei

waren, nahm der Vater sie eines Tages bei Seite und sprach zu ihnen folgende Worte: „Kinder, da Ihr nun Herren meiner Habe seid und der Ruhe geniesst, ist es wohl recht, dass Ihr erfüllt, was Ihr dem Statthalter von Alora schuldet; denn es ziemt sich nicht, dass, nachdem er mit Euch so hochherzig verfahren ist, er sein Anrecht auf Euer Lösegeld verliert; vielmehr, wenn man es recht überlegt, schuldet Ihr ihm noch bedeutend mehr. Ich will Euch viertausend Goldstücke geben, sendet sie ihm und haltet ihn Euch von nun an zum Freunde — denn er verdient es —, obgleich Euer und sein Glaube ein verschiedener ist.“ Der Abencerrage dankte ihm dafür und schickte sie dem Statthalter, nachdem er sie in einen Kasten von mittlerer Grösse gepackt hatte, und um seinerseits sich nicht knauserig und undankbar zu zeigen, übersandte er ihm sechs schöne Pferde mit vollständigem Geschirr, nebst sechs Schildern und Lanzen, deren Metallteile und Beschläge aus reinem Golde waren. Die schöne Xarifa schrieb ihm einen freundlichen und liebenswürdigen Brief, in dem sie ihm vielfach dankte für das, was er für sie und ihre Angelegenheit gethan hatte, und da sie nicht weniger freigebig und dankbar sich zeigen wollte, als die übrigen, so schickte sie ihm einen Kasten aus Cypressenholz, gar schön duftend, und darin viele kostbare weisse Gewandung für seine Person. Der tapfere Statthalter nahm das Geschenk an und verteilte sofort die Pferde und Schilder und Lanzen an die Ritter, welche ihn in der Nacht des Scharmützels begleitet hatten; für sich behielt er nur eine, welche ihm am meisten gefiel, und den Kasten aus Cypressenholz nebst dem, was ihm die schöne Xarifa gesandt hatte, die viertausend Goldstücke aber schickte er mit dem Boten wieder zurück. Darob erntete vielen Ruhm der grossherzige Capitän, dessen Geschlecht noch jetzt in Antequera fortlebt, durch grosse Thaten sich seines Ahnherrn würdig erweisend.

Nach Beendigung ihrer Geschichte, für deren Erzählung Felismena den Dank der ganzen Gesellschaft erhält, begeben sich alle zur Ruhe.

Fünftes Buch. Am folgenden Tage geht Felicia an die Heilung der Liebenden, mit Ausnahme der Felismena und Belisa, denen sie für später Genesung von ihren Leiden ver-

spricht. Sie erscheint nämlich mit zwei goldenen Pokalen und lässt Sireno, Silvano und Selvagia daraus trinken; sofort verfallen diese in einen totenähnlichen Schlaf, aus dem alles Rütteln und Schreien der Hirtinnen sie nicht erweckt. Als nun Felicia glaubt, dass der Zaubertrank genügend gewirkt hat, berührt sie Sireno mit einem wunderkräftigen Buche, worauf derselbe im Zustande der grössten Gleichgültigkeit gegen seine frühere Liebe erwacht. Um die Anderen davon zu überzeugen, redet Felicia ihn mit folgenden Worten an: „Sage mir, Sireno, wenn Du zufällig die schöne Diana mit ihrem Gatten sähest, wie sie beide in der grössten Zufriedenheit von der Welt leben und lachen über die Liebe, die Du zu ihr gehabt hast, was würdest Du thun?“ — Ohne Besinnen erwidert Sireno: „Sicherlich, das würde mir keinen Kummer machen, im Gegenteil, ich würde ihnen helfen, über meine früheren Dummheiten zu lachen.“ Nicht minder heilkräftig hatte der Trank auf Silvano und Selvagia gewirkt; Silvano, von Felicia berührt, hat beim Erwachen seine Liebe zu Diana vollständig vergessen und entbrennt in höchster Glut zu der noch daliegenden Selvagia, die ihrerseits, ihres Alanio vergessend, Silvanos Liebe erwidert. Die drei kehren hierauf unter Gesprächen zärtlichster Liebe zu ihren Heerden zurück, und so andauernd wirkt der Zaubertrank, dass selbst bei Dianas Anblick ihr Herz kalt bleibt. Hier machen wir zum ersten Male die persönliche Bekanntschaft der Diana; wir sehen sie in einem dichten Myrtengebüsch versteckt unter Thränen an einer Quelle sitzen und eine Romanze singen, in der sie klagt, dass von Geburt an sie das Unglück verfolge; „die Sonne verbarg ihre Strahlen und der Mond verfinsterte sich, es starb meine Mutter bei meiner Geburt, die Magd, die mich säugte, hatte in Nichts Glück. Ich liebte und wurde geliebt, ich vergass und wurde vergessen; als junges Mädchen verheiratete mich mein Vater, mich zu verhasster Ehe zwingend. So lebe ich das unglücklichste Leben.“ Aber ihre traurigen Klagen rühren die Hirten nicht, und Sireno bleibt kalt und ablehnend, als sie zusammen den Weg zu ihrem heimatlichen Dorfe einschlagen.

Felismena war inzwischen in ihrem früheren Jagdgewande auf den Rat der Felicia aufgebrochen und gelangt gegen Son-

nenuntergang in ein schönes Thal, in dem sie eine Hütte bemerkt; sie nähert sich derselben und wird eines jungen Mannes und einer Hirtin gewahr, aus deren Unterhaltung sie erkennt, dass sie den Geliebten der Belisa, den Arsileo, vor sich hat. Er war durch den Pfeilschuss seines Vaters nicht getötet worden, wie Belisa gesehen zu haben glaubte, sondern ein Zauberer Alfeo* hatte, um sich an ihr zu rächen dafür dass sie ihn nicht erhört hatte, zwei Phantome verfertigt, in der Gestalt des Vaters und des Sohnes, und diese das Schauspiel aufführen lassen, das Belisa voller Verzweiflung in die Ferne gejagt hatte. Während Alanio, Arsileos Vater, auf einem Gute zurückgezogen lebte und der Belisa bald vergass, war der Sohn schon sechs Monate umhergeirrt, die Geliebte zu suchen. Felismena tritt nun hervor und weist den Hocherfreuten auf die richtige Spur; eilends macht er sich zu dem Tempel der Diana auf den Weg, wo Polidora ihm die Ersehnte zuführt; selig sinken sie sich in die Arme.

Sechstes Buch. Die sechsmonatliche Anwesenheit des Arsileo hatte einen Zwist zwischen Amarilida und ihrem Geliebten Filemon hervorgerufen, da sie dem trostlosen Fremdling Mut zugesprochen und ihn öfter in seiner einsamen Hütte besucht hatte. Filemon war von grenzenloser Qual ergriffen, während Amarilida ihn floh, weil sie durch ihn und seine öffentlichen Klagen ihre Ehre gefährdet glaubte. Auf Felismenas Bitten und gerührt durch Filemons Thränen giebt Amarilida nach, und ungeteilte Liebe vereinigt die beiden wieder.

Inzwischen leben Selvagia und Silvano ihr glückliches Leben weiter, beneidet von der unglücklichen Diana. Sireno verharrt noch immer im Zustande vollständiger Gleichgültigkeit; nur einmal, als er wieder auf den Gefilden seiner Heimat sich zeigt und die Hunde der Diana, ihn wohl kennend, um ihn herumspringen und die Schafe, wie sie früher gethan, sich um ihn sammeln, scheint das Eis seines Herzens schmelzen zu wollen. Doch der Trank der Felicia wirkt noch zu mächtig, und gleich darauf setzt er sich mit dem grössten Gleichmut mit Diana auseinander, die ihm unter Thränen erklärt, dass nur der Wille

* An drei anderen Stellen Arfeo.

ihres Vaters und ihr kindlicher Gehorsam sie zu der verhassten Ehe getrieben hätte. Er aber giebt seiner Freude Ausdruck, jetzt die Liebe los zu sein, und singt fröhlich über die frühere Thorheit lachend mit Silvano ein Duett aus jener Zeit, wo noch beide um Diana warben. Der Eindruck auf die unglückliche Hirtin ist derartig, dass sie weinend und das schöne Haar raufend sich entfernt.

Siebentes Buch. Nach ihrer Trennung von Filemon und Amarilida gelangt Felismena in eine reiche, fruchtbare Gegend, von einem majestätischen Strome durcheilt und rings von Gebirgen eingeschlossen. Zu ihren Füssen liegt eine prächtige Stadt, deren Anblick sie an ihr heimatliches Soldina erinnert und ihr die Thränen in die Augen lockt. Sie geht den Fluss entlang und belauscht das Gespräch zweier Schäferinnen, aus deren Sprache sie entnimmt, dass sie sich in Portugal befindet. Auch hier wird ihr die Gelegenheit geboten, Liebeshändel zu schlichten. Armia war verliebt in Danteo, der sich aber durch ihr schnippisches Betragen hatte einschüchtern lassen und sich verheiratet hatte. Aber nach kurzer Ehe verlor er seine Frau und wandte sofort seine Liebe wieder der Armia zu, die jedoch trotz der Ermahnungen ihrer Freundin Duarda nichts mehr von ihm wissen wollte. Felismena erfährt dies Alles und dass sie sich in der Nähe von Coimbra befindet, durch die Hirtinnen, die freundschaftlich ihr Mahl mit ihr teilen. Bald findet sich auch der verschmähte Danteo ein,* und eben will Felismena ihr Versöhnungswerk beginnen, als ihre Aufmerksamkeit durch ein unerwartetes Schauspiel in Anspruch genommen wird. Auf einer im Flusse liegenden Insel bemerken sie einen Ritter, der in einem hitzigen Kampfe gegen drei Angreifer begriffen ist; schon liegt einer der drei tot hingestreckt, die beiden anderen jedoch bedrängen ihren Gegner so heftig, dass er in die grösste Gefahr gerät. Aufgebracht über das feige Beginnen ruft ihnen Felismena zu, davon abzustehen, und als sie ihre Warnung nicht beachten, spannt sie ihren Bogen und sendet dem einen einen Pfeil durchs Auge, dem anderen einen durch die Brust, und befreit auf diese Weise den Ritter. Kaum

* Alle Unterhaltungen und Gesänge in diesem Teil des Buches sind in portugiesischer Sprache verfasst.

jedoch hat dieser den Helm abgenommen, als sie ihren Felix erkennt, nach dem sie schon so lange gesucht. Ebenso erkennt er sie wieder und fleht sie um Verzeihung an, die bereitwilligst gewährt wird. Zur rechten Zeit findet sich Dorida, die Abgesandte der Felicia, ein, mit einem silbernen und einem goldenen Becher versehen; aus jenem besprengt sie Felix und er vergisst seine Liebe zu Celia, aus dem goldenen lässt sie ihn trinken und seine im Kampf erhaltenen Wunden heilen. Freudig folgen sie der Einladung der Priesterin nach dem Tempel der Diana, wo ehliche Bande Felismena und Felix vereinen, sowie Selvagia und Silvano, die mit Sireno gleichfalls dort angelangt sind.

Sirenos sowie Danteos und Duardas weitere Erlebnisse beabsichtigt der Verfasser in einem zweiten Teile zu schildern.

Wie bereits bemerkt worden ist, hat Montemayor selbst diesen zweiten Teil nicht verfasst, vielmehr haben Alonzo Perez von Salamanca und Gaspar Gil Polo selbständig das Werk fortgesetzt. Da über diese Fortsetzungen in einer besonderen Abhandlung gesprochen werden wird, so sei hier nur soviel angedeutet, dass in Gil Polos Buch Sireno sich nach und nach von seiner Gleichgiltigkeit gegen Diana erholt. Delio, Dianas Gemahl, verliebt sich in eine Schäferin, die erst vor kurzer Zeit an den Ufern des Ezla angelangt ist; eines Tages jedoch, als er der Schönen in verbrecherischer Absicht nachstellt, erhitzt er sich so sehr, dass er sich den Tod dadurch zuzieht. Nun steht der Vereinigung Dianas und Sirenos nichts mehr im Wege und sie feiern das Fest ihrer Vermählung.

Was die Fortsetzung des Alonzo Perez betrifft, so ist auch sie unvollendet geblieben. Sie schliesst damit, dass Sireno von Felicia einen neuen Trank erhält, um für Diana wieder Liebe zu fassen, die inzwischen durch den Tod ihres Gemahls Witwe geworden war, und um zugleich gegen zwei andere nicht unbegünstigte Liebhaber einen Wettstreit zu unternehmen, dessen Ausfall in einem weiteren Bande erzählt werden sollte. Derselbe ist jedoch nie erschienen.

Ueber die Notwendigkeit
eines systematischen
Unterrichtes in der deutschen Grammatik
in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten und die für diesen Unterricht vorhandenen, bezüglich zu empfehlenden Hilfsmittel.*

Auf den 46 Direktorenkonferenzen, welche bis zu Anfang des Jahres 1878 im preussischen Staate tagten, ist nicht weniger als 39 mal über den deutschen Unterricht verhandelt worden. Wohl mit keinem anderen Gegenstande haben sich jene Versammlungen so oft und so eingehend beschäftigt, wie mit der Behandlung unserer Muttersprache. In Westfalen finden wir ihn auf den 19 Konferenzen unserer Provinz 12 mal auf der Tagesordnung. In den 39 Konferenzen wurde über den Unterricht des Deutschen in allen Klassen 10 mal, über die Behandlungsweise in den unteren und mittleren Klassen allein 3 mal, über die zu benutzenden Hilfsmittel 5 mal referiert und debattiert. Wenn dieser Gegenstand so oft jene Versammlungen beschäftigt hat; wenn noch im Jahre 1863 in Westfalen ganz ähnliche Punkte besprochen wurden, wie sie an der Spitze unserer Arbeit stehen; wenn eine reichhaltige Litteratur beweist, dass sich überall die Schulmänner mit dieser Sache beschäftigen: so darf man annehmen, — und nach kurzer Ueberlegung werden alle, die es angeht, zustimmen — dass die Frage betreffend den Unterricht in der deutschen Sprache, besonders die grammatische Seite desselben, eine so wichtige und brennende wie schwierige ist, also eine ausführliche Darstellung und gründliche Beantwortung wohl versucht werden darf.

---

* Referat für die diesjährige westfälische Direktorenkonferenz.

Es würde nicht uninteressant sein, darzulegen, wie sich die früheren Direktorenkonferenzen zu der Frage über die Notwendigkeit des grammatischen Unterrichtes im Deutschen und die Hilfsmittel für denselben gestellt haben; aber wir dürfen uns nicht dabei aufhalten. Im allgemeinen sei nur angedeutet, dass Einigkeit nicht zu herrschen pflegt, die Minoritäten sind oft ziemlich gross. Vor Jahrzehnten findet sich eine entschiedene Abneigung gegen den grammatischen Unterricht, mindestens eine Scheu vor demselben, noch im Jahre 1871 wird in der Provinz Preussen die These angenommen: Systematischer Unterricht in der neuhochdeutschen Grammatik ist in keiner Klasse zu treiben. Indessen ist in den letzten Versammlungen der Direktoren doch eine Neigung für den grammat. Unterricht nicht zu verkennen, besonders in der Provinz Westfalen; in Hannover wurde aber ein selbständiger grammat. Unterricht im Jahre 1876 einstimmig für notwendig befunden.

Die Direktorenkonferenzen wie alle dahin gehörenden neueren Schriften sprechen nun als allgemeine Ueberzeugung und Forderung aus, dass bei dem deutschen Unterricht auf allen Stufen die Lektüre der Mittelpunkt sein müsse, um den sich alle anderen Uebungen gruppieren sollen.

Sobald es sich aber um den Unterricht in den unteren und mittleren Klassen besonders handelt, entbrennt alsbald der Streit um die Fragen:

1) Ist ein Unterricht in der deutschen Grammatik nötig?

2) Soll derselbe systematisch sein?

Als Nebenfrage gesellt sich hinzu:

3) Ist dem Schüler ein Lehrbuch in die Hand zu geben?

Diese drei Fragen wird nun auch das folgende Referat zu beantworten versuchen.

Die erste war: Soll in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten deutsche Grammatik gelehrt werden?

Wir sahen oben, dass vor einigen Jahrzehnten diese Frage in der Regel mit Nein beantwortet wurde. Die Gegner des grammatischen Unterrichtes beriefen sich dabei auf bedeutende Autoritäten. Zunächst wiesen sie auf Jakob Grimm hin, und hatten dann meist sofort gewonnenes Spiel. Derselbe sagt nämlich in seiner Grammatik 1. Aufl. S. IX—XI: „Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat, sind zwar bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher

und von Adelung an bis auf heute eine noch fast grössere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muss ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten Jahrhundert bekannt gemachten und gut geheissenen für verwerflich ja für thöricht halte. Man pflegt allmählich in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu erteilen ... eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen. Die meisten mitlebenden Völker haben aber hierin so viel gesunden Blick vor uns voraus, dass es ihnen schwerlich in solchem Ernste beigefallen ist, ihre eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichtes zu zählen. Den geheimen Schaden, den dieser Unterricht, wie alles Ueberflüssige, nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als dass dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingiebt und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem Natürlichen und Sittlichen ist ein unvermerktes, unbewusstes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigentümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt. ... Wer könnte nun glauben, dass ein so tief angelegter nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit aufstrebender Wachstum durch die abgezogenen, matten und missgriffenen Regeln der Sprachmeister gelenkt oder gefördert würde. ... Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiss d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen."

Grimm behauptet in diesen bekannten Sätzen:

1) Wir haben keinen grammat. Unterricht nötig, weil wir unsere Muttersprache mit der Muttermilch einsaugen und so gleichsam selbst eine lebendige Grammatik sind. Die Griechen und Römer hatten das auch richtig erkannt und trieben keine Grammatik in der Schule. Dasselbe ist von den mitlebenden Völkern zu rühmen.

2) Die damalige Unterrichtsweise schadet sogar der sprachlichen Entwicklung, weil die Lehrbücher und die Lehrmethode schlecht sind.

Beginnen wir mit Nr. 2.

Grimm spricht da gleich einem alttestamentlichen Propheten in heiligem Eifer gegen die schlechten Grammatiken jener Zeit. Und er, der grösste Bahnbrecher auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Muttersprache, musste so sprechen. Durch die philosophische Grammatik drohte unsere Sprache zu einem Machwerk der pedantischen Sprachmeister zu werden, und ein Veto war höchst notwendig. Nach Grimm und durch ihn aber ist die Sprachwissenschaft so umgestaltet, dass er heute nicht mehr in dieser Weise gegen die besseren Grammatiken auftreten würde. Seine Schüler eben haben Werke verfasst, wie wir weiter unten sehen werden, die ihn gewiss befriedigen würden. Genügten damals einerseits die Grammatiken nicht, so war andererseits die Lehrmethode falsch. Sie wurde auch noch nicht sofort nach ihm anders, ja wir möchten fürchten, sie ist noch nicht überall die richtige. Rud. Hildebrand in seinem überaus anregenden Buche „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule“ erzählt uns S. 2 flg., wie in seiner Schulzeit noch die sich selbst klarsten Lehrer fürs Lernen das Hauptgewicht legten auf Klarheit im Verstehen, für sittliche Dinge auf das Pflichtgefühl, besser auf den Pflichtbegriff, wie man vergessen hatte, dass Gefühl und Phantasie unentbehrliche Helfer des Verstandes sind und der Ausbildung in der Schule eben so sehr bedürfen wie der Verstand, dass die einseitige Herrschaft der Kantischen Verstandesklarheit und des Kantischen Pflichtbegriffes eben so hinderlich, selbst schädlich sei, als ihr berechtigter Einfluss förderlich und unentbehrlich, und dass manche der wichtigsten Mängel unserer Zeit noch in ihrer einstigen Herrschaft wurzeln. Der Hauptfehler der damaligen Methode war, dass man die Muttersprache wie eine fremde unterrichtete. Das aber verwerfen wir auch entschieden. Weiter unten werden wir ausführlicher darüber sprechen. Grimm war also ganz gewiss im Rechte, wenn er gegen die damaligen Grammatiken und die damalige Lehrmethode eiferte.

Anders ist es mit dem zweiten Punkte. Grimm meint da, jeder Deutsche söge mit der Muttermilch, atmete mit der Luft des Vaterhauses unsere deutsche Sprache ein. Das scheint auch vollständig richtig zu sein. Aber der Schein trügt auch hier. Welche Sprache haben wir denn auf der Schule zu treiben? Unsere Schriftsprache, so wie sie sich durch Luther und die grossen Klassiker der zweiten Blüteperiode unserer Litteratur ausgebildet hat. Das ist nun aber nie

und nirgends unsere Muttersprache gewesen und ist es heute nur bei einem winzigen Teile unseres deutschen Volkes. Und dies ist nicht etwa zu beklagen, ist nicht etwa ein Mangel, sondern wie A. Schleicher in seinem Buche „Die deutsche Sprache“ sagt: „Nur deshalb, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart ist, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigentums auf dasselbe hat, besitzt es die Fähigkeit, ein gemeinsames Band — leider fast das einzige (in jener Zeit) — für alle deutschen Stämme zu sein, und somit ist eben das, was die sprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutschen bedingt, die Quelle seiner hohen, für die Nation unschätzbaren Bedeutung.“

Aber weiter, was für eine Pflicht erwächst der Schule hieraus?

Manche Schüler in Hannover oder Westfalen hören zu Hause nichts als den niederdeutschen Dialekt. Von diesen Schülern kann man denn doch unmöglich verlangen, dass sie gleichsam in sich schon eine neuhochdeutsche Grammatik haben. Ihnen fehlt das Sprachbewusstsein für die neuhochdeutsche Grammatik vollkommen. Sie müssten also jedenfalls Unterricht in derselben haben. Und selbst da, wo Hochdeutsch in den meisten Familien gesprochen wird, giebt es so viele provinzielle Eigentümlichkeiten und Unarten, dass nur ein energischer Unterricht in der Grammatik dieselben beseitigen kann. Wir erinnern hierbei an die Fehler im Gebrauch der Präpositionen, wie sie in Westfalen gäng und gäbe sind. Es kann vorkommen, dass selbst ein Sekundaner sagt: Ich ging von der Schule weg sofort im Garten. Und dabei wird nicht etwa in Hannover und Westfalen besonders schlecht neuhochdeutsch gesprochen, nein, der Mecklenburger, der das liebenswürdige Plattdeutsch oder Missingsch Reuters spricht, wie der Schwabe, dessen „Schwäbeln“ uns „arg nett“ klingt, müssen unsere Schriftsprache in der Schule lernen, müssen grammatischen Unterricht haben. Auch die Städte zeichnen sich da nicht etwa günstig vor dem Lande aus, so dass jeder ihrer Bewohner jene lebendige Grammatik darstellte. Die Sprache des Berliners, Wieners und Frankfurters z. B. hat so viel Unarten in sich aufgenommen, dass auch der Sohn jener grossen Centren nicht des Unterrichts in deutscher Grammatik entraten kann.

Wir treten damit auch Schrader entgegen, der in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre vom Jahre 1868 S. 446 und ebenso in der neusten Auflage meint: „Der Knabe kennt und gebraucht die Formen

der Muttersprache längst, ehe er das Schulzimmer betreten.“ Wir wünschten, der verdienstvolle Pädagoge hätte recht.

Ferner dürfte einem wiedererstandenen alten Griechen und Römer der Unterricht in der deutschen Grammatik doch nicht so sehr pedantisch und verkehrt erscheinen, wie Grimm es sich vorstellt. Gewiss gab es in den ältesten Zeiten keine Grammatiken, da begleitete der *παιδαγωγός* Jahre lang seinen Schüler oder hatte einen Kreis von Knaben und Jünglingen um sich, der war denn ihnen allen wirklich eine wandelnde, lebende Grammatik und wird es an den nötigen Unterweisungen und Uebungen gewiss nicht haben fehlen lassen. Aber schon bei Platon finden wir die Ausdrücke *γραμματικός*, *γραμματική* (*τέχνη*). Wirkliche Grammatik wird erst in den alexandrinischen Zeiten getrieben, in denen sich überhaupt erst die Wissenschaften, auch die Sprachwissenschaft recht entwickelt haben. Namen von Grammatikern sind: Zenodotos um 280 v. Chr., Aristarchos um 160, Hephaistion, Lehrer des Kaisers Verus, Dionysius Cassius Longinos 250 n. Chr. u. a.

Auch bei den Römern fehlt es nicht an Grammatikern, Cäsar suchte schon die Formenlehre in seinem Werke de analogia zu begründen. Hadrian bringt dann durch seine Begünstigung der Schulen der Grammatiker neuen Schwung in das Studium der Sprache; und wir kennen eine ganze Reihe von Grammatiken von den späteren Zeiten des römischen Kaiserreiches bis weit in das Mittelalter hinein. Angeführt mögen werden Priscianus, Donatus, Probus u. a. m.*

Auch den mitlebenden Völkern ist die Notwendigkeit des gramm. Unterrichtes bald klar geworden. Es ist bekannt, wie gerade den Franzosen die in jedem Einzelnen sich darstellende Grammatik wenig gilt, und dass die Académie die massgebende Instanz ist, nach deren Vorschriften sich jeder Franzose, der zu den Gebildeten gerechnet sein will, genau zu richten hat. Aber auch schon die Anglo-Normannen hatten französische Lehrbücher nötig, und im 17., 18. und 19. Jahrhundert ist eine lange Reihe von Grammatiken geschrieben, so von de Vaugelas, Mayret, Régnier, Desmarais, Shomoud, Gueroult, Girault-Duvivier u. a.

Auch an englischen Grammatiken aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert fehlt es nicht.**

---

* cf. Lübker, Reallexikon des Altertums.
** cf. Bernh. Schmitz, Encyklopädie des phil. Stud. d. neueren Spr.

So möchte sich denn hiernach herausstellen, dass jene Worte von Grimm nicht mehr immerfort von den Gegnern des gramm. Unterrichts angezogen werden dürfen. Grimm selbst hat seinen Ausspruch auch in der 2. Aufl. seiner Grammatik (I, S. XIX) teilweise wieder zurückgenommen, indem er sagt, dass er „die Verschrobenheit der deutschen Sprachlehren auf unseren Schulen, den Unwert der Bücher, die man dabei zu Grunde lege, lebhaft beklagt, nicht aber eine vernünftige Anwendung deutscher Grammatik verredet habe.“ Und das sagen wir mit ihm: wenn der Unterricht in der deutschen Grammatik verschroben ist, wenn die gebrauchten Lehrbücher nichts wert sind, dann ist besser gar kein Unterricht in diesem Fache.

Die zweite gewichtige Stimme, welche unsere Gegner für sich anführen, ist die Phil. Wackernagels. Sein, wie Schrader richtig sagt, „goldenes“ Buch „Der Unterricht in der Muttersprache“, IV. Teil seines Lesebuches, hat ja das grosse Verdienst, nicht nur betont, sondern ausführlich gezeigt zu haben, wie das Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen der Mittelpunkt des Unterrichts im Deutschen sein müsse. Er spricht sich aber dabei auch sehr scharf gegen den Betrieb der Grammatik aus, ja er geht so weit, denselben unmoralisch zu nennen. Er sagt S. 39: „Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache in diesem (Knaben-)Alter gleicht dem vorwitzigen, unheiligen Aufdecken und Anschauen der Glieder.“ Das eignet sich auch Schrader in seiner Pädagogik an (1. Auflage, S. 445) und nennt deshalb den grammatischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen nicht nur überflüssig, sondern in mehr als einem Betracht geradezu schädlich. Aber jener Vergleich von Wackernagel passt nicht. Es hindert uns alle das Schamgefühl, gewisse Glieder unseres Körpers aufzudecken und anzuschauen, dies Schamgefühl regt sich aber nicht, wenn wir unsere Sprache uns klar zu machen suchen, die Anleitung dazu ist also auch nicht als unheilig zu verwerfen. Im Gegenteil, der Referent hat seit verschiedenen Jahren die Schüler der Untertertia an scheinbar zufällig ihm als zusammenstehend aufstossenden Beispielen die starke und schwache Deklination und Konjugation die Schüler gleichsam selbst entdecken lassen. Da schämten sich die Knaben nicht, sondern sie hatten entschieden Freude über die Entdeckung, dass auch wir Deutsche wie die Lateiner verschiedene Deklinationen und Konjugationen haben. Ferner kann eine verständige Unterweisung über die Anatomie unseres Kör-

pers und entsprechende gymnastische Uebung doch nicht unmoralisch genannt werden. „Eine grammatische Behandlung der deutschen Sprache ist eben so gerechtfertigt wie die Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers als Einleitung in die Zoologie“ (Kassner, Die deutsche Nationalerziehung, S. 125). Wiederum hatte Referent Gelegenheit, vor kurzem bei der öffentlichen Prüfung der höheren Mädchenklasse hiesiger Volksschule zu sehen, dass auch da eine durchaus anständige fördernde Unterweisung über die Glieder des menschlichen Körpers erteilt werden kann.

Endlich ergreift in der weitverbreiteten Encyklopädie von Schmid Heiland das Wort gegen den grammatischen Unterricht. Nachdem er mit Grimm die alten Lehrbücher verdammt, fährt er fort: „Wenn jene alte von Grimm verurteilte Methode die natürliche Sprachentwicklung mehr hemmt als fördert, so ist die Beckersche Manier ein gefährlicher Ueberreiz der Jugend, die sich dabei auf einem ihr durchaus fremden Gebiete bewegt — auf dem der Abstraktion und Reflexion.“ Er weist ferner darauf hin, dass sich das Geistesleben des Knaben im Konkreten bewege, und es um so frischer bleibe, je länger es vor der Abstraktion bewahrt werde; nur leise und behutsam dürfe das Kind aus dem Bewusstlosen zum Bewusstsein erhoben werden. „Am allerwenigsten darf dazu die Muttersprache benutzt werden. Die Aneignung der Muttersprache in den ersten Jahren ist dem Knaben etwas ganz Unbewusstes. Er lernt sie unmittelbar nicht als Sprache, sondern als sein Denken, Wollen und Empfinden. In tiefer Bewusstlosigkeit entfaltet sie sich, und der Knabe lernt, ohne zu verstehen, was. Dieser natürliche Zusammenhang — eben so tief und innig wie das Verhältnis des Kindes zur Mutter — wird nicht ungestraft gelöst, wenn gegen Gottes Ordnung dieser unmittelbaren Bewusstlosigkeit noch eher, als es die Seele des Knaben ertragen kann, die matten Formeln abgezogener Begriffe aufgenötigt werden.“ Wir machen hier darauf aufmerksam, dass dieser letzte Gegner des grammatischen Unterrichtes ähnlich dem ersten, Grimm, die verkehrte Methode angreift. Und die wollen wir ja auch nicht mehr ausgeübt wissen. Aber giebt es denn nicht auch ein Verfahren, welches nicht mit der Abstraktion, nicht mit der toten Formel der Regel, nicht mit abgezogenen Begriffen beginnt? Kann man denn nicht vielmehr, indem man scheinbar absichtslos die Sprache heranzieht, den Sinn für das Allgemeine, für die Definition wecken? Kann man nicht mit dem Kon-

kreten, der dem Knaben geläufigen lebendigen Sprachform beginnen und, indem man Gleichartiges neben einander stellt, stets erfahrungsmässig und praktisch vorgehend, die Regel ableiten und zur Anschauung bringen? Es wird gewiss gehen, dabei wird sich der Knabe nicht gelangweilt, er wird sich nicht fremd fühlen, sondern angeregt und recht eigentlich zu Hause. Und wenn dann Heiland nicht will, dass man dem Knaben, dem zum Jüngling heranwachsenden, seine Muttersprache zur Erkenntnis bringt, so möchten wir nun, nachdem wir die Gegner bisher nur abgewehrt haben, hier den Spiess umdrehen und den ersten positiven Grund **für** die Notwendigkeit des grammat. Unterrichtes aussprechen.

Wir fragen, was bezwecken wir denn auf unseren Gymnasien und Realschulen anders, als unsern Schülern ein möglichst klares und bewusstes Wissen beizubringen? Wohl mag der Schäfer manches wissen über die Thiere des Feldes und Waldes oder über das Wetter und seine Einwirkungen; aber sein Wissen ist ungeordnet und unklar, es steht oft auf schwachem Grund, allerhand Aberglauben etc.; eine solche Erkenntnis der Natur und ihrer Gesetze soll doch nicht der Abiturient einer Realschule haben, sondern alle Einzelheiten sollen sich ihm zu einem systematischen Ganzen verbinden. Eine solche richtige Erkenntnis des Ganzen erstreben wir ja in allen Disciplinen, in der Religion, in der Mathematik, in der Geographie, warum nicht auch im Deutschen? Es wird wohl ungelehrte Weiber aus dem Volke geben, die unsere Muttersprache sehr beherrschen, ja die Karschin war eine Dichterin, ohne grammatischen Unterricht genossen zu haben; aber das sind immer nur Ausnahmen. Und Referent hatte vor kurzem Gelegenheit, das neueste Manuskript der preisgekrönten schwäbischen Dichterin Henle einzusehen, da gab es aber noch tüchtige grammatikalische Fehler.

Nachdem uns Grimm gezeigt, wie wunderbar schön der Bau unserer Muttersprache ist, muss es das **Ziel** des deutschen Unterrichtes auf den höheren Lehranstalten jedenfalls sein, **die Schüler zur Erkenntnis dessen zu bringen, was sie an ihrer Muttersprache haben.** Lange Zeit mag sie wohl die Stelle des Aschenbrödels unter den Wissenschaften innegehabt haben, zeigen wir dem heranwachsenden Geschlechte, dass sie eine herrliche Königsbraut ist. „Ja, wenn sich die Deutschen entschliessen wollten, die so manche fremde Sprache lernen und sich etwas darauf einbilden, so und

so viele fremde Sprachen zu verstehen und mit Gewandtheit zu sprechen, ihre eigene Muttersprache gründlich zu lernen und sich zu vertiefen in ihren Reichtum, ihre Pracht, sie würden erkennen, dass sie bis jetzt stumpf an einem Zauberberge vorübergegangen, der nun vor ihren Augen erschlossen sie hineinblicken lässt in einen Schacht voll eitelen Goldes und leuchtender Edelsteine."* Und wenn die deutsche Sprache mit Recht verglichen ist mit einem Dome, an dem Jahrhunderte gebaut, und der in seiner mannigfaltigen Schönheit jetzt vor uns steht, soll man da nicht auch unserer Jugend den Bau dieses Domes in allen seinen Teilen klar zu machen, zum Bewusstsein zu bringen suchen? Gewiss, die Schule hat diese hohe Aufgabe. Aber diese kann sie natürlich nur in den obersten Klassen lösen. Auch da freilich bisher nur mangelhaft, weil die Stundenzahl für das Deutsche in allen Klassen noch viel zu klein ist.

Auf den unteren Klassen werden wir den Knaben freilich nur leise und langsam hinführen zu dieser Erkenntnis, da wird die praktische Seite der Aufgabe vorwiegen müssen, den Schüler zu erziehen dass er seine Schriftsprache richtig gebraucht.

Damit stimmt im wesentlichen auch der Lehrplan überein, der vom Unterrichtsministerium mitgeteilt ist (Wiese, Verordnungen etc. I.):

„Das bis zur Quarta einschl. zu erreichende Ziel ist sicheres, deutliches, sinngemässes, die Interpunktion beachtendes Lesen, richtiges Sprechen und Schreiben."

Sodann S. 56:

„Das Ziel des deutschen Unterrichtes ist bis zu dieser Uebergangsstufe (Tertia einschliesslich) richtige und klare Auffassung des Gelesenen und Gehörten, korrekte und geordnete mündliche und schriftliche Ausdrucksweise."

Korrekter Ausdruck kann aber nur durch grammat. Uebungen erlangt werden.

Wenn wir nun im Vorhergehenden als Freunde des grammatischen Unterrichtes und als Gegner von so hervorragenden Grössen wie Grimm und Wackernagel aufgetreten sind, so könnte es diesen Männern gegenüber doch einigermassen bedenklich scheinen, wenn wir mit solcher unserer Ansicht mehr oder weniger allein ständen. Aber auch

---

* Heussner: Unsere Muttersprache. Kassel 1879. S. 23.

wir haben Namen von gutem Klange auf unserer Seite, und es verlohnt sich wohl, sie und ihre Gründe anzuhören.

Wir wollen mit Rud. v. Raumer beginnen. Derselbe giebt in seiner Abhandlung: „Der Unterricht im Deutschen“ als Anhang zu seines Vaters Geschichte der Pädagogik zunächst einen Ueberblick über die Grammatiken von Frangk bis Grimm. An des Letzteren Vorgänger Adelung zeigt er, wie derselbe „an gewisse allgemeine philosophische Begriffe anknüpfe“, dass er die Sprache selbst wegen ihrer ursprünglichen Roheit verachtet, besonders das Mittelhochdeutsche Homer gegenüber, dass man in Adelungs Werke vergebens nach Tiefe und Probehaltigkeit der Grundansichten suche, und nur eine „trostlose Seichtigkeit“ treffe. Auch Becker gehört dieser Schule noch an. Kein Wunder, dass die Gebrüder Grimm, mit ihrer „Ehrfurcht vor der Geschichte, dem lebendigen Sinn für die Poesie und der warmen Liebe zu allem Deutschen und Vaterländischen“ diese Art, deutsche Grammatik zu treiben, so verwerfen mussten, wie wir es oben ausführten.

Raumer fährt dann fort zu untersuchen, wie sich die Schule zur Muttersprache verhalten solle. Er giebt zu, dass das Deutsche zunächst mit der Muttermilch eingesogen würde. Aber vollständig genügend sei dies unter allen Umständen nicht, die Orthographie müsse zunächst schon immer gelernt werden. Wir könnten uns ausserdem auf den Sprachinstinkt jedes Einzelnen deshalb nicht verlassen, „weil wir eben unsere Muttersprache bereits seit mehr als tausend Jahren nicht bloss sprechen, sondern auch schreiben. Dadurch hat sich eine Schriftsprache gebildet, die nur selten rein gesprochen wird, die deshalb erlernt werden muss. Vor allem ist das natürlich notwendig in der Volksschule. Die meisten Schüler der höheren Lehranstalten gehören freilich Familien an, in denen sie von Jugend auf eine Sprache sprechen hören, die der Schriftsprache schon nahe steht, aber „eine völlige Sicherheit im Gebrauch derselben erwirbt sich doch nicht ohne die ausdrückliche Hinweisung auf das, was richtig und was unrichtig ist, das heisst, nicht ohne Grammatik (R. v. Raumer, Der Unterricht im Deutschen, 3. Aufl., S. 225. 259).“

Im wesentlichen denselben Standpunkt nimmt Hiecke in seiner Schrift „Der deutsche Unterricht“ S. 153 ff. ein. Er spricht zunächst davon, wie verkehrt es sei, die Muttersprache in derselben Methode zu lehren, wie die alten. Dann erinnert er daran, wie un-

deutlich unsere Sprache durch Zusammenschrumpfen der Endungen in vielen Sätzen geworden, erinnert an die Ununterscheidbarkeit so vieler Formen des Konjunktivs von den entsprechenden des Indikativs, an das Zusammenfallen des Nominativs und Akkusativs Pluralis aller Genera, an die schwache Deklination u. s. w., er meint, dass der ungebildetste Grieche, Römer und Franzose auch verwickeltere Wort- und Satzgeflechte in seiner Sprache leichter verstehen musste und muss, als der Deutsche ähnliche in der seinigen. „Gewiss, mehr als jedes andere der bekannten Völker ist das deutsche auf eine scharfe und bewusste Auffassung der grammatischen Beziehungen schon für das rein praktische Interesse des blossen Verständnisses und des Ausdrucks ganz trivialer Gedanken hingewiesen.“ Aber mehr noch, eine grammatische Beschäftigung mit der Muttersprache, wenn sie zweckmässig betrieben wird, ist für die Bildung und Sprachentwicklung des Knaben höchst förderlich. „Denken ist Unterscheiden, Unterschiede auffassen und fixieren lernen also ist eine Uebung im Denken . . . und namentlich ist es geistbildend und des Menschen würdig, über die unmittelbare Daseinsform des menschlichen Geistes, die Sprache, denken zu lernen. Ausdrücklicher grammatischer Unterricht im Deutschen ist also nichts weniger als überflüssig.“

Laas betont endlich in seinem Werke über den deutschen Unterricht S. 233 ff., es sei so zu sagen eine nationale Pflicht, die Muttersprache in ihrer Gesetzmässigkeit zu begreifen. Es sei keine speciell deutsche Pedanterie, die Jugend in der Grammatik der eigenen Sprache zu unterrichten. „Auch die Griechen und Römer haben in den höheren Schulen die heimische Grammatik gepflegt. Es ist auch zu natürlich: wir wissen doch alle, dass grammatische Fehler gemacht werden können. Und wo Fehler möglich sind, ist auch eine Lehre denkbar und nötig, die sie zu vermeiden geschickt macht. Unsere Sprache ist durch das Zusammenwirken von Millionen von Volksgenossen, durch die zum Teil zufälligen und unorganischen Einflüsse von Jahrtausenden so geworden, wie sie ist; das einzelne aufwachsende Kind steht ihr wie einer historisch gewordenen Macht gegenüber; die Formen brechen nicht aus dem unmittelbaren Naturtrieb hervor, das Kind muss sie einfach lernen, und das geht namentlich jenem eigentümlichen Kunstprodukt gegenüber, welches wir Schriftsprache nennen, nicht ohne grammatische Regeln.“

Auf gleichem Standpunkte stehen Tomascheck (Zeitschrift für

österr. Gymn. 1866, S. 389 ff.), Wilmanns (Progr. des Gymn. z. gr. Kl. Berlin 1870 u. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen Bd. XXIII, S. 48 u. 802 ff.), L. Geiger (Progr. d. Realschule zu Frankf. 1870), Hoffmann (Vorr. sr. Elementargr.), Heussner (Unsere Mutterspr.) u. a. m. Wir bemerkten auch schon oben, dass auf den Direktorenkonferenzen des preuss. Staates allmählich ein Umschwung zu Gunsten des Unterrichts in der Grammatik sich kund thue.

Aber auf einen Punkt möchten wir zum Schluss noch etwas ausführlicher eingehen.

Ein Erlass des Ministeriums vom Jahre 1861 tadelt, „dass junge Leute, die aus den oberen Klassen abgegangen sind oder den ganzen Gymnasialkursus durchgemacht haben, häufig nicht nur im schriftlichen oder mündlichen Gebrauche der Muttersprache ungewandt sind, sondern sogar der grammatischen Korrektheit, der Sicherheit in der Orthographie und anderen dahin gehörenden elementaren Dingen entbehren.“ Wir möchten uns nicht erkühnen zu behaupten, diese Rüge sei jetzt, nach 20 Jahren, nicht mehr zutreffend. Wir möchten sie sogar verallgemeinern. Es lässt häufig die Schriftsprache heutzutage so viel zu wünschen übrig, dass der Schule das videant consules zugerufen werden muss. Sie ist doch vornehmlich die Hüterin dieses Nibelungenhortes, noch haben wir keine Akademie der deutschen Sprache, die Du Bois-Reymond erhofft (Du B.-R. „Ueber eine Akad. der deutschen Sprache“, Berlin 1874), dass sie unseren schönsten wertvollsten Volksschatz bewahre, so möge die Schule nicht lass werden im Wache halten und abwehren. Und abzuwehren giebt es genug. Da sind zuerst die Massen von täglich erscheinenden Zeitungen. Jedermann liest die langen, langen Spalten, und so wirkt ihr Stil durchdringend wie ein anhaltender Landregen. Dieser Stil ist aber durchaus nicht gut und mustergiltig. Die einfachste Bekanntmachung, eine Todesanzeige, ein Dank wimmeln von groben Vergehen gegen Grammatik und Satzbildung. Noch mehr, die lange Reihe der Roman- und Novellenschreiber, die nur leicht und pikant unterhalten wollen, selbst gute Schriftsteller, die der Mitwelt köstliche Funde ernstester Studien darbieten, sie begehen arge Verstösse, Schriftsteller, die man sonst gern der Jugend in die Hand giebt. Lehmann hat in seinem Buche „Die sprachlichen Sünden der Gegenwart“ uns einen netten Strauss wenig anziehender Blüten zusammengebunden. Solche unschönen Blumen blühen aber unzählige in dem Garten unserer heutigen Litte-

ratur. Man wird sich deshalb auch nicht wundern, wenn ein ganzer Stand, dem es wenig auf die Form, nur auf den Inhalt ankommt, ganz gleichgültig gegen dieselbe wird. Der Geschäftsstil der Kaufleute in ihren Bestell- und Begleitbriefen sowie in Telegrammen ist leider fast erhaben über viele Regeln der deutschen Sprache. Wir geben zu, es ist anerkennenswert, dass die Geschäftswelt kurze prägnante Form für den Ausdruck ihrer Gedanken in Geschäftsbriefen und Telegrammen sucht, aber das sollte doch nicht geschehen auf Kosten unserer schönen Muttersprache. Man kann auch kurz, treffend und doch richtig sprechen und schreiben. Es giebt auch noch Romandichter, die angenehm unterhalten und doch gut schreiben, es giebt Schriftsteller, die gedankenreiche und doch stilvolle Werke verfasst haben. Aber die meisten genügen nicht den Anforderungen, die man an sie stellen muss; und deshalb meint alle Welt, es käme im Deutschen nicht so sehr darauf an, das könne ein jeder schreiben. Das ist aber durchaus nicht so leicht, sondern im Gegenteil schwer genug!

Mit Recht führt Heussner (Unsere Muttersprache, Kassel 1879, S. 18 ff.) diese Verschlechterung, die einzureissen droht, auf eine zu grosse Nichtachtung der Form zurück, auch bei tüchtigen Männern findet er: „Der Inhalt wird reicher, tiefer, aber die Form zersetzt sich und verfällt, und je hastiger die wissenschaftliche Produktion, um so grösser auch hier die stilistische Verwilderung. Als Hauptsünden mag sich wohl zunächst zeigen die fortwährende Verflüchtigung und Verkümmerung der grammatischen Formen, wodurch die Sprache viel von ihrer Plastik und schönen Mannigfaltigkeit einbüsst."

So scheint der Genitiv auf den Aussterbe-Etat gesetzt zu sein: Präpositionen müssen ihn ersetzen; so schwinden die Konjunktive und werden durch Hilfszeitwörter umschrieben; so schwinden die starken Verbalformen und müssen der Analogie der schwachen folgen. Das ist ja nun freilich im ganzen ein natürlicher Zug der Sprache, „aber es ist doch wohl ein Unterschied, ob ich dem immergrünen Bäumlein die Blätter selber abstreife, damit im Garten ja alles recht hübsch uniform aussehe, oder ob ich dem Processe der Natur zuschaue" (Xantippus, „Das Wort sie sollen lassen stan", Schwerin 1873). Weiterhin steigert sich immer noch der Gebrauch der Fremdwörter, deren wir schon eine überreiche Fülle besitzen, und die in juristischen und medizinischen Schriften oft die deutschen Worte zu überwuchern drohen. Dann finden wir bei der Leichtigkeit, mit der die deutsche

Sprache neue Wortbildungen durch Zusammensetzung zulässt, oft ganz monströse Bildungen dieser Art, die einer Platenschen „Froschmoluskenbreinatur“ und einem „Vorzeitsfamilienmordgemälde“ nicht viel nachstehen. Weiterhin sehen wir fortwährend im Wachsen die Zahl der Wörter für abstrakte Begriffe auf -ung, -keit, -heit, -schaft, -nis u. s. w., dagegen ein fortwährendes Verblassen der bildlichen Ausdrücke und Wendungen, und daher so häufige Verstösse bei Anwendung derselben. Wir begegnen ferner der verkehrtesten Wortstellung und Wortbeziehung, fehlerhaftem Gebrauch und verkehrter Konstruktion der Participia, sowie der Apposition, wovon u. a. die Zeitungsannoncen haarsträubende Beispiele liefern, einer vielverzweigten fehlerhaften, besonders unlogischen Verknüpfung durch das Wörtchen u n d, wovon Lehmann in dem obenerwähnten Buche eine reiche Sammlung giebt, einem über die Massen verschränkten Periodenbau, wovon der Gerichts- und Kanzleistil manche Probe aufweist, und einer Menge syntaktischer Gallicismen, die nach dieser Seite Unklarheit und Störung verursachen.

Wir finden mit Heussner, dass zu diesen Schäden schon lange die Zerrissenheit Deutschlands mitgewirkt und das ausgeprägte Unabhängigkeitsgefühl des Deutschen, der sich nicht gern einer Regel unterordne, sondern gleich Luther sprachgestaltend neue Bahnen wandeln mag. Hinzu kommt der kosmopolitische Drang der Deutschen, der gern alle möglichen fremden Sprachen sich anzueignen sucht, die eigene aber vernachlässigt. Auch die spekulative Philosophie mit ihren abstrakten Begriffen und ihrer dunkeln Kunstsprache, sowie das Festhalten an der Autorität der grossen Klassiker auch in Fehlerhaftem hat dazu geholfen. Die behagliche Breite des alternden Goethe hat den knappen kernigen klaren Stil Lessings verdrängt. Endlich aber fehlt es dem Deutschen entschieden an ausgeprägtem Formensinn, während der Engländer überall im privaten und öffentlichen Leben grossen Wert auf die Form der Rede legt, in Frankreich aber jedes Wort vom Schriftsteller mit Aengstlichkeit gewogen wird, der schönste und reichste Inhalt ohne entsprechende Form keine Anerkennung findet, dagegen „die begeisterte Anerkennung, welche dessen wartet, der mit Kraft, Anmut und Feinheit das durch vieler Geschlechter Arbeit polierte Werkzeug der Sprache zu gebrauchen weiss, der Huldigung zu vergleichen ist, die einst dem olympischen Sieger entgegenkam.“ (Du Bois-Reymond.)

Wir fragen mit ihm: Wer kann da helfen? Nur die Schule. Damit haben wir auch den Schluss unseres ersten Teiles erreicht und sagen: Es ist in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten ein grammat. Unterricht unbedingt nötig aus folgenden Gründen:

1) Unsere Schriftsprache, welche auf den höheren Schulen gelehrt werden muss, ist nicht immer Muttersprache des Knaben, er bedarf also darin einer grammat. Unterweisung.
2) Auch wenn die Schriftsprache Muttersprache ist, also im ganzen richtig gesprochen wird, so giebt es doch noch eine Reihe von Fällen, wo Unsicherheit herrscht. Weiss auch der Geschickte diese gefährlichen Stellen zu umgehen, so muss das Gymnasium oder die Realschule I. O. doch die Zöglinge instand setzen, genau zu wissen, was richtig ist, was falsch.
3) Die Unsicherheit, die Verwilderung macht sich heutzutage sowohl in wissenschaftlichen Werken, als auch besonders in der Unterhaltungslektüre und in der Tageslitteratur sehr bemerkbar, und es ist deshalb Pflicht der Schule, hier Einhalt zu thun und nach Kräften Wandel zu schaffen.
4) Die Beschäftigung mit der Grammatik ist unter Leitung eines tüchtigen Lehrers und nach richtiger Methode nicht unmoralisch, geisttötend und die Sprachentwicklung hemmend, sondern dieselbe fördernd, interessant und bildend, weil an ihr der Knabe Beobachten, Vergleichen und Denken lernt.
5) Es ist eine nationale Pflicht der höheren Lehranstalten, ihre Zöglinge so auszubilden, dass sie nicht unbewusst richtig deutsch sprechen und schreiben, sondern mit vollem Bewusstsein den wundervollen Bau unserer Muttersprache in seiner ganzen gesetzmässigen Schönheit begreifen lernen. Und dazu bedarf es in den unteren und mittleren Klassen des grammatischen Unterrichts.

Nun möchten wir wohl rühmen können, dass alle Freunde des grammat. Unterrichts einerlei Sinnes wären hinsichtlich der Methode desselben; aber es stehen sich auch da verschiedene Ansichten einander gegenüber.

In einem Punkte sind freilich wohl alle wieder einig, dass näm-

lich nicht bloss der Lehrer des Deutschen, sondern jeder Lehrer in jeder Stunde grammatischen Unterricht zu erteilen habe. In allen Disciplinen muss der Lehrende achthaben, dass seine Schüler grammat. richtig sprechen, er darf sich nicht verdriessen lassen, jede falsche Konstruktion, besonders beliebte Fehler der betreffenden Provinz immer wieder zu verbessern oder von anderen Schülern verbessern zu lassen. Neben der deutschen Lektion sind da besonders die Geschichts- und Religionsstunde zu nennen, in denen die Schüler ja angehalten werden, sich länger oder kürzer selbständig über einen von ihnen beherrschten Gegenstand auszusprechen. Aber auch andere Stunden, wie Naturgeschichte und Mathematik können die sprachliche Gewandtheit fördern. Freilich muss zugestanden werden, dass bei den meist grossen Pensen und stark besetzten Klassen es dem Lehrer zunächst und hauptsächlich darauf ankommen wird, dass das, was er gelehrt, dem Inhalte nach richtig aufgefasst und wiedergegeben wird. Er hat nicht immer Zeit, auf die Form genügend acht zu geben; nach Kräften indes hat er doch für Korrektheit im Ausdruck zu sorgen, jedenfalls aber darf er Verstösse gegen die Grammatik nicht durchgehen lassen. Was könnte denn auch in den wenigen deutschen Unterrichtsstunden geleistet werden, wenn nicht alle, und besonders die oben genannten Disciplinen mit hülfen an der schwierigen Arbeit, den deutschen Knaben zum guten Sprechen und Schreiben zu bringen!

Den Unterricht in den fremden Sprachen, ob derselbe fördernd oder hemmend auf die Ausbildung im Deutschen einwirke, wollen wir hier zunächst noch unerwähnt lassen.

Die zweite Frage aber, die wir zu beantworten haben, heisst: *Soll der grammatische Unterricht systematisch betrieben werden oder nicht?* Wie die Frage zweiteilig ist, so bilden die Freunde der Grammatik auch zwei Gruppen:

1) Die Einen sagen, der Betrieb der deutschen Grammatik soll sich *anlehnen*
   a) an das *Lateinische*, oder wo dasselbe nicht unterrichtet wird, an das *Französische*;
   b) an die *deutsche Lektüre*.
2) Die Anderen verlangen, dass die Grammatik *systematisch* oder *planmässig* nach einem guten Lehrbuche behandelt werden soll.

Die erste Gruppe, unter ihnen besonders Thiersch in seiner Schrift

über gelehrte Schulen vom Jahre 1826, betont nun, dass die klassischen Studien eine gute Wirkung auf die deutsche Sprache haben müssten. Derselbe verlangt auch, dass in den unteren und mittleren Klassen das Lateinische und Deutsche in der Hand ein und desselben Lehrers sein solle, dass die deutsche Grammatik an und mit der lateinischen gelehrt werden möge. Wir geben zu, dass durch das Studium einer fremden Sprache, besonders der lateinischen, der Lernende in mancher Hinsicht auch über die eigene durch Vergleichung grössere Klarheit erlangen wird. Die lateinische Sprache, und auch in etwas die französische, ist so streng systematisch in ihrem Bau und dabei so einfach schön, die verschiedenen Endungen der Konjugation und Deklination mit ihren klangvollen Vokalen machen das Bild derselben so deutlich, dass dadurch gewiss die weniger sich voneinander unterscheidenden Endungen unserer Muttersprache in ein helleres Licht treten. Gewiss übt sich der Knabe im Deutschen, wenn er nacheinander die Formen- und Satzlehre des Lateinischen durcharbeitet. Es mag auch wünschenswert sein, dass ein Lehrer den Unterricht im Deutschen und Lateinischen hat, gewiss wird es Vorteil bringen, wenn der Lehrer des Deutschen über den Gang des lateinischen Unterrichts sich genau informiert, die in der betreffenden Klasse durchzunehmenden Paragraphen in dem eingeführten Lehrbuche auch genau kennen zu lernen sucht; aber eine wirkliche Anlehnung der deutschen Grammatik an die lateinische, so dass das Deutsche mit dem Lateinischen und durch dasselbe gelernt werde, wünschen wir nicht. Wir wollen unsere Gründe aufführen.

1) Unsere Muttersprache ist uns doch zu gut, als dass sie nur gelegentlich als das dienende Aschenbrödel behandelt werde. Wir möchten hier immer noch einen Rest jener Zeit finden, in welcher die lateinische Sprache die eigentliche Herrscherin in der deutschen Schule war. Es ist auch noch nicht lange her, und wir wissen nicht, ob es hie und da an Gymnasien nicht noch vorkommen mag, dass der lateinische Aufsatz den deutschen an Gewicht weit übertraf, dass in den oberen Klassen ein grammatischer Fehler im Lateinischen als eine Todsünde, im Deutschen nur als lapsus calami angesehen wurde. Dadurch übertönte die Stimme des Lehrers im Lateinischen bei Zeugnissen und Versetzungen weit die des Lehrers im Deutschen. Selbstverständlich war dies auch den Schülern nicht unbekannt, und auf den lateinischen Aufsatz wurde deshalb viel mehr Mühe verwandt als auf

den deutschen. Jedenfalls würde es aber den meisten Schülern und dadurch unserm deutschen Volke mehr genützt haben, wenn in den oberen Klassen der deutsche Aufsatz die erste Rolle gespielt hätte. Aber aus den Zeiten sind wir doch gottlob heraus. Grimm und nach ihm unzählige seiner Schüler haben die deutsche Sprache wieder auf den Leuchter gestellt, nun mag sie auch hell leuchten. Die Schönheit ihres Lichtes ist vom deutschen Volke aber noch lange nicht genug erkannt. Dafür hat die Schule zu sorgen, sie muss den Unterricht in deutscher Sprache und deutscher Litteratur noch viel mehr als den Mittelpunkt, als das Wichtigste in ihrem ganzen Organismus erkennen. Wir haben ein deutsches Reich, das nicht mehr in fremden Zungen mit anderen Völkern diplomatisch verkehrt, so sollen wir deutschen Schulmeister uns auch nicht mehr durch den Nimbus lateinischer Gelehrsamkeit bestechen lassen. Unsere Sprache verdient es, um ihrer selbst willen getrieben zu werden. Das Anlehnen bringt sie, wie auf der Direktorenkonferenz zu Hannover richtig bemerkt wurde, in eine schiefe Stellung, also richten wir sie wieder gerade in ihrer ganzen Pracht auf; wir werden es nicht zu bereuen haben.

2) Eine Reihe von positiveren Gründen wider die Verbindung des Deutschen mit dem Lateinischen ist nun schon auf der 15. westf. Direktorenkonferenz hervorgehoben. Es wurde ausgesprochen, dass die Methode, grammatischen Unterricht in der Muttersprache zu treiben, anders sein müsse, als die in einer fremden, einer alten Sprache. Letztere soll vollständig neu gelernt, in der eigenen Sprache soll das Sprachgefühl des Knaben geweckt und ausgebildet werden. Im Lateinischen wird es dem Knaben aber stets nur darauf ankommen, dass er für den gegebenen Begriff oder Gedanken die richtige Form in der anderen Sprache findet, die eigene wird ihm dabei vollständig zurücktreten. Ja durch eine Vermengung beider Sprachen wird die Entwicklung des Sprachgefühls in der Muttersprache vielmehr gehemmt. Dieselbe bringt leicht Unklarheit über die Grundbegriffe aller Sprachen hervor. Die Eigentümlichkeiten der Muttersprache treten lange nicht genügend hervor, im Gegenteil, der Lehrer des Lateinischen wird meist nur da auf das Deutsche besonders hinweisen, wo es mit dem Lateinischen übereinstimmt; zeigt er sofort die Verschiedenheit der Sprachen, so muss er mit Recht fürchten, Verwirrung in den Köpfen hervorzubringen. Wie sehr verschieden ist z. B. der Satzbau der lateinischen Sprache von dem der deutschen! Dort sind ganz feste

Normen, die Endungen des Verbums unterscheiden sich sehr deutlich, hier klingen sie ungemein ähnlich, und eine wunderbare, durchaus nicht fest und starr geregelte Verschlingung der Satzteile ist möglich. An einzelnen weniger klaren und aufmerksamen Schülern wird der Lehrende bald Verwechselung des Lateinischen und Deutschen merken und das Deutsche dann leicht ganz in den Hintergrund treten lassen. Und doch sind gerade die Abweichungen des Deutschen von anderen Sprachen echt deutsch und wohl wert, besonders betont zu werden, ja die Glanzpunkte der deutschen Sprache liegen gerade darin. Wir erinnern an die starke und schwache Deklination und Konjugation, den Umlaut und Ablaut, der den Schülern sehr interessant ist. Eine Hinweisung auf die deutsche Wortbildung, die sehr fördernd ist, weil dadurch der Knabe eine Ahnung davon erhält, wie aus der Wurzel die verschiedenen Wortformen mit verschiedener Bedeutung hervorgegangen sind, wird bei einer durchaus gemeinschaftlichen Behandlung der deutschen und lateinischen Grammatik wohl ganz wegfallen müssen. In den unteren Klassen darf man freilich derartiges noch wenig treiben, den mittleren und oberen ist auf diesem Gebiete das meiste vorzubehalten.

Wir stehen auch hier nicht allein. Direktor Campe ruft auf der 5. pomm. Direktorenkonferenz aus: „Wie wenig ist doch dessen, was der Knabe im Lateinischen von der deutschen Sprache lernt, und wie oberflächlich, wie gedankenlos lernt er dies Wenige! Es ist der reine Zufall, welcher hier herrscht. Das Wesentliche bleibt oft unbeachtet; von einer Erweckung des sprachlichen Gefühls für die Muttersprache, ihre Bildungen, ihre Sprachgesetze, für das Zarte, Innige, aus tiefer Empfindung Hervorgegangene ist gar nicht die Rede.“ Und als auf der 15. westfälischen Direktorenkonferenz gemeint wird, die Syntax des Deutschen werde am besten an einer fremden Sprache gelehrt, erwidert der verstorbene Schulrat Suffrian: was in unsern Grammatiken fremder Sprachen von deren Syntax gelehrt werde, sei wesentlich nur eine Zusammenstellung dessen, worin die Syntax der betreffenden Sprache von der unserer Muttersprache abweiche. Ein richtiges Erfassen dieser Abweichungen setze aber eine Kenntnis dessen voraus, was uns dabei als Norm gelte, d. h. der Syntax unserer eigenen Sprache, und sei letztere bei dem Schüler auch anfangs nur eine instinktmässige, durch den Usus angeeignete, so sei es doch Sache der Schule, sie durch einen zweckmässigen grammatischen Unterricht

immer mehr in eine bewusste zu verwandeln, und es folge daraus, dass dieser Unterricht in der Muttersprache dem fremdsprachlichen stets wenigstens um eine Stufe voraus sein müsse, nicht aber gelegentlich mit diesem zu erledigen sei.

3) Diese letztere Forderung wurde schon früher von Fr. A. Wolff, Hiecke und R. v. Raumer ausgesprochen. Hiecke sagt in dem oben citierten Buche S. 156: „Wenn man sich mit Recht von der Erlernung des Lateinischen u. s. f. (z. B. des Französischen) eine bedeutende Hilfe für die klare Einsicht in die Muttersprache verspricht, warum nicht umgekehrt? Warum sollen wir nicht, so wie praktisch die Kenntnis derselben vorausgeht, so auch theoretisch die Erkenntnis der wesentlichsten grammatischen Begriffe an den Erscheinungen der Muttersprache der weiteren Ausdehnung dieser Erkenntnis an den fremden vorausgehen lassen? Und ist denn überhaupt ein anderer Gang nur möglich? In der That hat man es an dieser theoretischen Vorbereitung der Erlernung fremder Sprachen in der Schule auch nie ganz fehlen lassen, wenn man darin auch nicht weit genug ging und nicht scharf und genau genug verfuhr. Der Unterschied der Redeteile, der Unterschied von Subjekt, Prädikat und Kopula und ähnliche Grundbestimmungen sind stets den Schülern an der Muttersprache klar gemacht und eingeübt worden. Auch ist es gar nicht anders möglich; denn wenn auch zum ersten Male in seinem Leben der Schüler an dem beliebten mensa est rotunda etwas von Subjekt, Prädikat und Kopula erfährt, so kann er diese Belehrung doch erst verstehen, wenn er die Bedeutung jenes fremden Satzes in seiner Sprache kennt.“ Gegen diese Worte wird nicht viel zu sagen sein. Bei den Schülern der Sexta ist auch meist in der Elementarschule jetzt schon tüchtig vorgearbeitet. Sie haben schon die Satzteile recht hübsch an der Muttersprache gelernt, ehe sie das Lateinische vornehmen. Wenn also am Anfang des sprachlichen Unterrichts die Unterweisung in der eigenen Sprache der in der fremden einen Schritt voraus ist, wenn dies jedem Lehrer, der das Lateinische wie der Referent in der Sexta unterrichtete, eine wesentliche Erleichterung war, so mag man doch, wie Hiecke mit Recht fordert, auf diesem Wege in schärferer und genauerer Weise fortschreiten. Dem Unterrichte in der eigenen wie in den fremden Sprachen wird das entschieden zu gute kommen. Freilich wird man, wenn Ernst gemacht werden soll, dann wohl in allen Klassen die deutschen Stunden um eine vermehren

müssen. Das scheint aber dem Referenten auch überaus wünschenswert, zumal in Westfalen.

4) Noch wollen wir einige mehr äusserliche Gründe anführen, die gegen eine Anlehnung des deutschen Unterrichts an das Lateinische sprechen. Es ist die Forderung, dass beide Sprachen von ein und demselben Lehrer unterrichtet werden sollen, leichter gestellt als erfüllt. Auf mehreren Direktorenkonferenzen ist auch gesagt, es sei nicht ratsam, den jungen Lehrer, der das Lateinische meist in den unteren Klassen übernehmen müsse, auch im Deutschen unterrichten zu lassen. Von verschiedenen Seiten wurde behauptet, dass gewiegte Elementarlehrer dort mehr am Platze seien. Ferner ist auf den Realschulen I. O. die Zahl der lateinischen Stunden gering genug. Es ist daher lange nicht so viel Zeit, lateinische Grammatik zu treiben, wie auf den Gymnasien. Die Realschule muss also ihrerseits einen besonderen Unterricht in deutscher Grammatik noch mehr wünschen als das Gymnasium. Es sind auch die Pensen im Lateinischen meist so gross, die Klassen so gut besetzt, dass es schwer genug wird, drei Viertel der Anzahl in der fremden Sprache wirklich reif zu machen. Endlich müssten doch alle lateinischen Grammatiken auf diese Art zu unterrichten angelegt sein, dem Referenten ist aber keine derartige bekannt. Auf der 15. westf. Direktorenkonferenz wird ein Versuch im Jahresberichte über das Gymnasium zu Eisleben 1851 von Schmalfeld in seinem „Lehrgange des lateinischen und deutschen Sprachunterrichts in Sexta“ erwähnt. Referent hat diese Arbeit nicht eingesehen, doch ist es bezeichnend, dass Schmalfeld wenig Nachfolger gehabt hat. Lattmann hat einen Leitfaden: „Grundzüge der deutschen Grammatik mit Rücksicht auf den Unterricht im Lateinischen“ verfasst, weil, wie er in der Vorrede zur 4. Auflage sagt, „im grammatischen Unterrichte homogene Schulbücher gebraucht werden sollen.“ In seiner Grammatik schlägt er bekanntlich einen neuen streng wissenschaftlichen und, wie von vielen Seiten gerühmt wird, vortrefflichen Weg ein. Dennoch, obgleich er den Leitfaden charakterisiert als „mit Rücksicht auf den Unterricht im Lateinischen“ angelegt, sagt er wieder in der Vorrede, dass eine eigentliche parallele Behandlung der deutschen und lateinischen Grammatik mit der Stellung, welche die beiden in der Praxis einnehmen, nicht übereinstimme. Die Gründe, die er anführt, sind im wesentlichen von uns oben ausführlich besprochen.

So dürfen wir denn wohl als bewiesen erachten den Satz: Die

deutsche Grammatik soll nicht in Anlehnung an das Lateinische oder Französische gelehrt werden, sondern soll dem Unterrichte in fremden Sprachen stets voraus sein. Wir bemerken hier aber auf Wunsch der Lehrerkonferenz der hiesigen Realschule I. O. noch besonders, dass der Betrieb der lateinischen Grammatik deshalb nicht etwa als wertlos anzusehen sei für die Erkenntnis der Muttersprache, sondern dass wir in der lateinischen Sprache gerade in dieser Hinsicht eine vorzügliche Gehilfin erkennen. Das war ja auch schon oben vorweg festgestellt.

Wir kommen nun zu denen, welche den grammatischen Unterricht im Deutchen an die Lektüre anlehnen wollen. Dieselben befürworten damit wieder eine nur gelegentliche Behandlung desselben. Wir erinnern an das, was wir oben gegen jede Anlehnung geltend gemacht, wir möchten auch hier das Wort Rud. v. Raumers uns zu eigen machen, welches er in der Vorrede zur 3. Auflage seines „Deutschen Unterrichts" ausspricht, dass der sittliche Wert der menschlichen Thätigkeit darin beruht, dass man recht treibt, was man treibt, möchten den alten deutschen Spruch anführen: Selig der Mann, der recht weiss, was er weiss, und hinzusetzen, der recht thut, was er thut.

In der Lektüre liegt anerkannt der eigentliche Schwerpunkt des deutschen Unterrichtes. Aufgabe und Zweck derselben ist in mustergültiger Weise von Ph. Wackernagel dargelegt. Es kommt bei der Lektüre darauf an, dass der Schüler in den Zusammenhang und das Ganze des Inhalts eingeführt werde. Möglichst vollendete Kunstwerke unserer Litteratur sollen ihm als solche bleibend in die Seele eingepflanzt werden. Auf das Einzelne darf dabei natürlich nur so weit das Nachdenken gerichtet werden, dass dadurch nicht das Unmittelbare, Frische und Volle der Anschauung des Ganzen leide. Denn nur so kann der Knabe und Jüngling zu selbstthätiger Nachbildung angeregt werden; nur so wird sich nach dem Muster des Gelesenen seine eigene Darstellung entwickeln. Und das ist das Zweite, was zu erstreben ist, dass wir den Schüler zur Nacheiferung mustergiltiger Vorbilder anregen. Da dürfen nun natürlich einzelne Begriffe und grammatische Fragen nur in sehr beschränktem Mass besprochen werden. Hiecke meint, das könne in sehr behutsamer, scheinbar absichtsloser Weise geschehen. Aber nur wenige Lehrer werden da taktvoll genug sein, und leicht kann eine rauhe Hand den reinen Genuss des

Inhaltes verkümmern oder zerstören. Ein Substrat der Grammatik darf aber das Lesebuch nimmer werden, das widerstrebt durchaus seiner eigentlichen Bestimmung. Dieselbe ist ja so schön von Wackernagel charakterisiert, wenn er sagt, das Lesebuch soll durch die reiche Abwechslung, die es bietet, durch die Mannigfaltigkeit des Edlen und Schönen seiner kleinen Litteratur die jungen Herzen anmuten wie ein heimeliger Garten mit schönen Blumen und lauschigen Plätzchen, wohin sich der Geist gern zurückzieht, wo Herz und Gemüt sich sammelt. Vergessen wir es nicht in unserer allzu verstandesmässigen Zeit, dass wir hauptsächlich in der deutschen Stunde das Herz des Knaben und Jünglings bilden sollen, das sonst leicht verkümmern möchte unter all der Gelehrsamkeit der vielen andern Lehrgegenstände! Wie horchen die Tertianer still-andächtig auf, wenn uns Lenau im „Postillon“ durch die liebliche Maiennacht führt, und wir die schlafenden Blumen und leise flüsternden Bächlein belauschen, wie fühlen sie es mit, wenn der Schwager des zu früh geschiedenen Freundes gedenkt, sie sehen das Kreuzbild Gottes in stummer Trauer auf dem Kirchhofe stehen und hören die frohen Wandersänge des Posthorns. Da ist es an der Zeit, Geibels: „Der Mai ist gekommen“, oder Eichendorffs: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ frisch weg, so schön man kann, vorzudeklamieren, womöglich mit den Knaben als Ergänzung „Ich hatt' einen Kameraden“ fröhlich zu singen, nicht aber eine der köstlichen Strophen zu zerpflücken. Eine gelegentliche Bemerkung, z. B. bei dem Verse: Kaum gegrüsst — gemieden, dass das ein verkürzter Satz sei, ist deshalb nicht ausgeschlossen. Aber wenn man bei den Worten: Niemand als der Mondenschein wachte auf den Strassen, sie auf die Personen schaffende Macht der Poesie, an anderen Stellen sie auf den Bilderreichtum der Sprache, auf die mannigfachen Figuren oder den Schatz der Synonyma aufmerksam macht, das weckt, das interessiert. Mit einem Worte, die Lektüre darf durch die Grammatik nicht entweiht werden.

Man wird einwerfen: So nehme man prosaische Stücke bei der Grammatik zu Hülfe. Das ginge schon eher. Aber zunächst giebt es zu diesem Zweck passende Stücke nicht viele. Kellner hat nun eigene Stücke verfasst, um als Grundlage für die Grammatik verwandt zu werden. Aber leicht ist es durchaus nicht, an gegebenen Lesestücken die Regeln klar machen, nur ein sehr tüchtiger Lehrer wird mit ihnen viel ausrichten können. Fast alle Lesebücher sind auch Kellner nicht

gefolgt. Wir wollen freilich nicht verwerfen, dass man hie und da, besonders in den unteren Klassen, einzelne passende Prosastücke, aber nur solche, zur grammatischen Zerlegung und zu grammat. Uebungen benutze. Aber dann dienen dieselben auch nicht mehr dem Zweck der Lektüre, solche Stücke könnten auch in dem grammat. Lehrbuche stehen, dann hilft das Lesebuch der Grammatik, die Grammatik lehnt sich aber nicht an die Lektüre, wird nicht ganz mit ihr getrieben, und darauf kommt es uns an.

Der Hauptgrund hiergegen ist endlich noch, dass eine gelegentliche Behandlung der Grammatik stets lückenhaft bleiben wird, das Zufällige wird ihr anhaften, auf Wissenschaftlichkeit wird sie keinen Anspruch machen können. Während wir also den Bau der fremden Sprachen durch die besten Grammatiken unseren Schülern vor die Augen führen, wird unsere eigene Muttersprache nur so nebenbei, hier ein Stück, da ein Stück, vorgeführt; dass auch sie ein schöner Baum ist in seiner Mannigfaltigkeit und seiner Gesetzmässigkeit, kommt ihnen nie voll und ganz ins Bewusstsein. Und wie viel wird denn bei der gelegentlichen, anlehnenden Behandlung haften bleiben? Die Knaben sind mit ihrer regen Phantasie noch bei den Goten am Grab des Busento oder, wenn das Goethesche Prosastück vorliegt, bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt. Da findet der Lehrer eine passende Periode, nun sollen die Knaben plötzlich über Temporal-, Kausal- und Bedingungssätze nachdenken und Bescheid wissen. Nur ungern werden sie jetzt dem Lehrer folgen, während sie vorher an seinen Lippen hingen. Er wird wahrscheinlich nur wenig Früchte seiner grammatischen Anstrengungen sehen; für ihn und für die Schüler wird die Grammatik ein dunkler Punkt in der deutschen Stunde bleiben, beide werden den Betrieb derselben möglichst zu umgehen suchen.

Viel lieber möchten wir den grammat. Unterricht an die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten anlehnen. Es lehrt die Erfahrung, dass gewisse Fehler mit Vorliebe in einer bestimmten Provinz oder in einem bestimmten Alter gemacht werden. Bei gleichen Arbeiten kommen auch in den mittleren Klassen oft gleiche oder ähnliche Verstösse gegen Grammatik oder Satzbau vor. Referent hat sich lange Zeit beim Korrigieren der Aufsätze der Untertertianer auf einem besonderen Blatte die wiederkehrenden Fehler notiert. Es fanden sich gewöhnlich kleinere oder grössere Gruppen. Daran knüpfte sich dann passend eine längere Besprechung der betreffenden Teile

der Grammatik, Interpunktion u. s. f. Aber so werden meist immer nur einzelne Ausschnitte aus der Grammatik eingehend behandelt werden. Wir müssen wieder gestehen, das genügt nicht den Ansprüchen, die man an eine höhere deutsche Lehranstalt stellen kann; das deutsche Gymnasium, die deutsche Realschule I. O. fordert gebieterisch eine vollständigere, erschöpfendere Behandlung der Grammatik der deutschen Sprache.

Man missverstehe uns nicht, wir bestreiten nicht, dass der lateinische Unterricht, die lateinische Grammatik sehr die Erkenntnis unser Muttersprache fördern, wir verlangten eben, der Lehrer des Deutschen solle sich mit der eingeführten lateinischen Grammatik und den Klassenpensen bekannt machen, wir wünschen auch sehr, dass der Lehrer des Lateinischen uns unterstütze; wir geben ferner zu, dass bei manchen Lesestücken grammatische Erörterungen wohl angebracht sind, dass sie zuweilen geradezu nicht umgangen werden können; wir halten es endlich für sehr ratsam, bei Rückgabe der Aufsätze Ausschnitte aus der Grammatik durchzunehmen und einzuprägen — aber neben diesen gelegentlichen Besprechungen wünschen wir noch *eine besondere systematische Behandlung der deutschen Grammatik.*

Ein System ist nun ein in sich abgeschlossenes Ganzes, ein systematischer Unterricht will dieses Ganze dem Schüler so vorführen, dass er in Besitz desselben gelange. Die Sprache, auch unsere Muttersprache, ist ein in sich schön gegliederter Organismus, und dieser Organismus, der ganze schöne Bau der deutschen Sprache, muss in *einer* Klasse den Knaben vollständig vor Augen geführt werden. Streng systematisch sind Disciplinen wie Mathematik, Naturbeschreibung, Religionslehre. In ihnen wird mit dem Einfachen begonnen, was dem betreffenden Alter des Schülers angemessen ist und eine Grund legende Stellung in der ganzen Wissenschaft einnimmt. Auf diesen einfachen Grundlagen baut sich dann das Schwierigere und Zusammengesetztere nacheinander auf, der Bau wächst mit den Jahren, bis die obersten Klassen, die Universitäten und Akademieen ihn vollenden. Nach diesem Muster muss auch unsere Sprache gelehrt werden. Der ganze Bau derselben soll allmählich vor den Augen der Schüler erstehen, nicht nur abgerissene Teile sollen von ihm erkannt werden, die in ihrer Abgerissenheit auch wenig zur Geltung kommen und bald vergessen werden, sondern alles soll auf das Ganze hin unterrichtet und von ihm erfasst werden. Man stösst sich nun wohl an dem Aus-

drucke systematisch, man hat davor eine gewisse Scheu, weil man fürchtet, die Muttersprache solle wieder wie zur Zeit der philosophischen Grammatiker als eine fremde gelehrt und gelernt werden. Statt systematisch mag man aber auch gern methodisch oder zweckmässig geordnet sagen, es kommt uns nur darauf an, dass der Unterricht bezweckt, schliesslich ein Ganzes vorzuführen, und dass dies einmal auf einer höheren Lehranstalt geschehe. Das wurde auch schon auf der 15. westf. Direktorenkonferenz (S. 48) verlangt: „Der Lehrer soll nach einem Plane fortschreiten, vom Leichteren zum Schwereren übergehen, stets an das Frühere anknüpfen und so nach und nach ein Ganzes aufbauen, endlich aber in einer besonderen Stunde den gewonnenen Schatz den Schülern als Ganzes vorführen.“ Dabei ist es nun nicht etwa notwendig, dass man, wie es die wissenschaftliche Grammatik auf der Universität verlangt, mit der Lautlehre beginne und durch die Flexions- und Wortbildungslehre hindurch zur Syntax fortschreite. Denn gerade die Lautlehre ist nicht leicht und interessant genug für den Sextaner, sie muss einer höheren Stufe vorbehalten bleiben. Wir wünschen nur, mögen die einzelnen Teile der Grammatik in den unteren Klassen auch nicht streng wissenschaftlich nacheinander vorgenommen werden, dass in der Obertertia noch einmal die deutsche Grammatik als Ganzes vorgeführt, in der Sekunda Abschnitte daraus wiederholt werden. Auch in der Prima, nachdem das Mittelhochdeutsche in Obersekunda hinzugekommen ist, wird man noch gern einzelne besonders schwierige Kapitel wieder ins Gedächtnis zurückrufen.

Diese Methode hat sich auch auf der Iserlohner Realschule I. O. seit einer Reihe von Jahren durchaus bewährt. Nur genügt der hier eingeführte Leitfaden von Wendt nicht berechtigten Ansprüchen.

Ausdrücklich wollen wir hier noch einmal bemerken, dass wir mit der Forderung systematischer Methode nicht etwa wieder zu Wurst und Becker zurückzukehren gedenken. Die Paragraphen der Grammatik dürfen nicht wie im Fromm oder Plötz durchgenommen, erklärt und aufgegeben werden; man darf nicht Regeln, Namen und Paradigmen auswendig lernen und hersagen lassen; sondern der Lehrer des Deutschen soll nie vergessen, dass er keine fremde, sondern eine dem Knaben zugehörende, seine Muttersprache unterrichtet. Der einzuschlagende Weg ist aber bei der letzteren ein ganz anderer als bei ersterer. Bei der fremden Sprache geht der Knabe

von dem Worte aus und setzt sich aus den einzelnen Worten den Satz zusammen. Im Deutschen hat er in sich den Satz schon fertig und soll nun erst die einzelnen Teile kennen lernen. Der Satz: „Der Tisch ist rund“ steht dem Knaben gleich vollständig vor der Seele, er denkt dabei auch gar nicht an die einzelnen Worte, sondern an den runden Tisch, womöglich an einen bestimmten in der Schule oder im Hause. Bei mensa est rotunda muss er erst lernen, was mensa, dann was rotunda und est heisst, nun erst kann er den Satz zusammensetzen.

Es ist auch natürlich, wie oft gesagt ist, die Forderung, deutsche Grammatik systematisch und gründlich zu treiben, cum grano salis zu verstehen. Sie darf nicht übertrieben werden, so dass der Schüler damit übersättigt werde. Denn dann könnte leicht der Knabe die Liebe zur deutschen Sprache verlieren, und so wäre der Schaden, den man durch die Grammatik angerichtet hätte, grösser als der erreichte Nutzen. Wir wollen deshalb auch nicht, dass den grammatischen Uebungen mehr als etwa eine halbe Stunde jede Woche eingeräumt würde. In den untersten Klassen, wo die Stundenzahl im Deutschen grösser ist, kann es etwas mehr sein. Auch wird man wohl ein Mal einige hinter einander liegende Stunden ganz oder doch zum grössten Teile der Grammatik widmen, damit man ein vollständiges Bild entwerfen und dies einprägen könne. In der Regel aber soll nur eine halbe Stunde der Grammatik gehören.

Wir denken uns das etwa so:

Nachdem in der ersten Hälfte der deutschen Stunde ein Gedicht deklamiert oder vorgeführt, eine Erzählung gelesen und wiedererzählt worden, kündigt der Lehrer an, dass jetzt Grammatik getrieben werden solle. Meist werden die Schüler das Lehrbuch wegzulegen und das grammatische Lehrbuch aufzuschlagen haben; aber man kann auch an einen oder zwei Sätze, die eben gelesen, anknüpfen, ja man wird nicht selten in den unteren Klassen ein passendes, womöglich schon vorher gelesenes Prosastück anziehen können; jedenfalls muss sich der Betrieb der Grammatik als solcher deutlich kennzeichnen, und der Rest der Stunde ihr gewidmet werden. Natürlich mag man auch die Grammatik die erste halbe Stunde nehmen und als freundliche Erholung dann Lektüre, Deklamation u. s. w. folgen lassen. Man mag auch vorher Aufsätze zurückgeben, oder einzelne ausgewählte Arbeiten der Schüler mitbringen bezüglich mitbringen lassen, immer aber wird an einem bestimmten Tage der Woche Grammatik getrieben. Dabei

wird man nun auch nicht wohl umhin können, Einzelnes wörtlich einzuprägen und zum Auswendiglernen im Hause aufzugeben. Einige feste Regeln können wir auch in unserer Muttersprache nicht entbehren, besonders wir Niederdeutschen nicht, da die Schriftsprache ja nicht eigentlich unsere Muttersprache ist. Referent erinnert sich auch noch ganz wohl aus seiner Schülerzeit, dass er selbst als Primaner bei seinen schriftlichen Arbeiten zuweilen den bekannten Vers: Bei durch, für, ohne, um u. s. w. deshalb leise vor sich hin sagte, weil ihm z. B. die Präposition um und ihr Kasus hie und da ein unbehagliches Gefühl verursachte.

Was in den einzelnen Klassen zu treiben ist, die Pensen der deutschen Grammatik, bestimmt die Konferenz der Lehrer des Deutschen. In Iserlohn hat sich folgende Verteilung im allgemeinen bewährt:

Sexta. Unterscheidung der Redeteile; Analyse des einfachen Satzes (Subjekt, Prädikat, näheres und entfernteres Objekt); Erlernung der Präpositionen. Alles mehr oder weniger im Anschluss an das Lesebuch und das Lateinische.

Quinta. Erweiterung des einfachen Satzes durch Attribut, Apposition und adverbiale Bestimmungen. Allgemeines über Haupt-, Neben- und Zwischensätze. Zur Einübung der Satzlehre Zergliederung einzelner Abschnitte aus dem Lesebuche. Uebungen in der Anwendung der üblichsten Präpositionen.

Quarta. Abschluss der Satzlehre: Koordinierte und subordinierte Sätze; Substantivsätze und Adverbialsätze, besonders Temporal-, Final- und Konsekutivsätze. Einübung der Satzlehre durch Analysen geeigneter Sätze und Perioden. Genauere Behandlung der Interpunktion. Einübung des Gebrauches der Präpositionen.

Untertertia. Repetition der Satzlehre; Behandlung der schwierigeren Arten der Nebensätze. Uebung, adverbiale Bestimmungen in Nebensätze zu verwandeln respektive zu erweitern, und Nebensätze zu adverbialen Bestimmungen zu verdichten. Die Interpunktionslehre und der Gebrauch der wichtigsten Präpositionen wird hier zur völligen Sicherheit gebracht. Abschluss der Formenlehre, starke und schwache Deklination und Konjugation.

Obertertia. Bisher nach dem ausführlichen Lehrplan der Schule: Grammatische Repetitionen gelegentlich bei der Lektüre und bei der Besprechung der Aufsätze. Nach dem Beschluss der Lehrerkonf. vom 11. Juni 1881, in welcher vorstehendes Referat vorgetragen

und besprochen wurde, fällt in diese Klasse von jetzt an die systematische Vorführung der ganzen Grammatik unserer Muttersprache.

Wer nun anerkennt, dass systematischer Unterricht in unserer Muttersprache an den höheren Lehranstalten erteilt werden muss, wird auch gezwungen sein zuzugeben, dass ein Leitfaden nicht entbehrt werden kann. Vor nicht langer Zeit stemmten sich freilich noch viele gegen diese Forderung, auch auf den Direktorenkonferenzen macht sich erst in neuerer Zeit ein entschiedener Umschwung zu Gunsten eines Lehrbuches geltend. Erst gab man zu, er müsse in den Händen der Lehrer sein, damit nach einheitlichem Plane unterrichtet würde. Das ist und bleibt nun auch immer der durchschlagendste Grund. Ohne Lehrbuch wird Plan und Ordnung nicht in den Unterricht zu bringen sein, ohne denselben können sogar die Termini in verschiedenen Klassen verschieden sein. Sehr wahr sagt Hermes in der Vorrede zu seinem Lehrbuche (Unsere Muttersprache ...): „Dazu kommt, dass nirgend mehr als beim deutschen Unterrichte (den ja bekanntlich als eine selbstverständliche Sache jeder auch ohne besondere Vorbereitung zu geben im Stande ist, oder zu sein glaubt) subjektive Ansichten vorgetragen werden, die sich der Schüler mühsam zu eigen macht, um sie beim folgenden Lehrer mit einer anderen zu vertauschen. Ein Leitfaden giebt dem Unterrichte Halt und Uebereinstimmung und verhütet bei planmässiger Verteilung seines Stoffes die Erfahrung, dass sich kein Lehrer auf die Leistungen seines Vorgängers stützt, dass jeder von neuem und zugleich am gesamten Gebäude und jeder nach seinem Stile baut. Welchen Gewinn kann ein solcher zusammenhangloser Unterricht bringen! und wie gering wird die Lernfreudigkeit des Schülers werden, dem vielleicht auf allen Stufen das Lieblingsthema vom Satze vorgetragen und dagegen auf keiner Stufe die Einführung in die anziehende Wortbildung gegönnt worden, weil für diesen Abschnitt subjektive Ansichten nicht ausreichen und eine besondere Neigung für ihn daher oft nicht vorhanden ist. Dem allen hilft aber ein gemeinsam zu Grunde gelegtes Lehrbuch ab, das nebenbei dem Lehrer schon der Beispiele wegen, die einem nicht immer gleich zu Gebote stehen, bequem ist, während es dem Schüler zugleich die ganze Schulzeit hindurch eine Zufluchtsstätte ist, aus welcher er, von Zweifeln bewegt, sich Rat holen mag.“ In den letzten Worten hat Hermes die Anschuldigung widerlegt, es stelle sich der Leitfaden als etwas Totes zwischen den Lehrer und den Schüler. Wir meinen,

wenn er gut ist, wird er beiden ein lieber Freund und Helfer sein. Ja, wir möchten, wie wir weiter unten eingehender darlegen wollen, dass ein ausführlicher Leitfaden noch über die Schule hinaus dem Schüler ein Freund und Ratgeber bleibe. Wir wollen zugeben, ein alter gewiegter Lehrer — und man rühmt da von den Elementarlehrern, dass sie die besten seien — er wird besonders in den beiden untersten Klassen den Schülern kein Lehrbuch in die Hand zu geben brauchen; jüngere Lehrer können dasselbe aber bei ihrem Unterrichte nicht entbehren. Und auch der ältere, er wird doch leicht zum Leitfaden übergehen. Wir nehmen an, er hat seinen Plan, selbst die meisten seiner Beispiele fest im Kopfe und treibt sein Pensum in bester Weise mit seinen Schülern. Da möchte er doch, dass auch bei den schwächeren derselben etwas haften bliebe, er fängt an die Regeln, die er aufgestellt hat, zu diktieren und ist somit schon beim embryonischen Leitfaden angekommen. Und dies Diktierte! das wird meist schlecht und unsauber in die Kladde eingeschrieben, da fährt plötzlich Rechnen oder sonst etwas hinein, die Kladde zerreisst, in der nächsten Klasse ist alles verschwunden. Ja wenn es noch so schön geschrieben wäre, so übersichtlich und daher behaltlich ist es doch nicht wie ein Lehrbuch. Und wie viel Zeit geht so verloren, die man schon zum Einüben und Erklären hätte verwenden können! Nein, das Diktieren wird wohl niemand mehr verteidigen, alle werden eingestehen müssen, jedenfalls von Quarta an muss ein Lehrbuch in den Händen der Lehrer und Schüler sein.

Wir haben damit den zweiten Hauptteil unserer Arbeit vollendet und wollen im Folgenden die Resultate desselben vorführen:

1) Die deutsche Grammatik soll sich nicht an das Lateinische anlehnen; weil uns das Deutsche zu gut dazu ist; weil die Grammatik einer fremden Sprache ganz anders getrieben werden muss, als die der Muttersprache; weil bei gelegentlicher Behandlung nicht alle Teile ihres Baues zur Geltung kommen; weil eine solche Behandlung unwissenschaftlich ist; weil endlich keine passenden Lehrbücher vorhanden sind, und sehr schwer beide Disciplinen in eine Hand gelegt werden können.
2) Der Betrieb der deutschen Grammatik soll vielmehr vor der Grammatik der fremden Sprache möglichst um einen Schritt voraus sein; das Lateinische besonders wird dann immer als helfend und fördernd nachfolgen.

3) Anlehnung der deutschen Grammatik an die Lektüre ist nicht ratsam, weil sich beider Zweck und Methode nicht deckt, vielmehr die Lektüre durch die Grammatik entweiht wird, die Grammatik ihrerseits dann leicht langweilig und überflüssig erscheint.
4) Die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten empfiehlt sich eher zu grammatischen Besprechungen, doch wird auch so Vollständigkeit meist vermisst werden.
5) Daneben ist deshalb jedenfalls ein zusammenfassender systematischer Unterricht in der Grammatik nötig. Bei demselben ist indes Mass zu halten und besonders zu beachten, dass keine fremde Sprache gelehrt wird.
6) Für Lehrer und Schüler ist jedenfalls von Quarta an ein Lehrbuch nicht zu entbehren.

Da wir uns also entschlossen haben, ein Lehrbuch zu benutzen, so werden wir gefragt:

III. Welche Hilfsmittel für den grammatischen Unterricht sind vorhanden, und welche sind unter ihnen besonders zu empfehlen?

Bei Beantwortung dieser Frage können wir Rud. v. Raumers Stossseufzer recht mitfühlen, da er in der Vorrede zum „Deutschen Unterricht“ 3. Aufl. S. 133 sagt: „Die Litteratur der deutschen Grammatiken ... ist zu einer beinahe unübersehbaren Flut angeschwollen ... Obwohl ich mir,“ fährt er fort, „selbst eine ziemliche Anzahl hierher gehöriger Bücher angeschafft und ausserdem mehrere gut ausgestattete Schulbibliotheken benutzt habe, bin ich doch weit entfernt, mich einer vollständigen Kenntnis des Materials zu rühmen. Ich glaube auch nicht, dass irgend jemand dies thun darf.“ So sprach Raumer schon damals; heute möchte sich der Verfasser dessen sicher noch viel weniger rühmen. Denn die Flut der Grammatiken und Leitfäden ist noch höher gestiegen, besonders in den letzten Jahren.

Das Januarheft des Centralblattes für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preussen führt unter dem Titel Grammatiken nicht weniger als 56 Nummern auf. Wahrlich keine kleine Zahl! Hiervon sind freilich 13 Nummern in Abzug zu bringen, welche Rechtschreibung, mittelhochdeutsche Grammatik, Litteraturgeschichte und Interpunktion behandeln; es bleiben also noch übrig 43 Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache. Merkwürdigerweise suchten wir darunter

vergebens die Bücher von Kleinsorge, Peters, Bauer und Koch, die auf früheren Direktorenkonferenzen empfohlen waren. Es mag ausserdem noch manches gute Buch vorhanden sein, das in ausserpreussischen Schulen gute Dienste thut; aber wir haben uns nach mehr Titeln sächsischer oder bayrischer Leitfäden nicht umgesehen, weil wir unter den auf preussischen Schulen schon eingeführten Büchern fanden, was wir suchten.

Von deutschen Schulgrammatiken und Leitfäden haben wir uns über 20 verschafft. Es liegen vor uns die Bücher von Hoffmann, Wilmanns, Hermes, Traut, Koch, Bardey; Schwartz, Hoff und Kaiser, Wendt, Hopf und Paulsiek, Brinkmann, Bauer, Bardey, Koch, Heinrichs, Buschmann, Lüben, Lattmann, Sommer und Jütting. Wenn wir diese nun in Gruppen bringen sollen, so möchte es am einfachsten scheinen, sie einzuteilen in gute und schlechte; die schlechten streicht man dann, und von den guten empfiehlt man das beste zum Gebrauch. So leicht ist das aber nicht. In dem einen Buche ist dieser Abschnitt gut, in dem andern jener, hier zeichnet sich die Formenlehre aus, dort lässt sie zu wünschen übrig, die Satzlehre aber ist musterhaft. Nach unserer Aufzählung haben wir die fraglichen Bücher aber schon in zwei Gruppen gebracht, die uns zur endgültigen Beurteilung derselben behilflich sein werden. Die ersten sechs sind nämlich ausführlichere Elementargrammatiken der deutschen Sprache, die letzten vierzehn kurzgefasste Leitfäden. Wie stehen wir nun hiezu? Sollen wir einen Leitfaden empfehlen, oder ziehen wir eine ausführlichere Elementargrammatik vor? Die Antwort ist leicht. Wir wünschen, dass beide Bücher eingeführt würden. Auch die Lehrerkonferenz der Iserlohner Schule stimmt mit uns hierin vollkommen überein. Wir möchten dem Schüler der unteren und mittleren Klassen einen kurzen übersichtlichen Leitfaden in die Hand geben, daran er das Wichtigste der deutschen Grammatik lernt. In der Sekunda soll aber ein ausführlicheres Buch benutzt werden, welches tiefer in die Sprache einführt, welches auf die geschichtliche Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache, also auf das Mittelhochdeutsche gebührend Rücksicht nimmt, welches dadurch den Untersekundaner gleichsam gespannt macht auf diesen Unterricht, den Obersekundaner und Primaner aber dann, nachdem das Mittelhochdeutsche hinzugekommen, endlich die deutsche Sprache im Lichte der historischen Wissenschaft zeigt. Wir möchten wünschen, dies Buch würde auf der Schule schon ein rechter Freund der Jünglinge, dies

Buch ginge mit in die werdenden Bibliotheken der zu Männern heranwachsenden deutschen Knaben; wir würden es jedenfalls an Empfehlungen nicht fehlen lassen. In dieser Grammatik müsste dann auf die Schwierigkeiten der deutschen Sprache, auf die Konstruktionen mancher Verben etc., bei denen leicht Unsicherheit herrscht, die daher gewöhnlich klüglich umgangen werden, auf diese müsste ganz besonders aufmerksam gemacht, diese müssten besonders klar gestellt werden. Und dies Buch könnte dann ein Ratgeber werden für das ganze Leben. Wie oft mag es vorkommen, dass ein sonst durchaus gebildeter Mann zweifelhaft ist in unserer eigenen schönen Muttersprache! Wie gern würde er sich, da ihm dies selber unangenehm ist, mehr noch, wenn seine Kinder, sein Weib zu ihm kommen und fragen um Rat, Auskunft holen in einem mässig ausführlichen Buche! So wollen wir also danach streben, dass ein solches Buch zum Studieren und Nachschlagen in die Hand des Jünglings komme, dass er in der Jugend darin heimisch werde, im Mannesalter es ihm ein treuer Freund und Ratgeber sei. Wir hören, dass man uns einwirft: also noch zwei Bücher mehr werden gewünscht, noch mehr Ausgaben für die Eltern, noch mehr zu tragen, noch mehr durchzuarbeiten für die Schüler? Wo soll das hin? Gewiss, wir fühlen mit, die grosse Anzahl der Hilfsbücher, die in unsern Schulen gebraucht werden, ist Eltern und Kindern eine Last, unsere Väter hatten sie nicht; wenn aber die fremden Sprachen, wenn die anderen Disciplinen gebieterisch und mit Recht diese Hilfsmittel verlangen, so legen wir eine Lanze ein für unsere Muttersprache, dass sie nicht zurückstehe. Und wenn durch die Hilfsbücher im Deutschen auch nur in etwas sich die Liebe und Pflege unserer Muttersprache mehrte und besserte, so wäre Geld und Mühe sicher nicht vergebens angewandt.

Doch zurück zu unsern Grammatiken. Barday und auch wohl Koch und Wilmanns scheinen nun, wie wir oben wünschten, bei der Anlage ihrer Bücher den Plan gehabt zu haben, gesonderte Lehrbücher für die unteren und für die oberen Klassen herzustellen. Alle drei haben nämlich einen kürzeren Leitfaden und eine ausführlichere Grammatik verfasst. Barday und Koch haben den Leitfaden gesondert drucken lassen, bei Wilmanns geht er der Grammatik vorher, ist aber in denselben Band gebunden. Wir möchten aber nicht schon die Schüler der unteren Klassen mit einer ausführlicheren Grammatik beschweren. Nichtsdestoweniger gefällt uns der zweite Teil der

Grammatik von Wilmanns am besten. Dieser zweite Teil derselben könnte ja auch leicht gesondert hergestellt werden.

Doch wollen wir hier bei Beurteilung der Lehrbücher vorweg bemerken, dass wir uns in der letzten Zeit nicht so eingehend dem Studium derselben hingeben konnten, wie wir es wünschten. Die vorliegende Arbeit wuchs uns unter den Händen zu ungewohnter Ausdehnung, so fehlte es uns schliesslich an Zeit. Bei Empfehlungen von Lehrbüchern wird auch nur der eine wirklich gewichtige, einflussreiche Stimme haben können, der nach dem fraglichen Lehrbuche schon längere Zeit unterrichtet hat. Denn nur beim Unterricht können Mängel und Vorzüge eines Lehrbuches recht erkannt werden. Hier an der Schule wird aber nur Wendt benutzt. Derselbe genügt indes nach verschiedenen Seiten hin nicht mehr, sämtliche Fachlehrer wünschen ein besseres Buch.

Und deren giebt es unter den oben aufgezählten nach dem im ganzen mit uns übereinstimmenden Urteile auch der älteren Herren Kollegen und Lehrer des Deutschen an hiesiger Realschule I. O.

Für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten empfehlen wir nämlich in erster Linie Schwartz, dann Hoff und Kaiser. Beide haben die mässige aber genügende Ausdehnung von etwa 50 Seiten. Beide zeichnen sich aus durch schönen Druck, gute sich von einander abhebende Lettern und übersichtliche Anordnung. Das alles sind nicht zu unterschätzende Vorzüge. Beide haben einen billigen Preis, und Verleger wie Verfasser sind gern bereit, berechtigte Wünsche anzuhören und nach Kräften zu erfüllen. Beide führen die Grammatik der deutschen Sprache im ganzen korrekt vor, in der Satzlehre scheint uns Hoff und Kaiser Schwartz zu übertreffen, doch wäre da vielleicht eine etwas ausführlichere Behandlung in einer neuen Auflage des letztgenannten Buches zu erreichen. Schwartz ist nächst dem Wendt wohl am meisten an norddeutschen Schulen eingeführt, ein Beweis mehr für die Brauchbarkeit des Leitfadens; denn derselbe hat sich also in der Neuzeit Bahn gebrochen und bewährt. Er empfiehlt sich auch besonders durch seinen Anhang. In der Untersekunda kann man gar nicht ohne einen Ueberblick der Redefiguren und der Poetik fertig werden. Selbst bei Einführung einer solchen Uebersicht wird noch viel zu viel Unsicherheit bleiben, weil selbst bei wöchentlich drei Stunden die Aufsätze und die notwendigste Lektüre einiger Meisterwerke unserer Litteratur kaum noch Zeit für dies sehr interessante

und wissenswerte Kapitel übrig lassen. Dazu kommen die Deklamationen und Vorträge, die besonders in Westfalen durchaus notwendig und entschieden fruchtbringend sind. Ja, könnten uns doch vier Stunden wöchentlich für den deutschen Unterricht überlassen werden! Er würde sehr dadurch gewinnen! Aber etwas muss der abgehende Untersekundaner doch von Figuren und Poetik gehört haben; so ist es denn sehr vorteilhaft, dass das Nötigste hiervon dem Schwartzschen Buche angehängt ist. Deshalb scheint uns Schwartz der praktischste und beste Leitfaden zu sein.

Von den ausführlicheren Elementarbüchern ist Hofmanns Elementargrammatik und Hermes' „Unsere Muttersprache in ihren Grundzügen“ längst als vortrefflich bekannt. Auch Koch hat seine Vorzüge. Aber er bringt uns doch allzu viel Gotisch und Althochdeutsch. Für den Lehrer wird er Nutzen bringend sein, für den Schüler aber zu gelehrt. Lehrer und Schüler gleicherweise fördernd, anregend und unterstützend scheint uns Wilmanns 2. Teil. Da giebt es viele treffende, feine Bemerkungen, die den Lernenden die Augen öffnen und Freude bereiten müssen, da giebt es passende Hinweisungen auf das Mittelhochdeutsche sowie auf Provinzialismen und die Sprache des gewöhnlichen Lebens, die nicht selten manche versteckte Perle unserer bilderreichen kräftigen Muttersprache birgt. Da sind die Schwierigkeiten des Deutschen nicht übergangen, zweifelhafte Konstruktionen etc. klar gemacht. Nur wünschten wir, dass dieser zweite Teil keine Aufgaben, sondern nur Beispiele enthielte. Der erste Teil des Wilmannsschen Buches gefällt uns aus mehreren Gründen nicht so sehr. Doch wäre es sehr verdienstlich, wenn der Verfasser einen anderen ähnlichen ausarbeitete, mit den Redefiguren und der Poetik versähe und besonders erscheinen liesse.

So kommen wir denn zum Schluss, indem wir als Leitfaden vornehmlich den von Schwartz (oder Hoff und Kaiser), als ausführlichere Elementargrammatik die von Wilmanns (oder Hofmann) als gute Hilfsmittel für den deutschen Unterricht auf den höheren Lehranstalten Preussens empfehlen.

Iserlohn. Dr. Julius Köster.

Zur französischen Grammatik und Lexikographie.

Wenn ich die nachfolgenden Aufzeichnungen — die Ausbeute einer drei Monate lang getriebenen Lectüre der République française — hiemit veröffentliche, so thue ich das in der Hoffnung, diesem oder jenem Fachgenossen einen, wenn auch nur unbedeutenden Dienst damit zu erweisen. Es sind das theils lexikalische, theils grammatische Einzelheiten, die in den bedeutenderen Wörterbüchern (Sachs, Dictionnaire de l'Académie; leider war Littré mir nicht zur Hand) und Grammatiken (Mätzner, Schmitz etc.) entweder nicht verzeichnet resp. erwähnt oder, wenn das, so doch nicht erschöpfend behandelt sind. Als Einzelheiten wollen sie auch genommen werden: denn auf Grund derselben allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen oder Folgerungen zu ziehen, die diese oder jene grammatische Regel modifiziren würden, lag zwar in einigen Fällen nahe und ist dort auch von mir angedeutet worden; im Grossen und Ganzen jedoch habe ich mich dessen absichtlich enthalten, weil mir die Belegstellen nicht zahlreich genug zu Gebote standen. Erst wenn man über eine grössere Anzahl und zwar nicht bloss aus Zeitungen geschöpfter verfügt, wird man diesen Versuch mit mehr Aussicht auf Erfolg machen können.

I. Lexikalisches.

L'au delà als Substantiv = das Jenseits: à cette heure suprême où l'esprit ... commence à entrevoir les mystères de l'au delà. 3484, 12.*

Baise-pieds = der Fusskuss beim Pabste: Le pape

* Diese abgekürzte Bezeichnung bedeutet hier wie bei den folgenden Citaten: République française. Nr. ..., Spalte ... — Wo nichts besonderes bemerkt ist, fehlen die besprochenen Wörter sowohl bei Sachs (S.) wie in der Académie (A.).

répond à cela qu'il n'en doute pas; puis après l'offrande et le baise-pieds, on se sépare. 3485, 12.

Bateau-citerne = ein Boot, das Trinkwasser führt. Un bateau-citerne de 140 tonnes lui a porté l'eau douce qui faisait défaut. 3449, 6; vgl. auch ebendas. 7.

Beylical: Le gouvernement beylical = die Regierung des Bey (von Tunis). 3449, 1.

Boc = Bierseidel d. h. mit Bier gefülltes Glas (fehlt in diesem Sinne in S. und A.): des battements de mains et d'enthousiastes roulements des bocs sur les tables. 3501, 10.

Bonneteau, le jeu de bonneteau = ein Kartenspiel mit drei Karten, das ähnlich wie unser Kümmelblättchen von den Bauernfängern zu ihrem Gewerbe benutzt wird. Da ich letzteres nicht kenne, vermag ich nicht zu sagen, ob es dasselbe Spiel ist; das französische jeu de bonneteau wird an der betr. Stelle folgendermassen beschrieben (S. und A. kennen nur bonneteur): Bien souvent des poursuites ont été exercées contre les individus qui, sur les places publiques et surtout dans la banlieue de Paris, amassent le public et lui font jouer le jeu de bonneteau. Ce jeu se compose de trois cartes, que l'on montre au public; l'une d'elles est plus spécialement désignée et lorsque les cartes sont reposées devant le joueur, il semble qu'on puisse immédiatement l'indiquer; mais celui qui a manié les cartes a, par un tour de main, déplacé la carte et le joueur qui se croyait sûr du gain se trouve avoir perdu. La cour de Paris vient de décider qu'il y avait dans ces faits une escroquerie. . . . 3469, 18. — Deux voyageurs . . . ont eu l'imprudence de jouer au bonneteau . . . avec des individus qu'ils ne connaissaient pas et qui avaient commencé à parier entre eux. . . . 3458, 18.

Brochordurette = Broschüre: M. de Lacombe . . . tira de sa poche quelques exemplaires des petites brochordurettes de M. Ségur, quand le vieillard tout à coup . . . 3449, 13.

Courant = die öffentliche Meinung, die Strömung im Volk. S. und A. schreiben diese Bedeutung dem Worte nur zu in Verbindung mit opinion (le courant d'opinion); aber es wird auch schon alleinstehend so gebraucht: On reproche au scrutin de liste de déterminer les grands courants. Mais le scrutin de liste n'existait ni en 1830 ni en 1848 et pourtant à ces époques le courant a été assez fort pour faire une révolution. 3483, 12.

Droitier = der im Parlament rechts Sitzende, also der Monarchist, resp. Legitimist, überhaupt der Conservative.

Fehlt in dieser Bedeutung in S. und A.: Cela a fourni à M. Hervé de dire qu'il y avait entre les deux militaires en question „la différence d'un soleil à un phare", calembour d'un haut ragoût que l'honorable droitier a répété avec d'autant plus de complaisance. 3460, 9. — C'était en 1873 et le mois d'août où s'opéra la fusion que l'on sait et où nos bons drotiers de l'Assemblée de malheur, les Broglie, les Buffet ... s'agitèrent si fort pour le rétablissement de la monarchie.... 3449, 13.

Endivisionner = einer Division zuweisen, nach Divisionen abtheilen: L'armée disposera en outre ... d'un groupe de batteries non endivisionnées. 3417, 7.

Heur = Glück. Nach S. nur noch gebräuchlich in zwei von ihm angeführten sprichwörtlichen Redensarten. Die A. führt ausserdem an: il est satisfait puisqu'il a l'heur de vous plaire. Aehnlich folgende Stelle: quand ces puissances n'ont pas l'heur de lui plaire. 3447.

Intransigeant, intransigeance. Das erste dieser beiden Worte, die sich weder bei S. noch auch in der A. finden, scheint, obgleich erst in den letzten Jahren wahrscheinlich auf spanischem Boden entstanden, mehr und mehr in internationalen Gebrauch zu kommen; Belege für dasselbe anzuführen, ist daher unnöthig. Für das zweite sehe man: Que diront les feuilles de l'intransigeance blanche? Das genaue Citat (Angabe der Zeitungsnummer) ist mir leider verloren gegangen.

Laïciser, laïcité, laïcisation. Eine präcise und doch die französischen Ausdrücke möglichst deckende Uebersetzung dieser in S. und A. fehlenden, neuerdings aber vielgebrauchten Wörter ist ebenso schwer zu geben, als ihr Verständniss leicht ist. Von vielen Beispielen einige: les projets de la Chambre touchant la magistrature, la liberté de la presse, la gratuité, l'obligation et la laïcité de l'instruction primaire ... 3451, 2. — les écoles ont été laïcisées. 3458. — et même en laïcisant ... un certain nombre d'établissements hospitaliers ... 3455. — la laïcisation complète des hôpitaux. Ibd.

Légitimard = Legitimist, von dem gewöhnlichen légitimiste durch die dem Suffix —ard eigene Bedeutung der Geringschätzung verschieden. Man sehe auch die Verwendung dieses vielgebrauchten Suffixes bei dem weiter unten folgenden ebenfalls bei S. und A. fehlenden pèlerinard. C'était en 1873 et le mois d'août où ... M. de Lacomte, légitimard de la plus belle poussée, faisait sa petite tournée dans les campagnes du Puy de Dôme. 3449, 13.

Libéral. Die Wörterbücher fassen die Bedeutung des Wortes zu eng, und mit den von ihnen gegebenen deutschen Uebersetzungen ist in vielen Fällen nichts anzufangen, in andern sind sie unrichtig. „Les arts libéraux“ sollen die „freien Künste“ sein, während der französische Ausdruck viel umfassender ist und noch heute (mit Bezug auf die Gliederung der Gesellschaft nach dem Beruf) gebraucht wird (im Gegensatz zu les arts méchaniques), was man von dem deutschen nicht behaupten kann. Die A. und nach ihr S. sagt: une éducation libérale = une éducation qui forme l'esprit et le cœur; libéral = ce qui est digne d'un homme libre. Es entspricht aber auch oft geradezu unserm deutschen „studirt, gelehrt, klassisch gebildet“ etc. und bezeichnet in Verbindung z. B. mit profession, éducation, carrière etc. die Bildung, den Beruf, die Karriere, die (in Deutschland) durch das Studium auf einer Universität oder Akademie ermöglicht wird: Le volontariat d'un an est nécessaire, dit-on, au recrutement des carrières libérales; mais dans une démocratie il ne doit pas y avoir de distinction entre les arts libéraux et les arts méchaniques. 3487, 15. — ... pour mettre leurs enfants en demeure de se préparer à une profession libérale. Progr. du collège fr. Berlin 1879, pag. 3.

Libre-pensée = die Freidenker, das Freidenkerthum. Belegstellen zahlreich. On va déposer aux pieds du pape une adresse où il lui est affirmé, dans un style épileptique, que la libre-pensée agonise et que les temps sont proches. 3485, 12. — La question ... nous touche ... tous, tant que nous sommes, adeptes convaincus de la libre-pensée. 3484, 12; ferner 3452, 13 und 14 etc.

Lune in dem, wie es scheint, phraseologischen Charakter tragenden rejoindre les vieilles lunes, das wohl bedeuten muss: der Vergangenheit angehören. S. und A. geben keine Auskunft. Non, les choses anciennes sont passées; les vieux romans, les vieilles passions belliqueuses sont allés rejoindre les vieilles lunes. 3458, 2.

Monarchie-cléricaillerie bezeichnet die Verquickung des monarchistischen und klerikalen Parteigetriebes. Depuis dix ans ce groupe (de St. Michel) fait à bien bon compte la joie de la monarchie-cléricaillerie. 3469, 10.

Non-valeurs = Leute, die nicht mitzählen, nicht mit in Betracht kommen: ... et, dans ce cas, ils (scil. les congréganistes) constituent des non-valeurs qui ne peuvent conserver l'importante mission d'enseigner. 3458, 9. S. und A. kennen dies

Wort, auf Personen angewendet, nur von Leuten, die, zum Heere gehörig, doch weder im Felddienst noch im Kriege mitzählen (Spielleute, Ordonnanzsoldaten); es zeigt sich also in dem obigen Beispiel eine Verallgemeinerung dieses Gebrauches.

Noncrédulité = das Nichtglauben, verschieden von incrédulité = die Ungläubigkeit, der Unglaube: Attendez tout de ce domaine de la forte éducation des sciences physiques et chimiques et ne craignez rien d'elles; car c'est leur grandeur et leur force d'enseigner la noncrédulité sans enseigner le scepticisme. 3483, 9.

Opportuniste, opportunisme = Opportunist, opportunistisch, Opportunismus. Diese erst in neuerer Zeit entstandenen und vielgebrauchten Worte bedürfen weder der Belege noch der Erklärung.

Pèlerinard = Pilger mit verächtlicher und geringschätzender Nebenbedeutung. Vgl. oben légitimard. Tous les ans, au mois de mai, ... un groupe de pèlerinards prend le chemin de Rome. 3475, 12. — ... et fouillant dans la poche aux bénédictions, il en a comblé les pèlerinards. Ibd.

Plébisciter = durch Plebiscit abstimmen. On nous a dit, hier, il est vrai qu'en écartant le projet de la Chambre le Sénat n'avait d'autre but que de le soumettre au vote du pays lui-même, qui aurait à plébisciter sur le mode de scrutin qu'il préfère. 3483, 1.

Plénier. S. „fast nur gebräuchlich mit cour und indulgence im Sinne von vollständig, zahlreich.“ Ebenso A. Es scheint aber auch unserm Plenar— in Zusammensetzungen wie Plenarversammlung zu entsprechen. La salle Gerson était comble à la dernière des réunions plénières du congrès (scil. des sociétés de secours mutuels). 3486, 8.

Plurinominal, uninominal. Du temps du suffrage restreint ... les esprits les plus libéraux ... demandaient ... le remplacement du vote uninominal par le vote plurinominal. 3414, 4. — On soupçonnait les vieux républicains ... d'avoir rayé de leur programme le principe du vote plurinominal ... 3417, 4. Diese bei den Debatten um das Listenscrutinium viel gebrauchten und auch wohl da erst entstandenen Adjective bezeichnen zwei sich gegenüberstehende Wahlmodi, nach deren einem der Wähler sämmtliche Namen der in seinem Departement zu wählenden Abgeordneten auf den Wahlzettel schreibt, während nach dem andern er nur einen zu wählen hat.

Porte-sandales = Sandalen tragend, Bezeichnung für die Geistlichkeit überhaupt, specieller für die Mönche. Le jour où il sera bien avéré que le rôle de porte-veine (siehe dieses weiter unten), assigné à tort dans ces derniers temps au „cher ange“ de Monsolet, appartient à la réalité à la gent porte-sandales, ce jour là personne ne voudra plus se mettre en route sans un moine dans son bagage. 3447, 13.

Porte-veine. Dies Wort, zu dem man das Citat unter porte-sandales nachlesen wolle, bildet die Ueberschrift (Les nouveaux porte-veine) eines satirischen Artikels gegen die Arroganz des Klerus; in demselben wird gesagt, dass man auf allen Reisen, wenn sie ohne Unfall ablaufen sollen, am Ende noch wird einen Mönch als porte-veine mitnehmen müssen; das soll doch wol heissen: als „Glückbringer“. Wenigstens führt S. unter veine an: „fig. (Spiel) Schwein, Glück, être en veine, mauvaise veine Pech.“

Pourtraicturer = porträtiren. S. hat nur das Substant. portraicture. Et comme on se pourtraicture beaucoup entre amis peintres, leur physionomie devenant parisienne et connue, les femmes les regardent passer. 3502, 15.

Simplicite, Synonym von simple und dessen Bedeutung verstärkend: Les philosophes ... peuvent adopter de pareilles théories: mais le pays qui est plus simple, plus simplicite, si vous voulez, ... ne l'acceptera jamais. 3474, 13.

Su in au su = mit dem Wissen, indem ... weiss. De tout cela M. Wilder conclut que Beethoven et Schiller ont voulu faire, et cela au su d'un certain nombre de contemporains, une hymne à la liberté. 3416, 16. Fehlt in A.; S.: fast nur gebräuchlich in „au vu et au su de tout le monde.

Territoriaux, les = il faut que les jeunes soldats, que les réservistes, que les territoriaux soient encadrés. 3486, 6. — Fehlt in S. als Substantiv; die Bedeutung des Wortes ergiebt sich aus dem, was die A., die ebenfalls nur das Adjectivum kennt, unter armée territoriale sagt: troupe non soldée, composée des hommes qui ont fait leur temps de service dans l'armée active et dans la réserve, et destinée à la défense intérieure du territoire. Also eine Art Bürgerwehr.

Torpilleurs = Bedienungsmannschaft beim Torpedowesen. En ajoutant aux troupes d'infanterie ... les effectifs des sapeurs, des mineurs, des pontonniers, des torpilleurs etc. 3417, 8.

Transfèrement = Uebertragung. S'il s'agit seulement

de voter par oui ou par non sur le transfèrement à l'État du budget de la préfecture ... qu'on le dise! 3447, 4. — S. und A. kennen nur die Bedeutung „Ueberführung“ eines Gefangenen an einen andern Ort.

Uninominal. Siehe oben unter plurinominal.

Triste mais exacte! = Traurig aber wahr! 3469, 10.

Poste pour poste = mit umgehender Post. Poste pour poste, saint Louis répliqua ... 3475, 13.

Von den folgenden Wörtern ist es mir nicht gelungen weder mit den lexikalischen und sonstigen mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln noch aus dem Zusammenhange ihre Bedeutung mit Bestimmtheit zu ermitteln:

Ascariâtre. La „Patrie“ s'évertue à consoler M. Vacherot de sa déconvenue; mais elle ne peut s'empêcher de railler quelque peu l'ascariâtre philosophe. 3429, 1.

Bals de barrière: In dem Bericht über eine Gerichtsverhandlung heisst es von dem Angeklagten: Revenu à Paris, il n'a pas tardé à dissiper le produit de ses vols et s'est remis à jouer du cornet à piston sur des bals de barrière. 3479, 26. Es scheinen damit Tanzlustbarkeiten der niedrigsten Art in den Vorstädten von Paris bezeichnet zu werden; wenigstens könnte darauf führen, was die A. unter barrière sagt: Il se dit encore, par extension, surtout à Paris, des Portes d'entrée de la ville, soit qu'il y eût ou non des barrières.

Courrier de terre: Une lettre, datée du 4 mai, que je reçois par un courrier de terre du colonel Delpech, commandant les troupes d'occupation de Tabarka. 3449, 6.

Tête de Turc: „L'Union de l'Ouest“ trouve que les candidats conservateurs auxquels reviendra le périlleux honneur de servir de tête de Turc aux élections prochaines et d'encaisser les rigueurs du suffrage universel, auront ... 3451, 4.

Schliesslich erwähne ich noch den überaus häufigen Gebrauch von il est für il y a; Beispiele setze ich nicht her, weil ich sonst ganze Seiten damit füllen müsste. ... Dass ein Unterschied gemacht würde in der Anwendung beider, ist mir nicht aufgefallen, vielleicht nur, weil ich nicht darauf geachtet habe.

II. Grammatisches.

A) Einzelne Punkte.

Aussitôt mit folgendem Part. passé anstatt aussitôt que mi folgendem Verb. finit. Diese an die Freiheiten englischer Wortaus-

lassung erinnernde Construction, die ich ausser in Sachs Wörterbuch auch in der franz. Grammtik von Schmitz erwähnt finde, scheint neuerdings mehr um sich zu greifen. Uebersetzen lässt sie sich fast immer durch „sofort nach“ mit folg. Substantiv. Il tenait encore dans sa main gauche un flacon de chloroforme qu'il avait essayé de respirer aussitôt blessé. 3479, 26. — M. Baragnon demandait même que les élections municipales furent recommencées aussitôt le sectionnement voté. 3495, 5. Sir Charles Dilke dit qu'aussitôt reçu la copie des lois ... le gouvernement examinera ... 3466, 3.

Ce statt cela, in der Stellung eines Pronom personnel conjoint: Mais la majorité de l'Assemblée le repoussa, songeant, elle, à ne pas troubler l'Équilibre du système constitutionnel: en ce faisant, elle a établi entre les deux chambres une harmonie qui tient à une sorte de compensation. 3483, 12.

Devoir de mit folg. Infinitiv = schuldig sein zu: Sans doute ce double concours prend-il sa source dans quelque ancien pèlerinage; mais je dois à la vérité d'avouer [aber ich bin es der Wahrheit schuldig zu gestehen] que l'immense quantité des promeneurs ... n'ont d'autre préoccupation que d'y aller manger sur l'herbe une tranche à viande. 3414, 11.

En tant que adverbiell im Sinn von quant à gebraucht. La Campagne touche donc à sa fin en tant qu'opérations d'ensemble. 3463, 7.

Ne pas — que = nicht nur (non seulement). Diese, soweit mir bekannt, in den Grammatiken nicht erwähnte eigenthümliche Verbindung ist auch in dem von Sachs unter „pas“ am Ende mitgetheilten Beispiel „il n'y a pas que vous qui ayez“ enthalten, wird aber von ihm als incorrect und regelwidrig bezeichnet. Dass sie im letzten Grunde dies ist, kann keine Frage sein; ihre Anwendung scheint aber derartig um sich zu greifen, dass sie bald als durch den Sprachgebrauch legitimirt wird gelten müssen. Man sehe folgende Beispiele: M. Bardoux ne connaît pas que nous ..., il a des relations plus hautes. 3435. — Mais ce n'est pas par cette voie seulement qu'on arrive à instruire la jeunesse qui peuple les lycées; l'armée ne comprend pas que d'anciens élèves de St. Cyr; combien d'officiers supérieurs ont gagné leurs épaulettes par l'étude comme à la pointe du sabre? 3458, 4. — Mais ce n'est pas tout. Il n'y a pas que les élections qui s'achètent; il y a le candidat qu'on refoule. 3462, 9.

Ne pouvoir pas ne pas + Infinitiv = nicht umhin

können zu (ne pouvoir s'empêcher de): M. Jouin parle en faveur de l'amendement; il promet de n'avoir aucune parole irritante, car il croit à la bonne foi de ses adversaires, mais il ne peut pas ne pas dire qu'ils sont dans une erreur complète. 3487, 13. — Je ne veux pas revenir sur ce point, que j'ai déjà indiqué; cependant je ne puis pas ne pas dire qu'on a vu en Angleterre, sinon des ladies, du moins des mistresses prendre part à des exécutions musicales ... 3493, 19. Dieser Gebrauch ist weder in den Grammatiken noch in den Wörterbüchern angegeben; Sachs citirt als veraltet (bei Mol., Corn. und Laf.) „ne pouvoir pas que ... ne“.

Rien que = schon. Zu den bei Schmitz, Gr. pag. 305 unter „rien mit que (nur)“ mitgetheilten und den von S. angeführten Beispielen dieses immerhin seltenen Ausdruckes füge man: La majorité sénatoriale, rien qu'à la première lecture, fait rentrer le curé dans l'école (schon gleich bei der ersten Lesung). 3490, 1.

Qui — qui = die einen — die andern: De loin en loin on aperçoit dans les rues de New-York une escouade ou deux de bonshommes étiquetés et ankylosés, armés qui d'une pioche, qui d'un balay et accompagnés ... 3447, 12. Auch von S. und A. angeführt, von letzterer jedoch mit dem Zusatz: „il vieillit dans cette acception; cependant on fait encore usage quelquefois dans la poésie familière.“

Tel adverbiell gebraucht im Sinne von: so (ainsi): Heureusement un des intéressés eut une inspiration. Telle une lueur, jaillissant d'une allumette de la régie, émeut et surprend l'assistance. (So ergreift ein Lichtschein . . .) 3469, 10. — Tout à coup un bruit effroyable se fait entendre: les lumières s'éteignent, les banquettes se brisent, et les infortunés pèlerins roulent en tous sens les uns sur les autres. Telles les pralines bondissent ... dans le chaudron du confiseur. (So springen die gebrannten Mandeln ...) 3447, 14. Sachs und die Grammatiken sagen nichts über diesen prädicativen Gebrauch des Adj. tel anstatt eines Adverbiums der Art und Weise; die A. bemerkt: Il s'emploie quelquefois en poésie, au lieu de la conjonction „ainsi“ (soll heissen des Adv.) pour indiquer une comparaison. „Tel Hercule filant rompait tous les fuseaux“ pour „Ainsi Hercule. .“

Très = statt bien oder beaucoup beim Verbum: Le service de 40 mois mis en pratique par M. le ministre de guerre a été très-critiqué. 3491, 12. Der adjectivische Charakter des Ptcp. critiqué tritt hier noch weniger hervor als in dem von Schmitz, Gr. 363 und Mätzner, Gr.[2] 443 angeführten Beispiel.

B) Wortstellung.

1) Adjective und adjectivisch gebrauchte Participien abweichend von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch vor das Substantiv gestellt

a) ohne nähere Bestimmung.*

Absolu: En allant au Bardo nous avons cédé à une absolue nécessité. 3458, 1.

Clérical (S. „nur nach dem Subst.“): Nous serions surpris qu'aux moyens proposés par la clericale assemblée nos ouvriers ne préférassent pas le vote pur et simple du projet de loi. . . 3453, 2.

Cuisant: Quand l'incertitude du diagnostic . . . et la crainte de s'être trompé suscitent de cuisants regrets . . . 3476, 5.

Chrétien (S. „meist nach dem Subst.“): Son amendement protecteur d'une chrétienne ignorance porte que . . . 3489, 1.

Cordial (S. „meist nach dem Subst.“): . . . qui vous attendent pour vous faire le plus respectueux et cordial accueil. 3479, 6.

Définitif (S. „nur nach dem Subst.“): On trouvera que la seule base d'une réorganisation des forces économiques et matérielles . . . c'est leur définitif affranchissement intellectuel et moral par l'école et la science. 3437, 5.

Enthousiaste: Des battements de mains et d'enthousiastes roulements de bocs sur les tables. 3501, 10.

Expansif (S. „nur nach dem Subst.“): . . . ceux que l'expansif curé Verduron traitait si allègrement . . . 3444, 2.

Feint: L'orateur a obtenu un grand succès de feinte indignation et de pudique révolte. 3474, 4.

Fringant (S. „nur nach dem Subst.“): . . . quelques députés que l'éloquence incisive du fringant orateur . . . semblait électriser. 3474, 6.

Funèbre: A midi, le funèbre cortège (scil. de M. Littré) s'est dirigé vers l'Église Notre-Dame-des-Champs. 3478, 16.

Industriel (S. „nach dem Subst.“): Lorsqu'un industriel père de famille emploie ses enfants avec d'autres dans un grand atelier. 3457, 4.

---

* Vgl. hiezu die denselben Punkt behandelnde Zusammenstellung von O. Schulze in „Beiträge zur franz. Grammatik und Lexikographie“, Central-Organ f. d. Int. d. Realsch. VII, 577 ff. Die obigen Beispiele, die bis auf eins sämmtlich Adjective enthalten, die von Schulze nicht belegt sind, können theils zur Bestätigung, theils zur Modificirung der von Schmitz, Gr. pag. 142 ff. (wie in vielen so auch in diesem Punkte ein sehr gutes Buch) als massgebend für die Vor- oder Nachstellung der Adjectiva aufgestellten Gesichtspunkte dienen.

Infortuné (S. „nach dem Subst.“): Ces abominables affaires qui nous montrent d'infortunées petites créatures soumises à d'odieuses tortures par leurs parents. 3466, 3. — Vgl. ferner das Beispiel oben II. unter tel (les infortunés pèlerins).

Humain: Et cependant ainsi est faite l'humaine nature que ... 3483, 6.

Malencontreux (S. „nach dem Subst.“): M. Freppel a eu la malencontreuse idée de venir se défendre à la tribune. 3418, 2.

Rafraîchissant (S. „nur nach dem Subst.“): On s'est séparé sur cette rafraîchissante impression. 3474, 7.

Regretté: Avant que cette tombe se referme à jamais sur les restes de notre regretté compatriote, je viens dire un dernier adieu. 3475, 8.

Royal: Un jour l'empereur Baudouin écrit de Constantinople à son amé et royal ami. 3475, 12.

Saisissant (S. „nach dem Subst.“): Un étrange et saisissant dialogue. 3474, 4.

Sémillant (S. nach dem Subst.“): Que pense-t-il, ce sémillant houzard du politicien qui a le nom général Lamarque? 3479, 13.

Stupéfiant (S. „nach dem Subst.“): Mais la pensée que la relique allait produire ... le ramena bientôt à la stupéfiante réalité. 3475, 12.

Trompeur: Car malgré les trompeuses apparences Littré est mort comme il a vécu sans contradictions. 3478, 16. (Vgl. dagegen Schmitz, Gr. pag. 150, 10.)

b) mit einer näheren Bestimmung. (Vgl. hiezu Schmitz, Gr. pag. 149, 7 und Mätzner, Gr.[2] pag. 572, δ. δ.)

Tant: Et il faut cette tant calomniée révolution du 4 septembre pour restituer ... 3448, 6.

Trop: Elle fait d'elle-même justice des bruits alarmants dont certains journaux ont été les trop complaisants échos. 3440, 1.

Peutêtre: Le Reichstag a écarté de son prochain et peut-être dernier ordre du jour. 3488, 2.

Plus que: Nous avons raconté hier dans un fait-divers le plus que facheuse aventure arrivée à Mme Warren. 3476, 3.

2) Adverbiale Bestimmungen, wie auch ganze Sätze eingeschoben zwischen Hülfsverb und Participium.

Ueber diesen Punkt hat O. Schulze in der Zeitschr. f. neufranz. Spr. II, 465 ff. einen besonderen Artikel veröffentlicht; zu den von

ihm zahlreich mitgetheilten Belegen füge ich folgende hinzu: On a pendant le premier trimestre de l'année dépensé 15 millions environ. 3468, 8. Ce congrès a, dit M. Ferry, dépassé toutes nos espérances. 3437, 11. — Il n'a pas comme sous l'empire qui avait créé pour son usage les sociétés anonymes, cherché le trompe-l'œil des circonscriptions. 3469, 9. — La chambre leur a, mardi, préféré ceux de la commission. 3483, 6. Les ouvriers demandent que l'entretien des jardins publics soit donné à des associations par eux formées. 3485, 5.

3) Adnominale Bestimmungen, eingeschoben zwischen ein Substantiv und den von diesem abhängigen Genitiv.

Verzichtend auf die Anführung von Beispielen, wie sie in Schmitz, Gr. 153, 4 und Mätzner, Gr.[2] 575, 3 mitgetheilt sind, in denen die eingeschobene adnominale Bestimmung mit dem voraufgehenden Substantiv so eng zusammenhängt, dass man sie oft durch ein zusammengesetztes Hauptwort oder durch Adjectiv + Hauptwort übersetzen kann, wie z. B. l'avènement au trône de Philippe = die Thronbesteigung oder: L'acceptation sans réplique et sans délai du drapeau rouge = die unweigerliche und unverzügliche Annahme der rothen Fahne, absehend von diesen weniger auffallenden Beispielen, theile ich hier einige mit, die eine Freiheit der Wortstellung und, was das wichtigere ist, der Beziehungsmöglichkeit zeigen, wie sie in diesem Punkte weder der deutschen noch der englischen Sprache zu Gebote steht. Besonders interessant ist das erste und dritte Beispiel wegen der doppelten adnominalen Bestimmung, die eingeschoben ist.

L'adoption, par la Chambre, en première lecture, de la loi sur ... a eu lieu. 3484, 4. — Mais la jonction, sous les murs mêmes de Mateur, des deux colonnes venues de Bizerte ... a eu raison des intentions hostiles ... 3463, 7. — Cette consécration solennelle de notre œuvre, sanctionnée en ce moment par la présence au milieu de nous en qualité de président d'honneur, du grand patriote qui ..., cette consécration. 3434. S'il s'agit seulement de voter par oui ou par non sur le transfèrement à l'État du budget de la préfecture, en laissant ... 3447, 3.

K. Foth.

Jacques d'Amiens, L'art d'aimer.

Vergleichung des Pariser und Dresdener Textes

von

Robert Reinsch.

Welchen bedeutenden Einfluss Ovid auf die deutsche mittelalterliche Literatur ausgeübt hat, geht aus K. Bartsch's Buche über Albrecht von Halberstadt, Quedlinburg 1861, hinreichend hervor. Aber auch auf die altfranzösische Literatur hat derselbe Dichter nachhaltig gewirkt, wobei nur auf Chrestien's von Troyes im Roman de Cliget erwähnte Commandemens d'Ovide und desselben Ars d'amors en romans, auf Philipp von Vitry, auf den umfassenden „Ovide en vers“ in der Arsenalhs. 5069, auf den Roman de Cristal et de Clarie u. a. hingewiesen sein möge. Entfernter von römischem Einfluss sind Minnedichtungen wie die von W. Förster 1880 bekannter gemachte De Venus la deesse d'amor. Von französischen zum Theil auf Ovid beruhenden, zum Theil freier bearbeiteten Gedichten ist einiges Material bereits gedruckt, einiges nur handschriftlich vorhanden. Um von handschriftlichen Bearbeitungen der Ovid'schen Ars amandi nur eine anzuführen, möge an „L'art d'aimer en vers français“ in der Libri Hs. 117 erinnert werden, welche jetzt Eigenthum des Lord Ashburnham in Ashburnhamplace ist. Ebenso wäre L'art d'amors von Maistre Elie hervorzuheben, ein Werk, das demnächst eingehend untersucht werden wird; bekanntlich sagt de la Rue, Essais historiques sur les bardes, Caen 1834, III p. 150—151 in dem Artikel über Hélie de Winchester et Adam le clerc: „Nous avons une traduction en vers français de l'art d'aimer d'Ovide par maître Hélie, mais je ne sais pas

si cet Hélie est celui de Winchester, ou un autre Trouvère." Von Hélie de Winchester befindet sich eine Hs. in Cambridge im C. C. C. 405; vgl. Fr. Michel, Rapports p. 90. Eine andere Ars amandi in frz. Versen von Oudars Lavache kennt Gröber, Zeitschrift für roman. Philologie Bd. IV, p. 460 in einer Arsenalhs. Weiter ist zu nennen das allegor. Gedicht L'art d'amour von Guiart, nach der Histoire littéraire de la France t. XXIII „resté inédit".

Im Druck erschien um den Anfang des 16. Jahrh. in Genf ein unvollständiges Werk, Li ars d'amors, 2160 Verse enthaltend, wovon nur ein einziges Exemplar sich in Paris in Privatbesitz befinden soll. Im Jahre 1866 hat der † Pariser Buchhändler Edwin Tross in Lyon ein in der Genfer Ausgabe Chef d'amours betiteltes Gedicht neu drucken lassen unter dem Titel: La Clef d'Amour, poème publié d'après un ms. du XIV siècle. Avec une introduction et des remarques par M. H. Michelant. Ein Prosawerk ist bekannt gemacht im 2. Bd. von Jules Petit, Li ars d'amour, de vertu et de boneurté (par Jehan le bel). Publié pour la première fois d'après un ms. de la Bibliothèque royale de Bruxelles. Bruxelles 1867—69.

Zwei andere hierher gehörige neuere, ohne Zweifel durch L. Holland, Crestien de Troies, Tübingen 1854, p. 34—35 angeregte Publicationen sind von Gustav Körting, L'art d'amours und Li remedes d'amors. Zwei altfz. Lehrgedichte von Jacques d'Amiens. Nach der Dresdener Hs. zum ersten Male vollständig herausgegeben. Leipzig, W. Vogel, 1868. Weiter von demselben Herausgeber Körting, — welcher soeben eine hübsche Broschüre: Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen, Heilbronn 1882, hat erscheinen lassen, ein höchst beachtenswerthes Buch, — Altfranzösische Uebersetzung der Remedia amoris des Ovid. (Ein Theil des allegorisch-didactischen Epos „Les échecs amoureux".) Nach der Dresdener Hs. herausgegeben. Leipzig, Fues, 1871.

Das in letzterem Werke veröffentlichte Gedicht aus dem Ende des 14. Jahrh. enthält in 35 Abschnitten Regeln, welche eine Anweisung zur Heilung der Liebe geben. Die Varianten einer Hs. der San Marco-Bibl. zu Venedig sind hier im Anhange p. 94—101 von Sundby mitgetheilt. Während Körting hier Hs. O. 66 der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden zu Grunde gelegt hat, ist das von dem Herausgeber L'art d'amors betitelte Gedicht des Jacques d'Amiens der Hs. O. 64 derselben Bibliothek entnommen. Uebersehen worden ist

von Körting, L'art d'amors, Einleitung Seite XXX, dass noch eine zweite Hs. in Paris vorhanden ist; dieselbe ist allerdings nicht vollständig am Anfang und Schluss, kann aber dazu beitragen, manche schlechten Lesarten der Dresdener Hs. zu berichtigen. Wie K. im Nachtrage p. 94 bemerkt, ist in Utrecht in einem Pindarcodex noch ein Fragment einer zweiten Hs. aufgefunden worden, das er p. 95 bis 100 nach der Abschrift des Bibliothekars Vermeuler zum Abdruck bringt. Diese Pariser dem Ende des 13. Jahrh. zuzuweisende, der Nationalbibliothek gehörige Hs. ist Ms. fr. 25545, älter N. D. 274[bis] [$N_2 = O_{18}$], deren Inhalt schon von Le Roux de Lincy, Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe par A. Loiseleur Deslongchamps suivi du Roman des sept Sages de Rome en prose, Paris 1838, p. XXXIII angegeben worden ist. Es soll unsere Aufgabe sein, die Pariser dialectisch wenig abweichende Hs. mit Körtings Texte der Dresdener, angeblich dem Ende des 13. oder Anfange des 14. Jahrh. angehörenden Hs. zu vergleichen; dabei wird u und v, i und j als Vocal und Consonant gegen die Hs. unterschieden werden. Zur Abkürzung diene P = Pariser Hs., D = Dresdener Hs.

P beginnt erst mit V. 412; also Abschnitt I—VIII über die Gründe, die den Dichter zur Abfassung bewogen, über die drei Theile der Liebe, die Regeln, eine Geliebte zu gewinnen, mit ihr Umgang zu pflegen, über das Verhalten zum Manne der Geliebten, über die Bewahrung des Geheimnisses der Liebe, die Anweisung, die Geliebte nicht beim Kerzenlicht zu erküren, die Regel, die nicht spröden Frauen um Liebe zu bitten, fehlen ganz in P und Abschnitt IX über das Verhalten des Liebhabers zum Gesinde, insbesondere dem Kammermädchen theilweise. Gegen Ende dieses neunten Abschnittes setzt P ein.

V. 412 P baissele. D baissielle. P enversee. D enviersee. 413 chose sera. D coze en sera. 414 et. D car. — tuit. D tout. 415 ta dame seront tuit retrait. D ta dame te seront retrait. 416 sens faucete. D sans fausete. 417 qu'a. D c'a. — tout. D bien. 418 Wo nichts bemerkt ist, findet Uebereinstimmung der 2 Hss. statt. 419 toi et li malgre en saroit. D por voir grant maugre t'en saroit. 421 [d]amer pucele est mult grant chose. D amer pucelle est m. g. coze. Diese Zeile ist in P eingerückt geschrieben. 422 douteuse. D doutee. 423 et detraiens et engoisseuse. D mult destraigniaus[e] et anieuse. — Der Vers ist vom Herausgeber nicht corrigirt. In den

Noten schlägt K. destraigniause vor. In P ist hier kein Abschnitt. Bei Körting beginnt Abschnitt X mit der Regel, die heitere Laune der Geliebten zur Liebeswerbung zu benutzen. — 424 Tu redois mult bien esgarder. D Tu te dois mult tres bien gaitier. 425 dois a li parler. D tu le dois proier. 426 prier la dois. D proier li dois. — P ele. D elle. 427 jolie. D joieuse. 428 t'entendera. D i entendra. 429 proiere. D parolle. 430 an tristece. D en destrece. 431 ou an anuit ou an destrece. D et en dolour et en tristrece. 432 mauvoisement y. D mauvaisement i. 433 P hat 9 für c'on. dolors. D dolours. 434 aucune fois. D a cief de fois. P entroblier. D entroublier. 435 n'arrier. D n'arier. 436 P hat statt et nur t. Für ähnliche Fälle wird im Folgenden [e]t geschrieben werden. 437 la ou ele veut si fait faire. D la, u elle naist et trait saire [offenbar ist s'aire zu lesen, wie K. in den Noten bemerkt]. 438 nouvelement. D novielement. 439 trestout anuit entroblier. D tous anuis fait entrelaisier. 440 car amors. D c'amors. P avec. D avocques. 441 por ce. D porcou. 442 anui. D air. P corrous. D courous. 443 la ou ele son geu atire. D la, u s'en vient priemiers a tire. 444 si. D ains. P liez. D lies. 445 envoisiez. D enuoisies. 447 doucor. D doucour. 450 por ce. D por cou. 451 sez bien qu'ele. D ses, que elle. 452 qu'adont la puez. D c'adont le pues. 453 amors mettre. D amor metre. 454 qu'amors ne veut. D c'amors ne quiert. 455 chanter et jouer. D canter, enuoisier. 456 et si la redois asaillir. D Adont la dois tu assaillir. 457 ele. D elle. P d'acoupir. D d'acopir. [Diese Stelle führt u. a. Godefroy im Dictionnaire de l'ancienne langue fr. an, wie denn das ganze Gedicht wegen der feinen psychologischen Beziehungen reiche lexikalische Ausbeute gewährt.] 458 li. D soi. P pourchace. D porcace. 459 qu'a. D c'a. P autretel face. D autel reface. 460 adont la te lo acointier. D et si te loc de li coitier. 461 l'ire. D s'ire. P. apaier. D abaissier. 462 l'ire. D s'ire. 463 si tost n'i entenderoit mie. D espoir si tost n'entendroit mie. 464 proiere. D proyere.

Mit V. 466 beginnt in D Abschnitt XI [bei Körting verdruckt X] mit der Lehre über die Art und Weise, wie man die Dame um Liebe bittet.

466 Der Initial, welcher jedenfalls nachträglich hat künstlerisch sollen verziert werden, ist vergessen in P. avant t'ai dit. D t'ai avant dit. 467 dou. D del. P sens mentir. D sans respit. 469 vou-

drai. D voel ie. P enseingnier. D ensegnier. 470 mult sagement. D bien plainement. 471 plaisemment et entendemment. D biel et bien et entendanment. 472 dame gente, plaisans biax bras. D dame, gent cors, cler vis, bias bras. 475 rens. D renc. P en tous. D a t. 476 vostre hom . vostre. D vos hom . vos. 478 vos. D vous. P sens ja movoir. D sans removoir. 479 en vos sont tuit mi bon espoir. D k'en vous sont tout mi boin espoir. 480 tuit. D tout. 481 nule. D nulle. 482 vos dame. D vous biele. 483 vos . par tens merci. D vous . par tans mierci. 484 et se. D que se. P secoure. D sekeure. 485 cort si soure. D keurt si seure. 486 qui. D et. 487 nuit et jor angoisseusement. D et nuit et ior estroitement. 488 que je nen sai que devenir. D que ie ne puis aillors penser. 489 fehlt in P. 490 pour ce m'estuet a vos venir. 491 In D steht nur der Initial c, wo sich der Schreiber offenbar verschrieben hat. Es ist kein Grund eine Lücke anzunehmen, wie sich aus dem Sinne und dem Zusammenhange ergiebt. Auch P hat nichts weiter, sondern fährt nach 490 mit 492 der Dresdener Hs. fort.

492 merci. D mierci. 493 ou . suis . sens delaier. D u . sui . sans recouvrier. 494 bele. D bielle et. 495 vers. D viers. P airez. D aires. 496 que. D se. P weil. D voel. 497 m'aist . cler oeil. D m'ait . biel . oel. 498 resgars. D regars. 499 douce jouvence. D bielle samblance. 501 et vostre douce compeingnie. D plaine de douce conpaingnie. 502 vostre. D ceste. 503 cel. D cest. P pencer. D pense. 504 ja n'istrai mais. D dont n'isterai ia. 505 tant soupire. D tant souvent souspir. 506 je. D iou. 507 souvant suis. D souvent sui. 508 amistiet. D amiste. 509 helas dolens. D las, caitis. P gie. D ge [steht im Reime]. 510 dame se vous m'escondissiez. D se vos, dame, m'escondissies. 511 chose. D coze. P sachiez. D sacies. 512 amie se vostre amor n'ai. Umstellung in D. 514 et si em porrai . mourir. D et se poroie . morir. 515 tex. D teux. P porroit. D poroit. 516 de mal. D d'anui. P de mouvement. D de mautalent. 517 de courrous et de maltalent. D et de couroue tout ensement. 518 on. D hom. P sachiez. D iugies. 519 dame. D Ciertes. P se. D ce. P pechiez. D pecies. 520 mouroie. D moroie. P ainsis. D ensi. 521 suis. D sui. 522 dame. D bielle. 523 porrez toujors tous. D poes tous iors tos. 524 nou. D moi. P me verrez. D ne veres. 525 que [Hs. q̄]. D qui. P escouter. D conmander. 526 et certes [Hs. c'tes]. D ciertes.

ia fehlt in P. 527 plainne. D douce. 528 que ja ne face sens mentir. D que ie puisse faire pour vous. 530 fehlt in P. 531 lairiez vos. D lairies vous. 532 vos vos pouez aidier. D vos poes bien aidier. 533 sens nul grever ne coutangier. D et dont poes avoir mestier. 534 aucuns tens. D aucun tans. 535 ce. D cou. P est il bien. D est bien. 536 doiez. D voellies. 537 a vostre ami por vos servir. Hier folgen noch zwei in D nicht stehende Zeilen:

si vos em proi merci amie
pour deu que ne m'obliez mie.

538 car. D que. P Rome. D Roume. 539 vous jur que el monde n'a homme. D je iur, k'en cest siecle n'a home. 540 qui si se mete. D qui si voelle estre. 541 a vos servir a vo talent. D a vous siervir entirement. 542 com je ferai . ce. D conme je voel . cou. 543 recevez. D retenes. 544 ou. D u. 545 et. D que. P suis . sor. D sui . sour. 546 que la vostre amor sens faucer. D ke vostre amor et sans fauser. Interpunction! 547 porrai . amans. D vaurai . amis. 549 n'aten ge solas. D ja n'atenc iou soulas. 550 de vostre amor. D de vous seule. 551 poing tenez. D puing tenes. 553 tenez. D tenes. 554 saurai le quel qu'il vos plaira. D j'arai le quel qu'il vous p. 555 dex plait. D diu plaist. 556 bele. D biele. 557 dont dex et li mondes vos hace. D coze, dont Ihesucris le hace. 558 m'aviez. D m'avies. 559 par tous drois en seriez blamee. D a droit en series blasmee [fol. 172, alte Zählung fol. 157]. 560 vos. D vous. 561 que feissiez. D que vous fesissies. P vilonnie. D tel folie. 562 bele. D biele. 563 sage et cortoise et bien parlans. D sage cortoise et entendans. 564 que. D ke. P vos iert. D vous ert. 565 que. D ke. P faciez. D facies. 566 que laissiez. D con laissier. 567 et que il n'ait en vos merci. D et en vous defalir mierci. 568 car vo biaute. D c'avoec b. 569 ansamble. D ensamble. 570 pitiez et sens et cortoisie. D pities, doucors et c. 571 orguex cruautez vilonnie. D orguix, cruautes felounie. 572 n'avient pas bien avec b. D n'avint onques avoec b. 574 por ce est drois. D por c'est bien drois. P vostre. D vos. 575 truisse an vos pitiez et mercis. D truist en vous pities et miercis. 576 grant biautez. D grans biautes. 577 qu'ele d'amors. D et que d'amours.

Mit V. 578 beginnt Abschnitt XII, eine andere Anweisung der Liebeserklärung enthaltend.

578 Es können weiterhin grösstentheils nur die Varianten von P aufgeführt werden.

P les poins . del prier. D des poins . de proyer. [In den Anmerkungen will K. despons corrigirt wissen.] 579 ci aprendre. D ici savoir. 580 et en carois la meteras. 581 a t'amor. D en amor. D liest richtig in 580 u. 581, die in P umgestellt sind. 582 [p]roier. guise. 583 vaillentise. D vaillandise. 584—587 fehlen in P. 588 cele emprier. 589 cuidera que sens fausser. 590 l'aimmes adonc si porras dire. 591—592 fehlen in P. 593 comment que se. 594 ha fehlt in P. je. 596 um pou. D un poi. P chose . sai [D pens]. 597 souvant suis a grant esmai. 598 dout . maltalant. 599 Hs. aptement. 600 et se vos . donnez. 601 vos . m'asseurez. 602 qu'au mains malgre ne m'an sarois. 603 ne que vous pis ne m'en vaurrois. 604 pouez . donner. 605 se . vous . grever [D couster]. 606 qu'a consoil . veil ci. 607 arez. D vaures. 608 n'escouteroie. 609 se dont pis valoir ne porroie. 610 et si em porrez. 611 qu'au mains porrez vos ja savoir. 612 ce que devant ne saviez mie. 613 se il vos plait . ammie. 614 sel retenez. 615 si ne vous plait sel getez puer. 616 [d]ame nen aiez duel ne ire. 617 force sachiez le me fait dire. 618 u. 619 fehlen in P. 620 que je ne sai ou trestorner. 621 a vos en vieng merci c. 623 m'atalente. 624 sens vos. 625 nel voi. 626 nule . damoisele. 627 bele. 628 ne me puet plaisir ne seoir. 629 n'est qui me gest de ce vouloir. 630 de ce desir de ce penser. 631 m'amors ne me porroit navrer. K. will sui navres für si navres lesen. 632 plus. D si. 633 si me tient angoisseusement. 634 fors. D el. 635 se je nen rai aucun c. 636 souffrez . aimme. 637 por ma dame vos taing et claimme. 638 porrez. 640 dame se je vous veil amer. 641 et si ne vous en doit peser. 643 que ja ne m'en descouvrerai. So die Hs. 645 ne dont parole puist issir. 646 nou cuidiez ja amie gente. 647 ne dites que ja m'en repente. 648 ne ja vous faille en nule guise. 649 par nule rien. D por nient seroit. 652 ains en sai mon cuer mult bon gre. 653 qu'an si haut a mis mon pence. 654—655 fehlen in P. 658 c'est mes deduis c'est mes depors. 659 et mes solas et mes confors. 656 u. 657 folgen in P nach 659. 656 ele est ma joie vraiement. 657 quant j'ai pense si hautement. 660 c'est ma joie c'est ma leesce. 661 mal ne tristece. D nulle tristrece. 662 dame quant de vous me souvient. 663 car errant quant devant me vient. 664 biautez . remem-

brance. 665 bele contenence. 666 gens . clers. 667 vo dous resgars vostre dous ris. D et vostre douc regart, vocis [So ohne Sinn in D. Körting meint in den Anmerk. p. 89: vocis sei wol eine des Reimes wegen gebildete Form für voici (wenn nicht etwa zu schreiben wäre: vo cis)]. 668 au cuer en ai si tres grant joie. 669 ne lui . nou porroie. 670 ce . peinne perdroit. 671 chastieroit. 672 nel pencez ja. 673 que je m'en parte ainsois morra. 675 geht 674 voraus in P. 675 mes cuers ne s'en repentiroit. 674 l'en. D li. 676 et qui plus le me blasmeroit. 677 et vous plus amer me feroit. 678 pouoit. 679 porroit. 680 certes plus grans estre ne p. 681 ain. D aim. 682 por nul chastoi ne efforcier. 683 ne amonter ne abaissier. 684 ma. D la. P croistre porroit. 686 vos . daingnissiez. 687 ꝯ statt por . appeler. 688 ou por vostre ammeor retenir. 689 por vos honnourer et servir. 690 ainsis. 691 que est. Mit 692 beginnt Abschnitt XIII über die dritte Art des Liebesantrags an Mädchen. 692 [s]e . veus. 693 ce . ele est et jone et bele. 694 prier la dois. 695 aussis comme. 696 bele . iez. 697 gente de cors et avenans. 698 cointe jolie et amoureuse. 699 nule . couvoiteuse. 700 tout ades miex sentir vaurroie. 702 deu . t'ain se cuit. 703 qu'ades m'ies devant. 704 fame . te vaille. 705 qu'a toi prise. 706 ne de valor. ne de b. 708 soies pas desdaingneuse. 709 fiere vers moi ne orguilleuse. 711 car autrement ne porriez f. 712 chose dont vos fussiez louee. 713 ne par amors d'autrui amee. 714 [d]ois . t'aimme. 715 t'appele amie . claimme. 716 puis que de moi as non amie. 717 dont. D si. 718 iez bele. 719 sens . pucele. 720 saura ne bien ne joie. 721 s'en amant son jouvant n'enploie. K. schlägt emploies vor. 722 n'est ne joie. 723 cele. 724 biau. D gent. P ambracier. 725 bouche bien faite por baisier. 726 seuffre que te baise. 727 por fines amors je t'em pri. 728 emporte. 729 et je t'en amerai tous t. 730 ne ja n'aies. 731 que tollir te veille t'onnour. 732 m'aist. 733 ocirre. D escorcier. 734 ne doutez pas tres d. a. 735 je ne le te querroie mie. 736 fors. D mais. P m'ammez. 737 bel . moustrez. 738 or vos souffrez. 739 et a la foye baisier. 740 car ja de ce pis ne vaurrez. 741 reproche . auerez. 742 einsis puez dire ton talent. 743 a pucelete voirement. 745 et a la fois au doit mener. D et a la folie mener. Hier beginnt Abschnitt XIV, die Gegenrede einer ihrem Gemahle treuen Dame und die Entgegnung des Ritters enthaltend. 746 Initial fehlt in P. dou. D de.

748 responces. t'enseingnerai. 749 ce que j'en sai et je pourrai. 750 responderont. D te respondront. 751 einsis com lor cuers divers ont. 752 se proies dame qui ait marit. [Hs. q̄ it marit.] 753 tost te respondera ainsinc. 754 [c]ertes biax sire marit ai. 755 et por ce autrui n'ammerai. 756 veil ne n'ai use. 757 et si seroit encontre de. 758 [d]ons dois respondre belement. 759 tant pouez vous plus seurement. 760 et mult plus volentiers amer. 761 covrir. 762 car. D que. 763 sor . geteriez. 764 [p]ar aventure sens ire. 765 dira taissiez vos ca messire. 766 m'aimme mult et fait grant honnor. 767 si feroie mult grant foulor. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

et laidement m'espranderoie
se de lez autre ami avoie.

768 et tant me siet quanques il fait. 769 que je ne veil faire autre plait. 770 Initial fehlt. 771 essaiez. D aprendes. 772—773 fehlen in P. 775 clers. D hom. 776 se il vous deporte. 777 vos . honnor. 778 fix. D fiex. 781 me merveil. 782 volez. 783 m'aist. 784 dame. D espoir. P il ne vos. 785 aillors tous ses solas.

Mit V. 786 beginnt in D Abschnitt XV, den Einwand der Dame, welche von den Leuten getadelt zu werden fürchtet, und den Einwurf des Liebhabers enthaltend. 786 In P fehlt wieder der Initial. 787 vourroie. 788 d'autrui nommee. D d'oume blasmee. 789 car j'en seroie trop blamee. 790 biaus dous sire. 792 et c'est malvais et mesdisans. D et s'est mais trop de mesdisans. 793 mal parliers et aparcevans. D de mesparliers, de males gans. 794 a peinnes se puet. 795 ce . laissier. 796 [h]a . creez ja mie. 797 despuplie. D pulye. Körting will publie lesen. 799 eu. D eut. 800 qu'ains ne fu lor amors seue. D c'ainc n'en fu l'uevre conneue. 801 ne parole contee en rue. D ne parolle dite aval rue. 802 nus. D s'on. 803 mais le fait puet on bien celer. D le savoir puet on bien enbler. 804 pour daviner ne por c. 805 ja amors laissier. 807 laissiez a daviner. 808 fox. 809 por ce que la gent adavinent. 810 le jangler. D lor gengler. 811 mais le fait puet on bien covrir. 812 se vous povez le fait c. 813 ne vos chaille de lor jangler. — Mit V. 814 beginnt in D Abschnitt XVI, in welchem die Dame dem Liebhaber die Untreue der Männer entgegenhält. 814 Initial fehlt in P. 815 venteors. D gengleors. 816 traitors . losangiers. 817 prieurs . renoiers. 818 an. D de. P fier. D gaitier. 819 tuit . angignier. D cuncyer. 820 guiller. D ghiller. 821 ce . ne quier je ja amer. 822 iestes . jangleor.

823 homme . et si manteor. 824 que tantost c'on lor. 825 tantost aillors le conteront. 826 si n'ai mais soing de tel mestier. 827 est ce trop grans pechiez. 828 ce . ne m'entremetroie. D cou . ne m'en melleroie. 829 chose ou m'arme. 830 et se je de vos bons faisoie. 831 mult bien avant savoir vourroie. 833 sachiez bien. 834 m'ame et mon cors ne perderoie. 835 por riens que je ancores voie. 836 Initial fehlt. tex paroles orras. 837 joie a ton cuer oir porras. 838 celes . ainsis. 839 mult bien lor corages. 840 qu'a. 841 il n'y a fors que l'enchaucier. 842 et dou respondre. 843 a cesti diras belement. 844 ma. D ha. — doutez. 845 ja certes ce ne m'avenra. 846 truissiez. 847 vos m'essaiez. 848 ainsis . vos vaurrez. 849 et quant vos esprouve m'aurez. 850 si me retenez a ammi. 851 jel vous pri. 852 sachiez . sens faucer. 853 que . convient [Hs. cōuient]. D estuet [fol. 159, ältere Zählung 174]. 854 que je ja vous face ne die. 855 chose qui tort a vilonnie. D cose qui cort a vilounie. 856 ne a blasme ne a reprovier. 857 je me lairoie aincois noier. D ne a nul vilain reprocier. 858 certes de ceuz ne suis je mie. 859 qui se ventent c'est grans folie. 860 ont. D on. K. conjicirt richtig. — volentez. 861 d'enfer. D d'imfier. — embrasez. 862 ains . venta. 863 ne de li. 864 car por un fol sont mescreant. D que maint loial jont perdu. 865 cent loial et par lui perdut. D et por un faus sunt mescreu. 866 lor tens, lor sens et lor avoir. 867 a. D par. — je bien savoir. 868 que por les faus me mescreez. 869 dame por deu ja ne pencez. 870 que je faus ne venterres soie. 871 sachier. 872 que je ja . ventasse. 873 ne envers vos d'amors guillasse. 874 et sis pechiez. 875 dit . penitans. D resoignans. 876 tenez. 877 que tout le pechiet praing sor moi. 878 volez . jouiax. D juiaus. 879 robes ne deniers ne anniax. 880 averēz volentiers [Hs. auerez]. 881 suis li vos hom entiers. 882 et se que j'ai certainnement. 883 commendement. 884—885 fehlen in P. 886 Initial fehlt. suis. Mit 886 beginnt Abschnitt XVII, der die Antwort der über die Liebeserklärung unwilligen Dame und die Gegenrede des Liebhabers enthält. [Die falsche Interpunction kann hier nicht berücksichtigt werden.] 887 qui m'aportez tele. 888 deceue. D deveue. K. corrigirt in den Noten richtig. Aber qui ist richtig. 889 chose aie maintenue. 890 de ce dire n'est pas valors. 891 fuiez de cialez aillors. 892—893 fehlen in P. 894 vourroie estre . feu [D fu]. 896 grant honte faire. 897 plus. D mais.

— an. 897 geht 896 voran in P. 898 fi en mal'eur com grant despit. 899 aior de ce que m'avez dit. 900 tenez. 901 je non vaudroie . cote. 902 veniez vos or pour ce saiens. 903 certes j'ammeroie miex c'uns chiens. 904 mangiez trestous. 905 mult fustes voir hardis. 906 vous vint. 907 qui me requesistes. 908 folgt nach 909 in P. 908 ses chans. 909 se deussiez estre querans. 910 Initial fehlt. ceste . humblement. 911 et bel et affaitiement. 912 ha bele douce chiere amie. 913 deu . effraez. 914 vaing . d'amors. 915 m'aist . valors. 916 biautez. 917 tous ambrasez. D si alumes. 918 bele . avenans. 919 simple et. D et bien. 920 s'em porroit. 921 connoistroit. 922 fas . ne vos proiast. 923 jamais. D ja voir. — P ne vos amast. 924 vos . veist. 925 n'a vos amer ne se quesist. 926 comtesses. D ducesses. 927 duchesses. D contesses. 928 beles. D autres . proion. 929 comment tenir s'em porroit on. 930 lor grandes biautez. 931 volentez. 932 œil sont . ambler. 933 plaisant riant a l'assambler. 934 vi . merci ne truis. 935 voir fehlt in P. 936 savez. 937 aimment par ci et par aillors. 938 vous vaing. 939 dame ne vos doit anuier. 940 car force d'amors le fait faire. 941 qui . lait. 942 por dieu aiez de moi merci. 943 ou je morrai sachiez de fi. Hier beginnt in D Abschnitt XVIII über die Rede und den Rath einer andern klugen Dame nebst Bemerkungen des Dichters. 944 Initial fehlt. 945 belement. 946 un fehlt in P. consoil. 947 certes vos. 948 a moi. D de ce . parlissiez. 949 de ce que vos tens perderiez. 952 et. D si. P consoil . qu'an. 953 alez porchacier. 954 ne weil pas que vos entendez. 955 a moi n'en ce ne vos grevez. 956 Init. fehlt. [l]a. D li. P ainsis t'escondira. 957 ce . t'esmaier. 958 aimme. 959 la. D li. — hons. 960 la. D le. — quant ele si prant. 961 et sages hom [Hs. hō]. 962 se met plus tost a bonne amor. 963 quant treuve dame de valor. 965 li grans biens et la vaillantise. 966 que il treuvent les fait amer. 967 veillent ou non tout sens faucer. 968 mais li fol ne garderont ja. 969 ou. 970—971 fehlen in P. 972 ce . acoillir. 973 sote ne sot mais aus fuir. 974—979 fehlen in P. 980 car. D et. 981 a. D en. P honnor de monteplie. 982 assise . hautesce. 983 en sens en bien et en largesce. 984 ades . honnor. 985 bien. D sens. valor. D baudor. Hier fängt Abschnitt XIX an mit der Rede einer Bedenken tragenden Dame, welche zu gewinnen der Dichter dem Liebhaber Rathschläge ertheilt. 986 Init. fehlt. alez biller. D biaus sire

ciers. 987 rien. D nient. P de tel mestier. 988 biax dous sire laissiez m'en pais. 989 de ce ne me parlez jamais. 990 car. D que. — se. D ce. 991 et si criem [Hs. criē] trop le siecle et honte. 992 vos honnie m'aviez. 993 quel preu quel bien y averiez. 994 ce vos proi. 995 ne me requerez vilonnie. 996 se poise moi quant vos connuis. 997 car je ne sai mais ou je suis. 998 jor . ou. 999 me samble ades que je vos voie. 1000 icele qui respont ainsis. 1001 ele est vaincue jel te dis. 1002 l'ambracier. 1003 et d'acoler et de baisier. 1004 cele est vaincue sens mentir. 1005 em . plaisir. D valoir. 1006 aprochier la dois belement. D aprevissier tout doucement. 1007 et ambracier mult doucement. 1008 l'aras . ambraciee. 1009 souvant et mult de fois baisiee [fol. 160, alt 175]. 1010 plus de toi. 1011 et plus tost a toi acordee. 1012 au premier se deffendera. 1013 ce . geu fait n'aura. 1014—1015 fehlen in P. 1016 ne onques a li ne jouas. D c'onques mais a li ne i vas. 1017 ce. 1018 belement . sens. 1019 bele n'aiez. 1021 m'aist . ne vos ferai. 1022 chose qui vos grieve. 1023 ains ge de tout mon cuer. 1024 et cil qui est vos dous amis. 1025 et se vostre cuer avez mis. 1026 anuier. 1027 de vos acoler ne baisier. 1028 [a]insis a li t'acointeras. 1029 et a li t'apriviseras. 1030 l'aras. 1031 dou sorplus me veil or taisir. 1032 suis . matiere. 1033 repairier me convient. et fehlt in P. 1035 quant dou geu dou lit parlerai. D quant des secres vous p. Hier folgt in D Abschnitt XX mit dem Rath, Ausdauer bei Liebeswerbungen zu behalten. 1036--1041 fehlen in P. 1043 porsiu. D maintieng. 1044 les hardis souvant aie. 1045 dout. 1046 au chief de fois je le te di. 1047 c'om i conquiert tost. 1048 se. D ce. 1050 qui le fait par droit de mesure. 1051 et si fait on en aventure. 1053 amor. D honor. — souvant se dist on. Zwischen der ersten und zweiten Spalte unterhalb ist in P ein Elephant mit einem Thurm auf dem Rücken gemalt. 1054 por ce ne doit on resoingnier. K. vermuthet falsch dois st. doit on. 1055 ne honte . approchier. D deproier. 1056 car quant tu l'averas proie. 1057 mult. D bien. 1058 lors commancera . pencer. 1059 ses paroles a escouter. 1060 et qui plus a toi p. 1061 et plus de toi li souvenra [Hs. souuēra]. 1062 pancers . la remambrance. 1063 to chose te haste et avance. D le feroit entrer en esrance, wo K. feront lesen will. 1065 tous dis l'acointe et la semon. D tous iors le koite et le semon. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

s'aler y pues tu dois aler
la ou tu la puisses trover.

1066 espoir honteuse se fera. 1067 ou . te. D t'en. 1068 et ne vourra a toi parler. 1069 par aventure n'esgarder. 1070 si te fera tost grant dongier. 1071 ou d'esgarder ou d'araisnier. 1072 - 1073 fehlen in P. 1074 mais bel li iert . proiere. 1075 face. D moustrie. 1076 et ades en iert en effrois. 1077 pour ce esmaier ne te dois. In der Dresdener Hs. fehlt V. 1077 ganz. P hat die richtige Stellung. 1078 Initial fehlt. porra. 1079 sens. 1080 une autre se vaudra remuer. D la, u te vaurra eskiver. 1081 et tes paroles eschuer [für eschiver]. D et se parolle ensi veer. 1082 cele a pense ne tant ne quant. 1083 savoir le pues a son samblant. 1084 cele t'esgarde. 1085 saches qu'ele. 1086 va. D en. — grief. 1087 et parole a li de rechief. 1088 et se ne pues a li parler. 1089 ou te. D tu e [also D verschrieben für u te]. 1090 ou . loing . ou. 1091 de l'ueil dou chief l'aclingne ades. 1092 encore. D encoe verdruckt. 1093 nes. D nel. 1094 aussi . em priant merci. 1095 et que morir doies por li. 1096 plorer. 1097 et de mult parfont soupirer. 1098 tex choses mult . la. 1099 amolir mult et torneront. 1100 a ce qu'ele . merci. 1101 encor te lo. 1103 des chanconnetes et des dis. 1104 yce la puet bien esmouvoir. 1105 cele te veut oir et voir. 1106 espoir tost te remandera. 1107 aucune chose et rescrivera. 1108 — 1111 fehlen in P. 1111 c'ele rescrit mult bon sera. 1112 ou mal ou bien te mandera. 1113 celonc ce. 1114 se sez qu'elle weille jouiaus. 1118 por qu'ele veut dou. 1119 te pues attendre. 1120 ele. D k'elle. — desservir. 1121 se de guiller ne veut servir. 1122 bis 1129 fehlen in P. 1130 promet assez et richement. 1131 car le prometre te comment. 1132 et. D que. — fox . prometre. 1133 lait la besoingne avant metre. 1134—1135 fehlen in P. 1136 [p]or povres amans enseingnier. 1137 racueil mon livre et mon rainnier [Hs. raīnier]. 1138—1141 fehlen in P. 1142 sagement te dois maintenir. 1143 a point parler a point taisir. D a point aler et revenir. 1144 car qui sa dame fait irier. 1145 et n'a doint la puisse apaissier. 1146 en dangier estre l'en convient [Hs. ꝯuient]. 1147 se sagement ne ce maintient. 1148 se il. D cil ki. — assez donner. 1149 n'a cure de lui si garder. 1150 qui le grant don porte a son plait. 1151 mult plus tost sa besoing ne fait. 1152 lieu puet on proier. 1153 ou on n'aimme. 1154 avenans. D entendans. 1155

ne sera ja a ce beans. 1156 ains a s'amor tost otroie. 1157 la ou voit sens et cortoisie. 1158 dame qui puet et assez vaut. 1159 nule. 1160 doit esgarder . cuit. 1161 la ou puist. 1162 bien souef et celeement. 1163 a son voloir cortoisement. 1164 riche povre soit bas ou haut. 1165 doit on querre. 1166 car li riches honor ne porte. 1167 mais li povres hom se deporte. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

en amor faire et cortoisie
et en servir en gre s'amie.

1169 souvant. 1168 et en li faire tout son bon. In P geht 1169 V. 1168 voran. 1170 a t'amie fai son desir. 1171 se tu. 1172 a t'amie fait tout son gre. 1173 se l'auras. Nach V. 1173 folgt in D Abschnitt XXI mit dem Rath, dass, wenn die Dame verlangt, der Liebhaber ihr Geschenke nicht verweigern darf; sie zur höchsten Gunst zu bewegen, darf er durch ihre Sprödigkeit sich nicht zurückhalten lassen. 1174 c'ele . et tu li donnes. 1175 se resoingne [fol. 161, alt 176]. 1176 estre. 1177 sens . donner. 1178 ele . a. D ait. 1179 et s'en auras double loier. 1180 si que double gre t'en saura. 1181 et ainsis miex. 1182 si qu'elle iert a ta volente. 1183 et c'ele t'i voit point aver. D et s'elle i trueve escarsete. 1184 cuidera estre. 1185 et que de foy ne l'aimmes mie. 1186 si charra. 1187 qui forment te porra grever. 1189 ce . lo. 1190 que par mon consoil n'est ce mie. 1191 que tu li faces vilenie. 1192 Init. fehlt. qu'a. 1193 et de trestout si habandonne. 1194 sens demender sens prandre rien. 1195 servir la doit et amer bien. 1196 se il . la truisses. 1197 gardes . l'angoisses. 1198 si que tu la puisses baisier. 1199 sorplus . auras. 1200 te. D en. — assentir. 1201 troveras sens. 1202 gre . l'otroiera. 1203 ou ele s'en desfendera. 1204—1205 fehlen in P. 1206 et la honteuse mult fera. 1207 mult ammera. 1208 sont. 1209 ce. 1210 cele seule sor soi s'embat. 1211 ele est outree sens debat. 1212 y. 1213 ta. D sa. 1214 car. D que. — vouldra. 1215 force. D n'aime. 1216 deffendroit. 1217 qui contre son gre li feroit. 1218 la. 1219 attendre. 1222 celle ne se va deffendant. 1223 Init. fehlt. [s]e tu apercois tant ne quant. 1220—1221 folgen in P nach V. 1223. 1221 qui soufrir weille ton talent. 1223 ne delai n'i met tant ne quant. 1225 que plaist et agree. 1226 et cele nou veut consentir. 1227 y. 1228 que. D c'a. 1229 que sens force soit eschapee. 1230 car. D et. P d'iluec . eschaper. 1231 sens . sens li bouter. 1233 ce estre ne n'i venra. 1234 ou la . efforcier.

1235 ains t'en fera mult de dongier. 1237 et por ce efforcier la dois. 1238 et puis . est outree. 1239 te. D t'en. — abandonnee. 1240 d'iluec . sens dongier. 1241 porras a li esbanoier. 1242 Init. fehlt. pas. D mie. — P adont. D adies. 1243 tu vois. D veras. — que il en est leus. 1244 cour. D keurt. — enragiez. 1245 qui ne le taingne a mauvaistiez. 1246 car quant eschaper la laisson. 1247 si la. D tost les. 1248 ou . ele en est. 1249 ele . correcie. 1250 apres ce t'en. 1251 et a la gent escharnissant. 1252 por. 1253 qu'en apres nen. 1255 pour ce. 1256 ne l'en feras. 1257 mais ades joie demenant. 1258 baise. D baisse. 1259 que [D car] . est plus grans deli. 1260 apres . la r. 1261 tant que tu le bon. Hier ist in D Abschnitt XXII über die Weisung, wie die Geliebte nach gewaltsam errungener Gunst zu beruhigen ist. 1262 [d]ex se j'estoie . tel. 1263 qu'a ma dame me fusse joins. 1264 et je . la. 1265 com joians et liez en seroie. 1266 les larmes ou je les verroie. 1267 de ma languor atenderoie. 1269 nostres. 1270 et mult. 1271 bele . et coie. 1272 dieu . pri . plorez. 1273 vous. 1274 vos voudrez. 1275 suis . asseurez. P fährt hier abweichend fort mit 1280 plus qu'avant sachiez por verte. 1281 et je vous tenrai loiaute. Hier folgen in P 1276 or n'ai ge mais de vos paour. 1278 or est affermee l'amour. 1282 car a . m'avez. 1283 suis . vostre. 1284 vos. 1285 tenez . tant com vivrai. 1286 ainsis . la. 1287 t'amie quant plorer la vois. 1288 et de rechief la puez baisier. 1289 bien. D tres. — ambracier. Hier schliesst sich in D Abschnitt XXIII über Bewahrung der Liebe an. 1290 Init. fehlt. enseingniet. 1292 affaire. 1293 veil. 1294 sauras. 1295 et comment joie en averas. 1296—1297 fehlen in P. 1298 grans sens grans valors y afiert. 1299 de bien garder ce qu'an conquiert. 1300 je te desfen que cure. 1301 d'amors retenir par charaies. 1302 Init. fehlt. amors. 1303 tex. 1305 amors ne. 1306 car biautez petit te vaurroit. 1307 se autre bien en toi n'avoit. 1308 cortois. 1309 vaurras . an tous androis. 1310—1313 über Ulysses fehlen in P. 1314 biautez va mult. 1315 dure. D remaint. — jusqu'a. 1316 biax . a. D viers. 1317 en toi soit sens et courtoisie. 1318 vers . chose. 1319 chose. 1320 et de raconte la nouvele. 1321 quant tu vois que t'amie est bele. 1322 quant viens la ne fai pas l'irier. 1324 le sorparlier ne l'anvieus. 1325 ne le trop mu ne le honteus. 1326 liez . envoisiez. 1327 iriez. 1328 n'en devroies faire samblant. 1329 avoir. D faire [f. 162, alt 177].

1330 et amie. D t'amie. 1331 se li dois f. chiere. 1332 a li ne choses ne combates. 1333 la bates. 1334 vos . mie . ansamble. 1335 se. D ce. 1336 por ce t'en porras departir. 1338—1343 fehlen in P. 1344 aussis m'est il ja avenut. Der Init. fehlt: 1345 ferut. 1346 et. D u. 1347 ou par les tresces. 1348 ou . la chosai. D l'acolai. 1349 a escient. 1350 ou petit me meffaisoit. 1351 fors qu'espoir en tel leu. 1352 ou demouroit. 1353 a desmesure. D et par droiture. 1354 car mal m'y. 1355 mais j'en faisoie lait samblant. 1356—1357 fehlen in P. 1358 si la. D et le. — P la. 1359 maltalent. 1360 par le culbeu mal y alastes. D a la rue por coi alastes. 1361 et a celui mar y parlastes. Hier folgen in P noch 4 Zeilen:

dont commencera a plorer,
a fremir et a garmenter
et dira par mult tres grant ire,
se ne deussiez vos pas dire.

1362 feme qui ci se tient em pais. 1363 c'onques nus hom nen parla mais. 1364 dont t'i pues et croire et fier. 1365 la . verras . crier [D plorer]. 1366 ce . l'auras. 1367 ou. 1368 et ele te demaudira. 1369 et la forcenee fera. 1370 qu'ele . mengeroit. 1371 celle povoit. 1372 Init. fehlt. quant. D et. — l'orras ainsis plorer. 1373 crier detordre et dementer. 1374 ne te par ainsis de li mie. 1375 delez. D dales. 1376 et soupire fort et fai le dolent. 1377 et maudit toi mult durement. 1378 tout devant li si qu'ele l'oie. K. wünscht croie. 1379 certes . qu'ele le croie. D et k'elle t'oie. 1380 ore . avenut. 1381 com ai ore mon sens perdut. 1382 ge . grant dyablie. 1383 et grant outrage et grant f. 1384 cheitis . malleures. 1385 com je suis de fort eure nes. 1386 c'est dammages quant je. 1387 m'en. 1388 mult. D tres. — desservi. 1389 ce jour hui ajorner mar vi. 1390 por le cuer beu [D cuer diu] por qu'ai ferue. K. will gelesen wissen: por c'oi ferue, Mon cuer, m'amie ne batue. 1391 ma douce amie ne batue. 1392 celui qu'aim plus . C . tens que moi. 1393 quoi. 1394 m'en. D me. 1395 laissiez. 1396 ge . laisse veoir [D moustre le moi]. 1397 je morrai de duel . se. D ie. 1398 me. D te. 1399 Init. fehlt. la dois. D le va. 1400 quant tu la verras miex plorer. 1401 et doulouser et garmenter. D plaindre forment et dolouser. 1402 l'estrain. 1403 la bouche li baise et la face. 1404 ou veille ou non l'embrace et baise. 1405 oublier li fai la mesaise. 1406 bele. 1407 m'aist . iriez. Nach 1408 ist in D

eine Lücke. K. zählt den fehlenden Vers nicht. 1409[a] lautet in P: je croi ce m'a fait jalousie. Diese Zeile fehlt in D. D hat 1408 je ne sai par quel dyablie. 1409[b] — 1418 lauten in P:

car tant vos ain que ne vos croi
la ou vos sens et tien et voi.
tant la va ainsis rapaiant
son vis et sa bouche baisant,
que tu en face ton plaisir
s'une fois pues a li gesir.

In P fehlt 1415, indem dort baissant ohne Reim steht. 1419 pardonnez. D oublies. 1420 meffais oubliez. 1421 la. D le 1422 s'apres les chevox te detire. 1423 et cele. 1424 seuffre . ce. D que. — y afiert. 1425 ainsis acroire. D en tel maniere. 1426 que tu jalous de li seras. 1427 si croira. 1428 l'aimmes sens tricherie. 1429 [u]ne dame. 1430 donnai ge nel tenez a truffe. 1431 mult em plora. 1432 a occirre me commanda. K vermuthete me. 1433 consoil priveement. 1435 est [D ot]. tout [D tost] . changie. 1436 son. D le. 1437 suis . ele. 1438 que il m'aimme a desmesure. 1439 einsis ne me touchast. 1440 se de moi mult ne se fiast. 1441 m'ammast. 1442 n'eust de moi. 1443 or le voi je et sai de fit. 1444 qu'ainsi piour samblant ne me fist. 1445—1446 fehlen in P. 1447 encor fis ge apres l'irous. 1448 mult bien corrous. 1449 et dongier fis d'a li parler. 1450 et par samblant bien li moustre. 1451 que je de li cure n'avoie. 1452 si me doint dex honnor et joie. 1453 et s'en avoie grant. 1455—1464 fehlen in P. 1465 or jugiez se je y m'espris. 1466 einsis m'avint et ainsis fis. 1467 ist ein Absatz einer Zeile und Raum zum Initial freigelassen. 1467 [s]e ta dame . orguillouse. 1468 et trop parliere et trop voiseuse. D noiseuse. 1469 seuffre li. 1470 en. D a. 1471 a ton voisin et a t'amie. 1472 garde sa pais par cortoisie. 1473 pou est de gens ou il n'ait ire. 1474 ce. 1475 n'estriver. 1476 t'em. 1477 veulent . honnourer. 1478 cherir servir prisier douter. 1479 ele joue. 1480 a esciant fai je t'em proi. 1481 adont joue plenierement. 1482 si qu'ele bonnement. 1483 et cele . me. 1484 erramment . sens essoingne y va. 1485—1488 lauten in P kürzer:

en quel leu qu'ele en ait mestier,
a ton povoir li dois aidier.

1489 ne n'an soies ja pericous. 1490 trestous. D tous iors. 1491 bis 1492 fehlen in P. 1493 peresce. 1494 ains veut avoir mainte

destresce. 1495 et fehlt P. 1496 [fol. 163, alt 172] et souvant en grant aventure. 1497 maint grant peril et maint labor. 1498 souvant seufre . jor. 1499 mais trestout ce doucor me sambloit. 1500 apres. 1501 ou. 1502 dont en r. menoit joie. 1503 la ou ses cuers estoit dolens. 1504 de ma honte et de mes tormens. 1505—1506 fehlen in P. 1507 apres bien. 1508 or t'en souveingne je t'empri. 1509—1520 fehlen in P. 1521 [c]om ele chante ou ele plore. 1522 dex ja . secore. 1523 trop vos. 1524 samble. 1525 chose . vos. 1526 plaisemment. D naitement. — affaitiez. 1527 la. 1529 [e]t se vois son pis et ses mameles. 1530 di que mult sunt plaisans et beles. 1531—1532 fehlen in P. 1533 ou ait tant. 1534 t'aist. 1535 voit apercevant. 1536 ce . la. 1537 les. D le. — apercevoit. 1538 li deduis mult mains en vaurroit. 1539 et avec toi se m'est avis. 1540 se deduiroit plus a envis. 1541 cele croit que tu voir li dies. 1542 ele en sera plus envoisie. 1544 averas tu ton solas. 1545 plus que tu ne le penseroies. 1546 si que tu la voies. 1547 et qu'ades . paroles. 1549 et fait souvant . dongier. 1550 la ou tu en as grant desirrier. 1551 dont la feras tu eschaufer. 1552 se un pou te fais desirrer. 1553 esprandre. 1554 mais tu ne dois pas trop atendre. 1555 car. D que — longue demouree. 1556 feroit tost autre destinee. 1557 mais on se doit arriere traire. 1558 au chief de fois por le miex plaire. 1559—1560 fehlen in P. 1561 et quant . trop demora. 1562 trop Helene Paris ama. Hier nach V. 1562 setzt K. für 1563—1564, weil in D fehlend, Puncte in den Text; aber in P ist kein Zeichen einer Lücke. 1565 [Qu]ant feme cuide estre acoupie. 1566 por li vengier est tost changie. 1567—1568 fehlen in P. 1569 maltalent de couperie. 1570 faist on tost grande dyablie. 1571 neporquant . veil moustrer. 1572 qu'acune fois la dois douter. 1573 com autre ne veille acointier. 1574 et por autrui t'amor laissier. 1577—1578 fehlen in P. 1579 saches qu'ainsi souvant. 1580 et si m'en a on fait grant plait. 1581 liez . m'en. 1582 le. D mon. 1583 batus ai este et pelez. 1584 ribaus fis a putain clamez. 1585 souffroie. 1586 quant bien estoit . si [D li] . disoie. 1587 forcene. 1588 or as un pou bordes trovees. 1589 a fehlt in P. 1590 songie . est ce. D ceste. 1591 vos . mescreez. 1592 doingne. 1593 vers . m'esprandre me face 1594 dont vostre cuers nul jor me hace. 1595 bis 1596 fehlen in P. 1597 tenez . jel. 1598 baise . dou vis. 1599 rapaie. 1600 sera [D l'auras] . correcie. 1601 [o]r enten bien

et sagement. 1602 n'aler ja t'amie espient. 1603 je le te di . tout a droiture. So hat der Vers die richtige Silbenzahl. 1604 male. 1605 veut . aimme. 1606 souvant . cheitis. D dolant. — claimme. 1607 se tu veus ta h. 1608 puez. 1609 dou. 1610 qu'ele aint . nule. 1610 geht 1609 voraus in P. 1611 ains croi. D que toi . qu'ele morroit. D ancois m. 1612 je cuit s'uns autres li faisoit. 1613 oroilles. 1614 ou . la . mescroiras. 1615 vermuthet K. richtig eschiver. 1615 eschuer. 1616 bien. D duel. 1617 s'aucun o li trouver cuidoies. 1618 ja aler la tu ne d. 1619 pou. 1620 fusses. D estre. 1621 car. D que. — auroies . wictance. D viutance. 1622 prandoies . vengence. 1623 s'em. 1624 sens . honnir . dammagier. 1625 miex vaut tu le saches tous seus. 1626 qu'autre le sache c'est tes p. 1628 lo ge sor. 1629 samblant . nel. D n'en. — saches. 1630 chose . chiere. 1631 ele . aura. 1635 et plus pres se vorra gaitier. 1636 tormenter. 1637 lo. Init. fehlt. 1638 ou pale ou noire. 1639 ou . a ou . bouche. 1640 mesestant . reprouche. In P folgen hier noch 2 Zeilen:

encor soit ele de toi pire
garde pour ce ne la despire.

1641 sa grasse char pas ne li donte. 1642 a terre nen charroit la honte. Dieser Vers ist von späterer Hand unterstrichen und lautet in D a tiere ne giront ti koute. 1644 est a main et plus acceptable. 1645 cele est longue et a grant eschine. 1646 cele resamble une roine [D chuine]. K. wünscht nach resamble ein a einzusetzen; aber P hat richtig roïne. 1647 cele est com vache grasse et grosse. 1648 c'est uns foans qui n'a nule osse. D c'est uns touniaus, elle n'a osse. 1649 com ele est. D claime le. 1650 blanche. D palle . com ele est. D claime le. — blanchete. 1651 ainsis dois tu ades torner. 1652 les vices c'om y puet trover. 1653 et ele. D et s'elle. — et envoisie. D u soursalie. 1654 ceste est et mignote. 1655 et cele est . tien la sage. 1656 tout. D bien. 1657 tous les lais qu'an li troveras. 1658 en lit ou primes les verras. 1659 apren les a acoustumer. 1660 ou on ne t'en porra grever. 1661 qui veut les cuirs taner veoir. 1662 sa grant puour. sent fehlt in P. 1663 a premerains quant il y vient. 1664 selonc y est. 1665 Dieser Vers steht auf fol. 163^{b} zuletzt und nochmals fol. 164^{a} . longue. 1667 t'amie seuffre volentiers. 1668 se le gris te samble a premiers. 1669 Hier beginnt Abschnitt XXIV über das Benehmen des Liebhabers bei Er-

langung der höchsten Gunst. Init. fehlt. parlet . c'or suis [D que sui]. 1670 ou . son. D le. 1671 et fehlt in P. honteus. D tex. 1672 geus. 1673 qui tant est desirrez affaire. 1674 dou sorplus me vorrai or taire. 1676 ou . sens. 1677 me. D m'en. 1678 ma main metre . la. 1679 veut . covrir. 1680 pou. 1681 cele . et bele et blanche. 1682 hanche. 1683 que nel veisse a descouvert. 1684 et sor le cou tout en apert. 1685 suis combatus. 1686 porveoir tant qu'ere batus. 1687 donnet. 1688 lecheour . clammet. 1689 Initial fehlt. veil ge. 1690 ne fehlt in P. dois bien h. 1691 leu. 1692 seuffre que face son p. 1693 t'amie et trestout son talent. 1694 acorder t'i dois bonnement. 1695 faciez . ansamble. 1696 ainsis vos plaira se me s. 1697 mais se tu as pou de s. 1698 de demourer as paour. 1699 tu. D te. t'en. D te. 1700 ce. 1701 Hier beginnt Abschnitt XXV über die Weisung, für den Liebhaber gut gekleidet und wohl geschmückt zu gehen. Init. fehlt. 1702 pour . t'enseingneroie. 1703 fors que je te vaurrai m. 1704 atorner. 1705 et s'avent parle. 1706 matiere coupee. 1707 bel apparilliez. 1708 si bel vestuz si bel chauciez. 1709 povoir si plaisemment. 1710 que plaire doies a. 1711 reoingnier. D roengnier. 1712 de b. souvant. 1713 ades nes. D bien nais tos. 1714 se tu tiens m. 1715 et tout ades . courtois. 1716 biax . car ce est drois. D en tous androis. 1717 Init. fehlt. weil. 1718 vaurrai. Hier beginnt Abschnitt XXVI, in dem der Dichter den Damen lehrt, treulose Liebhaber zu fliehen, und die Zeit der Liebe nicht verstreichen zu lassen. 1719 vorrai . enseingnier. In P steht keine Bemerkung am Rande. 1720 comment nes pourra engingnier. 1721 guiller. 1722 ce . weil . endoctriner. 1723 qu'eles . sachent . deffendre. 1724 c'om nes puist trair ne souprendre. 1725 vorroie . qu'eles. 1726 qui. 1728 venteors. D menteors. 1729 honni. 1730 losangier. D menteor. autresi. D escarni. 1731 et. D ha. cognoissoit. D le savoit. 1732 qui l'aimme de c. et savoit. 1733 li moustreroit. D m'otroieroit. 1734 et si harroit l. 1735 qui . painne. 1736 et la bee dou tout honnir. 1737 je ne. D iou n'i. — sa honnor non. 1738 sens faire nule m. 1739 Init. fehlt. ce . qu'est . losangiers. 1740 hommes. D dames. 1741 qu'eles. 1742 loiaus amans. 1743 d'ommes guilleors. 1744 mult par ma foi. D trop endroit moi. 1745 Init. fehlt. [p]ou . dames . guiller. 1746 ains veulent loiaument donner. 1747 amors . sens. 1748 qu'ades se d. 1749 eles. 1750 fox . qui. 1751 cele . il y a r. 1752 l'amor . hon.

1754 quant vilains a dame engroissie. 1755 d'un. D par un. — traitor. 1756 ou d'un ort vilain mescreant. 1757 qui si se veut errant venter. 1758 por pou. 1759 dou . qu'en. 1760 que un en cognui. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

dont au cuer ai si grant anuit
que j'en soupir et jour et nuit.

1761 et si en ai si g. dolor. 1762 qui me fait teindre la color. 1763 bis 1766 fehlen in P. 1767 si qu'il n'et dolors ne angoisse. 1768 ceste. 1769 Init. fehlt. [p]our ce lo dames a g. 1770 qui lor amors weulent laissier. 1771 au mains si qu'ele s. 1772 si nen iert ja nule blasmee. 1773 Init. fehlt. [s]elavenoit que dame amast. 1774 en tel leu ses amors donnast. 1775 et je ne bee sa honnor non. 1776 sens faire nule mesprison. 1777 [p]or ce qu'est tant de losangiers = wie oben. 1739—1774 mit den angeführten Lesarten kehren hier in P nochmals wieder. — 1775 qu'il fust c. et bien v. 1776 si n'iert pas li blasmes si grans. 1777 car li h. ne puet a. 1778 ne la dame t. enhaucier. 1779 Init. fehlt. esgarder. 1780 qui est . la proie. 1781 guise. 1782 y . barat. D ghille. 1785 l'aimme. 1786 il. D s'il. — vers. 1783—1784 fehlen in P. 1787—1792 fehlen in P. 1793 ains se metra sens repentir. 1794 a son povoir a li servir. 1795 bien se doit d. a son amant. 1796 son talent. D biel samblant. 1797 ainsis d'amors joir. 1798 a celui qui bien l'amera. 1799 Init. fehlt. tens . et soi di. D mettre et. 1801—1802 fehlen in P. 1803 qu'ele. 1804 sage cortoise et a. 1805 seuffre. 1807 la prie d'ammer. 1808 tens. 1809 jouvante. 1810 mette. 1812 qui tant atant. 1813 qu'adont . la priera. 1814 quant ele se dementera. 1815—1816 fehlen in P. 1817 ce . lo. 1819 [fol. 165] car quant sera vielle et chenue. 1821 lors . espanisse . pechiez. 1822 ce est bien raisons ce sachiez. 1823 dont doit on faire en sa jouvente. 1824 qu'an sa viellesce s'en repente. Weil in D der Reim fehlt [iouvente: villece], so vermuthete K. eine Lücke von 2 Zeilen, zählt aber, da ihm der Zusammenhang genügt, die fehlenden Verse nicht. P ergiebt die richtige Lesart. 1825 et d. pechie n'aura. Nach 1826 folgen in P noch:

et dex dist, vos le savez bien:
gardez amor sor toute rien.

1827 adonques dames bien amez. 1828 sens avez. 1830 biautez est en vente. 1831 quant on le vos prie et requiert. 1832 car adont

amors y affiert. Hier folgt Abschnitt XXVII über abschlägigen Bescheid an einen Liebhaber. 1833 [e]t gardez. D Esgardes . bien. D dame. 1834 cilz est . prier. 1835 se vos veez que il nou vaille. 1836 donnez li tost congie si faille. 1837 longues. 1838 ce. D cose. — dont on ne puet amander. 1839 si ne doit on riens acoillir. 1840 que. 1841 ne li dois pas d. 1842 errant. D molt tost. 1843 penser . sa. D son. 1844 ui. D n'i. — aist. 1845 onques ne li fai bel. 1846 ne l'esgarde ne t. 1847 s'apres ce le resgardoies. 1848 metroies. 1849 si revenroit a toi a. 1850 de rechief. 1851 em porroies. 1852 blasmes t'en porroit estre dis. 1853 ne seuffre sor toi blasme traire. 1854 por homme . que faire. D afaire. 1855 si te lo que nen aies c. 1856 et s'il revient. D et il te vient. 1857 por toi proier. 1858 sens delaier. 1859 fuiez . apertement. 1860 cure . de vo parlement. 1861 vos y veoie. D venant vos truis. 1862 ci venir por deu l'uis clorroie. 1863 toute voie. 1864 ne l'escouter. D sans arriester. 1865 widier. 1866 se. D si. Hier folgen in P noch:

> et si li di apertement:
> par amors, sire, alez vous ent!
> je n'ai cure de vos paroles,
> de vos genz ne de vos escoles;
> a courtes paroles li di
> et gardes que vers lui ne ri.

1867—1882 fehlen in P. Nach 1882 folgt in D Abschnitt XXVIII: Rath, den aufrichtigen Liebhaber zu fesseln und ihm, wenn er erprobt ist, die Liebe zu schenken. 1883 [e]t se tu amer le voloies. 1884 tout aussi dire li porroies. 1885 a la fois por lui esprover. 1886 se il te veut de cuer amer. 1887 mais au partir por rapeler. 1888 dois rire et puis . i . pou gaber. 1889 tout coiement se qu'il le voie. 1890 si li ratempre . i . pou sa voie. 1891 car ne dois pas trop eschuer. 1892 celui dont tu te veus aidier. 1893 ains t'i dois si bel acointier. 1894 que tu nen aies destorbier. Hier folgen weiter in P:

> [h]umble dois estre et debonnaire,
> pran ades garde a ton affaire.

1895 si que por fole ne te claimmes. 1896 et c'om ne sache se tu l'aimmes. Von hier weiter ist P V. 1897—1942 abweichend:

> par ton engien, par ton savoir
> fai c'om ne puist aparcevoir,
> qui est tes amis ne qui non
> nou laisse savoir se ti non:

car sens faille amors est perdue,
puisque ele est aperceue.
a chascun dois moustrer samblant,
que tu l'aimmes devant la gent.
[m]ais quant tu viens priveement:
ton amis, diras doucement, [lies: bon]
dous amis, je suis vostre amie
loiaument, ne le doutez mie.
adont puez parler baudement
et dire tout hardiement.
ansi fai souvant devant gent:
car li aucun aimment souvent
la fame baude de parler.
que chascuns puist rire et gaber.
por ce qu'an cel point te tenras,
a ton ami plaire porras.

1943 [j]e . veil mie d. 1944 comment dois a chascun. K. will tu tilgen. 1945 car par devant en ai dit tant. 1946 que bien le puez. 1947—1948 fehlen in P. 1949 et. D car. 1950 mon livre trop en lateroie. 1951—1956 fehlen in P. 1957 envers ton ami te contien. 1958 si bel que ades le retien. 1959 et cil estort vers toi sa brace. 1960 seuffre que . i . petit t'embrace. 1961 ce estre sens. 1962 te vaurra on apres baisier. 1963 qu'avant proier. 1965 toute voies . soufferre. 1966 sache. 1967—1968 fehlen in P. 1969 puis moustre qu'a force l'emport. 1970 et di sire vous avez tort. 1971 ce que voulez. 1972 tenez . jel vous. 1973 [l]i . sagement. 1974 qui pria saura doucement. 1975 or. D car. — m'otroiez. 1976 un baisier par vo cortoisie. 1977 ainsis m'aurez tout retenu. 1978 et a vo dru ist von späterer Hand unterstrichen. 1979 adonc bel. 1980 cortoisement. 1981 biax . sachiez. 1982 que je vos ain en bonne foi. 1983 ce . bel . m'em priez. 1984 vos . vos . preingniez. 1987 suis. 1988 tous . sens nule. 1989 li bel . plaisant. K. corrigirt das verdruckte Ji in Ti. 1991 qu'il t'ammera tant durement. 1992 talent. 1993 car nule chose si n'afole. 1994 d'omme . parole. 1995 cil. 1996 se. D si. 1996 et fehlt in P. par ton bel atraire. 1997 sez faire. 1999—2002 fehlen in P. 2003 ce. 2004 donner. D souffrir. — baisier. 2005 adonques . navrez. 2006 souffrir. D espris. — embrasez. D alumes. 2007 sorplus . deffen. 2008 n'otroiez . nule. [fol. 166.] 2009 l'averez. 2010 maintes guises et torne. 2011 [e]n tel maniere demenras. 2012 vaurras. 2013 porsiut. 2014 ou . sa voie aquieut. D et te poursuit. 2015 feste. 2016 s'il t'aimme foi que doi ma teste. 2017 tous leus ou . saura. 2018 et ou sens . aler porra. 2019 saches . ades. 2020 car. D que. — ou est. D et oel.

— si vient de pres. 2021 ou . cuers. D iex. 2022 ou cil ne bee a autre chose. 2023 s'abandonne. 2024 dou tout a toi servir se donne. 2025—2028 fehlen in P. 2029 saches . t'aimme sens faucer. 2031 et a. D c'a . borce . se . vis. 2032 puet on s. qui est amis. 2033 ainsis honnoure ta maisnie. 2034 si que chascuns de toi bien die. 2035 mais que ne te puisse decoivre. 2036 ne l'amor ne puist aparcoivre. 2037 s'il avient que chanteour sont. 2038 la ou tu iez qui a toi sont. 2039 et se tes amis fait proesce. 2040 ou . aucune noblesce. 2041 en bien p. 2042 vilonnie. 2043 ainsis . l'auras. 2044 t'amour. 2045 bel. 2046 qu'il t'en aint et prist d. 2047 bien et bel. 2048 ce. D celui. — cuide. D puet. Der von V. 2049 bis 2106 reichende Abschnitt XXIX, worin die Regel gegeben wird, dass die Dame dem Liebhaber den Zutritt möglichst erschweren soll, fehlt in P an dieser Stelle. Derselbe findet sich ausser in D auch in dem Utrechter Fragment, wiewohl in veränderter Gestalt [vgl. Körting, L'art d'amors p. 97—98], folgt jedoch in P später. Mit V. 2107 hebt Abschnitt XXX an, in welchem der Dichter die Frage aufwirft, ob die Dame Geschenke vom Liebhaber nehmen dürfe. 2107 Init. fehlt. 2108 se tu li dois riens demander. 2109 tout a droit t'en consoillerai. 2110 loiaument et de cuer verai. Mit Zeile 2111 beginnt das Utrechter Fragment, zeigt jedoch gegen D veränderten Text [Körting p. 95 fg.], während V. 2111 in P gegen U [= Utrechter Fragment] nur die Variante sens = sanz [in U] hat. 2112 P pou. D pau. U pou. P auroit. D aroit. U auroit. 2113—2114 fehlen in P. 2116 P qu'autant aillors fait averas. D k'ensi aillors fait averas. U qu'autant aillors fet en auras. 2117 P si. D tu. P ce. D ie. P cuit. D quit. U stimmt wieder zu P. 2118 voloir. D plaisir. 2120 P li deduis que de toi aura. P = U. 2121 P s'ammer et servir le vouloies. 2122 avant. D ancois. — ne. D n'en. 2123 et millor. 2124 s'em. 2126 que ce te face faire ammors. 2127 liez. 2128 ammors. 2130 traitors . pugnais. D pusnais. 2131 vos savez . aincois. 2132 et larges . cortois. 2133 lo. D loge. — quant en prenez. 2134 qu'apres . alez. 2135 y. 2136 le. D de. — donner ont mult. 2137—2138 fehlen in P. 2139 noiant . torne. 2140 pren . pour . essaier. 2143 qu'au . porras repairier. 2144 si te plaist tost et de legier. 2146 doucement dire li devroies. 2147 Init. fehlt. amis. D sire . compains chiers. 2148 ma joie et mes desirriers. 2149 sachies . malgre. 2150 par la foi que devez a de. 2151 je. 2152 certes .

me. D m'en. 2153 je nen`eusse fait noiant. Hier folgt in P: mais j'en avoie mestier grant. 2154 ne le fis pas por vostre argent. Hier folgt in P: retenir sachiez vraiement. 2155 les . randrai. 2156 com povoir. D que pooir. 2157 vendrai . vins. D pois. — blez. 2158 ou de ma terre les rammez. 2159 vos voulez. 2160 raurez vos. 2161 qu'a . ne les retenroie. 2162 malgre. 2163 cil. Init. fehlt. barestez. 2164 ce qu'il en . gabez. D ghilleres. 2165 douce amie rendez les moi. 2166 mais je te lo en bonne foi. 2167 qu'au. ne fehlt in P. une alloingne. 2168 et. D lors. — sens nule. 2169 vous fehlt in P. raverez. 2170 est or encombrez. 2171—2172 fehlen in P. 2173 vos . raverez mult tres b. 2174 s'il estoient or lige. 2175—2176 fehlen in P. 2177 ainsis mult b. blandiras. 2178 et de paroles la paistras. 2179 esploit. D voloir. 2180 sez. D veus. — qu'il est. D et t'est. 2181 Init. fehlt. [p]our itant que je ne veil m. 2182 que se taingne a mal consillie. 2183 de. D par. — enseingnement. 2184 lo que praingne. 2185 qu'apres ne l'en puit on g. 2186 ne pour fole et sote c. 2187 cele . tele. 2188 monnoie. 2189 tex . sens. 2190 on. D il. 2191 tex y . qui n'ont. D u n'a. 2192 mais li deduit ne sont p. 2193 cele. 2194 s'en. D se. — hontoier. 2195 Hier setzt der dritte Abschnitt des Utrechter Fr. ein [Körting p. 98—100] und in D der XXXI, welcher von den Geheimnissen der Liebe handelt.

Nach 2194 folgen in P noch:

> et dire: sire, je n'ai cure
> de vos deniers par aventure:
> car mult tost blasmee an se[r]oie
> de vos deniers se resprovoie

Hier schliesst sich nun in P V. 2049 fg. der Dresdener Hs. an = dem zweiten Abschnitt im Utrechter Fragment [Körting p. 97—98]. 2049 [s]e jor li mes que a toi viengne. 2050 sez . souvaingne. Hier folgen in P noch:

> et si ne le met en oubli.
> or t'en souvaingne, je t'em pri.

2051 la ou ne li dois l'uis ouvrir. 2052 mener li dois et recoillir. Hier folgen in P noch:

> et si fai aussi que ne sache
> par ou il vient ne qu'il porchace.

2053 et si tien l'uis petit estroit. 2054 si qu'il y past a grant destroit. Hier folgen in P noch:

de tant com il plus avera
d'angoisses et plus t'amera.

Hierauf fehlen 2055—2059 in P. Der Schluss der Hs. folge von hier an ganz; die Hs. bricht zuletzt unvollständig ab.

2060 [E]ncor je te veil devisier,
s'un pou le fais a l'uis muser
et luec soit une piece au vent,
ja ne li grevera noiant.
ains qu'il y entre a la pluie,
2065 riens ne feras que li anuie.
se le faisoies maintenant
iluecques mourir en estant:
car qui d'amors sa joie atant
trestout en gre et en bon prant.

2070—2080 fehlen in P [fol. 167]. Auf diesem Bl. folgen nur noch Bruchstücke:

2081 ne t'en s[oit ja une escaloigne]
mais que bien [face la besoigne]
de mal d'an [ui qu'il ait eu]
mais que ne soit [aparceu.]
2085 [Q]vant avenra que tu [venras]
au lieu que mis li averas
dire li dois: biax amis dous,
certes li cuers me tremble to[us],
dous amis mult vos ain et crien,
2090 quant por vostre amor yci vien,
n'est hom por cui je le feisse
ne tele chose consentisse.
bonnement te seuffre baisier,
souef estraindre et ambracier
2095 et cil del plus faire s'efforce.
fai aussis com l'emport afforce.
la ou tu mult bien le vourras,
un petitet t'en contendras.

2099—2209 fehlen in P. Auf der zweiten Spalte ist noch lesbar:

2210 qui i . . . . . [D: qu'i reposer le laisseroit. U: qui reposer le lesseroit.]
et qu'il se gerra a . . . . . . [D: qu'il se gist trestous cois ius. Lies: que il. U: et qu'il se tendra touz cois ius.]
[A]donc li dois tu corre sus
et tes jambes sor li geter
et embracier et retorner
2215 et par deseur son cors weutrer
2216 por grant ammor a lui moustrer.

2217—2378 fehlen in P. Auf der ersten Spalte der Rückseite fol. 167 stehen nur noch wenige Worte:

2379 . . . . ci [D: se par tans n'a de moi mierci. U: si elle n'a de moi merci.]

2380 . . . . ment li pri. [D: quant ie si bielement li pri. U: qui si tres doucement li pri.]

2381 toute voies salus li mans. [D: Toute voies salus li manc. U: Totes voies salus li mant.]
2382 et dou tout a li me commans. [D: et del tout a diu le conmanc. U: et du tout a lie me commant.]

Von späterer Hand ist in P noch Amen und Explicit darunter geschrieben. Also P schliesst mit V. 2382 der Dresdener Hs., so dass wir das ganze Werk des Jacques d'Amiens besitzen.

Dass die Hs. hier abbricht, ist nicht zu verwundern, da ein christlicher Schreiber Bedenken tragen mochte, die Stelle eines Gedichtes zu reproduciren und so weiter zu verbreiten, welches fast die Grenze des Erlaubten überschreitet und stellenweise an die glühenden Farben eines Gottfried von Strassburg erinnert.

Als Hauptresultat der Vergleichung der Ueberlieferung der Pariser und Dresdener Hs. ergiebt sich, dass Körting, so verdienstlich seine Ausgabe ist, in der Dresdener Hs. einen ziemlich schlechten Text zum Abdruck gebracht hat, welcher an vielen Stellen mit Hülfe des Pariser Textes bei einer neuen Ausgabe zu corrigiren wäre; denn die Versuche des Herausgebers, einen kritischen Text zu construiren, sind in den Anmerkungen nicht immer gelungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Shakespeare's Centurie of Prayse; being Materials for a History of Opinion on Shakespeare and his Works, A. D. 1591—1693. By C. M. Ingleby. Second Edition, revised, with many additions, by Lucy Toulmin Smith. London, Trübner & Co., 1879. New Shakspere Society. Series IV. No. 2. XXIII u. 471 p.

Die Publicationen der New Shakspere Society bilden schon eine stattliche Anzahl von Bänden bedeutsamen Inhalts; so erschienen 1874, von den Verhandlungen abgesehen, von P. A. Daniel herausgegeben, die Parallel-Text-Edition von Romeo and Juliet nach den beiden Quartos von 1597 und 1599 und der erste Theil von Dr. Ingleby's Shakspere Allusion-Books, enthaltend: Greene's Groatesworth of Wit; Henry Chettle's „Kind-Harts Dreame"; Englandes Mourning Garment; A Mournful Dittie, entituled Elizabeth's Losse, together with A Welcome for King James etc. Das Jahr 1875 brachte P. A. Daniel's Revised Edition of the second, or 1599, Quarto of Romeo and Juliet, collated with the other Quartos and the Folios, dazu von demselben Herausgeber The Tragicall Historye of Romeus and Juliet, written first in Italian by Bandell, and nowe in Englishe by Ar[thur] Br[ooke], 1562, und The goodly history of the true and constant loue between Rhomeo and Julietta; from Painter's Palace of Pleasure, 1567. Im Jahre 1876 folgten The Two Noble Kinsmen, by Shakspere and Fletcher im Neudruck nach der Quartoausgabe von 1634 nebst berichtigter Ausgabe mit Anmerkungen von Harold Littledale; ferner erschien von F. J. Furnivall, Tell-Troths New-yeares Gift, vom Jahre 1593; John Lane's Tom-Tel-Troths message, and his Pens Complaint, 1600; Th. Powell's Tom of all Trades 1631; The Glasse of Godly Loue; endlich von dem letztern Herausgeber: W. Stafford's Compendious or briefe Examination of certayne ordinary Complaints of diuers of our Countrymen in these our Dayes, A. D. 1581, with an Introduction by F. D. Matthew. Von Texten wurde 1878 in parallelem Abdruck herausgegeben King Henry V. nach der ersten Quartoausgabe von 1600 und nach der ersten Folioausgabe von 1623 durch Dr. B. Nicholson mit einer Einleitung von P. A. Daniel; gleichzeitig erschien eine verbesserte Ausgabe des Stückes durch W. G. Stone. In demselben Jahre verliess das vorliegende in zweiter Ausgabe von Lucy Toulmin Smith besorgte Buch die Presse. Dasselbe macht zwar auf Vollständigkeit keinen Anspruch, übertrifft aber die Sammlungen von Garrick, Drake und Malone bei weitem; neue Beiträge wird Dr. Grosart's Buch über zeitgenös-

sische Meinungen von Shakespeare bringen. Obiges Werk beginnt mit den ältesten Anspielungen auf Shakespeare vom Jahre 1592; dieselben sind chronologisch geordnet und reichen bis 1693. Die neue verbesserte Ausgabe ist wesentlich vermehrt worden, indem die Zahl der beigebrachten Stellen mit Anspielungen auf Shakespeare von 228 auf 356 gestiegen ist, ohne alle zu erschöpfen; allerdings sind einzelne darunter (25) noch zweifelhaft und von L. T. Smith mit einem Sternchen versehen worden. Die Aufgabe, in diesem Buche eine möglichst vollständige und kritische Sammlung von theils in Handschriften, theils in Drucken zerstreuten Bemerkungen über Shakespeare aus dem Zeitraume von 1592—1693 zu geben, war keine leichte auch in der zweiten Ausgabe, wo es galt, einzelne Angaben Ingleby's zu berichtigen, Stellen zu ergänzen oder auszuscheiden, bibliographische Notizen einzufügen und sich mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Shakespeareforschung vertraut zu zeigen. L. T. Smith, wohlbewandert in der Literatur des Zeitalters der Königin Elisabeth, hat keine Mühe gescheut, um correcte Auszüge und Bemerkungen, deren einzelne von Furnivall, Spedding, Nicholson, Dowden, Littledale, Daniel, Halliwell, Aldis Wright, G. Stone, Kingsley, Grosart, Paul Meyer u. a. beigesteuert sind, zu liefern; so sind die meisten Auszüge zweimal nach dem Original collationirt worden. Diese Stellensammlung, welche entweder auf Shakespeare selbst und seine Stücke Bezug hat oder seinen Einfluss auf Zeitgenossen erkennen lässt oder Anspielungen auf Ort und Zeit der Darstellung Shakespeare'scher Stücke enthält, ist insofern besonders wichtig, weil sie einen Anhalt zur Datirung der Dramen gewährt. Die erste Periode von 1591—1616 (Seite 1—122) wird eröffnet mit Edmund Spenser; S. 93 wird genannt Hans Jacob Wurmsser von Vendenheym (1610); die zweite Periode (1617—1642) reicht von S. 123—240; die dritte (1642—1660) von S. 241—310; die vierte (1660 bis 1693) von S. 311—420. Hieran schliessen sich von S 421—460 vier Appendices: 1) über fälschlich als Anspielungen aufgefasste Stellen und Anspielungen in unechten Werken; 2) über Shakespeare's Einfluss auf andere Schriftsteller; 3) über ein handschriftlich im British Museum vorhandenes Werk „The New Metamorphosis"; 4) über Ergänzungen zu den gegebenen Auszügen. Endlich folgt noch S. 461—468 ein Generalindex und S. 469 bis 471 als Schluss ein Verzeichniss der erwähnten Stücke Shakespeare's.

R.

Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. Bremen 1880.

Das vorliegende Bändchen, welches eine reichere Auswahl aus den Musset'schen Dichtungen als die bisher erschienenen Uebersetzungen enthält, ist zwar ein neuer erfreulicher Beweis dafür, dass sich die Verehrung für Musset in Deutschland fortwährend steigert, allein an sich betrachtet kann das Buch wenig Lob beanspruchen. Wenn Paul Lindau in seiner bekannten Studie über Musset auf die ausserordentlichen Schwierigkeiten hinweist, die dieser Dichter den Uebersetzern darbietet, und wenn er bemerkt, dass seine natürliche Einfachheit in der Uebersetzung leicht charakterlos und trivial wird, so finden wir diese Beobachtung in der Uebersetzung, die uns vorliegt, aufs Neue bestätigt. Ausserdem aber ist dieselbe noch reich an Schwächen, welche sich nicht durch die speciell bei einer Uebersetzung Musset's in Betracht kommenden Schwierigkeiten entschuldigen lassen, sondern die lediglich dem Mangel an poetischem Feingefühle oder auch einer handwerksmässigen Nonchalance zuzuschreiben sind. Bei Uebersetzungen aus einer unbekannteren Sprache würden wir den Massstab der Kritik weniger streng anlegen, da wir hier dem Uebersetzer in erster Linie dafür Dank schuldig sind, dass er uns überhaupt etwas uns weniger leicht Zu-

gängliches vermittelt hat; bei Uebertragungen dagegen aus einer Sprache, die für jeden nur einigermassen Gebildeten verständlich ist, sind wir berechtigt höhere Anforderungen an den Uebersetzer zu stellen, da für uns lediglich der ästhetische Wert der Uebersetzung in Betracht kommt.

Was die Auswahl der wiedergegebenen Stücke betrifft, so will ich in meiner Besprechung davon absehen. Nur soviel sei erwähnt, dass Herr Baisch zu den Gedichten auf pag. 155 und 158 ff. hätte bemerken sollen, dass dieselben nur Bruchstücke aus den beiden grösseren Gedichten Lettre à Lamartine und Espoir en Dieu sind. Ganz unbegreiflich ist es mir, warum die schöne Stelle Doux mystère etc. am Schlusse der Elegie „Lucie“ weggelassen ist. Ueberhaupt hat der Uebersetzer oft sehr willkürlich „mit Kleister und Scheere“ an dem Originale herumgearbeitet. Einem sich darbietenden Reime zu Liebe wird ohne Bedenken eine poetische Figur des Dichters geopfert und durch eine neue — oft nichts weniger als poetische — ersetzt. Namentlich in Gedichten, wo der Uebersetzer statt des Alexandriners den fünffüssigen Iambus gebraucht, wie in „Les vœux stériles“ und „Namouna“ werden ganze Gedanken unterdrückt.

In der „Mainacht“ ist die Stelle weggelassen, wo die Muse dem Dichter eine Reihe von griechischen Orten nennt, wohin sie ihn einlädt ihr zu folgen. Herr Baisch hat dabei nicht bedacht, dass diese Stelle mit bezeichnend ist für die Verehrung, die Musset für das klassische Alterthum hegte — ein Zug, den er mit dem grossen Repräsentanten der Weltschmerzdichtung in Italien, mit Leopardi gemein hat. Derselbe Vorwurf gilt in noch höherem Masse der Uebertragung folgender Verse (Seite 98):*

> Grèce, ô mère des arts, terre d'idolâtrie,
> De mes vœux insensés éternelle patrie,
> J'étais né pour ces temps où les fleurs de ton front
> Couronnaient dans les mers l'azur de l'Hellespont.

Herr Baisch lässt den Anfang der dritten Zeile ganz weg, obwohl derselbe einen Lieblingsgedanken des Dichters enthält, jenes schmerzliche Zurücksehnen nach dem Alterthum, verbunden mit dem Unbehagen in der Gegenwart zu leben; man erinnere sich der Stelle in Rolla: Je suis venu trop tard dans un monde trop vieux.

In dem Gedichte auf den Tod der Malibran begeht der Uebersetzer einen ähnlichen Fehler:

> Ces pleurs sur tes bras nus, quand tu chantais „le Saule“,
> N'était-ce pas hier, pâle Desdemona?
>
> Dass dir auf nacktem Arm die Thräne ruhte,
> O Desdemona, war es gestern nicht?

Die Anspielung auf das Lied von der Weide hätte wiedergegeben werden sollen, da gerade dieses Lied (Othello, Akt 4, Scene 3) auf Musset eine bedeutende Wirkung hervorgebracht haben muss, wie aus den beiden Gedichten „Le Saule“ und „A Lucie“ hervorgeht.

Ungenau sind unter anderen folgende Stellen übersetzt:

> Où tout était divin jusqu'aux douleurs humaines
>
> Da (im Alterthume) götterähnlich waren sogar der Menschen Schmerzen (39).

Mit divin ist die Personificirung abstrakter Begriffe des Schmerzes bezeichnet; „götterähnlich“ passt also nicht.

> Saturne est au bout du sang de ses enfants,
> Mais l'espérance humaine est lasse d'être mère.

---

* Die Citate beziehen sich sämmtlich auf die Seitennummern der Uebersetzung.

Die letzten seiner Kinder will just Saturn verzehren,
Und müde wird die Hoffnung ihm neue zu gebären (42).

Durch die Auslassung von humaine wird der Sinn dieser Stelle unklar.

Folgende Stelle hat Herr Baisch ganz falsch aufgefasst:

Il (= Rolla) la (= la mort) relèvera, la jeune fiancée,
Il la regardera dans l'espace élancée,
Porter au Dieu vivant la clef d'or de son cœur.

Er schickt hinauf die Braut,
Er folgt ihr mit den Blicken, wenn sie das All durchdringt,
Und Gott zu ihrem Herzen den goldnen Schlüssel bringt (60).

Es muss heissen „zu seinem Herzen"; denn son bezieht sich auf Rolla nicht auf la jeune fiancée (= la mort).

Auch ist hier zu beanstanden, dass der Tod als Braut personificirt ist, was im Deutschen wegen des verschiedenen Geschlechtes der beiden Substantive unstatthaft ist. Ein analoger Fehler findet sich S. 63: „König der Welt, o Sonne." Hätte doch Herr Baisch auch in anderen Fällen so ängstlich am Originale festgehalten!

Manche Stellen sind in der Uebersetzung so unverständlich wiedergegeben, dass es dem Leser gewiss lieb wäre, wenn der Verfasser die Originalstelle als Commentar beigesetzt hätte.

Man lese z. B. folgende Verse:

O Machiavell, noch hallen deine Schritte
In San Cascianos öden Pfaden nach,
Wo deine Hand in heisser Gluten Mitte
Umsonst die ausgedörrte Scholle brach (96).

Wie klar dagegen ist das Original:

O Machiavell! tes pas retentissent encore
Dans les sentiers déserts de San-Casciano.
Là, sous des cieux ardents dont l'air sèche et dévore,
Tu cultivais en vain un sol maigre et sans eau.

Einige Zeilen weiter heisst es:

Wer bin ich, schriebst du (Machiavell), lasst mich Felsen rollen,
Hinweg den Frieden, der um Gräber blüht!

Die letzte Zeile ist so zweideutig, dass mancher Leser anfangs stutzen wird, bis er den richtigen Sinn erfasst.

Auch hier ist das Original vollständig klar:

Qui suis-je? écrivais-tu; qu'on me donne une pierre,
Une roche à rouler; c'est la paix des tombeaux
Que je fuis.

Wie matt ist folgende Stelle wiedergegeben:

Il n'existe qu'un être
Que je puisse en entier et constamment connaître . . .
Un seul. — Je le méprise. — Et cet être, c'est moi.

Auf Erden ist ein einzig Wesen,
In dessen Innern ich genau gelesen . . .
Dies eine — dies verächtliche — bin ich.

p. 125: Partout, où j'ai, comme un mouton,
Qui laisse sa laine au buisson,
Senti se dénuer mon âme . . .

Das Bild ist schon im Originale kühn, da das tertium comparationis nicht deutlich genug hervortritt. Dem Uebersetzer aber ist die Stelle noch nicht dunkel genug; er übersetzt also:

> Und wo ich immer, gleich dem Lamm,
> Das sich verfing am Dornenstamm,
> Nackt werden meine Seele fühlte ...

Haarsträubend ist folgende Uebertragung (154):

> Et quel faucheur aveugle, affamé de pâture,
> Sur les meilleurs de nous ose porter la main?

> Welch blinder Schnitter haust auf unsern Weiden
> Und mäht die Besten gierig hin ins Grab?

„Wir" (= die Menschheit) sind also identisch mit „unseren Weiden"! Oder vergleicht Herr Baisch die „Besten unter uns" mit Weiden, welche die übrigen Menschen mit Futter versorgen?

In dem Dialog zwischen Dupont und Durand spricht ersterer das nihilistische Problem aus:

> J'abolis la famille et romps le mariage.
> Voilà. Quant aux enfants, en feront qui pourront.

Herr Baisch übersetzt:

> Wer Kinder schaffen will, der schaffe Rat.

p. 22: Dir, Laforêt,* die nicht verstand zu lesen,
Dir stellte Molière vor die jungen Wesen,
Die seine kühne Muse ihm gebar.
Da wuchs dem Krittlerstaub ein scharfer Besen
In deinem derben Lachen, schlicht und klar,
Das jener Neugebornen Taufe war.

Die letzten Verse lauten im Original:

> Quel mépris des humains dans le simple et gros rire
> Dont tu lui baptisais ses hardis nouveau-nés.

Der Uebersetzer hat die Stelle missverstanden. Durch mépris des humains ist die Menschenverachtung bezeichnet, welche die Haushälterin Molière's dadurch kundgibt, dass sie den die Menschheit geisselnden Stücken des Dichters Beifall zollt. Und in welch elegantes Bild hat Herr Baisch seine Auffassung von der Stelle eingekleidet!

Es mögen noch einige andere Perlen aus des Verfassers eigenem poetischen Schatze folgen:

p. 41: Du plus pur de ton sang tu l' (= la terre) avais rajeunie.
Jésus, ce que tu fis, qui jamais le fera?
Nous vieillards, nés d'hier, qui nous rajeunira?

Du hast, sie zu verjüngen, sie bis ans Kreuz geliebt.
Doch wer wird nun den Boden mit Opferblute düngen?
Uns Greisenvolk von gestern, o wer wird uns verjüngen?

p. 48: cette branche bénite
Qui se penche en pleurant sur ce vieux crucifix.

Dort ein geweihtes Zweiglein, das thränenvollen Blicks
Geneigt ist über jenes ehrwürdige Crucifix.

---

* Molière's Haushälterin.

Gewiss ist ein Zweiglein mit einem thränenvollen Blick ein ganz neues Bild. Und dieses Bild verdanken wir dem Reim. Rabener hat Recht, wenn er sagt:

> Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
> Den schönsten Einfall her, an den man nie gedacht.

Auch die folgende Uebersetzung enthält ein originelles Bild:

> Silence! quelqu'un frappe; et sur les dalles sombres,
> Un pas retentissant fait tressaillir la nuit.
>
> Doch still! es klopfte Jemand, und auf dem Hausflur macht
> Ein hallender Schritt erbeben das leise Ohr der Nacht (50).

Herr Baisch darf sich gewiss rühmen zuerst die Nacht mit einem Ohre versehen zu haben, was um so origineller ist, als das Ohr zwei ganz besondere Eigenschaften besitzt: Es ist leise und es erbebt, ist also auch elastisch. Vielleicht hat der Herr Uebersetzer ein Eselsohr im Auge gehabt?

> C'est un enfant qui dort sous ces épais rideaux

ist übersetzt:

> Ein Mädchen ist es, schlummernd hinter des Vorhangs Last (48).

Wer das Gedicht „Rolla" zum ersten Male nach dieser Uebersetzung liest, der vermutet vielleicht an dieser Stelle, die Geschichte werde damit enden, dass „des Vorhangs Last" auf das arme Mädchen herunterfallen wird, bis der gespannte Leser Seite 69 erfährt, dass der schwere Vorhang ein leichter Vorhang war:

> O ist es nicht beim Himmel ein wahres Engelsbild
> Das unterm leichten Vorhang mir schimmert hold und mild?

Als Muster einer poetischen Sprache mögen folgende Stellen gelten:

> 190: Adieu! je crois qu'en cette vie
> Je ne te reverrai jamais.
> Dieu passe, il t'appelle et m'oublie.
>
> Gott ruft dich und vergisst mich ganz daneben.

> 70: Ruiné, ruiné? vous n'avez pas de mère?
> Pas d'amis? de parents? personne sur la terre?
> Vous voulez vous tuer? pourquoi vous tuez-vous?

Hören wir, wie diese einfach-pathetische Stelle wiedergegeben ist!

> Sie ruinirt? Und haben Sie keine Mutter mehr,
> Nicht Freunde, nicht Verwandte, Niemand der Ihnen gut?
> Und wollen gleich (Flickwort!) sich tödten? Ach! dass man so was thut!

> 68: Je ne sais ce qu'avait cette femme endormie
> D'étrange dans ses traits, de grand, de „déjà vu".
>
> Ein Eignes, schon Geschehnes, ein „Weiss nicht was" für ihn
> In ihren Zügen hatte dies jugendliche Weib.

> 106: Eh bien! m'amour, sans flatterie,
> Si ma rose est un peu pâlie,
> Elle a conservé sa beauté.
> Enfant! jamais tête espagnole
> Ne fut si belle, ni si folle. (scil.: que toi)
>
> Nie zeigte mir ein spanisch Köpfchen
> Solch tolles, herziges Geschöpfchen.

111: Je regardais Lucie. — Elle était pâle et blonde.
„Da sass sie blond und bleich"

scheint mir etwas kühn ausgedrückt.

Es finden sich noch viele andere sprachlichen Verstösse und Härten:

66: So haben deine Ketten, o Rolla, heut gekracht.

130: Ich hab' nicht Heils- noch Unheilsmächte
(Je ne suis ni dieu ni démon).

132: Und bleiben wird dir nichts von all den Erdenglücken.

135: Mir, die dich geliebt gleich einer einzgen Einen
(Et moi qui t'aimerai comme une unique amie).

136: Vergiss was da war! Nur voran dein Gesicht!
(de marcher toujours et toujours oublier).

136: Mag . . . unhemmbar hernieder mein Thränenquell fliehn.

162: Und sterben geht nur noch der Tod.

179: Verschönend kam der Schlummer sie weilen.

134: Und er (der Vogel) ging doch den Morgen loben.

In den drei letzten Stellen ist der bekannte Gallicismus ins Deutsche herübergenommen, obwohl er sich in den betreffenden Originalstellen nicht findet. Natürlich geschah dies bloss um den Vers auszufüllen. Denselben Zweck hat „gar" in dem Verse: Die Sonne ist bleiern gar (p. 46), „eben" in dem Verse: Betrachtest du mich denn als einen Herbstwind eben? „Nun" findet sich häufig als Flickwort (p. 50, 113 etc.).

Noch einige Fehler im sprachlichen Ausdrucke:

143: Auf einmal, wo inmitten des Genistes
(au milieu de l'étroite ruelle)
Das Gässchen läuft, erhebt ein Schritt sich sacht.

163: Mânes de mes aïeux, quel embarras mortel!
J'invoquerais un dieu, si je savais lequel.
Ihr Väter-Manen, weh den Leidenskelchen!
Ich riefe einen Gott an, wüsst' ich: welchen?

171: Zu einem Kupferstecher kam ich dann,
Der die gewisse Sorte von Romanen
Mit angemessnen Zeichnungen versah.

231: Darf doch Jeder in dein Ohr beim Walzen
Girren oder balzen
Mit verliebtem Schein.

Wie poetisch sind die Diminutiva „Thränlein" (112) oder gar „Augenblickchen" (204), ferner substantivische Bildungen wie die folgenden:

„Das ganz vom alten Freimut lassen" 196,
„Jedes still sich Kränken" 203,
„Der Welt am Staube Kleben" 204,
„All dein Schlimm-Ergehen" 214,
„Dies moderne Sich-Umnachten" 229.

Auch metrische Härten finden sich in grosser Anzahl. Ich will nur wenige Beispiele anführen.

Alexandriner:

Begehren, schmachten, sich umarmen, zärtlich sein. 133.

Wer weiss, wie viel ein Kind versteht und sagt in deinen
Erhabnen Seufzern, die der Luft entsprungen scheinen. 112.

Nibelungenverse:

Wer von uns, wer von uns wird zu einem Gotte werden? 42.

Vernichte deines Lebens Trümmer nun! Reiss im Lauf ... 67.

Das Auge Marions aber, schwermüthig blickend, lief
Ueber die schöne Marion, die ruhig weiter schlief. 52.

Das Gedicht „Rolla", aus dem die letzten Stellen entnommen sind, ist in metrischer Hinsicht oft ganz ungeniessbar. Die Nibelungenverse, die der Uebersetzer statt des im Originale befindlichen Alexandriners gebraucht, klingen manchmal geradezu wie Knittelverse.

Zum Schlusse warne ich Jeden, der die Dichtungen Musset's kennen lernen will, dieselben nicht in der entstellten Form zu lesen, in welcher sie uns Herr Baisch wiedergibt.

München. A. Englert.

---

1. Elementargrammatik der französischen Sprache. Mit Uebungen. Von E. Gerlach. Leipzig, Veit & Co., 1880.
2. Schulgrammatik der französischen Sprache. Mit Uebungen. Von demselben Verfasser. Leipzig, Veit & Co., 1879.
3. Uebungen zur französischen Syntax. Von demselben Verfasser. Leipzig, Veit & Co., 1876.

Die Gerlach'sche Elementargrammatik unterscheidet sich von ähnlichen Büchern durch ihre mehr zum Nachdenken anregende Darstellungsweise. Von den ersten Lektionen an wird der Anfänger in fasslicher Weise mit den im fremdsprachlichen Unterricht der untersten Stufen häufig nur zu sehr vernachlässigten grammatischen Grundbegriffen bekannt gemacht. Für den nicht Latein lernenden Schüler, der die französische Sprache ein oder zwei Jahre früher beginnt als der Latein Lernende, und sie als erste fremde Sprache lernt, sind in Folge dessen die in der Elementargrammatik gestellten Anforderungen nicht gering, aber doch zu erfüllen. Freilich würde die Absolvirung derselben in einem Jahre in der lateinlosen Schule nicht möglich sein. Sie enthält Stoff für zwei Jahreskurse solcher Schulen, nämlich für Sexta § 1—21 Aussprache, Artikel, Substantiv, Adjektiv, Zahlwörter, Pronomina — hier auch schon die Uebereinstimmung des mit avoir zusammengesetzten partic. passé mit dem régime direct — und auf § 6—21 vertheilt die Hilfsverben avoir und être; und für Quinta in § 22—32 das regelmässige Verb in Verbindung mit der Lehre von den Satzarten. Zu den gut gewählten französischen und deutschen Uebungssätzen kommen von § 22 an noch zusammenhängende „Uebungen", d. h. Erzählungen und Beschreibungen, und fünf Seiten Lesestücke, die nach Duruy's petite histoire grecque so bearbeitet sind, dass ihre Lektüre nicht zu grosse Schwierigkeiten bietet. Die Vokabelverzeichnisse für die französischen und für die deutschen Uebungssätze, für die Uebungen und die Lesestücke sind gesondert.

Bei der Abfassung der Schulgrammatik hat der Verfasser, obwohl er die Erreichung der Sprachfertigkeit nicht aus dem Auge lässt, sich bemüht, „auf wissenschaftliche Durchdringung und systematische Abrundung des grammatischen Stoffes hinzuarbeiten." Die Aussprache- und Lautlehre ist auf den ersten 27 Seiten eingehender als in ähnlichen Lehrbüchern behandelt und möchte Manchem für Schulzwecke zu umfangreich erscheinen; indes ist die erstere für den Lehrer geschrieben, die letztere bloss zur

Orientierung gegeben, nicht zum Erlernen bestimmt; nur die in § 195 gegebenen Lautregeln sind für die Einübung der unregelmässigen Verben genau einzuprägen.

Bei der Behandlung des Verbs folgt der Verfasser der Einteilung in regelmässige, für die er drei Konjugationsformen je nach der Infinitivendung unterscheidet, und unregelmässige, für deren Gruppierung der Ausfall des Endkonsonanten des Präsensstammes und der Ablaut des stammbetonten Vokals als charakteristische Merkmale aufgestellt werden. Auf diese Weise werden, abgesehen von *aller*, sämmtliche unregelmässigen Verben einchliesslich derer auf oir in zehn Gruppen geordnet, die geeignet sind, dem Schüler, unter Zuhilfenahme einiger Lautregeln, grössere Sicherheit in dem Gebrauche der unregelmässigen Formen zu verschaffen, als sie bei der herkömmlichen Einteilung nach den vier Konjugationen in der Regel erzielt wird.

Die Syntax beginnt mit der Tempus- und Moduslehre und lässt dann das Verbum finitum, die Wortstellung, den Artikel, das Subjekt und Prädikat, die Uebereinstimmung der Satzteile, die Kasuslehre, die Pronomina, Adverbia und Präpositionen folgen. Es lässt sich nicht verkennen, dass praktische Bedürfnisse eine derartige Anordnung wünschenswert machen können Ref. hätte jedoch gerade für diejenigen Anstalten, denen die grammatische Schulung durch die lateinische Sprache abgeht, einen streng systematischen Aufbau der Syntax und das Wesen des Satzes als solchen als Einteilungsprincip zu Grunde gelegt zu sehen gewünscht, wie es A. Schröer in seiner Schulgrammatik der lateinischen Sprache gethan hat.

Die den zweiten Theil des Buches bildenden französischen und deutschen Uebungen umfassen 122 Seiten. Ausser einer Sammlung französischer und deutscher Uebungssätze enthalten die Lektionen fortlaufende, der alten Geschichte entlehnte Lesestücke, die einesteils den Zweck haben, zur Anbahnung der Konversation zu dienen — also die Einführung eines anderen Lektürestoffes in den unteren und mittleren Klassen unnötig machen —, die aber auch dem Schüler das für ihn nötige Sprachmaterial zuführen sollen, denn die Phraseologie jener Stücke kehrt in den Uebungen wieder. Ein Anhang enthält eine Anzahl von Gedichten.

Die Uebungen zur französischen Syntax geben auf 35 Seiten Uebungssätze zu bestimmten Gruppen von Regeln, von S. 37—83 zusammenhängende Uebungen über je dieselben Gruppen, und von 84 bis 162 Anekdoten, kleine Erzählungen, Legenden, Geschichtliches, Literaturgeschichtliches und Geographisches. Diesen Stücken sind keine bestimmten Regeln untergelegt. Ein brauchbares Verzeichnis der in den Uebungen enthaltenen Synonymen macht den Schluss.

Den Stoff hat der Verfasser nur zum Teil französischen Autoren entlehnt. Dadurch ermöglicht er es, Stoffe heranzuziehen, welche das Nationalgefühl zu wecken und zu bilden geeignet sind, wie z. B. die Geschichte des deutsch-französischen Krieges, die nach David Müllers Geschichte des deutschen Volkes bearbeitet worden ist.

Ref. empfiehlt die Gerlach'schen Lehrbücher der Beachtung.

Freiburg i. B. Dr. Garlipp.

Nouvelle grammaire française versifiée. Neue französische Grammatik in Versen zur schnellen und gründlichen Erlernung der grammatikalischen und orthographischen Regeln der französischen Sprache von Th. Straube. Jena, Costenoble, 1881. XII u. 174 S.

Die Idee, eine französische Grammatik in Versen zu schreiben, ist keineswegs neu; denn schon im 13. Jahrhundert begegnen wir Versuchen

dieser Art; vgl. Stengel über die ältesten Anleitungsschriften zur Erlernung der französischen Sprache in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache. Obiges Werk bietet dem Anfänger in einem kurzen Auszuge das zur Erlernung des Französischen nothwendigste Material in Versen, wenn man die hier zusammengestellten grammatischen Regeln Verse nennen darf. Der erste Theil (S. 1—8) enthält Regeln über das Alphabet, die Nasallaute, die Arten des e, die Accente, die gleichlautenden nur durch den accent circonflexe sich unterscheidenden Wörter, die Cedille und das c, die Interpunctionszeichen, den Apostroph, und die Wortarten („Wörterklassen"). Der zweite Theil (S. 9—129) behandelt in 11 Kapiteln die Lehre vom Artikel, Substantiv, Adjectiv, Zahlwort, Fürwort, Verhältnisswort, Zeitwort, Particip, Umstandswort, Bindewort, Empfindungswort. Der dritte Theil (S. 129—152), welcher mit Kapitel XII beginnt und schliesst, umfasst die gebräuchlichsten Regeln der Syntax; sodann verabschiedet sich der Verf. mit den Worten:

Bornons ici cette carrière,
Loin d'épuiser les matières.

Das beigegebene alphabetische Inhaltsverzeichniss (S. 152—174) soll eine Ergänzung zu den Versen bilden und in jenen ausgelassene Wörter und Redensarten kennen lehren; dasselbe beginnt mit dem Worte „abgedroschen", welches, wie der Verf. meint, „sonderbarer Weise unter mehr als tausend Wörtern in der natürlichen Rangordnung die Prädomination erworben hat"; um z. B. dieses Wort in der Versgrammatik aufzufinden, ist daneben gedruckt: „Eigenschw. im plr. ban. Seite 51." Dort findet man in der zweiten Zeile von unten banals. Allbekannte Regeln hat der Verf. weggelassen, weil man sie in jeder Prosagrammatik nachlesen könne. In der in französischer Sprache und in schwerfälligem Deutsch geschriebenen Vorrede, welche aus dem Jahre 1871 stammt, während die nachfolgenden Bemerkungen über die in dem Buche vorkommenden Anmerkungen mit dem Jahre 1880 ohne Ort unterzeichnet sind, so dass also das Horazische nonum prematur in annum erfüllt ist, erklärt der Verf., um das Erscheinen seiner in Verse gebrachten Grammatik zu rechtfertigen, dass er die mnemotechnische Methode für die praktischste halte, da viele Menschen Regeln in Versen schneller auffassen und besser behalten als solche in Prosa; „den Studirenden, welche die allzu umfangreichen Grammatiken entmutigen", sollen die Gedächtnissreime ein zusammenhängendes Ganze in übersichtlicher Darstellung geben (!). Zugleich will der Verf. mit seinem Buche die Deutschen im praktischen Gebrauch des Französischen üben, hält es indessen nicht für nothwendig, dass alle Regeln wörtlich auswendig gelernt werden. Um seine Arbeit zu empfehlen, geht der Verf. so weit, sein Werk „als Ergänzung zu den zahlreich vorhandenen Grammatiken" hinzustellen, „weil es nicht immer möglich ist, sich bei den Leuten im Lande selbst zu erkundigen" (!). Dem Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Orthographie wird dies Werk insofern gerecht, als nach dem Regelhefte des „Chefs" des Ministeriums für Unterrichtsangelegenheiten, wie in den Bemerkungen erörtert wird, die neue Schreibweise in die Anmerkungen unterhalb der Verse verwiesen wird. Wir verzichten darauf, an dieser Stelle eine Probe der französisch-deutschen, meist schwer verständlichen Reimerei zu geben, deren Lectüre kein Genuss ist. Die häufige Wiederkehr männlicher Reime in den Versregeln rechtfertigt St. mit der Stelle aus Boileau: C'est en vain qu'au Parnasse un téméraire auteur etc.

1. R. Wilcke, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für obere Klassen höherer Schulen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1878. VI u. 142 S.

2. R. Wilcke, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische. Für obere Klassen höherer Schulen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1880. VI u. 157 S.

In den beiden vorliegenden Büchern werden nicht kleinere, abgerissene Sätze geboten, um einzelne grammatische Regeln einzuüben, sondern jedes von beiden enthält 100 zusammenhängende, französischen und englischen Schriftstellern entlehnte Stücke historischen und literarhistorischen Inhalts nebst einigen Anekdoten, Fabeln, Schilderungen, Beschreibungen, Briefen und Reden. Bei der hier getroffenen Auswahl hat es der Herausgeber vorzugsweise darauf abgesehen, dass der Schüler in der historischen Prosa eine gewisse Fertigkeit erlangt; eine Ausbildung desselben in allen Stilgattungen hält er bei der beschränkten Stundenzahl nicht für möglich. In den Stücken selbst, welche ohne grammatische Bemerkungen nicht nach zunehmender Schwierigkeit geordnet sind, ist auf keine bestimmte Grammatik verwiesen; seltenere Vokabeln sind im Texte in Klammern beigefügt worden. Ein unvollständiger Index zu den Uebersetzungsstücken aus dem Deutschen ins Englische weist dem Lehrer einzelne Regeln der Syntax nach; in den Materialien zum Uebersetzen ins Französische fehlt ein Index und ein Inhaltsverzeichniss in beiden Büchern. Die Zahl der Stücke über das klassische Alterthum, ca. 15—30, hätte beschränkt werden sollen, während es an Schilderungen französischer und englischer Zustände fehlt. Auch sind zu viel Eigenheiten des fremden Idioms sowie Unrichtigkeiten im Text stehen geblieben, z. B. in den Materialien zum Uebersetzen ins Französische: S. 7 Stück 6 Zeile 2: „den Krieg führen"; S. 10 Z. 3: in Händen habend; S. 20: väterl. Erbportion; S. 23: die Uneinigkeit; S. 25: sich inthronisiren lassen; S. 32: Kenterbury u. ö.; S. 44: Johann neben Jean; S. 117: Zusammenkunft (entervue) etc. In der Vorrede zum zweiten Buche, die mit der im ersten grösstentheils übereinstimmt, empfiehlt der Herausgeber die Bearbeitung von Scott's Tales und Irving's Columbus für die Schule; dies ist inzwischen geschehen durch E. Schridde und E. Pfundheller. Vgl. Kölbing's Engl. Studien III, 3, p. 504—530. Zugleich theilt der Herausgeber mit, dass „den Herren Collegen auf direktes Verlangen die Uebersicht der Quellen franco übersandt werden wird."

Dr. John Wilkins, Repetitorium der englischen Sprach- und Litteraturgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der altenglischen (angelsächsischen) und mittelenglischen Periode für Candidaten und Studierende der modernen Philologie. Berlin, Verlag von W. H. Kühl, 1881. IV u. 28 S. 8⁰.*

Dieses Werkchen zerfällt in fünf Kapitel. Das erste behandelt die Geschichte der englischen Sprache, das zweite die Geschichte der altenglischen Litteratur, das dritte die Geschichte der mittelenglischen Litteratur, das vierte die Geschichte der neuenglischen Litteratur; das fünfte endlich enthält „Fragen aus der historischen Grammatik der englischen Sprache".

Ich will es nur gleich offen heraus sagen: dieses Repetitorium ist ein so elendes Machwerk, wie es nur je auf den Büchermarkt gekommen ist. Den Namen des Verfassers halte ich für ein Pseudonym. Ich hoffe, dass mir wenigstens der Nachweis gelingt, dass der Verfasser der Bildung nach kein Engländer oder Amerikaner sein kann. Höchstens würde ich seinen

* Referat erstattet in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen am 8. Nov. 1881.

Doctortitel als amerikanisch gelten lassen, er könnte allenfalls in Philadelphia erworben sein.

Dass wir es mit keinem Engländer oder Amerikaner der Bildung nach zu thun haben, kann man, meine ich, eigentlich schon daraus sehen, wie er die Titel, die er anfuhrt, schreibt. Ein gebildeter Engländer oder Amerikaner würde nicht schreiben *The lay of the last minstrel* oder *The lady of the lake.* Wenn man mir einwerfen sollte, dass die Nichtanwendung der grossen Buchstaben in der üblichen Weise ja eine Marotte des Verfassers sein könnte, so würde ich weiter auf die Schreibung *Wawerley, Rob. Roy, Abbotford* in demselben Paragraphen (S. 24) hinweisen, ferner auf zweimaliges *Vaubrugh* (S. 17 und 21), endlich auf *Criquet on the heart* (S. 26). Glaubt jemand, dass *qu* ein Druckfehler für *ck* sein könnte? Wer immer noch nicht überzeugt sein sollte, dass ich Recht habe, den bitte ich mir zu sagen, ob er es für möglich hält, dass irgend ein gebildeter Engländer oder Amerikaner nicht wissen sollte, dass Wordsworth kein Gedicht mit dem Titel *The excursions*, Goldsmith kein Drama mit dem Titel *The stoops to conquer* geschrieben hat. Oder sollte jemand auch hier noch die Annahme von Druckfehlern für möglich halten? Nun, auch dieser wird mir (davon bin ich fest überzeugt) nicht mehr länger opponieren, wenn er erfährt, dass der Verfasser aus dem weltbekannten *John Gilpin* auf S. 22 macht *The gilpin.*

Nein, der Verfasser kennt die neuenglische Litteratur nur aus irgend einem Compendium, das er für sein Machwerk in der flüchtigsten Weise excerpiert hat. Dieses Compendium muss schon aus früherer Zeit stammen, da neuere Schriftsteller, wie z. B. Browning, Morris, Arnold, Swinburne und vor allem G. Eliot gar nicht genannt sind. Dafür hat aber der Verfasser das Verdienst, einen Dramatiker entdeckt zu haben, den uns alle seine Vorgänger vorenthalten haben. Dieser bisher unbekannte Mann heisst *Tagloo* (S. 27). Indessen dürfte es doch wohl gerathen sein, an die Existenz dieses *Mr. Tagloo* vorläufig noch nicht allzufest zu glauben. Er soll nämlich nach dem Verfasser ein Drama *Artevelde* geschrieben haben. Nun trifft es sich sonderbar, dass die Vorgänger des Verfassers ein Drama *Philip van Artevelde* recht wohl kennen, es aber nicht dem *Mr. Tagloo*, sondern *Sir Henry Taylor* zuschreiben.

Indem ich nachgewiesen habe, dass der Verfasser, mag er heissen, wie er wolle, der Bildung nach kein Engländer oder Amerikaner sein kann, ist zugleich klar geworden, was das Kapitel, in welchem er die neuenglische Litteratur bespricht, werth ist. Vielleicht sind aber die übrigen Kapitel nur um so besser? Vielleicht gehört er zur Kategorie derjenigen, die, wie Dr. Asher in der Schrift sagt, über die ich vor 14 Tagen referiert habe, „wohl hübsche Kenntnisse im altenglischen besitzen mögen, dem neuenglischen aber nicht gewachsen sind“? O nein, auch „Dr. Wilkins“ macht keine Ausnahme von meiner bei jener Gelegenheit formulierten Regel, dass, wer sich mit seinem neuenglisch blamiere, das mit seinem mittel- und altenglisch erst recht fertig kriege. Auch hier ist, so unglaublich das klingen mag, die neuenglische Partie immer noch die beste.

Wenden wir uns zunächst zu dem ersten Kapitel. „Fünf Elemente lassen sich in der englischen Sprache wiedererkennen: keltisch, lateinisch, germanisch, scandinavisch, normännisch-französisch.“ Der Verfasser scheint also das scandinavische nicht für germanisch zu halten. Im dritten Absatz rechnet er Armenien zu Europa, nennt unter den italischen Sprachen wohl oskisch und umbrisch, vergisst aber ganz und gar das lateinische und zählt unter den slavischen Sprachen das serbische an einer Stelle auf, die es als unzweifelhaft erscheinen lässt, dass er es mit dem sorbischen für identisch hält. Auf derselben Seite lesen wir ferner: „587 war das Christenthum [in England] eingeführt.“ Er meint offenbar 597, wo die Missionäre nach England kamen. Ebenda: „Aethelstan besiegt sie [die Dänen] 941 bei Brunan-

burg.“ Er hat das Todesjahr Aethelstans (von manchen wird allerdings 940 als solches angesetzt) mit dem Siegesjahr (937 oder 38) verwechselt. Nach S. 2 scheint ihm unbekannt, dass man auch in der Bretagne noch keltisch spricht.

Ebenda lesen wir den Satz: „Das lateinische ist noch an Culturwörtern zu erkennen, wie *chestre* (*castra*), -*coln* (*colonia*) u. s. w.“ Bei diesem Satze, wenn ich nicht irre, kam mir zuerst der, wie ich bald sah, durchaus begründete Verdacht, dass der Verf. ein in meinen Vorlesungen schlecht nachgeschriebenes Collegienheft benutzt habe. Ich pflege nämlich in der Einleitung zur englischen Grammatik auszuführen, dass man annehme, das lateinische habe auch indirect durch Vermittlung des keltischen auf das englische Einfluss geübt, speziell werde behauptet, dass in den Ortsbezeichnungen auf -*coln*, -*chester* oder -*cester* und in *street* sich durch das keltische hindurch das lateinische *colonia*, *castra* und *strata* erhalten habe; dass aber diese Annahme wenigstens in Bezug auf *street* wenig glaublich sei, da die Uebereinstimmung des ae. *strǣt* mit dem alts. *strâta* und ahd. *strâza* dafür zu sprechen scheine, dass die germanischen Eroberer Britanniens dieses Wort schon aus ihrer Heimat mitgebracht; denn schon vor der Auswanderung der Angeln, Sachsen und Jüten seien unzweifelhaft Wörter aus dem lateinischen ins germanische eingedrungen, hauptsächlich Culturwörter, indem man mit der vorher unbekannten Sache auch das Wort kennen gelernt und angenommen habe. Aus diesem allen nun, so schien mir sofort, ist jener orakelhafte Satz erwachsen: „Das lateinische ist noch an Culturwörtern zu erkennen, wie *chestre* (*castra*), -*coln* (*colonia*) u. s. w.“

Alles, was auf dieser Seite noch folgt, ist im wesentlichen aus jenem Hefte geflossen, freilich bin ich z. B. nicht für die Behauptung verantwortlich, dass das westgermanische „im Gen. der Fem. der *a*-Deklination die Endung *nan*, ostgerm. nur *an*“ hat.

Auch, was der Verf. über die ae. Dialecte auf S. 3 sagt, stammt aus derselben Quelle. Doch ist da wesentliches übersprungen, und es passiert dem Verf. das Missgeschick, dass er als nordhumbrische Denkmäler unter Nr. 4 „Glossen zum sog. Durhambook“ anführt und unter 5 „Evangelien, ed. von Kemble und Hardwick, Cambr. 1858“, ohne zu wissen, dass jene Glossen eben hier abgedruckt sind und ohne hinzuzufügen, dass Skeat dem einen Band mit Matthäus drei mit Marcus, Lucas und Johannes hat folgen lassen.

Auch, was die Compilation über die ae. Litteratur sagt, stammt der Hauptsache nach aus einem bei mir nachgeschriebenen Hefte; doch ist es „Dr. Wilkins“ gelungen, das unsinnigste Zeug fertig zu bringen. So lesen wir bei ihm über den Namen *Beowulf*: „wie *Gotolf*, *Irginolf* u. s. w. zu erklären, d. h. Held nach Art des myth. Gottes *Beowar*.“ Ich habe nach Müllenhoff von *Gôzolf*, *Irminolf* und *Bêowa* gesprochen, und es ist mir natürlich nicht in den Sinn gekommen, den letzteren einen mythischen Gott zu nennen. Die Schreibung „*britisch museum*“ sei nur so nebenbei erwähnt. „1705 von Wanley mitgetheilt“ kann man doch nur dahin verstehen, dass W. den ganzen Beowulf hat abdrucken lassen. „Der Däne Thorkelin lässt es 1786 abschreiben.“ Erstens Th. war kein Däne, sondern ein in Kopenhagen lebender Isländer, zweitens liess er nicht nur den Beowulf abschreiben, sondern fertigte eine zweite Abschrift selbst an. „1809 in Kopenhagen beim Bombardement verbrannte das Manuscript.“ Man sollte meinen, das Manuscript des Beowulf, glücklicherweise aber verbrannte nur das Druckmanuscript Thorkelins; übrigens 1807, nicht 1809. Von einer „deutschen Edition“ des Beowulf von Leo weiss die Welt nichts, dagegen von mancher anderen, die nicht erwähnt wird. Nach S. 4 findet sich das Gedicht vom Kampf in Finnesburh „als Interpolation im Beowulf V. 1018 ff.“ Die Zahl ist falsch und der ganze Satz mindestens schlecht ausgedrückt. *Waldere* ferner „geht auf das allemannische Gedicht Walther von Aquitanien zurück“.

Dazu dann noch die Anmerkung: „Es gibt noch eine fränkische und eine slavische Bearbeitung des Stoffes.“ Ich habe in der Vorlesung natürlich nur davon gesprochen, dass die Sage von Walther in drei verschiedenen Gestalten vorliege, einer allemannischen, einer fränkischen und einer slavischen. Ebenfalls eine Verballhornisierung des von mir vorgetragenen ist es, wenn es S. 5 bei der Genesis heisst: „Interpolation aus dem alts. Heliand.“ Das ist der Extract, den „Dr. Wilkins“ aus meiner Bemerkung gewinnt, dass sich in der Genesis eine Interpolation finde, die nach Sievers aus einem sonst verlorenen, ursprünglich in altsächsischer Sprache abgefassten alttestamentlichen Werke des Helianddichters herrühre.

Ich möchte ferner gern wissen, wie sich „Dr. Wilkins“ das möglich dachte, dass Grimm Andreas und Elene im Jahre „1815“ herausgeben konnte, während, wie an derselben Stelle bemerkt wird, die einzige Handschrift, welche diese zwei Gedichte enthält, erst acht Jahre später entdeckt wurde. Es ist erstaunlich, dass jemand die Dreistigkeit haben kann, ein solches Repetitorium herauszugeben, ohne von Grimms Andreas und Elene, einem der kanonischen Bücher der englischen Philologie, auch nur so ungefähr zu wissen, wann es erschienen ist (1840).

Als Reste der heidnischen Lyrik erwähnt er S. 6 „Zaubersprüche, Bienensegen, Walkyrensegen“. Ich habe bei Besprechung der Zaubersprüche erwähnt, dass viele Gelehrte einen Theil eines Bienensegens für eine Anrufung der Walküren gehalten haben. Einer der bezeichnendsten Paragraphen ist der dritte unter Lyrik. „Psalmen, aus einer Pariser Handschrift von Thorpe 1835 herausgegeben; vgl. Hallenser Dissert. von Meister 1877, die Flexion im Oxforder Psalter; Haupt's Zeitschrift IX u. XXII.“ Der Candidat oder Studierende kann lange suchen, ehe er die gemeinten Stellen findet. Ja, um zu begreifen, wie der Verf. dazu kommt, den 22. Bd. der Zeitschrift zu citieren, muss man wissen, dass ich im Anschluss an die von Thorpe herausgegebenen Psalmen auch über den zuerst von Dietrich aus einer Londoner Handschrift veröffentlichten 50. (resp. 51.) Psalm gesprochen habe und dabei zur Berichtigung der gewöhnlichen Annahme, dass die Handschrift noch aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stamme, auf Zs. 22, 225 f. verwiesen. Dagegen den Hinweis auf die Hallenser Dissertation hat „Dr. Wilkins“ nicht aus dem Hefte, sondern er ist sein vollständiges Eigenthum. Freilich dürfte der Ruhm, den ihm diese Zuthat eintragen wird, kaum sehr gross sein, sintemal der Oxforder Psalter, über den Meisters Dissertation handelt, leider altfranzösisch ist.

Bei Nr. 4 der gelehrten Didactik (S. 7) hat der Verf. zwei ganz verschiedene Gedichte zusammengeworfen. Bei Besprechung der Sachsenchronik, über welche auf derselben Seite gehandelt wird, hat der Nachschreiber des „Dr. Wilkins“ vorliegenden Heftes gehört, dass der Anfang der englischen Annalistik in der Sitte zu suchen sei, am Rande der Ostertafeln Notizen über Ereignisse der einzelnen Jahre zu machen. Daraus macht nun der Verf.: „Sachsenchronik ist eine Zusammenstellung von Randbemerkungen an den Ostertafeln eines jeden Jahres“. Er scheint zu glauben, dass man sich, wie das jetzt mit dem Kalender geschieht, jedes Jahr neue Ostertafeln kaufte. Auf derselben Seite gelingt Dr. Wilkins eins seiner schönsten Stücklein. Wer Orosius war, dessen Werk König Aelfred bearbeitete, habe ich in der Vorlesung nicht gesagt. „Dr. Wilkins“ will dies als gründlicher Mensch aber wissen und findet denn auch etwa bei ten Brink S. 94 die Notiz, dass Orosius ein spanischer Presbyter war und sein Geschichtswerk „auf Anregung des h. Augustin“ schrieb. Daraus macht dann „Dr. W.“: „Orosius war Presbyter beim heiligen Augustin.“ Aber damit hat er noch nicht genug. Er fragt: wer war denn der heilige Augustin? Auch diese Frage gelingt es ihm zu seiner Zufriedenheit zu beantworten, und so fügt er in Klammern hinter Augustin bei: „598 Erz-

bischof von Canterbury, † 607"; d. h. er verwechselt zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten gleichen Namens.

Von den Blickling Homilies, die „Dr. W." S. 8 erwähnt, behauptet ten Brink S. 131, sie seien „ohne alle Frage ein Erzeugniss der durch Dunstan, Aethelwold und ihren Anhang hervorgerufenen geistigen Richtung." Daraus macht „Dr. W.": „Sie wurden unter der Autorität der Kirchenväter Dunstan und Aethelwold verfasst". Woher aber (und das sei meine letzte Bemerkung über dieses Kapitel) — woher „Dr. W." die Nachricht hat, dass Aelfric, der Verf. der *Homiliae catholicae* u. s. w., Erzbischof („Dr. W." schreibt das Wort mit ff) von Canterbury war, kann ich nicht sagen. Aus ten Brink stammt sie nicht, da dieser diese veraltete Annahme gar nicht erwähnt: aus dem öfter erwähnten Hefte könnte sie aber nur dann geflossen sein, wenn in diesem das hier sehr wesentliche Wörtchen „nicht" vor Erzbischof ausgefallen wäre.

Der Uebersicht über die mittelenglische Litteratur ist, wie auch der über die neuenglische, ein historischer Ueberblick vorangeschickt, der auf sich beruhen möge. Für die mittelenglische Partie ist „Dr. W." hauptsächlich einem in meinen Vorlesungen über Grammatik nachgeschriebenen Hefte gefolgt: hier führe ich natürlich nur die hauptsächlichsten Denkmäler an, die für die mittelenglischen Dialecte in Betracht kommen, ohne auf ihren Inhalt einzugehen. „Dr. W." hat sich nun verpflichtet gefühlt, das zu ergänzen theils durch Zusätze bei den aus meiner Vorlesung entlehnten Werken, theils durch Hinzufügung von Schriften, die ich übergangen. Man hätte nun erwarten sollen, dass er die letzteren, bei deren Auswahl ich übrigens kein Prinzip entdecken kann, unter die einzelnen Dialecte einreihte, aber das ging offenbar über seine Kräfte: deshalb fügte er sie hinten an. Die Jahreszahlen, die er nach dem Hefte gibt, zu verificieren fällt ihm nicht ein. Er schreibt ferner *Hali Meidenhead . . . an alliterative homily by Cockayne*, was natürlich nur bedeuten kann, dass Cockayne der Verfasser des Werkes ist. Unter den westmittelländischen Denkmälern führt er sodann richtig die *Early English Alliterative Poems ed. Morris* 1864 nach dem Hefte an. Dieselben Gedichte figurieren aber auch (ich weiss nicht, wie er dazu kommt) unter seinen nördlichen Stücken, wo es unter Nr. 5 heisst: „Die Perle mit den Theilen (!) *Clannesse* (Unschuld) und *Patience* (Ergebung). Vgl. *Early English Alliterative Poems ed. by Morris, London* 1869." In diesem Jahre erschien die zweite Auflage der Morris'schen Ausgabe, die aber genau dieselben drei Gedichte enthält, wie die erste. Das *Ayenbite of Inwyt* stammt aus dem Hefte, „Dr. W." fügt aber den überraschenden Zusatz bei, dass dies Werk ein Gedicht sei. Was er über *Guy of Warwick* sagt, ist mindestens irreführend. Die Angabe, dass meine Ausgabe der einen Version dieser Romanze in Cambridge erschienen sei, erklärt sich daraus, dass die Handschrift in Cambridge ist. Dass auf derselben Seite *Wheatby* statt *Wheatley* und *Dobel* statt *Dobet* zu lesen steht, will wenig sagen. Unter „Assonanz" scheint „Dr. Wilkins" das zu verstehen, was andere Sterbliche „Allitteration" nennen, da er S. 14 Peter den Pflüger als „ohne Reim, aber mit Assonanzen" geschrieben characterisiert. Die Bemerkung, dass dieses Werk „um 1370 verfasst" sei, kann nur jemand machen, der von ihm nichts weiss. Auch von Gower weiss nichts, wer ihm zuschreibt „ein allegorisch-moralisches Gedicht mit franz., lat. und englischem Theil". Von Chaucer heisst es „geb. 1340 zu London, studierte zu Oxford und Cambridge." Der Jahreszahl ist wenigstens ein „um" oder „etwa" hinzuzufügen, die Bemerkung über Oxford und Cambridge aber ganz zu streichen, da man darüber absolut nichts weiss. Dass Kochs Aufsatz über Chaucer in den Engl. Studien über dessen Leben handle, kann auch nur sagen, wer ihn nicht kennt. Von Dunbar endlich führt „Dr. W." die Titel dreier Gedichte in einer Weise an, dass man glauben muss, das sei alles oder nahezu alles, was er geschrieben.

Ich bin fast nur auf Begehungssünden eingegangen, und nicht einmal auf alle. Wollte ich von den Unterlassungssünden auch nur die hauptsächlichsten monieren, so hiesse das Ihre Geduld auf eine zu harte Probe stellen. Ich will nur noch einen raschen Blick auf die das fünfte Kapitel bildenden 35 Fragen aus der historischen Grammatik (S. 28) werfen. Sie sind nach dem in meinen Vorlesungen nachgeschriebenen Hefte gemacht, doch muss ich die Vertretung ihrer Form dem „Dr. Wilkins“ überlassen. Ich bin z. B. daran unschuldig, wenn Nr. 11 lautet: „Nenne Beispiele der Lautverschiebung beim Uebergang aus dem altenglischen ins hochdeutsche.“ Ich bin unschuldig an den vielen falschen Quantitäten und an Formen, wie *seohan*. Ich versichere, dass ich lehre, dass in den Wörtern *father* und *mother* das *th* erst am Anfang des 16. Jahrh. für älteres *d* eintritt, und also von einem ae. „*fæther*“ oder „*mothor*“ ebenso wenig rede, wie vom „Comperativ.“

Dieser „Comperativ“ erinnert mich an die „Pegnitsschäfer“ (S. 18), die „*T*ronbesteigung“ (S. 8) und die „Chrestoma*t*ie“ (im Vorwort). Man könnte ja meinen, die Weglassung des *h* in diesen Wörtern beruhe auf phonetischer Schreibung, aber man würde sich irren; denn „Dr. Wilkins“ schreibt noch th selbst da, wo sogar die officielle Orthographie das h weglässt.

In welcher Verblendung über sich und sein Wissen muss „Dr. Wilkins“ befangen sein, da er sich nicht scheut, sich als schriftlichen Exameneinpauker anzubieten?

J. Zupitza.

Molières Leben und Werke. (Französische Studien Bd. II.) Von Dr. Mahrenholtz. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. 25 Bogen gross 8.

Das eben erschienene Werk enthält eine Uebersicht der wichtigsten Forschungen, die bisher von den französischen Kritikern und Commentatoren auf dem Gebiete der Molière-Philologie gemacht worden sind und eine Zusammenfassung dessen, was der Verf. früher in einer Reihe von Einzelaufsätzen publicirt hatte. Das ästhetische und kulturhistorische Element ist gleichmässig berücksichtigt und die Auffassung eine durchaus selbständige, nirgends von der Tradition beeinflusste. Neues bringen vor Allem die der Arbeit hinzugefügten fünf Excurse, die seltene Schriften über Molière betreffen. Der Abschnitt „Bibliographisches“ gibt mancherlei Nachträge und Vervollständigungen zu Lacroix. Eingehenderes Studium ist namentlich der an Molière's: Ecole des femmes, D. Juan und Tartuffe sich knüpfenden Polemik, sowie der Fameuse comédienne und Grimarest gewidmet worden, auch die ältere Molière-Literatur kurz, aber in scharfen sprechenden Zügen skizzirt. Der Abschnitt: „Nachahmer und Interpreten Molière's“ widerlegt viele vorgefasste und gedankenlos nachgesprochene Meinungen Anderer. Es ist die erste kritische Biographie Molière's auf deutschem Boden.

Wittenberg. C. Löschhorn.

Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferd. Gross. Leipzig, C. Reissner, 1881.

Diese Sammlung interessanter feuilletonistisch gehaltener Aufsätze verdient auch an dieser Stelle lobende Erwähnung, da sie mancherlei feine Bemerkungen in sehr hübscher Darstellung über moderne Sprachen und Literaturen beibringen. Besonders lesenswerth sind die Artikel über Daudet als Lyriker, Shakespeare und die Frauen, Uebersetzungssünden, eine Kir-

mess in Brüssel und Germanismen im Pariser Argot. In dem Aufsatze über Shakespeare sucht der Verf. nachzuweisen, dass der Dichter sehr weit von jenem Frauencultus entfernt sei, den man ihm fälschlich zuschreibe; er habe einzelne edle Frauengestalten geschaffen, aber mit der ausdrücklichen Verwahrung, dass sie Ausnahmen seien, und selbst an diesen Ausnahmen lasse er noch immer manche Fehler und Schattenseiten der Regel haften. Die edlen Frauen, welche er gegeben, seien passiv edel, die schlechten dagegen zeigten eine sehr active Schlechtigkeit. Etwas zu weit scheint der Verf. zu gehen, wenn er behauptet, dass sich Shakespeare's Anschauung über die Frauen dahin definiren lasse, „gute Frauen sind solche, die noch nicht schlecht waren.“ Höchst amüsant ist die Schilderung der Brüsseler Kirmess, und der Leser begleitet den Verf. mit Vergnügen von dem Grand Hôtel bis zur Foire, die sich wie eine Reise von Frankreich nach Flandern darstellt und um so merkwürdiger ist, da man sie gleichsam über das Pariser Quartier latin zu machen hat. Erfreulich ist es, dass der Verf. in recht gründlicher Weise auf eine Purification des Uebersetzerwesens hinzuwirken strebt. Keine Nation hat zwar im Allgemeinen bessere Uebersetzer als die deutsche, aber leider ist man schon seit längerer Zeit bei uns in ein sehr schlimmes Extrem verfallen. „Heute ist, wie Hr. Gross sagt, uns nichts mehr zu schlecht, zu geringfügig, um ins Deutsche übertragen zu werden, und wir haben uns daran gewöhnt, ein gut Theil dieser Uebertragungen von den erbärmlichsten Handwerkern ausgeführt zu sehen.“ Diesen Uebelständen soll gesteuert, nicht aber etwa unser Zusammenhang mit der ausländischen Literatur gelockert werden.

Die angeführten Beweise und Beispiele sind überzeugend, und jeder Unbefangene wird gern solchem Ankämpfen gegen die Uebersetzungsseuche beipflichten. — Daudet wird in anmuthiger Weise als Lyriker charakterisirt, wobei natürlich die in Deutschland leider nur wenig bekannten, aber ausserordentlich graziösen Amoureuses in den Vordergrund treten. Der Aufsatz über den Pariser Argot bringt mancherlei Neues, dessen Kenntniss den Lesern moderner franz. Romane willkommen sein wird.

Die Praxis der Schweizerischen Volks- und Mittelschule, hrsg. von J. Bühlmann. 1. Heft. Zürich, Orell, Füssli & Co.

Dieses neue Archiv für Unterrichtsmaterial bringt in seiner ersten Nummer eine Reihe schätzbarer Beiträge für specielle Methodik und hat die Tendenz, die nationale Schweizerschule durch vereinigte Kräfte zu fördern. Den gesammten Unterricht soll der nationale Geist durchdringen und ein möglichst grosser Theil des Unterrichts ein nationaler sein. Unter den verschiedenen Aufsätzen des Heftes machen wir auf zwei vorläufig aufmerksam: „Barbarismen im Unterricht“ und „Allotria im deutschen Sprachunterricht.“ In dem ersten dieser beiden Aufsätze wird alles dasjenige als Barbarismen im Unterrichte bezeichnet, was der Lehre von der Aperception, von dem Interesse, von der ursprünglichen und willkürlichen Aufmerksamkeit, von der Gedächtniss- und Willensbildung und schliesslich der Praxis unserer pädagogischen Klassiker zuwider ist.

A. Wiemann, Englische Schüler-Bibliothek. Heft 3—7. Gotha bei G. Schlössmann.

Die neuesten Hefte dieser hübschen Sammlung, welche Erzählungen aus W. Irving's Alhambra, die Tales of a Grandfather, The three cutters und sehr gut gewählte Abschnitte aus Markham's History of England enthalten, schliessen sich recht verdienstlich den ersten Theilen der Schülerbibliothek an und werden dem Unternehmen gewiss manche neue Freunde erwerben. Es kann nur gelobt werden, dass sich die erklärenden Noten

auf wirkliche Schwierigkeiten, namentlich sachlicher Art beschränken und dass der Verfasser nicht Grammatiken und synonymische Handbücher ausschreibt, wie das leider in letzterer Zeit so sehr Mode geworden ist. Nur in den Three Cutters erscheinen die Noten etwas zu dürftig, während andererseits die dem siebenten Hefte beigegebene englische Formenlehre als entbehrlich anzusehen ist.

Deux pages inédites de la vie de Frédéric le Grand. (Extrait de la nouvelle Revue du 15 avril 1881.) Paris, J. Baur.

Die beiden interessanten Stücke, welche wir Herrn Charles Henry, Bibliothekar bei der Sorbonne, verdanken, bestehen aus einer Ansprache, welche der König an den Prinzen von Hessen rücksichtlich seines Religionswechsels gehalten haben soll und aus einem Berichte über eine Unterredung, welche zwischen Friedrich dem Grossen und dem Professor Gellert in Leipzig stattfand. Der Herausgeber hat sie in einem Manuscripte der Nationalbibliothek in Paris (Fonds français, No. 13084) bei den ex libris der Gräfin von Boisgelin entdeckt, welches ausser den beiden genannten Stücken unter anderen noch eine Copie der Matinées du roi de Prusse enthalten. Das Gespräch mit Gellert nimmt Bezug auf die deutsche und französische Literatur und deren Werthschätzung; der Discours an den Prinzen von Hessen lautet folgendermassen:

„Vous jugez bien, mon prince, que c'est avec une peine infinie que j'ay appris votre changement de religion. Hélas! il était aisé de prévoir les suites funestes qui en résulteraient. On a voulu que je vous parlasse. Cependant je ne sais si à chose faite il y a du remède. Bon Dieu! quel motif peut vous avoir déterminé à cette démarche? Quel qu'il soit, je suis persuadé, mon cher cousin, que, pour peu que vous vous fussiez fait représenter à quel point cela affligerait votre vieux père, votre digne épouse, vos sujets futurs et en général toute l'Europe protestante, vous ne l'auriez jamais fait. Non, en vérité, aucune raison n'est capable de faire renoncer un cœur qui sent, qui a de l'humanité et de l'honneur à l'amour de ses parents, à la confiance de ses peuples et à l'estime du public.

„Je sais fort bien que quand il est question de faire son salut, il faut passer par-dessus toutes les considérations du monde; mais il est impossible que la religion qui en indique les moyens ne soit fort unie et fort simple. Oui, il est impossible que Dieu fasse dépendre le bonheur éternel d'une croyance compliquée. Les ecclésiastiques disputent, dogmatisent et se déchirent mutuellement. Le chrétien s'attache à aimer Dieu et son prochain, sans soumettre sa raison aux décisions d'un chef d'Église ou d'une assemblée de quelques ecclésiastiques. La conviction n'admet d'autre tribunal que la conscience. Le ciel ne sera jamais la récompense des dogmes et des opinions. Examinez et vous trouverez toutes les inconséquences de la religion catholique romaine; elles sont si manifestes qu'encore que vous préfériez de raisonner sur Dieu à la douceur de l'aimer, vous n'y trouverez pas de quoi satisfaire votre goût. Indépendamment de tout cela, si j'avais été à votre place je me serais dit: Il est impossible que Dieu puisse vouloir que je me sauve par un chemin qui me conduit à accabler ma famille et à blesser le plus essentiel de mes devoirs.

„Il me semble cependant que j'entrevois comment vous avez été induit à ce parti. Quand on est jeune, on fait souvent bien des sottises; je ne m'en excepte pas; le temps vient qu'on s'en repent. Une conscience timorée trouble le repos de nos jours. Vous cherchez à calmer vos remords; arrivent des gens qui vous assurent que Dieu ratifie l'absolution d'un prêtre qui vous passe la main sur la tête (moyen assez aisé de se sauver); on le choisit avec plaisir; il est trop attrayant pour qu'on examine combien peu il est sûr, on ne se permet pas même d'en douter."

Ce fut ici que le prince interrompit le roi en lui disant que c'était là précisément son cas.

Le roi poursuivit:

„Eh bien! il faut donc que vous sachiez, mon prince, que cette absolution qui vous rend le cœur si léger et que vous affectionnez tant vous est vendue bien cher. La même bouche qui vous annonce la grâce du ciel prononcera contre vous l'anathème le plus foudroyant si vous ne prenez le glaive en main pour établir l'autorité de l'Église romaine, si vous ne permettez qu'on tyrannise les consciences et si vous n'abusez de votre autorité pour forger des fers à vous et à vos sujets. C'est la source la plus féconde des plus tristes inconvénients. On ne connaît que trop les artifices du clergé catholique. Ayez les yeux ouverts sur les pièges qu'on vous tend, consultez la vérité, écoutez les sentiments de votre cœur, voyez ce que vous dicteront votre honneur et votre conscience éclairée.

„Vous ne sauriez blâmer votre père, qui doit veiller au bonheur de ses peuples; vous ne sauriez blâmer les princes qui composent le corps évangélique en Allemagne d'avoir, à l'occasion de votre changement, pris de sages précautions contre les maximes pernicieuses d'un clergé entre les mains duquel vous serez toujours un prince à qui personne ne pourra se fier. Ce n'est pas vous qui agirez, c'est la prêtraille qui dominera.

„On a tâché d'en prévenir les dangereuses suites en vous liant les mains, je l'avoue, d'une manière un peu humiliante; j'aurais voulu qu'on eût pu s'en dispenser; je voudrais encore que toutes les précautions fussent inutiles, que vous rompissiez les entraves qui ont été fatales à tant de souverains et à des États entiers. Songez-y, mon prince, et si ma sincérité est allée trop loin, sachez que l'amitié en a été l'unique source."

Cours normal de Langue allemande par D. Springer, ancien professeur de l'Université. 3 parties. Paris, Firmin-Didot et Cie. Brunswick, H. Meyer.

Aeusserst spärlich waren in früherer Zeit wirklich brauchbare Lehrmittel zum Unterrichte von Ausländern in der deutschen Sprache, und nur der niedrige Bildungsstand oder die Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit vieler Lehrer macht es erklärlich, dass ihrem Bedürfniss Lehrbücher à la Ollendorf, Ahn u. s. w. genügen konnten. Die mehr wissenschaftliche Behandlung des gegenwärtigen Sprachstudiums hat auch für den Schulunterricht eine wirkliche Vertiefung zur Folge gehabt, und so konnten denn die älteren ziemlich oberflächlichen Grammatiken nicht mehr recht befriedigen. Unter den mancherlei Versuchen, welche in Beziehung auf das Deutsche von Franzosen gemacht worden sind, verdient das obengenannte Werk rühmend genannt zu werden. Man bekommt sofort den Eindruck, dass der Verf. eine gründliche Kenntniss der Sprache besitzt und in methodischer Beziehung ein durchaus tüchtiger Lehrer sein muss. Das bedeutungsvolle Wort Gréard's in seinem bekannten Berichte an die Académie des sciences morales et politiques bezeichnet gleichsam in symbolischer Weise den Charakter unseres Buches, indem er sagt: „En éducation, la méthode est tout. Ce qu'elle exige avant tout, c'est un travail incessant de l'intelligence chez l'élève, et de la part du maître, une intervention discrète, mais toujours active. Les livres eux-mêmes doivent servir à seconder la parole du maître, non à la remplacer." Als Einleitung des Ganzen giebt der Verf. eine Art Fibel oder Abécédaire; er will weder die sogenannte altklassische, noch auch die empirische Methode und verhält sich ablehnend zu der in Frankreich vielfach gebräuchlichen méthode mixte, weil dieselbe das Erlernen neuerer Sprachen nicht wesentlich erleichtere und in pädagogischer Beziehung viel zu wünschen übrig lasse. So lernt denn in dieser Fibel der Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern beginnt schon im eigent-

lichen Sinne des Worts ganz unmerklich das Studium der deutschen Sprache. Durch Vermittelung des Ohres werden die Elemente des Wortes beigebracht, und es können diese Sprech- und Gehörübungen ganz vorzüglich genannt werden, die sich frei halten von den banalen Redensarten der gewöhnlichen Questionnaires und nur Fragen an den Schüler richten, die er wirklich beantworten kann. Besonderes Lob verdienen dann auch die verschiedenen Abschnitte, welche der Recapitulation und Repetition des durchgearbeiteten Stoffes gewidmet sind.

Die eigentliche Grammatik wird nach heuristischer Methode in drei Büchern gelehrt, welche Ref. gelegentlich eingehend besprechen wird. Die beigefügten Aufgaben erscheinen äusserst zweckmässig; sie sind inhaltreich und schreiten fort vom Leichten zum Schweren. Schliesslich sei das Werk bestens empfohlen.

Goethe en Italie. Étude biographique et littéraire par Théophile Cart. Paris et Neuchatel, Sandoz.

Obiges Werk, welches ursprünglich als Dissertation der faculté des lettres in der Akademie von Lausanne vorgelegen hat, sucht die Lösung eines psychologischen Problems: Un homme connu, pris à une époque déterminée de son développement intellectuel — Un pays également bien connu — Quelle sera l'action de celui-ci sur celui-là? Die äusserst gründliche, mit unverkennbarer Liebe angestellte Untersuchung, von welcher der Verf. einen sehr gefälligen lichtvollen Bericht giebt, überzeugt den Leser, wie sich in dieser beschränkten Reife-Periode ein herrliches Miniaturbild von dem Leben Goethe's abspiegelt. Der Verf. kennt und beherrscht das ganze literarische Material und begleitet mit vollster Ort- und Sachkenntniss den Dichter auf seiner Wanderung Schritt für Schritt, und wenngleich man vielleicht nicht in allen Punkten dem Verf. beistimmen kann, so muss ihm doch ohne Rückhalt zugestanden werden, dass es ihm gelungen ist, das Leben des Dichters als ein harmonisches Kunstwerk darzustellen.

1. La jeunesse de G. Washington, suivie d'un petit recueil de ses lettres à sa famille par M. Guizot. Im Auszuge und für die Schule bearbeitet von Dr. G. Geilfus. Zürich, Schulthess.
2. James Watt par M. Fr. Arago. Im Auszuge und für die Schule bearbeitet von Dr. G. Geilfus. Zürich, Schulthess.
3. La vie de Lazare Nicolas Marguerite Carnot par Fr. Arago. Im Auszuge und für die Schule bearbeitet von Dr. G. Geilfus. Zürich, Schulthess.

Der Herausgeber vertritt in der Veröffentlichung der obigen Schriften die gewiss sehr richtige Ansicht, dass die Biographie hervorragender Männer, wie sie uns von der Geschichte aufbewahrt wird, einen Stoff für die Lectüre liefert, welcher noch immer zu wenig benutzt wird. Sie schliesst sich zum grossen Theile der Fassungskraft des Schülers an und vermag in ihm Wohlgefallen am Guten und Wahren zu wecken. Es gilt dieses unstreitig von dem in den drei vorliegenden Heften enthaltenen Stoffe, und man kann sagen, dass sich bei Anfertigung des Auszuges die Geschicklichkeit des Bearbeiters in rühmlichster Weise bekundet. Jede einzelne Biographie wird die jugendlichen Leser interessiren, die Sprache ist leicht und gefällig und die Erläuterungen, welche nach Ansicht des Referenten etwas zu viel geben, werden selbst eine cursorische Lectüre gestatten.

Voltaire am Abend seiner Apotheose von H. L. Wagner. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, dass die rühmlichst bekannte Verlagshandlung, der wir bereits eine nicht geringe Anzahl trefflicher Hilfsmittel für das Studium der neueren Sprachen verdanken, den Entschluss gefasst hat, deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrh. durch Dr. Bernhard Seuffert, Privatdocent an der Universität Würzburg, in Neudrucken herausgeben zu lassen. Erschienen ist bereits ausser der oben genannten Schrift das Trauerspiel Otto von F. M. Klinger und es werden nun nachfolgen: 3. Maler Müller, Faust's Leben und 4. Gleim, Preussische Kriegslieder von einem Grenadier. Wir werden somit für einen geringen Preis und in vortrefflicher Ausstattung mancherlei seltene Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrh. erhalten, und der Herausgeber gedenkt ausser werthvollen metrischen und prosaischen Dichtwerken auch wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie zu veröffentlichen.

Die kecke Satire Wagner's, welcher weit über das Ziel hinausschoss, ist nur einmal gedruckt worden und gegenwärtig äusserst selten. Die K. Bibliothek in Berlin besitzt noch ein Exemplar, welches der Herausgeber benutzt hat. In der sehr beachtungswerthen Einleitung schildert er die damalige Voltaireverachtung, zeigt dass die Angabe des Titels, dieselbe sei aus dem Französischen übersetzt, nur eine Fiktion ist und charakterisirt die Ungerechtigkeit in der Beurtheilung des franz. Dichters, dessen philosophisches und historisches Schaffen, sowie seine Herabwürdigung Shakespeare's allerdings Tadel verdienen.

Französische Syntax in Beispielen, nach der heuristischen Methode von Dr. A. Wiemann. Gotha, G. Schlössmann.

Das kleine Büchlein soll den Grund legen zu einer allgemeinen Kenntniss der Syntax; es ist so eingerichtet, dass der Schüler aus zwei einander gegenüberstehenden Sätzen die betr. Regel finden soll und kann. Die wichtigsten syntaktischen Schwierigkeiten kommen zur Behandlung und beanspruchen in dankenswerther Weise die Selbstthätigkeit des Schülers. Da das Büchlein nur ein paar Groschen kostet, so dürfte es sich neben jeder anderen Grammatik sehr wohl zur Benutzung bei Repetitionen empfehlen.

The prisoner of Chillon, by Lord Byron. Mit Lebensbeschreibung des Dichters, Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Dr. Karl Meurer. Köln, Römke.

Der durch seine synonymischen Handbücher wohl bekannte Herausgeber veröffentlicht hier eine Ausgabe jenes herrlichen Gedichtes, welche sich für die Privatlectüre sehr empfehlen lässt. Die Erklärungen sind sachgemäss, erscheinen aber für die Klassenlectüre entbehrlich; fast in allen besseren englischen Chrestomathien für die oberen Klassen ist der Prisoner of Chillon abgedruckt, und auf dieser Lehrstufe dürfte die Erläuterung der Dichtung kaum dem Lehrer besondere Schwierigkeit machen.

Wie ich mein Wörterbuch der franz. Sprache zu Stande gebracht habe. Eine Plauderei von E. Littré. Leipzig, W. Friedrich.

Den Lesern dieser Zeitschrift wird das interessante Original: Comment j'ai fait mon Dictionnaire de la langue française bekannt sein und Ref. kann

sich deshalb auf die Bemerkung beschränken, dass sich die Uebersetzung gut liest und nur zu wenigen kleinen Ausstellungen Veranlassung giebt. Sie ist übrigens mit einem sehr ähnlichen Bildnisse des Verfassers ausgestattet und verdient noch insofern ganz besondere Empfehlung und Verbreitung, als der volle Reinertrag der internationalen Littré-Stiftung zufliessen wird.

Ausgewählte Scenen aus Molière's Lustspielen. Zum Schulgebrauch zusammengestellt von Ferd. Schwarz. Basel, C. Detloffs Buchhandlung.

Der Herausgeber hat solche Scenen ausgewählt, die sich durch Korrektheit, Einfachheit und Verständlichkeit auszeichnen; die Lectüre derselben soll den Schülern zur Aufmunterung dienen und als angenehme Unterbrechung im ernsten Unterrichte und Ref. glaubt, dass sie auch zu Memorirübungen recht wohl geeignet sind.

Konjugations-Muster für alle Verba der französischen Sprache, regelmässige wie unregelmässige, mit Angabe der Aussprache von G. Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt, 1881.

Wir erhalten hier eine Separat-Ausgabe der dritten Beilage zu den bekannten Toussaint-Langenscheidt'schen franz. Unterrichtsbriefen, und es verdient Anerkennung, dass der Verf. bei den Paradigmen jene Fortschritte sorgfältig weiter ausgebeutet hat, welche in den von Sachs und Langenscheidt dem grossen Wörterbuche beigegebenen Remarques détachées nach dieser Richtung erzielt worden sind. Die ausserordentlich mühevolle Arbeit ist namentlich in typographischer Beziehung bewunderungswerth. H.

R. von Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Eduard Trewendt, 1881.

Vor uns liegen die beiden ersten bisher erschienenen Bände der fünften Auflage des obigen Werkes, denen die beiden letzten in kurzer Zeit folgen dürften. Längst hat die Kritik anerkannt, dass uns in Rudolf von Gottschalls Werk von allen über die deutsche Litteratur unseres Jahrhunderts erschienenen das vollständigste, eingehendste und geistvollste Handbuch entgegentritt. Dasselbe umfasst nicht nur die Poesie, sondern alle Seiten des geistigen Lebens und bietet so zugleich ein treffliches Kulturgemälde des 19. Jahrhunderts. Liebevoll und unparteiisch ist jede litterarische Strömung innerhalb des gezogenen Kreises gewürdigt worden, überall gewahren wir die Hand des scharfsinnigen Litterarhistorikers und Kritikers und des feinfühligen Aesthetikers. Niemand, weder der Litteraturforscher noch der nach einer umfassenden allgemeinen Bildung Ringende wird des Buches entbehren können. Es ist ein überaus anziehendes Studium, die gewaltigen geschichtlichen Umwälzungen unseres Jahrhunderts in ihrem inneren Zusammenhange zu verfolgen, aber diese Kenntnis wird nur eine einseitige bleiben, wenn wir nicht auch den Geistesäusserungen unseres Volkes unsere Blicke zugewandt haben. Die Kultur, die Litteratur insbesondere, ist der Gradmesser der geistigen Höhe eines Volkes; das Studium der deutschen Nationallitteratur unseres Jahrhunderts wird uns erst den Inhalt, den

Charakter derselben in seiner Totalität offenbaren. Und hierfür können wir das Gottschall'sche Werk allen Fachgenossen und allen Litteraturfreunden aufs wärmste empfehlen.

C. Trog, Dramatische Festspiele, geeignet zur Aufführung. Essen und Leipzig 1881.

Anschliessend wollen wir hier noch des verzeichneten kleinen Werkchens Erwähnung thun, welches patriotischen Festen eine Fülle trefflichen Stoffes zur Aufführung darbietet. Die Festspiele sind originell und durchhaucht von wohlthuender Frische und Vaterlandsliebe.

Hamm. Dr. O. Weddigen.

Die Prosodie oder richtige Silbenbetonung der französischen Sprache. Gegründet auf die Quantität der Silben nach Lévisac und Dubroca. Eine unentbehrliche Zugabe für alle französischen Grammatiken (!!). Nebst einer Geschichte der Entstehung der französischen Sprache etc. etc. Aus dem Nachlasse des Prof. der neueren Sprachen zu Paderborn G. Reiche. Bearbeitet von Erwin Martin, Director eines von der hohen k. k. Statthalterei autorisirten Institutes für franz. Sprache etc. Böhm. Leipa 1880?

Unter diesem hochtrabenden Titel liegt mir ein Machwerk vor, wie ich es elender kaum gesehen habe; es wäre eigentlich für jede Minute schade, die man mit der Besprechung desselben vergeudet; aber ich halte es für die Aufgabe der gesunden Kritik, durch energische Blossstellung derartiger Stümpereien dahin zu wirken, dass sie unschädlich bleiben, und dass wir vielleicht nach und nach vor ähnlichem Zeug verschont bleiben. Um kurz zu sein, wollen wir sofort die Blumenlese beginnen.

Schon die Vorrede giebt uns einen Vorgeschmack des blühenden Unsinnes, der uns in der Folge geboten werden soll; da erklärt der Verfasser: „Es ist endlich einmal Zeit, dass die allgemein befolgte Gewohnheit, den Ton immer auf die letzte Silbe zu legen, aufhört, und dass man im Französischen wie im Lateinischen drei Arten von Silben annimmt, nämlich:

a) syllabes longues lange Silben;
b) syllabes brèves kurze Silben;
c) syllabes douteuses, schwankende Silben, welche bald lang, bald kurz sind, und im Lateinischen ancipites genannt werden." Der erste Teil, noch der vernünftigste im Buche, enthält Dinge wie folgt: p. 14 „Das stumme e ist immer sehr kurz, z. B. la bouche." p. 18 „inhérent; l'inhérence, welche man ausspricht: ängehrang, ängehranss (sic!), und in welchen das i als Nasenlaut ausgesprochen wird." p. 20, 9 stehen unter der Regel: „Oi lautet wie ein kurzes o ohne a" auch poitrail, poitrine, poitrinaire. p. 21 soll in guide, Guise das „u" gesprochen werden! p. 25 „aill ohne folgenden stummen (!!) e ist lang in:"; wir haben es hier nicht etwa mit einem Druckfehler oder einer Flüchtigkeit zu thun, denn dasselbe kehrt genau p. 26, 15 und p. 47 wieder; überhaupt ist Herr Martin ein äusserst gewandter Stylist; er sagt consequent „im Anfang der Wörter" st. „am Anfang (p. 29, p. 31, p. 35 etc.), in dieser Stelle st. an dieser Stelle u. s. f.

Viel unterhaltender ist was uns im II. Kapitel „Von dem Silbenaccent oder der Betonung der Silben der französischen Sprache" dargeboten wird.

Unter den allgemeinen Regeln steht unter Anderem: „Die kurzen einsilbigen Wörter, z. B. seul, pris, en, nous u. s. w. haben für sich genommen keinen Accent (!), weil die Stimme auf ihnen nicht steigen und sinken kann.“ „Alle Wörter von 2, 3, 4 und mehreren (!) Silben haben einen Accent, aber nur einen, so lang auch das Wort sein mag, und dieser Accent kann nur auf der letzten, vorletzten oder vorvorletzten Silbe ruhen.“ p. 49 wird betont: la *cou*sine, la *mon*tagne, in der Mehrheit aber: les cou*sin*es, les mon*tag*nes (!!). Welch herrliche Entdeckung! Ferner: „Der Accent verändert seine Stelle, wenn man an die Wörter einsilbige Wörter anhängt, z. B. cette at*ten*tion diese Aufmerksamkeit; cette atten*tion*-là jene Aufmerksamkeit.“

Das nun folgende III. Kapitel enthält eine praktische Anwendung all des Unsinnes, welcher uns bisher unter dem Namen von Regeln aufgetischt wurde Es genügt vollständig, wenn ich die ersten zwei Zeilen mit der Aussprache resp. Betonung wiedergebe: „Ca*ly*pso ne *pou*vait se con*so*ler du dé*part* d'*U*lysse. Dans sa *dou*leur, elle se *trou*vait malheu*reu*se d'être immor*tel*le.“ Dazu giebt es aber selbstredend noch zahlreiche Erklärungen, unter denen ich nur einige schnell herausgreife. Seite 51 ist wörtlich zu lesen: „In Télémaque kann man den Accent 1) auf Té legen, wenn man Té als lang betrachtet, also: *Té*lémaque; 2) auf lé, wenn man lé als lang betrachtet, also: Té*lé*maque; 3) auf maque, wenn man alle drei Silben als kurz betrachtet, also: Télé*maque*.“ Ist das nicht köstlich? Auf derselben Seite finden wir: „Man bemerke, dass ré*son*ner mit scharfem s wiedertönen heisst, und dass résonner mit weichem s wiederhallen bedeutet, welches in (!) dieser Stelle der Fall ist.“ (Es soll offenbar der Unterschied zwischen resonner und résonner hervorgehoben werden.) p. 55 kommt nochmals Télémaque zur Sprache, die Regel ist nur eine Variante der oben gegebenen; bei 2) aber Té*lé*maque ist hinzugefügt: „Diese Accentuation stimmt mit dem griechischen *Τγτέμαχος* (sic!!) überein.“ p. 68 „Arri*vé* kann man zwar auch ar*ri*vé accentuiren, je nachdem man das é *dou*teux als lang oder kurz betrachtet, jedoch ist arri*vé* besser, um dasselbe vom Infinitiv ar*ri*ver zu unterscheiden.“ So geht es fort. Das Grossartigste aber wird unter der Rubrik: „Geschichte der Entstehung der französischen Sprache“ geleistet, welche auf 4 Seiten eine Auslese von Albernheiten enthält. Dass es eine lingua romana rustica gab. ersieht man nach M. lediglich daraus, „dass das römische Volk einmal verlangte, auch in seinem Dialecte, der lingua rom. rust., Schauspiele aufgeführt zu sehen.“ p. 75 „Nach und nach wurde das verdorbene Latein noch mehr verdorben, so dass sich aus demselben in Frankreich zwei Sprachen entwickelten; eine im Süden, eine im Norden. I. Im Süden entwickelte sich die feine und harmonische provenzalische Sprache. — Von derselben existiren noch zwei (sic!) kostbare Denkmäler: 1) 257 Verse eines Gedichtes über Boëce, Minister des Königs Theodorich. In diesem Gedichte wird Boëce auf Befehl des Königs Th. ins Gefängniss gesetzt und getröstet durch die wunderbare Erscheinung einer Dame, welche die göttliche Gerechtigkeit darstellt. Dieser Boëce ist jedoch hingerichtet worden (!!).“ 2) Ein anderes merkwürdiges Gedicht —. 3) (oben heisst es 2!) einige Fragmente der Troubadours. —“ p. 76 findet sich weit gedruckt: „Aus der langue d'oïl entstand also das jetzige Französisch am Ende des XIII. Jahrhunderts; in der Mitte des XIV. Jahrhunderts war es schon in voller Kraft. *Ma*rot, *Mal*herbe, *Mon*taigne und *Bal*zac schrieben zuerst das Französische mit Reinheit.“ Giebt es noch etwas Gelungeneres? Die „Bemerkungen über die (sic!) französischen Gedichte“ enthalten unter Anderem: „6. Ehemals wurden die Verse beim Lesen scandirt (!), jetzt liest man sie wie Prosa.“ „7. Rhythmus ist bei französischen Versen nicht erforderlich“ (!!). Einen würdigen Abschluss bildet eine ganz nichtige „Erklärung der drei Accente oder Tonzeichen (!): des Apostroph, der Cédille etc.“ p. 82 soll der Apostroph in

grand'mère u. s. w. den Ausfall eines „e“ anzeigen, das doch gar nie dagewesen ist.

Welche hohe Meinung der Verfasser dieses lächerlichen Buches von seinem Opus hat, ersieht man daraus, dass er in der Vorrede sagt: „Den Herren Directoren und Professoren der Mittel- und Bürgerschulen, sowie auch den Vorstehern und Vorsteherinnen der Erziehungsanstalten wird diese Abhandlung vorzüglich zu einer geneigten Aufnahme empfohlen“, und daraus dass er sich ausdrücklich alle Rechte vorbehält. Das sollte man doch kaum für möglich halten!

Augsburg. G. Wolpert.

Zeitschriftenschau.

Göttinger Gelehrte Anzeigen.

Stück 41. 12. Oct. 1881. p. 1281—1294: G. Meyer, Griechische Grammatik. Bibl. indogerman. Grammatiken. Leipzig 1880 (Leo Meyer). 1305 bis 1312: K. Stejskal, Hadamar's von Laber Jagd. Wien 1880 (K. Bartsch).

Stück 42. 19. Oct. 1881. p. 1337—1344: K. Kinzel, Der Junker und der treue Heinrich. Ein Rittermärchen. Berlin 1880 (K. Bartsch).

Romania ed. P. Meyer & G. Paris.

No. 37—38. Janvier bis Avril 1881. Tome X. 1—35: P. Rajna, Una versione in ottava rima del libro dei sette savi. 36—62: G. Paris, Phonétique française. 63—74: A. Thomas, La chirurgie de Roger de Parme en vers prov. 75—99: J. Cornu, Études sur le poème du Cid. 100—116: Z. Consiglieri Pedroso, Contribuiçoes paraum Romanceiro e Cancioneiro popular portuguez. 117—193: E. Cosquin, Contes populaires lorrains. 194—211: V. Smith, Chants populaires du Valay et du Forey. 212—245: Mélanges. 1. Le Juif errant en Italie au XIIIe siècle (A. d'Ancona). 2. Cument Comment = Qva Mente. 3. De l'influence regressive de l'ïatone sur les voyelles toniques (J. Cornu). 4. La keuce lait, si prant l'estrain (J. Cornu). 5. Une épître fr. de saint Étienne copiée en Languedoc au XIIIe siècle (G. P.). 6. Mélanges catalans (Paul Meyer). 7. Deux mss. Gonzague. 8. Sur un prétendu fragment inédit de Desclot (Morel-Fatio). 9. Creviche, Crevuche (Ch. Joret). 10. Notes sur la langue des farsas y eglogas de Lucas Fernandez (Morel-Fatio). 11. L'énigme, conte mentonais (B. Andrews). 12 Le prisonnier de Rennes (A. Orain). 246 bis 257: Corrections (J. Stürzinger). 258—294: Comptes-Rendus. H. Hormel, Chronique ascendante. Marburg 1880 (G. P.). P. Schulzke, Retontes e + i und o + i in der norm. Mundart. Halle 1879 (Ch. Joret). E. Levy, Guilhem Figueira. Berlin 1880. M. von Napolski, Ponz de Capduoill. Halle 1880 (P. M.). L. Constans, La légende d'Œdipe. Paris 1880 (G. P.). Recull de eximplis e miracles, gestes e faules e altres ligendes ordenades per A. B. C. [Barcelone 1881.] (Morel-Fatio). E. Picot & Chr. Nyrop, Nouveau recueil de Farces fr. des XVe et XVIe siècles. Paris 1880 (G. P.). E. Rolland, Faune populaire de la France. Paris 1877—81 (James Darmesteter). 295—312: Périodiques. 313—320: Chronique.

No. 39. Juillet 1881. p. 321—333: A. Thomas, Extraits des archives du Vatican pour servir à l'histoire littéraire. 334—345: J. Cornu, Études de grammaire portugaise. 346—364: A. Lambrior, Essai de phonétique roumaine. 365—396: E. Legrand, Chansons populaires. 397—410: Mélanges (G. Paris, J. Cornu, J. Fleury, P. Meyer, A. Thomas). 411—439: Comptes-Rendus. K. Hofmann u. F. Muncker, Joufrois. Altfranz. Rittergedicht. Halle 1880 (G. P.). A. Tuctey, Journal d'un bourgeois de Paris, publ.

d'après les mss. de Paris et de Rome. Paris 1881 (P. M.). Frédéric Godefroy, Dict. de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes. Paris 1880 (Arsène Darmesteter). 440—449: Périodiques. 450—464: Chronique.

Zeitschrift für romanische Philologie. 1881.

V. Bd. 1. Heft. p. 1—48: P. Rajna, Il Cantare dei Cantari e il Serventese del Maestro di tutte l'Arti. 41—50: L. Stünkel, Flexion der Verba in der Sprache der Lex Romana Utinensis. 51—63: G. Wolpert, Eine bisher unbekannte afz. Hs. des Lebens der heil. Margaretha. 64—100: Miscellen. 1. Die Heimath des lat. Hymnus auf den Cid (G. Baist). 2. Zur Chronologie von Jean de Mairet's Dramen (A. Gaspary). 3. Noch einmal Boccaccio's Brief an Francesco Nelli (G. Körting). 4. Zum Cancionero General de Nagera (C. Michaëlis). 5. Zum Cancioneiro Geral (C. Michaëlis). 6. Zum Laberinto amoroso (K. Vollmöller). 7. Zu Marc. Gall. IV (E. Kölbing). 8. Zu den Bruchstücken der Geste des Loherains (E. Stengel). 9. Zu Bartsch, Die prov. Liederhs. Q. (G. Gröber). 10. Romanische Etymologien: aboyer, ruisseau, hâve, haver, houe, hoche, hocher, rancune, zotico, plais, goccia, brivido (W. Förster). 11. Afz. Estrumelé (A. Gaspary). 12. Franz. gilet (H. Schuchardt). 101—180: Recensionen und Anzeigen. W. Storck, Luis de Camoens' Gedichte. Paderborn 1880 (C. Michaëlis). Theophilo Braga, Bibliographia Camoniana. Lisboa 1880; Bibliographia Camoniana. Porto 1880 (C. Michaëlis). E. de Olavarria y Huarte, Tradiciones de Toledo. Madrid 1880 (F. Liebrecht). F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle. Paris 1880 (A. Tobler). L. Constans, Essai sur l'histoire du sous-dialecte du Rouergue. Montpellier 1880 (Aymeric). A. Reinbrecht, Die Legende von den Siebenschläfern und der agn. Dichter Chardri. Göttingen 1880 (H. Varnhagen). Romania 1880 (G. Baist, M. Gaster, R. Köhler, H. Suchler, G. Gröber, E. Stengel). Litterarische Notizen.

G. Körting u. E. Koschwitz, Französ. Studien. Heilbronn 1881.

I. Bd. 2. Heft. 127—260: R. Grosse, Der Stil Crestien's von Troies.
I. Bd, 3. Heft. p. 261—314: W. Hannapel, Poetik Alain Chartiers. 315 bis 360: G. Marx, Ueber die Wortstellung bei Joinville. 361—425: H. Soltmann, Der Infinitiv mit der Präposition à im Altfranzösischen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. 426—432: Index I u. II. 433—468: H. Heine, Corneille's Médée.

E. Kölbing, Engl. Studien.

IV. 3. Heft. 1881. 373—514: F. Bobertag, Zu John Dryden. I. R Thum, Anmerkungen zu Macaulay's History III. W. Münch, Die Frage des englischen Aufsatzes in Realprima. — K. Körner, Einleitung in das Studium des Ags. Heilbronn 1880 (O. Brenner). Grein, Kurzgefasste ags. Grammatik. Kassel 1880 (O. Brenner). E. Müller, Etymol. Wörterbuch der engl. Spr. II. Aufl. Köthen 1878—79 (W. Vietor). A. Würzner, Ueber Chaucer's lyrische Gedichte. Steyr 1879 (F. Lindner). R. Döhn, Aus dem amerikan. Dichterwald. Leipzig 1880 (O. Hopp). Justin Mc Carthy, A History of our own times 1879 (R. Thum). M. Wolff, John Ford, ein Nachahmer Shakespeare's. Heidelb. Diss. 1880 (Kölbing). R. P. Wülcker, Altengl. Lesebuch. Halle 1874—80 (Kölbing). Literar. Notizen, B. Schmitz, Encyklopädie. Leipzig 1879—81; E. Mätzner, Engl. Grammatik. III. Aufl. 1880. M. Heyne, Uebungsstücke zur Laut- und Flexionslehre der altgerm. Dialekte. Paderborn 1881 (Kölbing).

Programmenschau.

E. Friese, l'Enseignement secondaire en France, II. Programme du Collège Royal français. Berlin 1880. 34 S.

Seit dem verhängnisvollen Jahre 1870 hat sich in Frankreich die Regierung des sehr im Argen liegenden Unterrichts mit grösster Energie angenommen. Es erschienen Flugschriften über Flugschriften, die eine gründliche Reform immer dringender verlangten; gefeierte Gelehrte wie Bréal erhoben gleichfalls ihre gewichtige Stimme;* Gesellschaften wurden gegründet, um die Einrichtungen der benachbarten Staaten, vorzugsweise Deutschlands, eingehend zu studieren** und besondere Kommissäre ausgesandt. Die praktischen Resultate all dieser Anstrengungen sind jedoch kaum nennenswert; trotz der Reformen Jules Simons ist der französische Gymnasialunterricht noch sehr reformbedürftig und hat sich von den Banden mittelalterlicher Jesuitenpädagogik noch nicht zu befreien vermocht.

Dies im einzelnen nachzuweisen ist die Aufgabe, die sich Friese gestellt und zu deren Lösung ihn ausser eingehenden Studien der einschläglichen Ministerialrescripte auch mehrmalige Besuche in Paris besonders befähigten. — Zunächst wird das Fehlen der sogen. Realschulen konstatiert. Das humanistische Gymnasium ist in Frankreich noch alleinherrschend, bietet aber denjenigen Schülern, die sich in den Realien weiter ausbilden wollen, um in die Kriegs-, See-, Forstschulen und in die École Polytechnique eintreten zu können, durch eine auf die Obersecunda folgende classe de mathématiques préparatoires, die der Prima einer deutschen Realschule I. O. entspricht, hinreichend Gelegenheit zur Vorbereitung. Der deutschen Realschule II. O. und der süddeutschen Höheren Bürgerschule ohne Latein entspricht dann ein innerhalb des Gymnasiums gegründetes enseignement secondaire spécial mit fünfjährigem Kursus, das die Schüler bis zum 16.—17. Jahre für einen praktischen Beruf vorbereiten soll. Haben nun die Schüler, die dieses enseignement spécial absolviert haben, Lust und Liebe zum Studium gefasst, so ist es ihnen durch einen einjährigen cours complémentaire ermöglicht, sich zum baccalauréat-ès-sciences vorzubereiten. — Der Vorteil, den dieses enseignement spécial

---

* M. Bréal, Quelques mots sur l'instruction publique en France, Paris, Hachette 1872.

** Am rührigsten war im Jahre 1877 die Société pour l'étude des questions d'enseignement supérieur, 15, rue des Saints-Pères.

vor der deutschen Realschule ohne Latein hat, besteht darin, dass es, obwohl es wie diese die höheren Schulen von den lästigen Schülern befreit, die von vornherein die Absicht haben, nur einige Jahreskurse zu absolvieren, den Schülern den Weg zum eigentlichen Studium offen lässt. Freilich gehört grosser Fleiss und glückliche Begabung dazu, um dieses Ziel zu erreichen.

Im zweiten Abschnitt wendet sich Friese der Frage des Internats zu, das den französischen Gymnasien die Hälfte der Schüler zuführt und Napoléon dem I. seine Organisation verdankt. Hier sieht der Verf. entschieden zu schwarz. Man kann die Schattenseiten dieser militärisch-klösterlichen Einrichtung nicht hinwegleugnen (Bréal hat sie pag. 281—316 trefflich beleuchtet); aber der Ref. kann aus eigner und Anderer Erfahrung versichern, dass Frieses Behauptung „une éducation rationnelle (??) est à peu près impossible dans ces conditions-là, et l'on ne peut pas s'empêcher de plaindre ces pauvres créatures qui, détachées du foyer de la famille, sont condamnées à passer des années si importantes pour leur développement etc. etc.“ entschieden übertrieben ist. Richtiger ist die mit dem Internat zusammenhängende Existenz der maîtres d'études, der sogen. pions, charakterisiert, die sich aus den nämlichen Elementen rekrutieren wie in Deutschland die Hauslehrer adliger Häuser und am Gymnasium in untergeordneter Stellung ihr Dasein fristen, weil es ihnen an den Mitteln zum Studium gebricht. Trotz Jules Simons Verbesserungen ist die Stellung dieser jungen Lehrer bemitleidenswert. Wenig musterhaft ist ferner auch die Verwaltung des französischen Gymnasiums durch proviseur, censeur und économe.

In Abschnitt III wird das aus dem Jesuitenkollegium adoptierte komplizierte Belobungs- und Belohnungssystem eingehend erörtert und die Verwerflichkeit der Uebertreibung des Aemulationsprinzips vom pädagogischen Standpunkte aus erwiesen. Das System gipfelt bekanntlich in dem alljährlichen Concours général (cf. Friese pag. 13—19), an dem nur auserlesene Schüler sämtlicher Pariser Gymnasien teilnehmen, eine Einrichtung, die in anderen Akademiebezirken Frankreichs Nachahmung gefunden hat. Zweck dieses hochwichtigen Examens ist festzustellen, welcher Gymnasiast unter allen Mitschülern des Akademiebezirks z. B. im lateinischen oder französischen Aufsatz, welcher im Anfertigen lateinischer Verse, welcher in Mathematik u. s. w. der beste ist; die Gesamtzahl der möglichen Fächer (composition), an denen ein Kandidat teilnehmen könnte, beträgt 41. In der Regel aber beteiligt sich der Einzelne nur an 1 bis 4 compositions. Der Sieger im Concours général wird hoch gefeiert, erhält alle möglichen Stipendien, sein Name geht durch alle Blätter u. s. w.

Diese Einrichtung, auf die die Franzosen so stolz sind, richtet sich selbst,* wenngleich nicht einmal der rücksichtsloseste Kritiker des französischen Schulwesens, M. Bréal, das ehrwürdige Institut anzutasten gewagt hat.

Im folgenden Abschnitt wird der Lehrplan der französischen Gymnasien klar dargelegt und mit Recht die veraltete Methode des lateinischen Unterrichts, mit der Jules Simon vergeblich aufzuräumen suchte, ebenso wie die oberflächliche Behandlung des Griechischen, einer scharfen Kritik unterzogen. Friese giebt zu, dass der lateinische Unterricht den ersten Platz im Lehrplane des Gymnasiums behalten müsse, aber nur „à la condition d'être renouvelé d'après les besoins des temps modernes.“ Was das heisst, ist dem Unterzeichneten nicht recht klar. — Andererseits kann jeder, der in Quarta und Tertia unterrichtet hat, dem Verf. beistimmen, wenn er Bréals

---

* Reybaud giebt in seinem köstlichen Roman Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale (Paris 1846) im Cap. XXIX ein drastisches Bild von dem Einexerzieren des einzelnen Schülers auf den concours général.

Anforderungen an einen wissenschaftlichen lateinischen Unterricht übertrieben findet.

Im letzten Teil geht der Verf. auf die vielerörterte Examinaplage, die das französische Schulwesen so schwer schädigt, ausführlicher ein. Auch hier kann sich Referent den Ansichten Frieses nur anschliessen, namentlich betreffs der grossen Anforderungen, die in Philosophie und Naturwissenschaften an die bacheliers gestellt werden, sowie betreffs der programmartigen minutiösen Bestimmung der Abschnitte eines jeden Klassikers, die im Examen ausschliesslich vorgelegt werden sollen. Daher ist auch das gewerbsmässige Einpauken im höchsten Flor, daher auch die häufig wiederholten Versuche der abgewiesenen Kandidaten; daher endlich die traurige Thatsache, dass kaum ein Drittel der Kandidaten das Examen besteht.

Was den Stil betrifft, so wäre er als fliessend und gut zu bezeichnen, wenn nicht gar zu viele Germanismen stehen geblieben wären und der Ausdruck vielfach als zu allgemein gehalten an Unklarheit litte. Man vergleiche z. B. la vie propre des établissements (pag. 1); les hommes positifs (pag. 7); le sentiment d'appertenir (so statt appartenir) à un tout bien disposé et de recevoir leur vie d'un centre commun (pag. 7). — Als Germanismen sind u. a. zu rügen: laisser tomber une organisation (3); le vœux public et les besoins des temps nouveaux semblaient nécessiter etc. (4); les questions pendantes (8); concentrer ses forces etc. sur un seul objet (18); la meilleure gymnastique qu'on puisse faire subir à l'esprit juvénil (20). L'esprit juvénil kehrt wieder pag. 23; der nicht sehr elegante Ausdruck sauter aux yeux gar an drei Stellen (6. 10. 17). — Falsch ist die Anwendung von légitimité statt légalité pag. 13, die Form Vergile pag. 6. Die Stelle pag. 11: Les Français, qui de nos jours ne s'occupent guère beaucoup de pédagogie etc. ist hoffentlich durch einen Druckfehler entstellt.

G. Hane, Sur le rôle de l'accent latin dans la formation de la langue française. Braunsberger Gymnasium. — Programm 1880. 19 S.

Die Hälfte der vorliegenden Schrift (1—9) besteht aus einer Einleitung, in der die Geschichte und die Hauptprinzipien der französischen Wortbildung auseinandergesetzt werden. Schuchardts „Vokalismus“ und Brachets kleine histor. Grammatik sind einzige Quellen; aus der letzteren finden sich zahlreiche stilistische Reminiscenzen.

Die Abhandlung selbst giebt nach des Verfs. eigener Aussage die bereits bekannten Ansichten der berühmtesten Philologen wieder (pag. 9). Für welches Publikum die Arbeit berechnet ist, ist nicht recht ersichtlich. Dass Hane an die Wissenschaftlichkeit seiner Leser keine gar zu hohen Anforderungen stellt, beweist der Satz pag. 9: Il semble être utile de remarquer que l'accent dont je m'occupe ici n'a aucun rapport avec ce que l'on appelle ordinairement les accents (grave, aigu, circonflexe). Ces accents-ci sont des signes purement grammaticaux ou orthographiques et ne touchent point l'accent tonique ou étymologique.

Das Schriftchen wäre also etwa für Gymnasiasten von Nutzen, die sich in der historischen Grammatik des Französischen kurz orientieren wollten, wenn auch für diesen Zweck eine klarere Disposition wünschenswert wäre. Dann aber müsste ein gewandter Stil einigen Ersatz bieten für die fehlende Wissenschaftlichkeit. Zur Charakteristik desselben mag der Anfang des Schriftchens hier reproduziert werden.

La grammaire comparée des langues a évidemment démontré, par une abondance de preuves palpables et incontestées, que c'est le latin populaire qui a donné naissance aux langues dites romanes etc. etc. Ce fait histo-

rique, admis aujourd'hui par tout le monde, donne à cet humble idiome que les écrivains latins ont eu coutume d'appeler avec dédain la langue de la populace, des paysans et des soldats, latin vulgaire, rustique et sordide, une importance qu'on ne s'est point imaginée auparavant, et qui mérite sans doute l'intérêt que des savants renommés de nos jours ont pris à en révéler l'histoire. — Il y en a qui, pour expliquer la scission positive de la langue latine, une à l'origine, en langue noble et langue populaire, ont eu recours à la différence de la localité. D'autres, et il faut le dire, la plupart soutiennent qu'on ferait mieux d'en chercher la cause dans le fait que la société romaine etc. etc.

T. Merkel, Der französische Wortton. Programm der Höheren Bürgerschule zu Freiburg i. B. 1880. 39 S.

Vorliegende Abhandlung enthält auf 12 Seiten den Wortlaut eines Vortrags, den der Verf. am 13. Januar 1873 vor einer Gesellschaft gebildeter Laien in Freiburg hielt, und dem er als „neue Gabe" 22 Seiten Anmerkungen und Zusätze anfügte. Der Ton der Abhandlung selbst ist demnach feuilletonartig. Es ist hier nicht der Ort darüber zu entscheiden, ob ein populärer Vortrag überhaupt dazu geeignet ist, eine so wichtige und brennende Frage zu behandeln; ferner haben die Ansichten des Verf. bereits durch J. Storm eine kompetente Aburteilung erfahren (germ.-rom. Litteraturblatt 1880, Sp. 59), mit welcher Ref. sich einverstanden erklärt. Interessant ist es jedoch zu erfahren, dass Herr Prof. Merkel zur Lösung seiner Zweifel eine Reise in die französische Schweiz machte, und dass der Umgang mit einem jungen Mediziner aus Besançon ihn in seiner Ansicht bestärkte, dass die französischen Wörter auf der ersten Silbe zu betonen seien. Ob die Schweiz und die Franche-Comté die Quellen sind, aus denen das reine Französisch fliesst, braucht nicht erst entschieden zu werden. Man vergleiche dazu, was der Verf. von seinem ersten französischen Sprachlehrer sagt (pag. 6).

Die am Schlusse der Anmerkungen für dieses Jahr angekündigte Arbeit des Verf. über deutsch-französische Aussprache ist dem Unterzeichneten nicht zur Hand.

G. Felgner, Ueber Eigentümlichkeiten der Ronsardschen Phraseologie. Gothaer Gymnasium. Progr. 1880. 9 S.

Vorliegende Schrift enthält eine philologische Untersuchung der Sprache des vielgeschmähten und erst von Sainte-Beuve und den Romantikern wieder zu Ehren gebrachten Hauptes der Pléïade. Die scheinbaren Ungereimtheiten und Trivialitäten in den Werken des kühnen Reformators werden hier mit Recht zum Teil auf Rechnung des damaligen Sprachgebrauchs gesetzt, zum Teil dem nicht immer glücklichen Streben zugeschrieben, die Begriffssphäre einzelner Wörter zu erweitern sowie durch Bildung neuer Wörter den Schatz der alternden Sprache zu bereichern. Dann folgt ein Verzeichnis der auffallenden Wörter, die der Verf. mit dankenswertem Fleisse aus der grossen Ausgabe des Jahres 1623 zusammengestellt hat. Solche in der klassischen Philologie häufigen Arbeiten sind in unserer Wissenschaft leider noch selten und daher mit aufrichtiger Freude zu begrüssen.

Neuhoff, Rabelais. Programm des Gymn. zu Eisleben 1880. 25 S.

Die Einleitung dieser Monographie über eine der interessantesten Erscheinungen der Renaissance enthält buntgemischte Sätze über das sech-

zehnte Jahrhundert, die Reformation, die Kelten und ihre destinée d'être toujours esclaves und den französischen Volksgeist. — S. 4 geht der Verf. auf das Thema ein und schickt folgende Disposition voraus: I. Rabelais vis-à-vis de la noblesse et de la royauté, II. de l'Église et de la science, III. du tiers-État * Politische Andeutungen sieht N. nur an zwei Stellen (I. 39 u. III. préf.), von denen die letzte ironisch zu verstehen ist. Dass unter der Maske von Grandgousier und Gargantua die Könige Ludwig XII. und Franz I., unter Picrochole der Herzog von Piémont erkennbar sind, glaubt Ref. noch, trotz N.s Frage, ob nicht Franz I. mehr Aehnlichkeit mit Picrochole habe als mit Gargantua. — Weniger schonend ging der Landpfarrer von Meudon mit seinen geistlichen Kollegen und dem Mönchtum um; die Beschreibung des vom reckenhaften Klosterbruder Jean errichteten „phalanstère" enthält in derbster Sprache sein Glaubensbekenntnis, die Pilgerszene I. 46 seine Ansicht über die Wallfahrten; die Reisen und Erlebnisse Panurges geben uns von dem damaligen kirchlichen Leben ein anschauliches Bild. — Im dritten Abschnitt weist N. nach, dass in Panurge Rabelais nicht nur sich selbst, sondern den Bürger überhaupt habe darstellen wollen.

Die Arbeiten seiner Vorgänger ignoriert der Verf. ganz; nur Demogeot wird vorübergehend als „un connaisseur de littérature française (!)" erwähnt. Sainte-Beuve und Géruzez existieren so wenig als Tissot. Der charakteristische pädagogische Abschnitt, den Tissot eingehend behandelt hat (Leçons de litt. I. 147 ff.), ist ganz übergangen.

Der Stil ist nachlässig. Man vergleiche nur die auf jeder Seite wiederkehrenden Fragesätze und die beliebten Wendungen mit quant à (pag. 8 2mal, pag. 12, 13 u. ö.), sowie die nicht minder beliebte Voranstellung des betonten Satzgliedes; pag. 1: Les grandes découvertes etc., pag. 3: Que ce peuple; pag. 19: Quel était l'état etc. —

Eine kleine Blütenlese von Germanismen und Latinismen mag folgen:
pag. 22. de l'un côté (cf. pag. 7: l'une fois).
„ 21 les peuples qui sont visités etc. sont décrits etc.
„ 20 briser avec (!!) les préjugés.
„ 19 en a assez trahi (hat genug davon angedeutet).
„ 15 Chap. 53 a l'inscription (= inscribitur).
„ 14 Ulisse statt Ulysse.
„ 12 Ce moment qui entre (= eintritt).
„ 9 Ce réformateur tire (= schleppt) devant son tribunal.
„ 4 Laquelle des trois positions possibles prit l'auteur. (!!)

Ohne die Druckfehler berühren zu wollen, an denen es nicht fehlt, schliessen wir mit einer Musterkarte sonstiger Fehler, welche jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht.

1) Die falsche Anwendung des passé antérieur pag. 17 où les savants Grecs eurent sauvé und il eut découvert.

2) il s'en rappelle statt il en appelle, pag. 18.

3) ne pas que (!!) = nicht nur, pag. 22 am Ende.

4) Falsche Anwendung des einfachen de, wo der Artikel hinzukommen sollte, pag. 5. l'héritière de Bretagne, und pag. 21 unten connaisseur de litt. frç.

A. Reissig, Pierre Corneille. Ein Beitrag zur Förderung des Studiums dieses Dichters. Programm des städt. Gymn. zu Greiz 1881. 18 S.

Der Verf. dieses Schriftchens ist identisch mit dem der Lebensbilder Molières und Rousseaus, die vor etlichen Jahren in der biographischen

* Dieser letztere Ausdruck passt für Rabelais' Zeit durchaus nicht.

Bibliothek erschienen. Diesen Schriften schliesst sich die vorliegende in Anlage und Zweck* völlig an und bringt auf 18 Seiten das Wissenswerteste über Leben und Werke von Pierre Corneille, wobei ausser Eberts Entwickelungsgeschichte der franz. Tragödie, Nisard und Lotheissen, besonders Taschereaus ausgiebige Monographie als Quelle diente. Im Schlusswort berührt der Verf. die oft aufgeworfene naive Frage, wer grösser sei, Corneille oder Racine, und schliesst sich an La Bruyères bekanntes Urteil an; dem Ref. scheint auch hier der alte Laharpe die treffendste Antwort gegeben zu haben in der berühmten Stelle:** „Corneille dut avoir pour lui la voix de son siècle dont il était le créateur; Racine doit avoir celle de la postérité dont il est à jamais le modèle. Les ouvrages de l'un etc. etc."

Hoffentlich wird der strebsame Verf. auch anderen Litteraturgrössen seine nützliche Thätigkeit angedeihen lassen.

Ad. Dühning, Ueber Racines auf antiken Stoffen ruhende Tragödien und deren Hauptcharaktere. Programm des kgl. Gymn. zu Quedlinburg 1880. 17 S.

Dühning giebt auf S. 1—6 zunächst eine Charakteristik des franz. Dramas, seines Verhältnisses zu den Alten und den drei Einheiten, dann der Stellung Racines zum Begriffe des wahrhaft Tragischen, wie sie aus den Vorreden zu Bérénice und Iphigénie hervorgeht. Die Bedenken, die D. gegen Reichart vorbringt (Archiv XLIV, pag. 7), kann Ref. nur billigen; Britannicus, Alexandre und vor allen Bérénice können nie als Tragödien bezeichnet werden. Zur Stütze seiner diesbezüglichen Ansicht hätte D. noch den Umstand erwähnen können, dass Corneille für seine Bérénice die Bezeichnung comédie héroïque gewählt hat.

Mit pag. 7 beginnt die Untersuchung der einzelnen Stücke und ihres Verhältnisses zu dem antiken Vorbild. Laharpe, St. Evremond, A. W. v. Schlegel, Ste. Beuve hat D. fleissig studiert und somit für dieses Thema ähnliches geleistet wie Reissig für Corneilles Leben und Werke. An eigenen Ansichten fehlt es natürlich nicht; doch will es den Unterzeichneten dünken, als habe D. hie und da die „Kehrseite der Medaille" zu streng hervorgehoben, was übrigens der Lobrednerei Laharpes gegenüber begreiflich erscheint. Trotz seiner Strenge kann indes D. nicht umhin, der „Phèdre" vor dem euripideischen Stücke den Vorzug einzuräumen, eine Ansicht, der wir freudig zustimmen; nur möge er hier die Frage gestatten, ob er H. Steierts zwei Offenburger Programme (1878 und 1879) nicht kennt oder ob er sie als zu unbedeutend absichtlich ignoriert.

S. 13 geht der Verf. zu den dramatisierten Episoden über und behandelt Alexandre, Britannicus, Bérénice und Mithridate mit verständiger und massvoller Kritik. Für das zweite Stück unterschreibt er das Urteil von Ste. Beuve und von Maass (Archiv XIX, 454 ff.).*** Wie

* Die Tendenz der Abhandlung ist in der ersten Anmerkung klar ausgesprochen: „Ich würde jedoch meine volle Befriedigung finden, wenn durch diese Arbeit bei diesem oder jenem Leser nicht nur eine Anregung zur Lektüre der C.schen Dramen, sondern der dram. Werke unseres Nachbarvolkes überhaupt gegeben würde."

** Obige Stelle notierte sich Ref. vor Jahren aus Laharpes Cours de Litt., vermag aber jetzt Band und Seite nicht anzugeben, da ihm hier alle litterarischen Hilfsmittel fehlen.

*** Die Phrase: „Die Tragödie Brittannicus hat unsere Blicke auf das grösste Ungeheuer gelenkt, das je einen Tron (sic!) innegehabt etc." würde man gerne in der tüchtigen Arbeit entbehren.

frei Berenicens Charakter von Racine behandelt worden, zeigt D. durch Anführung der Stellen Joseph, Antiq. Jud. 20, 7 ed. Oberthür und Juven. Sat. 6. 156 ff.; aber Lessings Auseinandersetzungen über das Verhältnis des tragischen Dichters zur historischen Wahrheit (Hamb. Dramat. 32. Stück) dürften ihm ein milderes Urteil eingegeben haben, wenn er sie berücksichtigt hätte. Von Bérénice gilt vorzugsweise das, was der Verf. eingangs seiner Abhandlung von lyrischer Malerei und feiner Charakterzeichnung sagt, und diese Eigenschaften haben selbst Voltaire die unverhohlenste Bewunderung für das Stück eingeflösst.

Wilke, Ce que Molière doit aux anciens poètes français. Programm des städt. Gymn. zu Lauban 1880. 21 S.

Die Molièrelitteratur hat in neuester Zeit einen solchen Umfang angenommen, dass nur Spezialkenner sie ganz überblicken können; darum kann Ref. nicht sagen, ob W. neues vorgebracht oder nicht. Jedenfalls aber haben Arbeiten wie die vorliegende für Nichtmolièristen unzweifelhaften Nutzen, vorausgesetzt nur dass sie praktischer angelegt sind; W. stellt nämlich die Liste seiner Gewährsmänner in einer Anmerkung zusammen und begnügt sich an den einzelnen Stellen damit, den betr. Band von Barbazan und von Legrand zu zitieren, was die Kontrolle erschweren muss.

Der Stil sticht vorteilhaft ab von dem der sub 2 und 5 besprochenen Schriften, wenn auch einige Bedenken erregt werden durch Ausdrücke wie: récompenser sévèrement (pag. 6); citoyens statt bourgeois (ebenda); il siérait mal au sujet de vouloir expliquer (pag. 12); Molière a quasi confondu les deux nouvelles de Boccace (= gewissermassen ineinandergearbeitet, pag. 14); tromper qn par ce qu'on le fait (dadurch dass man) traiter de malade (pag. 11); porter dans la clinique (pag. 15); réduire dans l'état d'une chienne (pag. 19); mettre une grande importance à un récit (pag. 19); ce que la femme voulait de lui (pag. 20); ce fabliau était présent à l'esprit du poète en composant le Malade imaginaire (pag. 21); pour comprendre succinctement (= zusammenfassen, pag. 21).

Von Druckfehlern erwähnt Ref. nur zwei störende: pag. 16, Z. 7 v. u. muss es heissen Mais l'archer statt le mercier; pag. 15 ist pro*mm*ettent stehen geblieben.

Bloemer, Vie et Satires de Mathurin Régnier. Programm des Gymn. zu Montabaur 1880. 23 S.

In der Einleitung zu seiner offenbar pädagogische Zwecke verfolgenden Monographie versucht der Verf. eine kurze Uebersicht über Régniers Vorgänger auf dem Gebiete der Satire zu geben. Nachdem er des Roman de Renart, der Fabliaux, des Roman de la Rose gedacht und Villon nebst Rabelais erwähnt, geht er zu der Pléiade über, deren Einfluss die Ménippée zu verdanken sei, und die dem liebenswürdigen Régnier die Wege geebnet. Ungern vermisst man neben der Ménippée die Pamphletenlitteratur und Agrippa d'Aubigné; überhaupt wäre ein ganz kurzer Auszug aus Lenient* und vielleicht auch aus Demogeots gediegenem Aufsatze im

---

* Lenient, la Satire en France au moyen-âge, Paris, Hachette 1877 (neueste Auflage) XIV u. 435 S. — Derselbe, la Satire en France ou la littérature militante du XVIème siècle. ibid. 1878. — XVI, 324 u. 559 S.

Junihefte des Jahrgangs 1846 der Revue des Deux Mondes angezeigt gewesen, wenn doch eine Uebersicht über die Satire vor Régnier beabsichtigt war.

S. 5—8 behandelt der Verf. das vielbewegte Leben Régniers und die Herausgabe der Satiren wenige Jahre vor dessen frühzeitigem Tode, ohne auf Jannets* interessanten aber wenig fruchtbaren Versuch, die einzelnen Satiren chronologisch zu ordnen, sich einzulassen.

S. 9 beginnt die Charakteristik von R.s Satiren. Seine Belesenheit in den Werken der Alten stellt die Gelehrsamkeit Rabelais' in Schatten; Juvenal ist sein Vorbild, da er meint, Horaz sei „trop discret pour un homme picqué" (Sat. II, 16—17). Dass R. ausserdem dem Ovid und der Bernischen Schule, die der Verf. unbestimmt als „les poètes italiens de la Renaissance" bezeichnet, manches verdanke, geht für den Kenner Régniers fast aus jeder Satire hervor. Seine Stellung zur Pléiade und zu dem von ihm verteidigten Ronsard wird S. 11 kurz erwähnt; dass R. vielmehr den vielgeschmähten Clément Marot zu Ehren brachte, als er Ronsards Sache verfocht, hätte hinzugefügt werden können (cf. Demogeot, hist. de la litt. frç., 15. Aufl. pag. 348 ff.). Die Urteile von Scudéry, Sainte-Beuve u. A. sind genugsam bekannt und übrigens von Poitevin in der Einleitung zur grossen Ausgabe der Satiren pag. 27—31 dargelegt; was uns der Verf. aus dem reichen Schatze von Régniers ätzendem Witze an Mustern vorführt, ist geschickt ausgewählt und gewährt ein klares Bild von des Dichters Bedeutung; mit Recht ist dabei auf die Macette, aus der Molière manchen Zug für seinen unübertrefflichen Tartuffe erborgte, besonderer Nachdruck gelegt. Bei seiner Beurteilung des Stiles von R. schliesst sich der Verf. der Ansicht von Gérusez an (Hist. de la litt. frç. I, 479 der 12. Auflage); bei der seines Charakters nimmt er den aufrichtigen Wüstling in Schutz gegen übertriebene Vorwürfe und weist nach, dass im Gegensatz zu Rabelais unser Satiriker wirkliches religiöses Gefühl gehabt (cf. Poitevin, ibid. pag. 314), was unser Urteil etwas lindern müsse, zumal da die damalige Zeit eine schärfer gewürzte litterarische Kost verlangte als wir. Zum Schlusse legt der Verf. die politischen und religiösen Ansichten R.s dar, der bekanntlich kein Anhänger der Reformation gewesen, und setzt auseinander, dass des Dichters gerader und unabhängiger Charakter die Ursache war, weshalb er niemals auf einen grünen Zweig kam.

Der Stil der vorliegenden Abhandlung ist weniger fehlerhaft als der der meisten oben besprochenen. Doch erregen folgende Stellen nicht geringe Bedenken:

Pag. 4. Pendant que le 15ème siècle, statt tandis que.

Ibid. Le mouvement des esprits (?) qui eut commencé en Italie déjà au 14ème siècle, statt avait comm. und dès le. (Das passé antérieur ist gleichfalls unrichtig pag. 11.) — Verstösse gegen die Tempuslehre sind ausserdem pag. 8: Une guerre relig., non moins terrible que celle qui, de 1618 à 1648, dévastait l'Allemagne, menaçait la Fr. etc., und ibid.: on croirait que le jeune M., doué etc., se fût déclaré partisan etc. — Ferner sind als Germanismen zu rügen dire le même (pag. 9); il serait inutile si nous voulussions prendre (pag. 15); en portant un jugement sur R., ils l'ont séparé de la connexion qui existe entre lui et son temps (ibid.). — Endlich fehlen auch die übrigens bei Abhandlungen, die an kleineren Orten gedruckt werden, zu entschuldigenden Druckfehler nicht. Pag. 9 sind allein deren drei zu zählen.

---

* cf. Pag. XV der Vorrede zur grossen Ausgabe, Paris 1869.

Pforzheim. Dr. Joseph Sarrazin.

A comparative study of Saxon-English, by H. Baumann, M. A., Lond. (Programm der Deutsch-englischen Knabenschule zu Brixton, SW., London). London, Aug. Siegle, 1880. 30 Seiten.

Diese Programmabhandlung verdankt ihren Ursprung einer Vorlesung, welche vor jungen Engländern behufs deren Einführung in die deutsche Sprache gehalten worden ist. Dieselbe ist in fliessendem Englisch geschrieben und zerfällt in drei Abschnitte, welche mit zahlreichen Beispielen erläutert sind: der erste handelt von den Worten deutschen Ursprungs, welche im Englischen verloren gegangen sind oder die Bedeutung geändert haben; der zweite von der äusseren Veränderung und Verwandtschaft der englischen und deutschen Laute; der dritte von der Flexion. Der Verfasser, welcher erst jüngst an dieser Stelle in einer hübschen kleinen Skizze über engl. Pensionate und Schulagenten Vielen aus der Seele gesprochen, zeigt sich in dieser Vergleichung des Englischen und Deutschen mit den neueren Ergebnissen der Forschung wohl vertraut; doch darf man neue, eigenartige Resultate in einem Programm dieser Art nicht suchen. Der Druck ist, von wenigen Versehen wie S. 7 ags. paec st. þaec; canges st. changes u. a. abgesehen, correct. R.

Miscellen.

Metrische Uebersetzungen von Dr. Otto Weddigen.*

Wohl lacht der Lenz mir froh entgegen.

(Nach dem provenzalischen Original Bertrand de Borns.)

Wohl lacht der Lenz mir froh entgegen,
Der Laub und Blumen wiederbringt,
Wohl hüpft mein Herz in lauten Schlägen,
Wenn Vogelsang süss zu ihm dringt;
Doch mehr erfreut, wenn auf dem Plane
Ich sehe aufgepflanzt die Fahne,
Ein lustig schwebend Kriegeszeichen;
Und wenn flugs über Berg und Thal
Hin eilt der Rosse stolze Zahl,
Die rings der Erde Grund erweichen.

Wie jauchzt das Herz, wenn schnelle Reiter
Zur Flucht jäh zwingen Mensch und Tier!
Und welch ein Blick, wenn tapfre Streiter
Die Lanzen brechen am Visier!
Wenn von der Burgen festen Türmen
Die Pfeile schwirr'n, Soldaten stürmen
Die Mauern, die zu Boden sinken;
Wenn mutig kämpfend fällt der Held,
Von seinem Blut sich färbt das Feld,
Wenn überall die Schwerter blinken.

Hei! mir gefällt der tapfre Ritter,
Der vorderst schreitet in den Krieg,
Der furchtlos schaut ins Schlachtgewitter,
Des Ziel ist sterben oder Sieg;
Er mag nach rechts nach links hin gehen
Ein jeder eifert ihn zu sehen,
Begleitet ihn, wohin er schreitet.
Nicht die Geburt verleiht den Ruhm,
Allein ein edles Heldentum;
Des Name glänzt, der tapfer streitet.

* Aus den demnächst erscheinenden neuen Dichtungen des Verfassers.

Ich sehe Schwert und Schild zerspalten —
Der Schild erzittert und sich biegt —
Den Helm, den Busch emporgehalten,
Triumph! Der Feind am Boden liegt;
Die Pferde röcheln noch im Sterben,
Rings herrschet tödliches Verderben.
Wohlan! mögt euch mit Blut berauschen!
Trennt mir vom Rumpfe gleich das Haupt!
Denn die der Waffen sind beraubt,
Sie mögen Totenliedern lauschen.

Fürwahr! nach Trink- und Festgelagen
Stehn minder mir mein Herz und Sinn;
Doch wo Alarm die Trommeln schlagen,
Dort lenken sich die Schritte hin;
Hei! wenn die tödlichen Geschosse
Den Reiter stürzen von dem Rosse!
Wenn lauter die Fanfaren schallen,
Und auf dem Boden rinnt das Blut,
Wenn wilder tobt des Kampfes Wut:
Dann jauchzt das Herz in Wohlgefallen.

Winterlied.

(Nach dem mittelhochdeutschen Original Walthers von der Vogelweide.)

Es plagt uns schon lange der Winter so kalt,
Es stehen rings öde die Heide, der Wald,
Wo sonst der Gesang, der liebliche, hallt
Erst wenn auf der Strasse das Mägdelein ballt,
Dann wieder der Vögelein Lied dort erschallt.

Ich möchte verschlafen im Winter die Zeit!
Und wach' ich 'ne Weile, so plagt mich der Neid,
Dass ihm ist Gewalt. ach! so breit und so weit;
Doch weichet er sicher dem Maien im Streit,
Der uns statt des Reifes die Blumen verleiht.

Mein Leben Du.

(Nach dem schottischen Original Robert Burns'.)

Willst du sein mein süsses Leben?
Wenn dein Herz bekümmert zagt,
Darf ich frohen Trost dir geben?
Bei dem Heile meiner Seele,
Das ist meiner Liebe Streben!
Und ich schwör's, dass du allein
Ewig bleibst mein süsses Leben;
Du, ich schwör' es, du sollst sein
Ewiglich mein süsses Leben.

Sag, dass du mich liebst, mein Leben,
Oder, wenn du mich nicht liebst,
Zeig mir nicht dein Widerstreben;
Willst und kannst du nimmermehr
Mir dein Herz zu eigen geben,

Ach, so lass mich sterben gleich,
Glaubend doch, du seist mein Leben;
Teure, lass mich sterben gleich,
Glaubend doch, du seist mein Leben.

Matrosenlied.

(Nach dem französischen Original Emile Souvestres.)

Wohlauf zum Gesang und das Glas in die Hand,
Nicht lange mehr sind wir Matrosen am Land!
Ihr Berge, lebt wohl, es dreht sich der Wind,
Wir segeln gleich morgen, Matrosen geschwind.
Der Himmel ist klar und die Segel sich blähn,
Seht glänzend am Himmel die Sonne dort stehn:
Drum auf! zum Gesang, dass er weithin erschallt
Und hoffet, wir stehen in Gottes Gewalt.

Wenn wilder die Wogen umpeitschen das Schiff,
Verderben ihm drohet das felsichte Riff,
Dann singet im Maste der Schiffsjung' noch laut
Und furchtlos hinaus in die Ferne er schaut.
Was kümmern die Fluten, des Sturms wilde Macht,
Die Wogen, die Felsen, die düstere Nacht?
Nur Hoffnung! wir stehen in Gottes Gewalt,
Drum auf! zum Gesang, dass er lauthin erschallt.

Landlied.

(Nach dem schottischen Original John Stuart Blackies.)

Fort, fort vorm Geschrei, vorm Gerassel,
Vorm Staub und Getöse der Stadt,
Wo leben heisst streiten und kämpfen,
Bis nieder der Schwache sinkt matt;
Fort, fort zu den grünenden Hügeln,
Die glänzen im Sonnenschein mild,
Das Herz ihrer Waldungen zittert
Beim Vogelsang, der sie erfüllt.

Fort, fort vor dem Schmauch und dem Rauche,
Der alles verschleiert dicht hat,
Dem Drängen, dem Stossen, dem Lärmen,
Der Enge, den Fesseln der Stadt.
Fort, fort, wo der Himmel sanft blauet,
Erfrischend die Lüfte rings wehn,
Wo nahe den dunkelen Tannen
Die Birken, die luftigen, stehn.

Fort, fort vor dem Wälzen und Wirbeln,
Dem Zischen in Tiefe und Höh,
Hier kann der Gedanke nicht rasten,
Kaum denkt man an menschliches Weh;
Fort, fort, wo der klare Bach rieselt,
Das Jagdhorn des Jägers erschallt,
Das Farnkraut voll Anmut entkräuselt
Die Blätter im duftigen Wald.

Fort, fort nach der traulichen Hütte,
Umgeben vom lieblichsten Grün,
Es folget die Frau meines Herzens,
Sie sorget im freundlichen Mühn;
Ein Schatz, dem auf Erden nichts gleichet:
Die Mutter, zwei Knäblein so hold;
Das jüngste verziehet die Lippen —
Wie süss es dem Vater schon schmollt!

Drum fort vorm Geschrei, vorm Gerassel,
Vorm Staub und Getöse der Stadt,
Wo leben heisst streiten und kämpfen,
Bis nieder der Schwache sinkt matt.
Fort, fort, wo das grüne Laub winket
Im duftigen Atem des Mai,
Die Blumen dem Rasen entspriessen,
Im Zweige der Vogel singt frei.

Minnelied.

(Nach dem mittelhochdeutschen Original Kaiser Heinrichs VI.)

Ich grüsse mit Gesang die Süsse,
Die meiden ich nicht will und mag,
Ich möchte wohl des Herzens Grüsse
Ihr senden jeden neuen Tag.
Und wer dies Liedchen singt vor ihr,
Die schmerzlich ich vermisse hier,
Es sei Weib oder Mann, der habe sie gegrüsst von mir.

Mir sind viel Länder unterthan,
Wenn ich bei der Geliebten bin,
Doch wenn ich von ihr scheide, dann
Fahr'n Reichtum, meine Macht dahin:
Ich dann, ach! Schmerz und Kummer habe,
Geh selten noch am Freudenstabe,
Ich will in Lust und Leid sie lieben bis zum Grabe.

Nun, da so herzlich ich sie liebe,
Sie stets in meinem Herzen trage,
Und meines Herzens warme Triebe
Sich mischen oft mit bittrer Klage —
Was giebt sie mir dafür zum Lohne?
Ob ich auch ihr im Herzen wohne!
Doch eh ich sie verlör', verlör' ich lieber meine Krone.

Es irret sehr, der es nicht glaubt,
Ich könnte leben manchen Tag,
Wo nicht die Krone trüg' mein Haupt,
Schlägt mir nur ihres Herzens Schlag.
Verlör' ich sie, was hätt' ich dann?
Ich taugte weder Weib noch Mann,
Es wäre dann mein Trost, wär' ich in Acht und Bann.

Wie dem Vogel in den Zweigen.

(Nach dem französischen Original Charles Fournels.)

Wie dem Vogel in den Zweigen,
Dringt aus meiner Brust das Lied,

Wenn Natur rings um mich lächelt,
Blau Gewölk am Himmel zieht;
In das Herz dringt dann die Hoffnung,
Aufwärts der Gedanke schweift,
Der Beglückte singt ins Weite,
Oder wie die Amsel pfeift.

Still verborgen im Gebüsche,
In des Laubes dunklem Grün,
Schallt mein Liedchen ungekünstelt,
Bis die Freuden mir entfliehn.
Und was kümmert's, wenn ein Wandrer,
Der des Wegs vorübergeht,
Lauschend, nur mit spött'schem Lächeln
Meinem Liedchen Antwort steht!

Nun! dem schallt des Vogels Weise,
Der ihm setzt' des Lebens Ziel,
Weiss er, ob sie einem andern
Als dem Schöpfer selbst gefiel?
So mit mir! will keiner lauschen
Meinen Liedern zart und rein —
Meinen Kräften sie entsprechen —
Gott auch werden sie erfreun.

Liebeslied.

(Nach dem griechischen Original der Sappho.)

Reinsten Glückes voll, wie die Götter, dünkt mich,
Welchem dir ins Auge zu schaun vergönnt ist,
Welcher, trinkend süssesten Hauch, am Zauber
Deines Gesprächs hängt,

Deines herzerfreuenden Lachens. — Doch mir
Fährt das Herz im Busen vor jähem Schreck auf,
Schau ich dich nur an, versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.

Jedes Wort erstirbt auf der Zunge; plötzlich
Rinnt mir's durch die Glieder wie Feuergluten,
Vor den Augen flirrt es, und ein Brausen
Klingt in den Ohren!

Kalter Schweiss befällt mich, ein heftig Zittern
Mein Gebein; und fahler als welkes Gras wird
Meine Farbe — wenig fehlt, dass nieder
Sink' ich in Ohnmacht.

An den Sperling der Lesbia.

(Nach dem lateinischen Original Katulls.)

Sperling, meiner Geliebten süsse Freude,
Du, mit welchem sie spielt, und den sie liebkost,
Dem sie, naht er sich, reicht die Fingerspitze,
Den zum mutigen Biss sie pflegt zu reizen;

Wenn es meinem Verlangen, strahlend schönen,
Einfällt munteren, trauten Scherz zu treiben,
Also Linderung suchend seines Schmerzes
Und wohl auch noch zu kühlen heisse Gluten:
Könnt' ich spielen mit dir, so wie sie selber,
Und erleichtern des schweren Herzens Sorgen!
Ach! es wär' mir so lieb als jenem flinken
Mädchen, wie man erzählt, der goldne Apfel,
Der den Gürtel, den lang verschlossnen löste.

Des Seemanns Kind.

(Nach dem Englischen.)

Der Sturm wühlt auf das tiefe Meer,
Die Woge schlägt das Schiff
Und alle Herzen werden schwer,
Es droht das Felsenriff.

Das Kind des Seemanns steht allein
Im wilden Sturm am Bord,
Sein Antlitz leuchtet froh und rein —
Da tönt zu ihm das Wort:

„O Knabe, spotte nicht so sehr,
Es droht das Felsenriff!"
„Was soll der Fels?" erwiedert er,
„Mein Vater lenkt das Schiff!" —

So wenn auf Erden Hoffnung schwand
Auf Rettung in der Not,
Schützt uns noch Gottes gnäd'ge Hand
Vor Elend und vor Tod.

Er hört der Menschen frommes Flehn,
Macht leicht das arme Herz;
In Freude wandelt er die Thrän',
Die bang entrinnt dem Schmerz.

Drum kannst du nur zu ihm aufschaun,
Wenn droht das Felsenriff;
Und gleich dem Knaben hab' Vertraun,
Er lenkt das Weltenschiff.

Sophokles.

(Aus dem Griechischen.)

Sanft umschliesse den Hügel des Sophokles, rankender Epheu,
Sanft, und breite umher wallendes, grünes Geflecht;
Auch die Rose erschliesse den Kelch, und die schwellende Rebe,
Früchteschwer, streu' des Geranks üppige Fülle rings aus,
Weil er in goldenen Worten, als ein Liebling der Grazien und Musen,
Treffliche Lehren so süss tief in das Herz uns geflösst.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

C. Abel, Ueber den Ursprung der Sprache. 2. Ausg. (Berlin, Liepmannsohn.) 1 Mk. 50 Pf.
F. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. II. Bd. 2. Hälfte. (Wien, Hölder.) I u. II. 22 Mk.
O. Weddigen, Studien und Erinnerungen. (Essen, Silbermann.) 2 Mk.
D. Asher, Ueber den Unterricht in den neueren Sprachen, spezieller der englischen, an den Universitäten und höheren Schulen. (Berlin, Langenscheidt.) 80 Pf.

Lexicographie.

J. ten Dornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfries. Sprache. 13. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
T. Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flussnamen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 2 Mk.
D. Sanders, Beiträge zur deutschen Synonymik. (Berlin, Abenheim.) 4 Mk.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 6. Bd. 8. Lfrg. bearb. von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 15. Heft. (Berlin, Eisenschmidt.) 1 Mk. 50 Pf.

Grammatik.

A. Puls, Untersuchung über die Lautlehre der Lieder Muscatblüt's. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 2 Mk.
G. Marx, Ueber die Wortstellung bei Joinville. 1. Theil. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
H. Soltmann, Der Infinitiv mit der Präposition à im Altfranzösischen. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

Literatur.

R. Dürnwirth, Zwei Bruchstücke aus altdeutschen Dichterwerken. A. Aus dem jüngeren Titurel. B. Aus Ottackers Reimchronik. (Klagenfurt, Heyn.) 1 Mk. 20 Pf.

Aeltere tirolische Dichter hrsg. v. J. E. Wackernell. 3. Bd. (Innsbruck, Wagner.) 12 Mk. 80 Pf.
Deutsche Literaturdenkmäler d. 18. Jahrh. hrsg. v. B. Seuffert. Inhalt: Faust's Leben vom Maler Müller. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Grimm, Kleinere Schriften. Hrsg. v. Gust. Hinrichs. 2. Bd. (Berlin, Dümmler.) 10 Mk.
O. v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung 8.—11. Lfrg. (Leipzig. Spamer.) à 50 Pf.
O. v. Leixner, Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. 36.—39. Lfrg. (Leipzig, Spamer.) à 50 Pf.
C. Redlich, Lessing-Festblatt zum 8. September 1881. (Hamburg, Strumper.) 1 Mk.
M. R. v. Waldberg, Studien zu Lessings Stil in der Hamburgischen Dramaturgie. (Berlin, Kühl.) 3 Mk.
C. Müller-Frauenrath, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen dargestellt. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk.
K. Th. Gädertz, Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk. 80 Pf.
W. Buchner, Ferd. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. (Lahr, Schauenburg.) 1 Mk. 25 Pf.
J. Claassen, G. E. Lessing's Leben und ausgewählte Werke im Lichte der christichen Wahrheit. (Gütersloh, Bertelsmann.) 5 Mk.
J. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. (Leipzig, Schlicke.) 15 Mk.
G Brandes, Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrh. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 9 Mk.
H Dederich, G. E. Lessing, der Apostel der Denkfreiheit. (Leipzig Morgenstern) 1 Mk. 70 Pf.
H. Düntzer, Lessing's Leben mit Illustrationen. (Leipzig, Wartig.) 9 Mk.
K. Gödeke, Grundriss der Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 12. Heft. (Dresden, Ehlermann.) cpl. 4 Mk. 60 Pf.
H. Flaschel, Die gelehrten Wörter in der chanson de Roland. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 Mk. 20 Pf.
R. Schoch, Ueber Boner's Sprache. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 60 Pf.
Messire Thibaut, Li romanz de la poire; hrsg. v. F. Stehlich. (Halle, Niemeyer.) 4 Mk.
Das mittelenglische Poema morale, hrsg. von H. Lewin. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.
R. Grosse, Der Stil des Crestien v. Trois. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
M. Hannapel, Poetik Alain Chartiers. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
Jehan de Taim, Li hystore de Julius Cesar. Eine altfranz. Erzählung in Prosa, hrsg. v. F. Settegast. (Halle, Niemeyer.) 9 Mk.
C. H. Heine, Corneille's Médée in ihrem Verhältniss zu den Medea-Tragödien des Euripides und Seneca. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
W. Kulpe, Lafontaine. Sein Leben und seine Fabeln. 2. Aufl. (Leipzig, Friedrich.) 3 Mk. 60 Pf.
A. Barbou, Victor Hugo und seine Zeit. Nach dem Franz. von Otto Weber. 10. Lfrg. (Leipzig, Thiel.) à Lfrg. 50 Pf.
P. Lindau, Aus dem literarischen Frankreich. (Breslau, Schottländer.) 5 Mk.
M. Moltke, Shakespeare's Hamlet-Quellen zusammengestellt, mit Einleitung und Nachträgen von Gericke. (Leipzig, Barth.) 3 Mk.
J. Thümmel, Vorträge über Shakespeare-Charaktere. (Halle, Niemeyer.) 4 Mk.
Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben. 3. Bd. (The Erl of Tolous and the Emperes of Almayn. Hrsg. v. G. Lüdtke.) (Berlin, Weidmann.) 6 Mk.

J. Schipper, Englische Metrik, in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt. I. Theil. Altenglische Metrik. (Bonn, Strauss.) 13 Mk. 50 Pf.
Juan de Valdés, El salterio, traduzido del hebreo en romance castellano. (Bonn, Weber.) 10 Mk.
G. Göbel, Dante Alighieri. Sechs Vorlesungen. (Bielefeld, Velhagen & Klasing.) 3 Mk.
G. Boccaccio, Dekameron. Aus dem Ital. v. D. W. Soltau. Mit Illustrationen. 3 Bde. (München, Bibl. Institut.) 10 Mk.
A. Bartoli, Geschichte der italienischen Literatur; übers. v. C. v. Reinhardstöttner. I. Bd. (Leipzig, Voss.) 4 Mk.
G. Bornhak, Lexikon der allgemeinen Literaturgeschichte. Die Literatur der ausserdeutschen Völker aller Zeiten in geschichtl. Uebersichten und Biographien, zugleich Lexikon der Poetik. (Leipzig, Bibliograph. Institut.) 5 Mk.

Hilfsbücher.

K. Hartung, 170 Themata zu deutschen Aufsätzen f. d. mittleren und oberen Klassen. (Bremen, Heinsius.) 2 Mk. 25 Pf.
C. Tumlirz, Tropen und Figuren, nebst einer kurzgefassten deutschen Metrik. (Prag, Dominicus.) 1 Mk. 12 Pf.
W. Herbst, Hilfsbuch f. d. deutsche Literaturgeschichte zum Gebrauche f. obere Klassen. 2. Theil. (Gotha, Perthes.) 80 Pf.
J. Durmayer, Grundzüge der Poetik für Mittelschulen. (Nürnberg, Korn.) 1 Mk.
W. Schramm, Deutsche Literaturgeschichte, nebst einer mnemotechnischen Anleitung zur leichten Aneignung literarhistor. Zahlen. (Brünn, Epstein.) 1 Mk. 60 Pf.
Lober, Knab & Kobmann, Uebungsstoff für den Unterricht im Deutschen. 5. u. 6. Heft. (Nürnberg, Korn.) à 45 Pf.
K. Hoffmann, Deutsche Sprachlehre. Ein method. Leitfaden f. Mittelschulen. 2. Theil. Wortlehre. Mit 221 Uebungsaufgaben. (Giessen, Roth.) 60 Pf.
W. Hahn, Poetische Mustersammlung. Erklärungen und Beispiele zu den Gattungen der Poesie. (Berlin, Hertz.) 3 Mk.
F. Pfalz, Literaturgeschichtliche Lebensbilder. (Leipzig, Siegismund & Volkening.) 1 Mk. 20 Pf.
Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert für Schule und Haus. 1. Bd. (Berlin, Th. Hofmann.) 5 Mk.
H. Herzog, Beispielsprichwörter. (Aarau, Sauerländer.) 70 Pf.
R. Dihm, Hilfsbuch zur Erlernung des Wortschatzes der franz. Sprache in einer genealogischen Uebersicht des franz. Wortgebäudes. Hrsg. v. H. Hoburg. (Frankfurt a. M., Sauerländer.) 1 Mk. 20 Pf.
R. Dihm, Franz. Vocabular. 2. Aufl. (Frankfurt a. M., Sauerländer.) 1 Mk. 60 Pf.
W. Bertram, Gramm. Uebungsbuch; im Anschluss an Plötz' franz. Grammatik. Heft 1—5. (Bremen, Heinsius.) 1 Mk. 70 Pf.
E. Walther, Französische Uebungsstücke für höhere Lehranstalten. (Nördlingen, Beck.) 1 Mk. 80 Pf.
d'Hargues, Lehrbuch der franz. Sprache. Unterstufe. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk.
J. Westenhöffer, Die Regeln der franz. Aussprache. 2. verb. Aufl. (Mülhausen i. E., Bufleb.) 50 Pf.
A. Wiemann, Franz. Chrestomathie. (Gotha, Schlössmann.) 1 Mk.
Voltaire's Mérope, erklärt v. Sallwürk. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
Racine's Phèdre, erkl. v. Döhler. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.

Barante, Hist. de Jeanne Darc, erklärt v. F. Hummel, (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf

J. de La Fontaine, Fables, erklärt v. E O. Lubarsch. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.

R. Wilcke, Anleitung zum englischen Aufsatz. (Berlin, Bornträger.) 1 Mk.

H. Berger, Prakt. Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der engl. Sprache. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Wiemann, Materialien zum Uebersetzen ins Englische. 1. Bändchen. Bilder aus der Geschichte. (Gotha, Schlössmann.) 40 Pf.

J. Green, History of the english people. The Stuarts, erklärt v. L. Lion. (Halle, Gesenius.) 2 Mk. 20 Pf.

The Teacher, Unterhaltungsblatt zum Zwecke d. gründl. Erlernens der engl. Sprache. Red. v. Heinrig. I. Jahrg. 12. Heft. (Leipzig, Reissner.) à 50 Pf.

Longfellow's Evangeline, erklärt v. Schmick. (Leipzig, Lenz.) 75 Pf.

H. Buchholtz, Italienische Sprachlehre. (Hannover, Helwing.) 2 Mk.

A. Müller, Grammaire générale des sept principales langues à l'usage des commençants. (Mainz, Diemer.) 12 Mk.

B. Arkossy, Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache. 2 Kurse und Supplement. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 8 Mk.

Dr. Fassano, Viaggio a Roma. Praktisches Handbuch der italien. Umgangssprache. (Berlin, Herbig.) 1 Mk. 25 Pf.

J. Dihrik, Erster Unterricht in der russischen Sprache. (Leipzig, Köhler.) 2 Mk. 70 Pf.





